Paris und London.

Von

L. Kalisch.

Erster Band.

Paris.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Paris.

Inhalt.

		Seite
I.	Erſte Eindrücke	1
II.	Der Carneval in Paris	14
III.	Ein Tantalus	26
IV.	Ein Beſuch bei der Frau Strauß	37
V.	Die Freiheitsbäume und die Julisſäule	47
VI.	Die Pariſer Theater.	
	1. Das Théâtre français	57
	2. Odeon	79
	3. Théâtre de Vaudeville	86
	4. Théâtre des Variétés	101
	5. Théâtre Montauſier	111
	6. Gymnaſe dramatique	120
	7. Porte St. Martin	134
	8. Ambigu-comique	141
	9. Théâtre hiſtorique	141
	10. Théâtre de la Gaieté, Cirque, Folies dramatiques, Délaſſemens comiques, Théâtre des funambules, Théâtre Lazary	144

		Seite
VII.	Die Deutſchen in Paris	160
VIII.	Etwas über Griſetten und Verwandtes .	173
IX.	Der Präſident der Republik . . .	195
X.	Der größte Blagueur in Paris . . .	203
XI.	Einige Gedanken über die franzöſiſche Höflichkeit	224
XII.	Wie man ſich in Paris ernährt . . .	232
XIII.	Mein Haus in Paris	242

I.

Erſte Eindrücke.

Auf der ganzen Strecke von Köln nach Paris wünſchte ich mir nichts ſo ſehr als Harthörigkeit. Es hatte ſich nämlich ein Narr eigener Art, ein Gagern-Enthuſiaſt, an meine Seite gepflanzt und wollte nicht von mir weichen, trotz aller Mühe, die ich mir gab, ihm den Aufenthalt an meiner Seite ſo unangenehm als möglich zu machen. Er ſprach von nichts Anderm, als von dem großen Heinrich, von dem Atlas, der auf den breiten Schultern die Gothaer Seifenblaſe trägt. Anfangs widerſprach ich ihm ſehr heftig, in der Hoffnung, daß er ſich mit mir verfeinde; als ich aber fand, daß ich mit meinem Widerſpruch nur Oel in das Feuer ſeiner Begeiſterung goß, erheuchelte ich die vollſte Bekehrung. Aber nun wollte er, daß ich mit ihm

gemeinschaftlich das Weihrauchfaß schwänge, daß ich von nichts Anderm spräche, als von dem alleinseligmachenden Heinrich. Da schwur ich wieder meinen Glauben ab. Was half aber dieß gegen seine Manie? Sein Mund hörte nicht auf, Psalmen auf den Edeln zu sprudeln und meine Ohren machten meiner Geduld die gerechtesten Vorwürfe. Ich zog daher die Mütze über die Nase, tauchte meinen Kopf in die Wellen meines Mantelkragens und als ich auf diese Weise meine künstliche Taubheit vollständig fertig glaubte, gab ich mich der Hoffnung auf Erlösung hin. Trügerische Hoffnung! Mein fanatischer Nachbar ließ sich durch die wollene Verschanzung meines Gehörs nicht im mindesten abschrecken; im Gegentheil: meine Vertheidigung diente nur, seine Angriffe zu verstärken. Er fing jetzt an, die Biographie des großen Landmanns von Monsheim ausführlich zu erzählen, und da er solche gesunde Lungen hatte, daß er das Wuthgeschrei der Lokomotive übertäubte, so hatte ich das Unglück, keines seiner Worte zu überhören. Der Mensch schrie mir fast Löcher in den Mantel und versicherte mir dabei, daß er mich sehr achte, sonst würde er sich gar nicht die Mühe geben, von dem Edelsten der Deutschen so viel mit mir zu sprechen.

Ich wußte nicht, was ich verſchuldet, um die Achtung dieſes Fanatikers zu verdienen; ich ſuchte indeſſen jedes Mittel der Grobheit auf, um ſie zu verſcherzen. Nichts aber half. Seine Zunge lief beſtändig Sturm auf meine wohlverſchanzte Ungeduld.

In Brüſſel angelangt, ſuchte ich ihm zu entfliehen und fühlte mich ſchon glücklich, als ich wieder in den Wagen einſtieg, ohne eine Spur von ihm zu entdecken. Aber in dem Augenblicke, als der Zug abgehen ſollte, kam er, ein Eſel zwiſchen zwei Nachtſäcken, an den Wagen gekeucht, und betheuerte mir, indem er einſtieg und mir die Nachtſäcke vor die Füße warf, daß er einen viel beſſern Platz hätte haben können, daß er aber, ſogar mit Gefahr zurückbleiben zu müſſen, jeden Wagen unterſucht, um mich ausfindig zu machen. Ich verfluchte im Stillen dieſes für mich ſo ſchmeichelhafte Unglück, und kaum war der Zug in Bewegung, ſo fing er, nämlich der Enthuſiaſt, im Schweiße ſeines Angeſichts wieder an, die alten Loblieder zu ſingen. So wenig kannte dieſer Menſch den Zorn meiner Ohren, daß er mir vorſchlug, in Paris, wo er ſchon häufig geweſen, mit ihm in einem und demſelben Hotel zu wohnen. Er nannte mir das Hotel.

Mehr wollte ich nicht wiſſen. Als wir daher in Paris anlangten, ſuchte ich, nachdem im Bahnhof die Zöllner Herz und Nieren meiner Koffer geprüft, dem Enthuſiaſten zu entwiſchen, nahm eine Droſchke und fuhr einem Hotel zu, das wenigſtens eine Viertelmeile von dem entfernt iſt, das mir der furchtbare Gagern-Enthuſiaſt genannt hatte.

Ich feierte meine Erlöſung; ich war in Paris. —

Die meiſten Menſchen ſehen und hören ſich einen Rauſch, wenn ſie zum erſten Male dieſe Weltſtadt beſuchen; und ich muß geſtehen, daß auch ich trotz meiner Anſtrengung nicht ganz nüchtern blieb. Der Eindruck, den Paris auf mich hervorbrachte, war ein überaus gewaltiger, ein unbeſchreiblicher. Es ſind nicht jene herrlichen Bauten, in denen die großartigen Scenen der Weltgeſchichte geſpielt wurden; es ſind nicht die koloſſalen Monumente von Erz und Stein, die dieſen gewaltigen Eindruck auf mich hervorbrachten: es iſt das bewegte Leben und Treiben, es ſind tauſend Einzelnheiten, die mich bewältigten.

Man glaubt in Deutſchland, Paris zu kennen; allein man kennt es nur aus tauſend verzerrten Schilderungen, aus den Zeitungen, in welchem ſo mancher politiſche Pinſel mit dick aufgetragener Par-

teifarbe uns verklekste Bilder gibt, die mit dem Original nicht die mindeste Aehnlichkeit haben. Freilich ist es auch unendlich schwer, Paris richtig zu schildern, da es schon außerordentlich schwer ist, es richtig zu sehen. Wer nicht mit gesundem, frischem, klarem Auge diese Stadt betrachtet; wer mit Vorurtheilen, oder, was dasselbe ist, mit einem vorgefaßten Urtheile dahin kommt, der wird Paris in Paris ebenso falsch sehen, wie er es außer Paris gesehen. Er wird dann die mitgebrachte Schablone über die Pariser Zustände schieben und nur die allgemeinen Phrasen wiederholen, die schon Hunderte vor ihm hundert Mal wiederholt.

Als ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft in Paris mein Hotel verließ, fiel ich gleich einem Landsmanne in die Arme, der nach einem kaum zweimonatlichen Aufenthalte in dieser Riesenstadt mir versicherte, daß Niemand Paris so gut kenne, wie er, was er in seinen nächst erscheinenden Pariser Briefen auch sage. Ihm war Paris ein Babel, eine Hölle, ein Vulkan, ein Sumpf, ein Ninive, ein Abgrund; und kaum hatten wir zwei Straßen zurückgelegt, als er mir dieß Alles auch schon logisch bewiesen hatte. Zugleich versicherte er mir, daß er dieß Alles bereits gewußt, eh' er

nach Paris gekommen; er sei aber nur nach Paris gekommen, um sich in seiner Ueberzeugung zu stärken. Dabei gerieth er so sehr in Eifer, daß ihm durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen die Brille von der Nase auf's Pflaster fiel. Wir waren auf dem Place de la Concorde und gewiß hätte er mir auch logisch bewiesen, daß der Obelisk von Luxor eigentlich nur ein ägyptischer Zahnstocher sei, wenn ich ihm nicht, während er die zerbrochenen Gläser seiner Augen zusammenlas, glücklich entschlüpft wäre.

Man muß, wenn man nach Paris kommt, lernen wollen, aber nicht gelehrt zu sein glauben; vor Allem muß man sich hüten, nach einzelnen Erscheinungen Urtheile zu bilden. Paris ist eine Welt im Kleinen, wo man mit jedem Schritte auf die merkwürdigsten Widersprüche stößt. Man sieht hier das Größte neben dem Kleinsten, das Schönste neben dem Häßlichsten, das Erhabenste neben dem Niedrigsten; und es gehört nicht nur ein Talent der Beobachtung, sondern auch Zeit dazu, wenn man durch diese Widersprüche nicht verwirrt werden, wenn man das Allgemeine mit dem Besondern, die Ausnahme mit der Regel nicht verwechseln soll.

Ich hatte mir Paris ganz anders vorgestellt.

Ich hatte geglaubt, im Aeußern der Stadt die Spuren der jüngsten Kämpfe zu finden. Ich bildete mir ein halbzerstörtes, trauriges, niedergeschlagenes Paris ein, dem die Republik den weltberühmten Glanz, den Luxus, die Lebensfreude geraubt. Ich dachte mir jeden Pariser mit gebeugtem Haupte durch die düstern Gassen wandelnd. Aber wie hatte ich mich getäuscht! Ich fand Paris lachend und scherzend, die Theater überfüllt, die Spaziergänge dicht gedrängt und überall rauschende Lebenslust. Selbst in den Stadttheilen, wo der entsetzliche Junikampf gewüthet, jener räthselhafte Kampf, in dessen Blut sich die europäische Reaktion berauscht: selbst da war kaum eine Spur der Verwüstung mehr zu entdecken. Paris duldet keine Ruinen, und die Wunden, die hier den Häusern geschlagen werden, heilen so schnell, daß kaum eine Narbe übrig bleibt.

Paris läßt sich mit keiner andern Stadt der Welt vergleichen. Man kann von Paris nicht sagen, daß es eine schöne Stadt sei, obgleich es die schönsten Plätze, die herrlichsten Gebäude der Welt besitzt; man kann aber auch nicht sagen, daß Paris nicht schön sei, obgleich es zum Theil aus den schmutzigsten, engsten und winkligsten Gassen besteht, die sich durch

die schönsten Stadttheile winden. Paris hat neben den Boulevards, wo der Türke dem Portugiesen, der Aegyptier dem Brasilianer, der Perser dem Hindu begegnet, zugleich Straßen, in die nur selten der Fuß eines Fremden sich verirrt und deren Bewohner kaum zwei Male des Jahres das Quartier verlassen. Aber in Paris sieht man die Häuser vor lauter Straßen, die Straßen vor lauter Stadt nicht. Das rege Leben nimmt so sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch, daß man gar nicht an die Gebäude denkt, so wie man bei einem interessanten Drama die Coulissen nicht beobachtet. In anderen Städten ist es gewöhnlich umgekehrt.

Man streiche Paris aus der Reihe der europäischen Städte und Europa gewinnt eine andere Gestalt. Dieß ist nicht schwer zu beweisen. Der russische Absolutismus und sein gekrönter Anhang beweisen dieß hinlänglich durch die Furcht, die sie vor Paris haben, durch den Haß, mit dem sie diese Furcht zu verdecken glauben. Paris läßt sie nicht ruhig schlafen. Der Hauch der Freiheit, der von hier aus die Welt durchweht, droht beständig, ihnen die Kronen von den Häuptern zu wehen. Der Verjüngungsprozeß der europäischen Gesellschaft, der hier im Jahre 1789 begonnen, er ist 1815 ver-

loren worden und die Völker haben die Koſten bezahlen müſſen. Aber nicht die Vernunft, ſondern die Gewalt ſaß zu Gericht. Im Juli 1830 wurde in Paris wieder appellirt und der Prozeß wurde in zweiter Inſtanz verloren, weil die Nationen die Solidarität ihrer Intereſſen nicht einſahen. Die Februarrevolution aber war die dritte Inſtanz dieſes Prozeſſes. Er iſt nicht verloren; die Entſcheidung wird nur durch Schikane und Intriguen hingehalten. Paris aber iſt der oberſte Gerichtshof; hier und nirgendwo ſonſt wird in dieſer letzten Inſtanz entſchieden werden. Dieſe Behauptung iſt ſo wahr, daß Fürſten und Völker inſtinktmäßig auf Paris horchen und je nach dem dortigen Stande der Dinge Furcht oder Hoffnung für die Zukunft ſchöpfen.

Man braucht nicht lange in Paris zu ſein, um zu ſehen, daß hier der große Kampfplatz der Ideen iſt, die jetzt die civiliſirte Welt bewegen. Man ſieht es an tauſend Dingen; man hört es an tauſend Geſprächen. Die Politik beſchäftigt hier Jeden, in den Paläſten und in den Arbeiterwerkſtätten; und nichts iſt ſo irrig, als wenn man glaubt, das Volk in Paris habe kein Intereſſe mehr für die großen Tagesfragen. Der Kommiſſionär lieſt an der

Straßenecke und der Fiakerkutscher auf dem Bocke seine Zeitung so eifrig, daß ihn das Straßengetümmel nicht im mindesten daran stört. Ich habe dieß gleich bei meiner Ankunft in Paris gesehen und es hat mich nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Später hatte ich Gelegenheit genug, mich zu überzeugen, daß der ärmste Ouvrier sich nicht nur täglich seine Zeitung kauft, sondern seinen letzten Sous für Brochüren hingibt, in denen seine Angelegenheiten besprochen werden. —

Ich habe oben gesagt, daß Paris sich mit keiner andern Stadt vergleichen lasse. Als ich in der ersten Zeit meiner Anwesenheit in Paris mich eines Abends in einer zahlreichen Gesellschaft befand und das Gespräch auf diese Weltstadt gelenkt wurde, hatte Jeder einen Vergleich bei der Hand. Der Eine sagte: Paris ist das Herz Europa's, ein Herz voll jugendlicher Leidenschaft, feurig im Hasse wie in der Liebe, und es gibt keine Stadt auf dem europäischen Festlande, deren Lebenspuls nicht von den Gefühlen dieses Herzens bestimmt würde. Ein Anderer meinte, Paris sei ein Weltmeer, herrlich, wenn es ruhig, furchtbar, wenn es bewegt ist und reich an Perlen und Ungeheuern. Ein Dritter äußerte: Paris ist die große Weltbörse, wo die

Ideen der Menſchheit umgeſetzt werden. Ein Vierter behauptete, Paris ſei die Rieſenuhre, nach welcher Europa ſich richtet. Ein Fünfter, der Sohn eines Geldwechslers, verſicherte, Paris ſei die Univerſal-Münzſtätte, wo die Gold- und Silbergedankenbarren der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Politik zu baarem Gelde geprägt werden. Und ſo erſchöpfte man ſich in Vergleichen, bis ein alter penſionirter Marineoffizier, der ſich in allen Welttheilen umgethan und den die Vergleiche langweilten, mit der Behauptung herausfuhr: Paris iſt Paris. Punktum!

Man hat mir, bevor ich nach Paris ging, von vielen Seiten verſichert, ich würde mich dort wenigſtens in der erſten Zeit ſehr iſolirt fühlen. Ich habe nichts davon empfunden. Man darf, wenn man nach Paris kommt, nichts ſein wollen; man muß ein Vergnügen daran finden, ſich unter der Menge zu verlieren. Man muß ſich nur als ein Tropfen in dieſem Ozean denken, nicht als ein buntbewimpeltes Frachtſchiff, das auf dieſem Ozean ſchwimmt. Es kommen viele deutſche Schriftſteller und Gelehrte nach Paris, die, ihre vaterländiſchen Lorbeerkränzchen in der Hand, ſich ſehr enttäuſcht fühlen, wenn man den Glanz ihres Ruhmes nicht gleich bemerkt. Du lieber Gott! In Paris laufen

die Unsterblichkeiten zu Dutzenden auf der Straße herum und Niemand kennt sie. Das digito monstrari ist in Paris ein Ding der Unmöglichkeit, in diesem Paris, wo die Steine berühmter als die Menschen sind. Die persönliche Eitelkeit muß hier bald Hungers sterben, da ihr hier keine blinde Bewunderung Nahrung gibt. Wer nach Paris mit seiner kleinstädtischen Glorie kommt und seine winzige Persönlichkeit nicht gleich vergißt, der wird hier bittere Täuschungen erleben. So hat mir ein bekannter deutscher Lyriker mit fast thränendem Auge gesagt, daß, als er Lamartine besucht, dieser ihn nicht einmal dem Namen nach gekannt habe, ihn, dessen Werke doch in so vielen Blättern ausführlich besprochen wurden. In diesen Kritiken glaubte der lyrische Kauz unabweisbare Wechsel auf den Universalruhm zu besitzen!

Viele Leute wollen Paris während einer kurzen Ferienzeit kennen lernen. Sie speisen Paris, wie man auf einer Poststation speist, eine halbe Portion Pantheon, einen Blick voll Gobbelins, einen Bissen Louvre-Gallerie und eilen dann wieder nach Hause. Diese Hast, Paris gleichsam als Gabelfrühstück mit den Augen zu verschlucken, ist höchst komisch. Ich habe in Paris einen deutschen Gelehrten gesehen,

der ſich dort nicht länger als zwölf Tage aufgehalten und dieſer Herkules verrichtete in dieſen zwölf Tagen ein Dutzend Herkules-Arbeiten. Jeden Morgen fing er ſein laufendes Geſchäft an und ſchwamm Abends im Schweiße nach ſeinem Hotel; und als er abreiſte, fiel ihm zu ſeinem unſäglichen Schrecken ein, daß er das Allerwichtigſte, die große Bibliothek, zu ſehen vergeſſen. Solche Leute behaupten dann, Paris kennen gelernt zu haben!

Paris iſt eine Stadt, die nicht ausſtudirt werden kann. Jeder Spaziergang iſt hier für den Beobachter eine Entdeckungsreiſe. Man kann in Paris keinen Schritt thun, ohne neue Eindrücke zu empfangen, ſo produktiv iſt hier das öffentliche Leben. Aber man kann, wie geſagt, von Paris kein allgemeines Bild geben. Welcher Rahmen wäre auch groß genug für ein ſolches Bild? Ich habe es daher verſucht, einzelne Bilder von dem Pariſer Leben zu entwerfen, kleine Genrebilder, die kein anderes Verdienſt haben, als die Anſpruchsloſigkeit, mit der ſie ſich darbieten. Findet das Publikum aber noch andere Verdienſte daran, deſto beſſer!

II.

Der Carneval in Paris.

Der Faſtenochſe hat in der dießjährigen Carnevalszeit eine bedeutendere Rolle geſpielt, als je zuvor; er iſt nämlich zum Gegenſtande eines Prinzipienſtreites geworden. Bereits mehrere Wochen vor dem Carneval wurde die Faſtenochſenfrage in allen Blättern lebhaft beſprochen. Die monarchiſche Partei ſprach ſich gegen das Erſcheinen des Faſtenochſen aus, um dem Volke, deſſen Vorliebe für denſelben ſie kennt, zu zeigen, was es durch die Februarrevolution verloren. Deßhalb aber forderte die demokratiſche Partei nur um ſo heftiger das Auftreten des Ochſen. Was halfen aber alle Vernunftgründe? Herr Carlier wollte nicht und Cäſar, ſo hieß der Faſtenochſe, glänzte in Paris durch ſeine Abweſenheit.

Die Bewohner von Batignolles und ich waren indessen glücklicher als die Pariser. Diesen Vorstädtern und meiner Wenigkeit war der Anblick des großen Cäsar gegönnt. Als ich mich am Faschingsdienstag in aller Frühe nach Batignolles begab, bemerkte ich an der Barrière de Clichy einen großen Zettel, auf welchem der Zug des vierfüßigen Wunderthiers angegeben war. Er sollte vom Montmartre herunter sich nach dem Stadthause in Batignolles begeben.

Es hatten sich bereits viele neugierige Gruppen gebildet, die den Herrn Carlier, die Regierung und den Präsidenten der Republik garstig durch die Lauge zogen. Ich hörte Einen sagen, daß Ludwig Napoleon, der gern Cäsar werden wolle, aus Neid gegen den Ochsen, der schon Cäsar sei, ihm nicht den Eintritt in die Stadt erlauben wolle. Ein Anderer bemerkte, daß eine Regierung, die sich vor einem Ochsen fürchtet, doch keine sonderliche Courage haben könne; worauf ein Dritter äußerte, daß Prätendenten sich von jeher vor Rivalen gefürchtet.

Nun flogen gute und schlechte Witze, wie Fangbälle hin und her und man schwang, trotz der Anwesenheit der Sergeants de Ville, die Geißel der Satyre schonungslos über den Rücken der Regier-

ung. Nachdem man mehrere Stunden die Suppe der Unterhaltung mit attischem Salze gewürzt, vernahm man mehrere Trompetenstöße und drei phantastisch gekleidete Reiter verkündeten die Ankunft des großen Cäsar.

Man muß gestehen, daß es ein Ochse war, der dem Rindvieh alle Ehre machte. Als Ochse von Charakter hatte er seine Schuldigkeit gethan und war so groß und dick, als man sein kann, ohne im eigenen Fett zu ersticken. Er mußte seine vier Füße anstrengen, um seine eigene Last mit Würde zu tragen; aber das Volk empfing ihn mit eisiger Kälte. Dieser kalte Empfang war eine Manifestation gegen die Regierung und der vierfüßige Cäsar ging spurlos und unbegrüßt vorüber. Der arme Ochse war das Opfer einer unpopulären Politik geworden und mußte ruhmlos zur Schlachtbank gehen. Das Schicksal des armen Cäsar ging aber Niemanden so sehr zu Herzen, wie dem Himmel, der plötzlich so heftige Thränen zu vergießen anfing, daß sich die Menge halb durchnäßt verlief und Schutz suchend in die Restaurationen und Cabarets eilte.

Der Faschingsdienstag sah aus wie ein Aschermittwoch und was sich von Masken trotz des besti-

gen Regens auf den Boulevards ſehen ließ, war nicht der Mühe werth geſehen zu werden. Nur Abends wurde es lebhafter. Ich beſuchte gegen Mitternacht mehrere Tanzböden in Belleville, einer der Pariſer Vorſtädte, und ich muß geſtehen, daß ich auch hier keinen ſonderlichen Begriff von dem Pariſer Carnevalsleben bekam.

Der Pariſer Carneval iſt durchaus nicht mit unſeren rheiniſchen Carnevalsfeſten zu vergleichen. Am Rhein iſt der Carneval ein poetiſcher Rauſch, eine rauſchende Poeſie, die ſich des ganzen Volkes bemächtigt; in Paris hingegen unterſcheidet ſich der Carneval von der Proſa der gewöhnlichen Tage nur durch eine größere Ausgelaſſenheit. Es iſt keine Poeſie, ſondern nur ungebundene Proſa; es ſind Bachanalien, keine Saturnalien.

Der rheiniſche Carneval beſchäftigt alle Künſte. Poeten, Muſiker und Maler widmen ihm die heiterſten Stunden und die Muſen ſetzen ſich die Schellenkappe auf und jubeln mit dem Volke. In Paris aber iſt der Carneval ein Feſt, an welchem das Laſter ſich noch eine gute Strecke weiter und mit größerm Geräuſch von der Tugend entfernt, als gewöhnlich. Am Rhein bildet der Carneval einen Gegenſatz zum gewöhnlichen Leben; hier iſt

er nur eine höhere Potenz deſſelben. Er entbehrt daher auch alles Ueberraſchenden, wenn man nicht etwa die großen Opernbälle ausnimmt. Dieſe Opernbälle gehören freilich zu dem Merkwürdigſten, was man nicht nur während der Pariſer Carnevalszeit, ſondern was man in Paris überhaupt ſehen kann.

Man denke ſich einen der größten und prachtvollſten Säle von fünfzig Luſtren und tauſend einzelnen Gasflammen beleuchtet; man denke ſich alle Logenreihen dieſes prächtigen Saales von den bunteſten Zuſchauern beſetzt und das Parterre überfüllt von Debardeurs, Pierrots, Harlequins, Dominos und Phantaſiemasken, die zu den betäubenden, wüthenden Tönen eines rieſigen Orcheſters toll durcheinander ſpringen und — man hat immer noch keinen genügenden Begriff von dieſen Bällen.

Iſt es doch überhaupt ſchwer, dem tugendhaften Deutſchen die Art und Weiſe, wie die Franzoſen tanzen, zu beſchreiben. Der fromme Deutſche verliert ſelbſt in ſeinen ausgelaſſenſten Augenblicken ſeine Beſonnenheit nicht ganz. Seine Tänze ſind tugendhaft und bedächtig und wenn er ſich ja einmal vergißt, ſo büßt er einen tollen Augenblick wenigſtens durch einen dreitägigen Katzenjammer

und mit einer Woche voll Reue und Zerknirſchung und nimmt ſich vor, nie wieder einen ſolchen Streich zu begehen und bittet die Tugend wegen der Sünden ſeiner Beine um Verzeihung. Ach, die deutſche Tugend kann nicht viel vertragen! Das Pariſer Volk aber tanzt nie, ohne zu raſen. Seine Füße verlieren ſo zu ſagen den Verſtand und ſein Verſtand verliert ſich in die Füße. Die Pariſer kümmern ſich dann weder um die Tugend, noch um die Geſundheit. Die tollſte und wildeſte Muſik iſt ihnen noch nicht toll und wild genug. Man muß dieſe Opernbälle geſehen haben, um die Lungen der Pariſer bewundern zu können, dieſer Pariſer, die zwei lange Winternächte hindurch raſen und doch nicht müde genug ſind, um nicht noch eine dritte durchraſen zu wollen. —

Die Pariſer Opernbälle waren früher, als die Könige von Gottes Gnaden über Frankreich herrſchten, der Vereinigungspunkt des Adels, wo man der Ehe unter der verhüllenden Maske mit größerer Bequemlichkeit Schnippchen ſchlagen konnte. Später geriethen dieſe Bälle immer mehr in Verfall, bis ein großer Mann erſtand, der ihnen nicht nur den frühern Glanz wiedergab, ſondern ſie zu den merk-

würdigsten der Welt machte. Dieser große Mann heißt Musard.

Nur die Lumpe sind bescheiden! Da aber Musard, wie eben erwähnt, ein großer Mann ist, so kann er unmöglich bescheiden sein. Musard ist sich seiner Größe vollkommen bewußt. Er weiß recht gut, daß er der populärste Sterbliche in ganz Paris ist, in jener Stadt, wo die Unsterblichkeiten so sterblich sind und wo die Lorbeern oft schon welken ehe sie recht grünen. Wie ein zufriedener Jupiter lächelt er, wenn er an der Spitze seines Orchesters steht und mit dem kleinen Taktstock das blecherne Donnerwetter in die Beine seines Publikums fahren läßt.

Musard ist der Napoleon der Tanzmusik. Sobald er sich sehen läßt, rufen tausend Kehlen: **Vive Musard**! und er weiß, daß dieses **Vive Musard** aufrichtiger ist, als das **Vive Napoleon**, welches der Präsident der Republik zuweilen hört.

Musard hat stets ein weltbeherrschendes Lächeln um die Mundwinkel, und auf seiner Stirne ruht die Ueberzeugung, daß keine Macht der Erde die seinige zu stürzen vermag. Denn so lange Paris steht, wird Paris tanzen und so lange Musard lebt,

werden die Pariſer Füße jubelnd der Leitung ſeines Taktſtockes folgen. —

Die Tänze auf den Opernbällen haben zwar verſchiedene Namen; aber es iſt ſehr ſchwer auf dieſen Bällen die Walzer vom Galopp, die Polka vom Schottiſchen zu unterſcheiden. Es iſt Alles eben nur der Cancan, der ſich unter verſchiedenen Namen ankündigt. Wenn mich aber ein wißbegieriger Leſer fragt, was der Cancan für ein Tanz ſei, ſo kann ich ihm nur antworten, daß ein Deutſcher, als er voriges Jahr dieſen Tanz in einer der Pariſer Vorſtädte zum erſten Male geſehen, ſogleich in Ohnmacht gefallen iſt. Was mich betrifft, ſo will ich nicht heucheln. Meine Tugend kann ſich leider keiner Ohnmacht rühmen; ich geſtehe ſogar, daß ich im Saal Valentino, wo ich den Pariſer Cancan zuerſt geſehen, es eine ganze Stunde aushalten konnte, ohne daß mir's übel geworden wäre: ſo viel aber iſt gewiß, daß der lüderlichſte deutſche Fuß doch immer noch zu moraliſch iſt, um ſich mit dieſem Tanze zu beſchäftigen. Doch was ſpreche ich von Füßen? Der Cancan wird nicht bloß mit den Füßen, er wird auch mit den Händen getanzt. Ja, das eigentliche Tanzen macht den Cancan noch nicht zum Tanze, ſondern die ihn begleitende

Mimik, die heftige frivole Sprache, die dabei mit allen Gliedern gesprochen wird. Wahrlich, wenn diese Sprache hörbare Worte wären, müßte man sich die Ohren zuhalten. So viel ist ebenfalls gewiß, daß von dem Cancan sich nicht nur die Tugend, sondern auch die Grazie erröthend abwendet, und was mich betrifft, so hat er noch mehr mein ästhetisches, als mein sittliches Gefühl verletzt.

Der Cancan ist der Tanz des toll gewordenen Fleisches. Diese Tollheit ist zwar von der Polizei verboten und die Priester der Sittsamkeit stehen in Gestalt von bärtigen Sergeants de Ville auf jedem öffentlichen Volksball, um die Tollheit, wenn sie allzutoll wird, zu einiger Vernunft zu bringen. Aber die Sergeants de Ville sind selbst Pariser und es muß schon sehr arg zugehen, bis ihre, in dieser Beziehung diskretionäre, Gewalt einschreiten zu müssen glaubt.

Die Pariser cancanisiren jeden Tanz und man kann leicht sehen, wie sie die Grenze des von dem sittlichen Anstand Erlaubten zu dem von der Polizei Verbotenen überspringen; wie weit sie sich aber in ihrer Tanzwuth von dieser Grenze entfernen, das hängt nur von der Toleranz, von der Tugend und dem Keuschheitsgefühl der anwesenden wachthaben-

den Polizeidiener ab. Wo das Sittlichkeitsgefühl aufhört, fängt der Cancan an; wo aber der Cancan aufhört, das wiſſen nur Diejenigen, die viel mehr wiſſen, als meine Leſer je zu wiſſen brauchen. —

Die einzige Tugend, die der Cancan beſitzt, iſt ſeine Aufrichtigkeit. Der Cancan iſt kein Hypokrit und es ſind nicht die Jeſuiten, die ihn erfunden haben.

Auf den großen Opernbällen, wo man in Frack und gelben Glacéhandſchuhen erſcheinen muß, kann der Cancan, wenigſtens vor vier Uhr Morgens, ſich nicht allzuweit von der Grenze des Erträglichen entfernen. Nach vier Uhr aber, wo ſich bereits alles Weibliche entfernt hat, was nicht aus dem Krieg mit der Sittlichkeit ein G..verbe macht, benutzt der Cancan noch die einzige Stunde vor dem Ende des Balles und in dieſer Stunde wird die röchelnde Moral vollends zu Tode getanzt. —

Ich habe oben unter den Masken der Debardeurs erwähnt. Dieſe Debardeurs, die man durch die graziöſen Zeichnungen Beaumont's im Charivari auch in Deutſchland kennt, ſind die vorherrſchenden Masken auf den Muſard'ſchen Bällen. Es ſind Griſetten und andere noch ein Dutzend

Stufen unter den Griſetten ſtehende Mädchen, die als Debardeurs die großen Opernbälle beſuchen. Man kann ſich nichts Reizenderes, nichts Anmuthigeres denken, als dieſe Debardeurs. Sie tragen weite Sammt- oder Atlashöschen, die kurz genug ſind, um das Füßchen in ſeiner ganzen Pariſer Niedlichkeit ſehen zu laſſen. Dieſe Füßchen ſind in der That oft ſo klein, daß die ſeidenen Schuhe, in denen ſie ſtecken, einem wahrhaft deutſchen Kinderfuße nicht allzuweit ſein würden. Dieſe Füßchen und deren Bekleidung ſind der Stolz der Debardeurs, ſo wie überhaupt der Fuß, der Stolz und der Gegenſtand der ſorgfältigſten Pflege jeder Pariſerin iſt. Um den Leib tragen ſie gewöhnlich einen Gürtel, ſonſt aber tragen ſie nichts; denn das faltige, weite Hemd dient mehr dazu, die weißen Geheimniſſe der Schultern und deren weiteſte Umgegend zu offenbaren, als zu verbergen.

Die Debardeurs ſind von den Hüften aufwärts ſo gekleidet, daß man ſehr deutlich die Stelle ſehen kann, unter welcher ihr Herz ſchlägt, jenes Herz, das für ſo Viele ſchlägt. Auf den Köpfchen tragen ſie kleine weiße kokette Filzhütchen, die auf Krakeel ſitzen. Sie fangen aber nie Krakeel an, es ſei denn

mit der Tugend, wenn diese sich vorlaut in die Mysterien des Cancans einmischen will, oder mit der gesunden Vernunft, sobald diese sich herausnimmt, ihnen größere Aufmerksamkeit auf die Gesundheit zu empfehlen. —

III.

Ein Tantalus.

Es gibt keine größeren Qualen, als die Tantalus-Qualen; es gibt keinen grauſamern Schmerz, als einen Zoll breit vom Genuſſe entfernt zu ſein und doch in der Entbehrung verſchmachten zu müſſen. Wie viel Menſchen zählt unſer moderner Staat, deren Leben von der Wiege bis zur Bahre eine ewige Tantalus-Qual iſt! Wie viele ſolcher Tantaluſſe zählt beſonders Paris, das ſo reich an Genüſſen und ſo überreich an Armuth iſt! —

Es war an einem abſcheulichen Dezembertage. Der Himmel wußte in ſeiner böſen Laune nicht recht, ob er ſie im Regen oder im Schnee auslaſſen ſollte. Es wehte ein kalter, feuchter, ſchneidender Wind, der mich zwang, mich enger in meinen Mantel zu hüllen, als ich eine Reſtauration auf

dem Boulevard Poissonnière verließ. Ich wollte nach Hause eilen, als mir an der Ecke der Faubourg Montmartre ein Mensch auffiel, der mit peripatetischen Schritten dem Boulevard des Italiens zuging. Solche Schritte bei solchem Wetter und in solchem Anzuge! Der Mann hatte fast gar nichts auf dem Leibe; denn seine Blouse war so zu sagen nur eine baumwollene Löchersammlung, mit welcher sich der mitleidslose Nordostwind die dummsten Späße erlaubte; und was seine Beinkleider betrifft, so konnte man nicht sagen, ob diese aus weniger Zeug oder aus mehr Löchern bestanden, als seine Blouse. Seine zerbrochenen Schuhe — sie waren von Holz — schienen gegenüber den geschickten Operationsversuchen, von denen sie merkwürdige Spuren trugen, sich als unheilbar erwiesen zu haben. Auf dem Kopfe trug er ein **bonnet de police**, das vielleicht schon sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, oder vielleicht gar die viertausendjährigen Pyramiden gesehen hatte; wenigstens sah man es dieser Mütze an, daß sie ihre Jugendjahre nicht auf diesem Kopfe zugebracht. Sein struppiger, schwarzer Bart, in welchen manches graue Haar sich einmischte, umgrenzte ein narbenreiches Gesicht, das von Muth, Ausdauer und Ent-

ſchloſſenheit zeugte. Aber es lag auch etwas Elegiſches in dieſem Geſicht, das unwiderſtehlich anzog.

Wie faſt jeder Franzoſe hatte mein Peripatetiker die Hände in den Hoſentaſchen. Ich folgte ihm wie ſein Schatten. Vor dem Schaufenſter eines der größten **Marchand de Comestibles** der Boulevards machte er Halt und richtete ſein ſchwarzes Auge auf die koſtbaren Schätze, die hier in den maleriſchſten Gruppirungen lagen. Nur in Paris ſieht man dergleichen Herrlichkeiten; ich will es daher verſuchen, ein ſolches Schaufenſter zu ſchildern.

Unmittelbar um einen kleinen Springbrunnen, der aus der Mitte eines von zierlichem Mooſe umkränzten Beckens ſprudelt, in welchem allerliebſte Goldfiſchchen ſorgenfrei ſpazieren ſchwimmen, liegen höchſt anmuthige Leichen von wilden Enten, Feldhühnern und Faſanen; zwiſchen ihnen, in romantiſcher Abwechſelung mehrere intereſſante Schnepfen, die langen Stecher zwiſchen Moos verſteckt. Hinter dieſen Seglern der Lüfte ſieht der Neugierige mehrere Seebewohner, gigantiſche Hummern, theils noch lebend, theils abgekocht, theils ganz, theils maleriſch in zwei Hälften geſpalten; damit das Auge des Feinſchmeckers ſich an dem innern, ſchneeweißen

Fleische ergötze, das so herrlich in der purpurrothen Schaale prangt. Hinter diesen Hummern viele der grotesksten Seefische, unter welchen man auch wohl einen Salm, oder einen riesigen Hecht gewahrt, der im Leben mehrere tausend Meilen von Denen getrennt war, mit welchen er jetzt in nachbarlichem Frieden liegt, um vielleicht nach Sonnenuntergang von einem aristokratischen Magen gemeinschaftlich verdaut zu werden.

Hinter den Fischen, in amphitheatralischer Erhöhung, einige Hasen, die gebrochenen Auges auf einen gekrönten Wildschweinkopf blicken. Man kann sich kein wohlschmeckenderes Naturalienkabinet denken. Aber das ist bei weitem noch nicht Alles. Auf dieser Seite ist nur der Haut-gout vertreten und es gehört schon ein wissenschaftlich gebildeter Magen dazu, um diese Dinge mit Bewußtsein verdauen zu können. Auf dieser Seite ist die Würde; auf der andern aber ist die Anmuth. Da sieht man gebratene Kapaune von unbeschreiblicher Grazie; farcirte Welsche, die menschenfreundlich jeden Vorübergehenden anblicken; Straßburger Gänseleber-Pasteten, die zwar sehr schwer zu verdauen, aber sehr leicht zu essen sind; geräucherte Zungen, so schön gebräunt, als ob sie ein Maler lackirt hätte;

Hamburger Rindfleisch, das jedem deutschen Patrioten Thränen der Rührung aus dem Auge lockt und Würste von allen Enden der Welt. Hier und dort ragt aus diesen bunten Fleischmassen eine unschuldsreine Schüssel, gefüllt mit Perigordtrüffeln, die in Champagnersauce ertrinken. An der Decke brunette Schinken und Hammelskeulen und im Hintergrunde eine Reihe von Ananas, Orangenpyramiden, Maronen, Konfituren und Alles, womit eine lebhafte Dichterphantasie das Land der Schlaraffen auszuschmücken pflegt.

Der Peripatetiker betrachtete diese Herrlichkeiten mit einem Auge, mit welchem vielleicht einst Moses von den Höhen des Berges Nebo in's gelobte Land geblickt. Er sah aus, als ob er sagen wollte: „der Geist ist willig; aber das Fleisch ist theuer."

Nachdem er ungefähr fünf Minuten vor diesem Schaufenster gestanden, ging er gedankenvoll weiter und blieb dann plötzlich vor einer der größten Restaurationen stehen. Ich wußte nicht, was ihn veranlaßte, so schnell Halt zu machen, bis ich näher trat und mir aus der unterirdischen Küche dieser Restauration die würzigsten Düfte entgegenströmten. Die Nasenflügel meines Peripatetikers hatten sich

weit geöffnet und er ſog dieſe Düfte mit heißer Begier ein. Aber in ſeinen Geſichtszügen lag ein heftiger Verdruß. Der arme Mann ſchien die Ordnung zu lieben und ärgerte ſich nun, daß er dieſe verſchiedenen Düfte ſo durcheinander einathmen ſollte. Wie man nach der Karte ſpeiſt, wollte er gerne nach der Karte riechen. Das ſah man ihm deutlich an. Man ſah ihm aber auch an, wie ſein armer Magen ſich empörte über die Schwelgerei ſeiner reaktionären Naſe, die ſich ſo ſelbſtſüchtig den üppigſten Genüſſen ergab.

Nach einer Weile genoſſenen Duftes, ſchob mein Tantalus die Mütze mehr nach dem linken Ohre und kratzte ſich hinter dem rechten, was anzudeuten ſchien, daß er von der Zweckloſigkeit ſeines Weilens überzeugt ſei und daß er ſeiner unbeſchäftigten Verdauung keine gerechte Urſache zur Empörung geben wollte. In dem Augenblicke aber, als er ſich entfernen wollte, ging die Thüre des Reſtaurationsſaales weit auf und heraustrat ein Menſch, ſo dick als hätte er eine Keſſelpauke verſchluckt und ſo zufrieden, als dächte er noch gar nicht daran, im eigenen Fette zu erſticken. Er ſtocherte ſich die Zähne, ſchob meinen Peripatetiker, der ihm im Wege ſtand, bei Seite, ſchlug den Kragen ſeines

Marderpelzes in die Höhe und schritt einem benachbarten Kaffeehause zu.

Mein Peripatetiker sah ihm eine Weile nach und ging dann langsamer weiter. Aber schon nach einigen Schritten machte er wieder Halt. Er befand sich vor den Fenstern eines Geldwechsel-Bureaus. Hinter diesen Fenstern lagen im eigentlichen Sinne des Wortes Schätze aufgehäuft. Goldene Berge von Napoleonsd'ors, darunter Hochebenen von englischen Sovereigns und Kremnitzer Dukaten, dann einige anmuthige Höhenzüge von alten Münzen und Medaillen und hinter diesen ein hohes Schneegebirge von Fünffrankenstücken bildeten eine höchst romantische Gegend, die mein Peripatetiker nicht nur wie ein Naturfreund, sondern wie ein Naturforscher zu betrachten schien. Die Papierschätze, wie z. B. die englischen und französischen Banknoten, die hier nachlässig wie alte Waschzettel herumlagen, schienen seine Aufmerksamkeit weniger in Anspruch zu nehmen. Aber ich sah es ihm an, daß er nach und nach in große Verlegenheit gerieth. Diese Verlegenheit bestand nicht darin, wie er zu diesem Gelde kommen sollte, sondern wie er es am besten verwenden könnte, wenn er im Besitze desselben wäre. Ich sah, wie er in seiner Phantasie

die Materialien zu ſeinen Luftſchlöſſern zuſammentrug, wie er ſie baute, wie er ſie auf's prachtvollſte möblirte, wie er über die Stellung der Möbel nicht mit ſich einig werden konnte. Vielleicht ärgerte ihn die zahlreiche Bedienung; vielleicht grollte er dem Mohren, weil er ihm ein koſtbares Porcellangeſchirr zerbrochen; vielleicht zürnte er ſeinem Kutſcher, daß er das Handpferd nicht gut eingeſchirrt. Wer kann das wiſſen? Die reichen Leute haben ja ſo viel Aerger!

So ſtand er denn eine geraume Zeit vor dieſen Fenſtern und weidete ſein hungeriges Auge an dieſem gemünzten Californien, bis ihn ein heftiger Windſtoß daran erinnerte, daß ſeine Blouſe keinen Schutz vor den Mißhandlungen des ſchneidenden Windes gewähre. Er ſteckte, nachdem er ſich wieder bedeutungsvoll gekratzt, die Hände in die Hoſentaſchen, warf noch einen ſehnſüchtigen Blick auf die ſchöne Natur hinter den Fenſtern und ging weiter. Aber ein Pelzladen, der in der Nähe des Wechſelbüreau's war, feſſelte wieder ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Welcher Pelz wärmt am meiſten? Welcher ſteht am ſchönſten? Dieſe Fragen ſchienen den Blouſenmann, der leider ſonſt keine Beſchäftigung hatte, ſehr zu beſchäftigen. Er forſchte unter den

Zobel- und Astrachanpelzen; er prüfte die Bären- und Fuchspelze mit scharfen Blicken und man sah, welche Qual ihm die Wahl machte.

So ging es von einem Laden zum andern, bis er an die Ecke kam, wo die Rue de la Chaussée d'Antin in die Straße St. Lazare mündet. Hier ist ein Cabaret, eine kleine Kneipe, wo man für einige Sous Vergessenheit aller Leiden trinken kann. Mein Peripatetiker machte vor der Thüre dieses Cabarets Halt und fing an, seine Taschen zu examiniren. Sie bestanden aber leider die Prüfung nicht. Er fand in denselben nichts als eine Täuschung. O es lag eine stille Verzweiflung in dem Antlitze dieses Menschen, ein gewisser Trotz, wie man ihn nur auf den Gesichtern der Franzosen sieht, die, wenn selbst vom bittersten Hunger gequält, sich doch nie zu Bettlern erniedrigen.

Wie aus Versehen ließ ich einige Frankenstücke zu Boden fallen. Mit jener, den Franzosen angeborenen Artigkeit beeilte er sich, die rollenden Münzen aufzuraffen und als er sie mir wieder zuzustellen sich anschickte, schlüpfte ich um die Ecke. Erst als ich eine lange Strecke auf der Straße St. Lazare, dem Place du Havre zu, zurückgelegt, wendete ich mich um. Ich sah den Blousenmann

eiligſt den Weg nach der Rue de Clichy einſchlagen. Er war alſo nicht in das Cabaret gegangen. Vielleicht eilte er nach Hauſe, um einer darbenden Familie einen frohen Tag zu bereiten. Für ihn, der ſo große Reichthümer in einer ſo kurzen Zeit geſehen, für ihn waren zwei Franken ein Reichthum.

Wie viel tauſend Menſchen leben in Paris, die bei Sonnenaufgang nicht wiſſen, wie ſie bis Sonnenuntergang ihren Hunger ſtillen! Wie viele Menſchen gibt es in Paris, deren ganze Lebenszeit eine Faſtenzeit iſt! Aber wohin ſie das Auge wenden, ſehen ſie Reichthum und Ueppigkeit. Jeder dieſer armen Menſchen iſt ein Tantalus, dem die goldenen Früchte des Lebens die durſtigen Lippen berühren. Nirgendwo in der Welt lebt der Glückliche ſo glücklich, wie in Paris; nirgendwo aber lebt der Unglückliche ſo unglücklich, wie in dieſer Rieſenſtadt, wo dem Reichen ſich alle irdiſchen Genüſſe darbieten und ſeine dreiſteſten Wünſche auf die Erfüllung nicht zu warten brauchen. Für die Armen iſt Paris eine Hölle, für die Reichen ein Paradies; aber die Paradiesbewohner kümmern ſich wenig um die Höllenqualen der Armen.

Und dennoch gibt es eine Qual, die ebenſo furchtbar iſt, als die Qual der Armuth. Es iſt

das ohnmächtige Mitgefühl. Es gibt tauſend arme Teufel, und ich gehöre darunter, die keine Noth ſehen können, ohne auf's tiefſte erſchüttert und ergriffen zu werden und die zornig die Fauſt ballen, weil ihr guter Wille ſo ſehr ſelten der Vater einer guten, einer rettenden That werden kann. Ein ſolch' armer Teufel leidet mehr, als die Philoſophie der reichen Teufel ſich je träumen läßt.

IV.

Ein Besuch bei der Frau Strauß.

Frau Strauß wohnt in Auteuil. Sie kann sich nicht mehr entschließen, nach Paris zurückzukehren, wo ihr der Tod den unsterblichen Freund Ludwig Börne entrissen. Seit er in der Rue Laffitte die große Seele ausgehaucht, lebt sie in dem stillen, ländlichen Auteuil dem Schmerze um den Verlust ihres großen Freundes.

Börne hat die Frau Strauß 1817 kennen gelernt, also zu einer Zeit, wo sein schriftstellerischer Genius kaum den ersten Flügelschlag versucht hatte, und wo sein Name, selbst in seiner Vaterstadt Frankfurt, nur Wenigen bekannt war. Dieses freundschaftliche Verhältniß wurde seit jener Zeit immer fester, immer inniger. Börne hat nichts geschrieben, ohne es zuvor seiner Freundin zu zeigen, ohne es

zuvor ihrer Prüfung zu unterwerfen. Ihr Urtheil hatte für ihn faſt eine geſetzgebende Geltung. Seine Briefe aus Paris ſind an ſie gerichtet und er hätte dieſe Briefe nicht geſchrieben, wenn er ſie nicht an ſeine Freundin hätte richten können. Sie war es, die ihn am früheſten erkannte, die durch jenen feinen weiblichen Inſtinkt in ihm den großen Menſchen und den großen Schriftſteller ahnte. Sie munterte ihn zu ſtets erneuten Arbeiten auf, und unter ihren Augen ſchmiedete und ſchärfte er die erſten Waffen, mit denen er gegen die Feinde der Freiheit zu Felde zog.

Als er ſpäter, aus ſeinem Vaterlande verbannt, in Paris zu kränkeln anfing, zog ſeine Freundin mit ihrem Gatten zu ihm und beide wetteiferten in der Sorgfalt ſeiner Pflege, in dem unermüdlichen Streben, ihm ſein Daſein angenehm zu machen.

Man darf ſich in der Frau Strauß keines jener weiblichen Weſen vorſtellen, wie ſie in unſern äſthetiſchen Zirkeln die Unterhaltung laut und vorlaut beherrſchen. Frau Strauß hat keinen wetterleuchtenden Geiſt. Sie ſprüht keine Witzfunken und läßt auch keine bunte praſſelnde Gedankenraketen aufſteigen. Frau Strauß iſt kein Blauſtrumpf. Aber ſie iſt ein rezeptives Talent, und das Intereſſe,

das sie an Allem nimmt, was sich auf die großen Zeitfragen bezieht; die Art und Weise, wie sie die politischen Dinge ansieht und die genaue Kenntniß, die sie von den politischen Persönlichkeiten hat, verrathen sogleich die Freundin Börne's.

Ihre Wohnung ist ein wahrer Reliquienschrein. Wohin man in dieser Wohnung blickt, sieht man Börne's Bild. Hier sein wohlgetroffenes Portrait von Oppenheim, jenes bekannte, so oft gestochene und lithographirte Portrait mit den feinen, geistreich lächelnden Zügen, gegenüber sein Bronzemedaillon von David mit dem scharfgeschnittenen Profil und dort auf einem Piedestal die nach diesem Basrelief von demselben Meister gearbeitete große Büste in kararischem Marmor.

Frau Strauß spricht fast nichts, ohne von Börne oder in Beziehung auf ihn zu sprechen. Ueberall weiß sie in die Fäden des Gesprächs ein Urtheil, eine Meinung, eine Ansicht von ihm oder über ihn einzuweben. Sie verehrt ihn wie einen Heiligen; denn sie, die ihn so genau gekannt, hat während seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit als Schriftsteller nur Großes, nur Edles an ihm kennen gelernt. Tausend Züge weiß sie von ihm zu erzählen, von denen jeder seinen feinen Geist, sein sanftes Herz

und ſeine unbegrenzte Liebe für das Wohl der Menſchheit verräth.

Börne hat mit wahrhaft großen Männern das gemein, daß er in den Augen der Nachwelt immer mehr hervorwächſt, daß er an Größe zunimmt, je größer die Zeit wird. Börne's Geſinnung lag in ſeiner ihm angeborenen heißen Liebe zur Freiheit, in ſeinem ihm angeborenen Haſſ gegen jede Tyrannei. Börne mußte ſo ſchreiben wie er ſchrieb, weil er für eine Herzensſache ſchrieb. Sein Geiſt lag in ſeiner Empfindung und er hätte geiſtlos geſchrieben, wenn er der Sache, die er ſo ruhmreich verfochten, untreu geworden wäre.

Er ſagt einmal, daß er mit dem Blute ſeines Herzens und mit dem Safte ſeiner Nerven ſchreibe; das iſt ſo vollkommen wahr, daß er mit jedem Buche, das er ſchrieb, eine beträchtliche Strecke dem Grabe zueilte. Börne ſchrieb ſich dem Tod in die Arme. Ihm war der Kampf, den er kämpfte, ſo heilig, daß er unwillig ward, wenn man vor Bewunderung über den Kämpfer den Kampf vergaß. Man erwarb ſich nichts weniger als ſeine Zufriedenheit, wenn man die Form, den Geiſt, den Witz in irgend einer ſeiner Schriften lobte. Er wollte nie den Glanz, nie die kunſtvolle Arbeit an ſeinen Waffen

rühmen hören; er wollte nur wiſſen, ob er mit dieſen Waffen der gerechten Sache einen Sieg, den Feinden der Freiheit eine Niederlage bereitet. Wenn er ſeinem Geiſte die Rüſtung anzog, ſo wollte er in den Krieg, aber nicht auf den Paradeplatz gehen. Es war ihm nicht um's Exerciren, es war ihm um den Kampf zu thun; daher verachtete er die müßig gaffenden Zuſchauer und nur an Denen war ihm gelegen, die mit ihm oder gegen ihn, die für oder wider die Sache der Freiheit kämpften. Börne war eben kein Belletriſt. Er führte dem Publikum keine Phraſen in Galla-Uniform vor, ſondern kühne Gedanken, an deren Spitze, wenn auch nicht die immer ſiegreiche, doch die immer furchtloſe Wahrheit ſtand. Börne war kein Belletriſt; Börne war Miſſionär. Dieſe Miſſion zu erfüllen war ſein einziges, ſein ausſchließliches Streben. Daher ſeine Einſeitigkeit. Die Liebe zur Freiheit füllte ihn ſo ganz aus, daß er ſtets von ihr ſprach, er mochte ſprechen, von was er wollte. Es ging ihm hierin wie allen Liebenden, die in jedem Geſpräche unwillkürlich auf den Gegenſtand ihres Herzens zurückkommen. Aber man muß ſelbſt lieben, um dieß zu begreifen; man muß ſelbſt ein Herz haben, wenn man die Sprache des Herzens verſtehen ſoll. Börne

galt daher allen Denjenigen für einen Fanatiker, die jede Begeisterung für einen Wahn halten, allen Denjenigen, die von jeher für die Apostel einer großen Idee nur ein mitleidiges Achselzucken, oder einen Scheiterhaufen bereit hatten.

Es ist seit den Märztagen oft gefragt worden, welche Stellung Börne inmitten dieser gewaltigen Bewegung eingenommen hätte. Diese Fragen kann aber Niemand stellen, der nur halbwegs Börne's publizistische Richtung verfolgt, der nur einigermaßen Börne's Geist erfaßt hat. Börne hätte mit den Fürsten niemals einen Pakt geschlossen. Er hätte in dem letzten Fürsten immer noch den letzten Feind der Freiheit gesehen und nur auf den Trümmern des letzten Thrones würde er den Bau des Freiheitstempels befestigt geglaubt haben.

Börne wäre vor den äußersten Consequenzen der Revolution nicht zurückgeschreckt; denn obgleich weichen Herzens, war doch sein Charakter eisern; und niemals hätte er sich, wie so viele falschgefärbte vormärzliche Liberale, von der Demokratie abgewendet aus blöder oder erheuchelter Furcht vor den Uebergriffen der Demokraten. Wahrheitsliebend, wie er war, hätte er seiner eigenen Partei die Fehler, die Irrthümer, die Dummheiten schonungslos vor-

geworfen; aber er hätte sie nicht verlassen, sondern sich ihr desto fester angeschlossen, um ihr warnend, rathend, aufmunternd beizustehen. Börne hätte niemals die Personen mit der Sache verwechselt und aus Abscheu vor den falschen Aposteln nie dem Evangelium der Freiheit entsagt. Wußte er doch recht gut, daß nicht Alle, die man auf dem Wege zur Wahrheit sieht, diesen Weg gern betreten haben, oder gern zurücklegen wollen, daß so Mancher, im Gewühl jeder Revolution auf diesen Weg unwillkürlich gedrängt, ihn sobald als möglich wieder zu verlassen trachtet.

Börne hatte jenen unüberwindlichen Muth, der allen Männern eigen, deren ganzes Dasein von einer hohen Idee getragen wird. Er fürchtete nichts so sehr als die Furcht, weil er wußte, daß sie die Mutter der Heuchelei ist. Er hatte aber auch einen bewundernswürdigen Instinkt, der ihn selten irre führte. Er konnte die Wölfe im Schafpelze von den Schafen im Wolfspelze sogleich unterscheiden, und Niemand, wie er, war so leicht im Stande, an der unscheinbarsten Fährte die politischen Bestien so trefflich zu wittern. Wie Manchem hat er die schöne Maske vom Gesicht gezogen und ihn in der ganzen Häßlichkeit warnend seinem Volke gezeigt!

Früher als alle Anderen hätte er gesehen, daß das deutsche Volk, das sich im Anfange des März so zornig gegen seine gekrönten Kerkermeister erhoben, schon am Ende desselben Monats schändlich hintergangen worden von denen, welchen es sein volles Vertrauen geschenkt. Er hätte seine Stimme, jene keusche, unbestechliche Stimme laut erhoben und dem deutschen Volke den schlauen Betrug und die schaamlosen Betrüger gezeigt, noch bevor es ein Opfer derselben geworden.

Niemand war von so heißer Vaterlandsliebe beseelt, wie Börne; Niemand empfand daher die Verbannung von demselben so bitter wie er. Er hat niemals mit teutonischen Gefühlen geprunkt; aber er hatte ein deutsches Herz, obgleich er keinen deutschen Rock trug. Ja, Börne liebte sein Vaterland mehr als alle Anderen, die es in mittelmäßigen Reimen angesungen, daher sein Zorn über die Fesseln, die es trug, daher seine Schaam, daß es dieser Fesseln sich nicht entledigte. Kein Deutscher vor ihm hat den Franzosen so viel von der Herrlichkeit Deutschland's erzählt, wie Börne. Er hat französisch schreiben gelernt, um vor den Franzosen in ihrer eigenen Sprache den deutschen Geist zu rühmen und sie zurecht zu weisen, wenn sie zu

gering von Deutſchland ſprachen. Es iſt wahrhaft rührend zu ſehen, wie derſelbe Börne, der ſo ſchonungslos den Deutſchen ihre Gebrechen vorwarf, dieſe Gebrechen den Franzoſen gegenüber ängſtlich zu verhüllen ſuchte. Er betrachtete die deutſchen Zuſtände gleichſam wie eine Familienangelegenheit und wollte nicht, daß die Franzoſen erführen, wie betrübt es in dem Hauſe der Germania ausſieht. Ja Börne, den Göthe's Genius ſo heftig abſtieß, hätte um keinen Preis der Welt dieß den Franzoſen geſagt, damit dieſe von Deutſchland's größtem Dichter nicht dieſelbe Meinung bekämen, die er von ihm hatte.

Börne hat in der Verbannung, die ihm ſein Leben gekoſtet, an nichts Anders gedacht, als an die Befreiung Deutſchland's, jenes Deutſchland's, das ſo groß ſein könnte, wenn es frei ſein wollte. Ein Gedanke aber beſchäftigte ihn faſt ausſchließlich in den letzten Jahren ſeines Lebens: die innige Verſchwiſterung der franzöſiſchen und deutſchen Nation. Beide hielt er berufen, die Freiheit und höhere Kultur zu ſchützen gegen den Despotismus, der von Rußland aus immer mehr Propaganda macht unter den europäiſchen Gewalthabern. Er hielt kein freies Frankreich ohne ein freies Deutſchland, kein freies

Deutſchland ohne ein freies Frankreich möglich. Beide Nationen ſollten ſich auf's innigſte verbinden und gegenſeitig ergänzen; denn er war überzeugt, daß in dieſer Umarmung die gleißneriſche, freiheitvergiftende Schlange der Kabinetspolitik auf immer erdrückt würde.

Dieſen Gedanken hat uns Börne als Vermächtniß hinterlaſſen. An uns liegt es aber, mit allen Kräften zu ſtreben, daß dieſes Vermächtniß vollzogen werde. Schon die ſchlecht verhehlte Furcht der Fürſten und ihres Anhanges vor einer ſolchen Verbindung ſollte uns zeigen, wie fruchtbar ſie für die Zukunft Beider wäre. Die Fürſten, die von jeher heilige Alliancen gegen die Freiheit geſchloſſen, fürchten nichts ſo ſehr, als die Völkeralliancen. Die Franzoſenfreſſerei in Deutſchland hat uns den Krallen der ruſſiſchen Politik überliefert; aber der Czaarenthron in Petersburg wird erzittern, ſobald das franzöſiſche und das deutſche Volk in die Hand der Freiheit den Bund inniger Freundſchaft geloben.

V.

Die Freiheitsbäume und die Julisäule.

Eine reaktionäre Regierung kann keine größern Dummheiten begehen, als kleinlich zu werden. Jedes Volk verträgt eher eine großartige Tyrannei, die, ihrer Macht sich bewußt, wie das unerbittliche Schicksal furcht- und schonungslos drückt, als jene Duodez-Tyrannei, die aus Angst vor ihrer eigenen Schwäche die Freiheit meuchlings mit Nadelstichen überfällt. Eine solche Regierung wird überall verachtet, am meisten aber von dem französischen Volke, dem man nur durch große Thaten, durch kühne Wagnisse imponiren kann.

Die Regierung Louis Napoleon's ist kleinlich, ohnmächtig, albern. Seit ihrem Bestehen begeht sie eine Dummheit nach der andern, um das Volk zu einer vorschnellen That zu bewegen; aber das

Volk wird immer klüger, je dummer seine Regierung wird. Es ist unglaublich, wie ungeschickt die Menschen, denen jetzt das Staatsschiff Frankreich's anvertraut ist, das Steuer lenken. Es ist unglaublich, wie wenig diese Leute das französische Volk kennen! Seit anderthalb Jahren gehen sie, wie die Katze um den heißen Brei, um den Coup d'état herum und können ihn doch nicht zu Stande bringen. Sie meinen, das Volk müßte am Ende die Geduld und die Besinnung verlieren und dann könnte man der Republik gefahrlos den Garaus machen. Aber das Volk hat diese Absicht längst entdeckt. Es verhält sich ruhig und lernt durch die Verblendung seiner Regierung die eigene Stärke kennen.

Da haben diese Menschen geglaubt, das französische Volk würde gleich auf die Barrikaden steigen, wenn man die in den glorreichen Februartagen gepflanzten Freiheitsbäume umhackte. Sie haben geglaubt, die heißblutigen Pariser würden wieder Barrikaden bauen und dann könnte man leicht die Republik über die Klinge springen lassen, damit der Absolutismus, das Pfaffenthum und die Haute finance wieder sorglos schlafen und Czaar Nikolaus in Petersburg, dem seit dem 24. Februar 1848

die Falten nicht von der Stirne weggekommen, wieder ruhig lächle. Aber das Volk hat die Mißhandlung der unſchuldigen Bäume ruhig zugeſehen und ſich nur geſchämt, daß Frankreich's Regierung ſo maßlos albern iſt.

Die armen Freiheitsbäume! Als ich ſie zum erſten Male ſah, es war im Oktober, machten ſie auf mich den trübſeligſten Eindruck. Der Herbſt hatte ſie bereits entlaubt, und mit den an den kahlen Aeſten hängenden, durch häufige Regen verwaſchenen und zerriſſenen Trikoloren trieb der Wind ſeinen kalten Spott. Viele dieſer Bäume waren durch frevelnde Hand beſchädigt; an manchen ſah man ſogar tiefe Spuren von Aexten und Meſſern. Dieß war beſonders an jenen Bäumen wahrzunehmen, die in reaktionären Quartiers ſtanden. In der That, ſie ſahen ſehr gramvoll aus, dieſe Bäume. Ahnten ſie vielleicht den ihnen bevorſtehenden Meuchelmord? — Nun rückte die Zeit der Ergänzungswahlen heran. Man fürchtete die Eroberung der Februarrevolution, das Suffrage univerſel. Die Majorität fürchtete, die Minorität könnte wachſen. Man mußte alſo das Volk ärgern, necken, reizen und zu einer Emeute bewegen, um dann einen plauſibeln Grund zum Belagerungs-

ſtande zu haben. Der Polizeipräfekt Carlier, der fanatiſche Sachwalter der rothen Reaktion, ſchickte alſo Ende Januar ſeine Leute aus, um den Freiheitsbäumen den Garaus zu machen.

Einige Dutzend Bäume fielen; aber das Volk machte leider keine Emeute. Da kamen die klugen Leute auf den Einfall, dieſes großartige Werk der Ferdinand Barrot'ſchen Politik nicht auf einmal zu vollziehen, ſondern dem Volke Zeit zum blutigen Aufſtande zu laſſen. Eine ganze Woche dauerte dieſes Umhacken der Bäume; aber das Volk war nicht zum Aufſtande zu bewegen. Man hatte die Aexte umſonſt geſchliffen. Am 4. Februar wurde es etwas bedenklich auf der Rue St. Martin; allein gründliche Sachkenner, die ſich auf Revolutionen gut verſtehen und in den Phyſiognomien der Pariſer deutlich zu leſen wiſſen, ſagten gleich, daß die ganze Komödie mit einer Blamage für die Regierung enden würde.

Als ich am 4. Februar meine Wohnung verließ, ſah ich auf dem Place du Havre etwa hundert Menſchen ſtehen. Dort war ſo eben der Freiheitsbaum umgehackt worden. Er war einer der ſchönſten geweſen. Auf dem umgehauenen Stamme ſaß der Arbeiter, der das Werk vollbracht hatte. Ich werde

ihn nie vergessen, diesen Menschen mit den aufgeschürzten Aermeln und mit dem schwarzen, krauslockigen Kopfe. Die gewaltigen Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf auf die riesigen Hände gestützt, saß er schweigend und bewegungslos da und starrte finster vor sich hin. Er sah aus, als ob er einen Mord begangen hätte.

Es hatten sich mehrere Gruppen von Männern, Weibern, Greisen und Kindern gebildet. Einer war besonders heftig und schrie, indem er auf den umgehauenen Stamm zeigte: „**Quelle barbarie! C'est une provocation. On enlève ce symbole de liberté pour irriter le peuple, pour le forcer à la révolte; cela est clair.**“

Ein schmächtiges Männchen aber, mit einem feingeschlitzten Munde und mit halb zugekniffenen Augen, sagte: „**Il y a parmi nous des agents provocateurs, c'est clair aussi**“, warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Redner, zuckte die Achseln und ging.

Die Gruppen hatten sich dichter aneinander geschlossen, als ein etwa vierzehnjähriger Knabe, ein ächter Gamin, mit einem von dem Freiheitsbaum abgerissenen Span in der Hand, die Menge mit den Worten theilte: „**Laissez passer, Mes-**

sieurs et Mesdames. Voilà un morceau de liberté!“ Man lachte und ging auseinander.

Als ich den Place du Havre verließ begegnete mir einer meiner Freunde, der mir sagte, daß auf der Rue St. Martin das Volk dem Umhacken des dort stehenden Freiheitsbaumes sich widersetzte. Ich schlug den Weg dahin ein. Die Boulevards, die durch das schönste Frühlingswetter sehr belebt waren, zeigten die freundlichste Physiognomie. Auf der Rue St. Martin sah man wol hier und dort eine kleine Gruppe; aber keine einzige dieser Gruppen hatte ein revolutionäres Ansehen.

Gegen Abend zogen mehrere Bataillone nach den aufgeregten, oder vielmehr nach den aufzuregenden Quartiers. Als ich gegen neun Uhr mich dorthin begeben wollte, konnte ich nur bis zur Porte St. Martin kommen. Eine außerordentliche Menschenmenge drängte sich auf dem Boulevard St. Denis und St. Martin. Vor einem der dortigen Kaffeehäuser stand ein großer Freiheitsbaum. Auf diesen Freiheitsbaum wurde unter dem Absingen der Marseillaise und des Girondistenliedes die Trikolore gepflanzt, nicht die rothe Fahne, wie am andern Tage die reaktionären Blätter behaupteten. Das Volk dachte gar nicht daran, diesen Baum

vor den Scherzen Garlier's zu vertheidigen; es schmückte ihn nur, um zu zeigen, daß es die Februartage nicht so leicht vergessen, wie die Regierung, die nichts lernen wollte.

Das Volk war an jenem Tage durchaus nicht bestürzt. Es fühlte sich erstarkt durch die Schwäche der Reaktion, die durch Vernichtung unschuldiger Pappelbäume die Republik zu vernichten glaubte. Was aber Ludwig Napoleon betrifft, so hat er mit diesen Bäumen die letzte Wurzel ausgerissen, mit der er in Frankreich's Boden haftete. Er hat dem Pariser Volk die Freiheitsbäume vor die Füße geworfen, und er wird einst darüber stolpern und das Genick brechen. — —

Nun hätte man denken sollen, daß die Regierung, durch diese mißlungene Provocation gewitzigt, künftig wenigstens etwas behutsamer, etwas vorsichtiger, wenigstens etwas geistreicher in ihren Reaktionsgelüsten sein würde. Aber es geschah gerade das Gegentheil. Der nächste dumme Streich, den sie in ihrem Provocationseifer machte, war noch viel dummer als der vorhergehende.

Wahrhaft verzweifelnd, daß das Volk zu keiner Emeute zu bewegen war, entschloß sie sich, dasselbe in seinem Theuersten anzugreifen, das Allerheiligste

seines Herzens durch Schergenhand entweihen zu lassen. Das Volk, welches sich am 24. Februar aller Manifestationen enthielt, konnte doch nicht umhin, die Juliussäule, unter der seine Edelsten und Besten schlafen, mit Kränzen zu schmücken. Während der Nacht aber schickte Herr Carlier einen seiner Agenten, der die Kränze wegnahm. Das Volk war über diese Schandthat, deren kein Vandale fähig gewesen wäre, mehr als empört; es war von einem unbeschreiblichen Ekel gegen eine Regierung erfüllt, die sich selbst der allerschmutzigsten Handlung nicht mehr schämte. Als Charles Lagrange am andern Tage in der Assemblée nationale den Minister des Innern wegen dieser Gräuelthat interpellirte, antwortete Herr Ferdinand Barrot, daß jener Agent, der sich der Entweihung der Gräber schuldig gemacht, bereits entlassen worden. Wie hieß aber dieser Agent? Und welche Behörde war es, die ihm diesen Befehl gegeben? Auf diese einfachen Fragen, die sämmtliche demokratische Blätter an die Regierung richteten, erfolgte als Antwort der Austritt Ferdinand Barrot's aus dem Ministerium. Weil er den Muth gehabt, den Herrn Carlier zu desavouiren, wurde er diesem geopfert.

Wie rächte aber das Volk den Schimpf, den die verblendete Regierung seinen theueren Todten angethan? — Wie ein feinfühlendes Volk sich rächen soll. Kaum war nämlich die Kunde von der nächtlichen Heldenthat des Herrn Carlier bekannt geworden, als Tausende aus dem Volke sich an die Juliussäule begaben und das Gitter derselben mit frischen Kränzen schmückte. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den der Anblick dieser Säule auf mich machte. Das Gitter, welches dieses schöne Monument umgibt und mehrere Hundert Fuß im Umfange hat, war von vielen Tausend Kränzen verhüllt und mit unzähligen Lorbeerzweigen, Blumensträußen und wallenden Bändern geschmückt. Aber noch immer strömten neue Massen mit frischen Blumengewinden herbei. Zwischen diesen Kränzen, Blumengewinden und wallenden Bändern hingen Gedenktafeln und Gedichte an so manchen Helden, der Weib und Kind, Eltern und Geschwister verlassen, um im Kampfe für die Freiheit sein Blut zu verspritzen. Diese Gedichte waren zwar nicht immer orthographisch; aber sie waren innig, schön und rührend. Hier und dort waren große Zettel angeheftet, auf welchen unter der Ueberschrift: **Respect à la loi!** jener Artikel

des Code penale ſtand, der von der Entweihung der Gräber handelt.

Ich ſah die ärmſten Kinder das Sousſtück, das ihr ganzes Vermögen ausmachte und vielleicht für ein Stück Brod beſtimmt war, für ein Veilchenbouquet hingeben, das ſie an das Gitter befeſtigten. Ich ſah arme Ouvriers mit rußgeſchwärzten Geſichtern und ſchwieligen Händen mehrere Franken für Lorbeerzweige und Immortellenkränze ausgeben. So wußte das Volk den Schimpf zu rächen, den man an ſeinen Todten begangen. Dieſe Blumenſprache aber, in der das Volk mit ſeiner Regierung nach dem 24. Februar redete, iſt die revolutionärſte Sprache, die es hätte ſprechen können.

Die Regierung hat in ihrem blinden Wahne die Gräber der Helden entweiht und das Volk hat mit Immortellenkränzen auf dieſe Schmach geantwortet. Die Reaktion hat bei dieſer Gelegenheit wieder gezeigt, daß ſie nichts gelernt; aber das Volk wird ihr einſt zeigen, daß es nichts vergißt. Das Volk ſchweigt; aber wehe der Reaktion, wenn es einſt zu ſprechen anfängt! —

VI.

Die Pariſer Theater.

1.

Das Théâtre français.

Der erſte Dezember des Jahres achtzehnhundert neunundvierzig war für die Anhänger der franzöſiſchen klaſſiſchen Tragödie ein merkwürdiger, ein glorreicher Tag.

Mademoiſelle Rachel, die entſchloſſen geweſen, der Bühne für immer zu entſagen, hatte, nachdem ſie den Prozeß gegen das Comité des Théâtre français gewonnen, ſich bewogen gefunden, die Bretter wieder zu betreten. Sie eröffnete ihr Repertoire mit Racine's Phädra.

Schon gegen fünf Uhr fanden ſich die Kunſtfreunde zum Queuemachen ein. Faſt drei Stunden

alſo ſtanden die Verehrer der klaſſiſchen Tragödie in dem allerſchlechteſten Herbſtwetter vor den Pforten des Kunſttempels. Kaum wurden dieſe Pforten geöffnet, als das Haus auch ſchon überfüllt war. Ein Publikum, wie man es nur in Paris und in Paris nur bei derartigen Vorſtellungen im Théâtre français ſehen kann, erwartete mit der ungeduldigſten Sehnſucht den Augenblick, in welchem Frankreich's größte tragiſche Schauſpielerin, die man auf immer für die Bühne verloren glaubte, wieder erſcheinen ſollte.

Unter dem Publikum befanden ſich auch die Eltern der Rachel, Herr Felix und Gemahlin. Zwiſchen den Fingern eine goldene Doſe drehend, ſaß er da, der Papa Felix, und unterhielt ſich eifrig mit ſeiner Gattin, an deren Hals ein ganzer Juwelierladen hing. Papa Felix ſchien in der Unterhaltung mit ſeiner Frau ſehr aufgeregt; wahrſcheinlich machte er ihr Vorwürfe, daß ihre Ehe nicht fruchtbarer geweſen, ſo daß er jetzt auf den Brettern des Théâtre français auch anderer Leute Kinder muß ſpielen ſehen. Er ſchien nicht zufrieden, daß in Racine's Phädra, in welcher acht Perſonen auftreten, nur drei ſeiner Kinder, nämlich: die Rachel, die Rebekka und der Raphael ſpielen

konnten. Er hätte es lieber gesehen, wenn ihm seine Frau ein ganzes Theaterpersonal und zwar ein tragisches und ein komisches zugleich, zur Welt gebracht hätte. Ich weiß nicht, wie Madame Felix gegen ihren Mann, der mit seinen Kindern so gute Geschäfte zu machen versteht, sich vertheidigte; ich sah nur, daß er immer lebhafter, immer eifriger wurde und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Alles blickte nach der Loge, wo die Eltern der Gefeierten saßen. Endlich ging der Vorhang auf, und als die Rachel erschien, wurde sie mit einem Beifallssturm empfangen, der nicht enden wollte und an dem sich Herr Felix mit seiner Gemahlin, mehr als schicklich war, betheiligten. —

Ich hatte die Rachel in derselben Rolle vor einigen Jahren in Deutschland gesehen und war neugierig, welchen Eindruck sie nun nach einem vielleicht gereifteren Urtheile und in dieser Umgebung auf mich machen würde. Ich fand aber, daß mein Urtheil über sie sich nicht geändert; und jetzt, nachdem ich sie auch in mehreren anderen Rollen gesehen, finde ich dasselbe noch fester gestellt.

Es wäre lächerlich, der Rachel ein großes, ursprüngliches Talent absprechen zu wollen; sie ist besonders als französische Schauspielerin groß. Aber

um eine vollkommene Schauspielerin zu sein, fehlt ihr noch sehr viel. Sie hat viel Feuer, aber sie entbehrt des Gefühls. Sie kann nicht wärmen, sie kann nur zünden; sie kann nur Leidenschaften, aber keine Empfindungen darstellen. Daher ist ihr Repertoire so beschränkt; daher gelingt ihr keine Rolle, in der zartere Regungen vorherrschen; daher ist sie als Pauline im Polyeucte des Corneille, wo ihr Herz doppelt lieben muß, doppelt unbedeutend.

Aber selbst in der wilden Leidenschaft scheint sie zu sehr berechnend, zu sehr effekthaschend; ihre Leidenschaft dünkt uns mehr Kopfarbeit, als Herzensergebniß, mehr Feuerwerk, denn wirkliches Feuer zu sein. Ihr künstlerischer Verstand ist außerordentlich bedeutend und was sich durch Meisen erreichen läßt, erreicht sie vollkommen. Deßhalb ist sie auch, was die Mimik betrifft, oft bewundernswürdig. Deste mehr aber verletzt sie durch das Rezitiren der Verse den geläuterten Kunstgeschmack. Sie bringt, durch die Art, wie sie häufig diese Verse spricht, noch mehr Unnatur in das Unnatürliche der Alexandriner. Dieses plötzliche, durch keine innere Nothwendigkeit bedingte Ueberspringen von der gedehntesten Betonung der einzelnen Sylben zum gänzlichen Verschlucken mehrerer Verse ist

besonders für ein deutsches Ohr wahrhaft unausstehlich.

Ich weiß recht gut, daß der heftige Affekt in ungleichem Takte spricht; aber ich weiß auch, daß der wahre Affekt nicht so spricht, und selbst wenn er so spräche, er nicht auf der Bühne so sprechen dürfte. Es ist dieß ein Laster der französischen tragischen Schauspieler überhaupt; allein die Rachel drückt durch ihre persönliche Geltung diesem Laster einen unvergänglichen Stempel auf. Von dem leisesten, kaum hörbaren Flüstern springt ihre Stimme plötzlich zum fürchterlichsten Schreien über. Der Zephyr wird bei ihr sogleich zum wilden Sturme, ohne daß ein einziges Wölkchen ihn vorher ankündigt; und wenn sie in einem Augenblicke einen Alexandriner in dem langsamsten Parademarsche über die Lippen marschiren läßt, läßt sie den andern gleich als Courier mit verhängtem Zügel davon fliegen. Wahrlich, man muß Franzose sein, um diese Manier erträglich zu finden, um nicht verletzt zu werden von den hypertragischen Purzelbäumen, die der Affekt über die Grenze des Schönen zur Affektation hinüberschlägt.

Man wird mir einwenden, daß man auf dem französischen Standpunkte stehen müsse, um die

franzöſiſche Tragödie und die traditionellen Geſetze ihres ſceniſchen Vortrages richtig beurtheilen zu können. Dieſer Einwand iſt aber durchaus falſch. Die Kunſt kennt keinen andern Standpunkt, als den des Schönen, das auf ewigen, unabänderlichen Geſetzen beruht. Daß nationale Elemente dieſe Geſetze verfälſchen können, läßt ſich leicht erklären, aber darum nicht rechtfertigen; und es iſt noch Niemanden eingefallen, eine endemiſche Krankheit für eine eigenthümliche Geſundheit zu halten.

Die ſogenannte klaſſiſche Tragödie der Franzoſen hat unſtreitig manches Imponirende; aber die pedantiſche Regelmäßigkeit in derſelben benimmt ihr das Bewältigende, das nur eine freie Kunſtſchöpfung haben kann. Die franzöſiſche Melpomene thut keinen Schritt, ohne ſich nach Ariſtoteles umzuſehen, den ſie zu ihrem Unglück ſo ſehr mißverſtanden. Die tragiſche Muſe ſchreitet auf der franzöſiſchen Bühne nicht wie eine gewaltige Göttin einher; die mit dem unerbittlichen, unbegreiflichen Geſchick einen heftigen Wortwechſel führt, ſondern wie eine alte Hofdame, die ſehr anſtändig in Reimen ſpricht und ſich ſehr in Acht nimmt, daß ihre gepuderte Perrücke nicht in Unordnung geräth. Die Franzoſen nennen dieß klaſſiſch.

Man weiß nun, daß im Anfange der dreißiger Jahre eine Reihe moderner dramatischer Schriftsteller wie Alexander Duval, Casimir Delavigne, Victor Hugo u. A. gegen diese klassische Schule mit ihren Produktionen auftraten. Sie behaupteten, daß die Kämpfe der griechischen und römischen Heroen und Halbgötter außer dem Kreise der modernen Lebensanschauung lägen, daß die Bühne das wirkliche gegenwärtige Leben abspiegeln müßte. Sie überschwemmten das Théâtre français mit ihren sogenannten romantischen Stücken, und es entspann sich ein solch heftiger Streit zwischen den Anhängern der klassischen und der romantischen Schule, daß ganze Ströme kritischer Tinte auf den Schlachtfeldern der Feuilletons vergossen wurden. Dieser Kampf hätte aber ohne Zweifel mit der Niederlage der klassischen Partei geendigt, wenn nicht dieser ein Heiland aus dem Stamme Israel gekommen wäre und ihr einen glänzenden und dauernden Sieg verschafft hätte. Dieser Heiland hieß Rachel Felix.

Es war, glaube ich, im Jahre 1836, als eines Morgens bei dem damaligen Kassier und spätern Direktor des Théâtre français, Herrn Bedel, ein mageres, bleiches Mädchen eintrat und ihn instän-

digst hat, das Théâtre Molière zu besuchen, um sie dort als Soubrette in dem „verheiratheten Philosophen" des Destouches zu sehen. Herr Vedel entschuldigte sich mit seinen dringenden Geschäften; das Mädchen aber, das sich für eine Schülerin St. Aulaire's ausgab, fuhr in ihrer Bitte so lange fort, bis er diese zu erfüllen versprach.

Das Théâtre Molière, das längst aus der Reihe der Pariser Schauspielhäuser verschwunden, war damals eines jener Winkeltheater, wie sie in Paris zu Dutzenden bestehen. Herr Vedel will indeß sein Wort nicht brechen und begibt sich Mittags in's Théâtre Molière, und da er auf der dortigen Bühne antike Coulissen sieht, glaubt er sich getäuscht, erfährt aber von St. Aulaire, daß vor dem Lustspiele des Destouche die Andromache aufgeführt werden würde. Herr Vedel will sich empfehlen, wird aber von St. Aulaire durch die Versicherung zurückgehalten, daß das junge Mädchen, welches die Titelrolle in dem Racine'schen Stücke darstelle, seine Verwunderung erregen wird. Herr Vedel bleibt. Die Tragödie beginnt und Andromache erscheint, bleich, mager, dunkeln, stechenden Blickes und spricht die Racine'schen Verse auf eine

ſo eigenthümliche Weiſe, daß Herr Vedel, wie von einem unnennbaren Zauber gebannt, nach der Scene ſtarrt, wo ſich ſo etwas Unerwartetes ihm darbietet. Er erkundigt ſich jetzt genauer bei St. Aulaire nach dem Mädchen, und hört, daß Rachel Felix, denn ſie war die Darſtellerin der Andromache, eigentlich gar keines Lehrers bedurft habe. Es ſei bei ihr Alles natürliche Begabung, poetiſche Intuition; ſie fände das Rechte, ohne daß man es ihr empfehle; ſie vermeide die Klippen, ohne daß man ſie davor zu warnen brauche. Kurz: das Kind Rachel Felix ſei ein Genie.

Herr Vedel, deſſen Intereſſe für Rachel rege geworden, empfiehlt ſie dem Herrn Jouſſelin, und Herr Jouſſelin empfiehlt ſie dem Miniſter, der den Befehl ertheilt, ſie in's Conſervatoire aufzunehmen. Rachel kommt in's Conſervatoire; aber ſtatt Bewunderung zu erregen, bleibt ſie gänzlich unbeachtet.

Beleidigt, verletzt und der Unthätigkeit im Conſervatoire müde, betritt Rachel Felix wieder die Bretter des Théâtre Molière. Hier wird ſie durch einen Zufall von dem Direktor des Gymnaſe dramatique, von Herrn Poirſon, geſehen. Herr Poirſon geräth in Bewunderung und engagirt ſie auf

drei Jahre für seine Bühne, und zwar mit einem Gehalte von 3000 Franken für das erste Jahr und mit einer Zulage von je 1000 Franken für die folgenden Jahre. Herr Poirson verspricht sich goldene Berge von dem Wunderkinde. Aber seine Hoffnung schlägt fehl. Das Wunderkind fällt schon in der ersten Rolle durch und läßt in den übrigen Rollen das Publikum kalt, sehr kalt, ja, für eine Gage von 3000 Franken, sibirisch kalt. Rachel Felix wird durch diese häufigen Niederlagen auf's tiefste verwundet und schreibt an Herrn Vedel, der inzwischen Direktor des Théâtre français geworden war, einen Brief, in welchem sie ihn um eine Unterredung mit ihr bittet. Der Direktor des Théâtre français aber, der andere Dinge zu thun hatte, als dergleichen Briefe zu beantworten, wirft Rachel's Billet in den Papierkorb. Rachel Felix, die keine Antwort erhält, denkt wie einst der Prophet Mahomet gedacht, als der Berg nicht zu ihm kommen wollte. Der Prophet ging zum Berge und Rachel geht zum Direktor. Statt seiner aber trifft sie einen der trefflichsten Schauspieler des Théâtre français, den Herrn Samson, dessen Schülerin sie wird. Samson stellt sie nach einigen Monaten dem Herrn Vedel vor, der sie wieder erkennt und

ſie ſehr zu ihrem Vortheil verändert findet. Er will ſie für das Théâtre français engagiren, hört aber, daß ſie auf drei Jahre an das Gymnaſe gebunden ſei, an jenes Theater, in welchem ſie nur ſcharfe Dornen pflücke. Der Direktor des Théâtre français ſchreibt an Poirſon, den Direktor des Gymnaſe, und dieſer iſt froh, daß man ihm das Wunderkind abnimmt.

Rachel Felix trat am 11. Juni 1838 als Camille in den Horatiern auf und einige Monate ſpäter war ihr Name in der ganzen civiliſirten Welt bekannt. So ſchnell wird man in Paris unſterblich, wenn man Glück hat.

Die romantiſche Schule war jetzt geſchlagen; die Manen Corneille's und Racine's waren gerächt und die erſchöpfte Kaſſe des Théâtre français gewann neue Kräfte. Und dieſe unglaublichen Wunder geſchahen durch das Judenmädchen Rachel Felix. Aber dieſe Wunder kamen dem Théâtre français ſehr theuer zu ſtehen. Je unſterblicher die Rachel ward, deſto tyranniſcher, deſto launiſcher, deſto unerquicklicher ward ſie. Es iſt wahr, daß ſie in einem Zeitraum von fünf Jahren dem Théâtre français die ungeheuere Summe von 1,503,000 Franken eingetragen; es iſt ferner wahr, daß ſie

durch ihren Genius die leeren Räume des glänzendsten Theaters der Welt wieder belebte und daß ohne sie die klassische Tragödie der Franzosen in den tiefsten Verfall gerathen wäre; aber es ist nicht minder wahr, daß sie durch ihre schmutzige Habgier, die besonders von ihrem Vater geweckt wurde, das Théâtre français rein aussaugte, daß sie kein Verdienst neben sich gelten ließ und gegen Alle intriguirte, die irgend eine Selbstständigkeit neben ihr behaupten wollten. Sie hat keines jener Komödiantenmittel, als da sind: Schnupfen, Heiserkeit, Ohnmachten, unbenutzt gelassen, um ihre Launen durchzusetzen. So hatte auch ihr jüngster Prozeß mit den Sociétaires des Théâtre français nur in ihrer tyrannischen Herrschsucht seinen Grund.

Das Théâtre français, obgleich von der Regierung subventionirt, ist doch von ihr ziemlich unabhängig und wird von einem, aus den Mitgliedern des Theaters bestehenden Comité geleitet und verwaltet. Man kann sich nun leicht denken, wie oft Fräulein Rachel, bei ihrem herrschsüchtigen Charakter, mit diesem Comité, das schon durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen war, gegen sie und ihre unbilligen Anforderungen seine Rechte zu behaupten, in Conflikt gerathen mußte. Sie konnte

es nicht ertragen, daß man sich ihren hochgeschraubten Zumuthungen widersetzte. Sie wollte Selbstherrscherin sein. Nachdem sich nun ihre Zwistigkeiten mit den Sociétaires immer mehr gehäuft und man ihr, selbst auf die Gefahr hin, sie zu verlieren, die Zähne gezeigt, beschloß sie, einen **Coup d'état** zu machen. Dieser **Coup d'état** bestand darin, daß sie ihre Entlassung einreichte, was so viel hieß, als daß sie die Bühne gänzlich verlassen wollte. Nach dem Dekret von Moskau, das Napoleon für das Théâtre français erlassen, ist nämlich jedes Mitglied dieses Theaters nach zehnjährigem Dienste berechtigt, seine Entlassung zu verlangen, muß aber das Entlassungsgesuch nach einem, seit dem ersten Entlassungsgesuch verstrichenen Jahre wiederholen und darf dann keine andere Bühne inner- oder außerhalb Frankreich's je wieder betreten. Der Geist dieses Gesetzes ist klar. Napoleon wollte der ersten Bühne Frankreich's die Talente sichern und allen Mißbräuchen vorbeugen, zu denen das Theatervölkchen sich bekanntlich sehr oft verleiten läßt. Die Sociétaires des Théâtre français, die überhaupt nicht glauben konnten, daß es der Rachel Ernst sei, der Bühne zu entsagen, behaupteten, sie habe die bei den Entlassungsge-

ſuchen nach dem Dekret von Moskau vorgeſchriebenen Formen nicht beobachtet. Es entſpann ſich nun ein Prozeß, der zu Gunſten der Rachel entſchieden wurde. Fräulein Rachel war ihres Engagements am Théâtre français entbunden, durfte aber natürlich keine Bühne mehr betreten. Nun war Trauer in Israel. Die Anhänger der klaſſiſchen Schule, die durch den Genius der Rachel während eines Zeitraums von mehr als zehn Jahren ſo herrliche Triumphe gefeiert, hüllten ſich in Sack und Aſche; die Manen Corneille's und Racine's ließen trauernd die Häupter ſinken und die romantiſche Schule lachte ſchon in's Fäuſtchen: als plötzlich das Théâtre français in der Perſon des Herrn Arſène Houſſaye einen Direktor erhielt.

Herr Arſène Houſſaye iſt ein ſehr ſchlechter lyriſcher Dichter und als Proſaiker hatte er bisher nur ganz winzige Sächelchen für das Feuilleton des Conſtitutionel geſchrieben, deſſen Gerant, Herr Veron, mit der Rachel ſehr befreundet iſt. Fräulein Rachel iſt aber nicht nur mit Herrn Veron, ſie iſt auch mit dem Präſidenten der Republik ſehr befreundet. Ob dieſe Freundſchaft der Fräulein Rachel mit dem Präſidenten der Republik in der Gemeinſchaft politiſcher Anſichten, oder in einer

andern Gemeinſchaft ihren Grund hat, darüber ſind die Anſichten in Paris ſehr verſchieden: ſicher aber iſt Herr Arſène Houſſaye nur durch die Intrigue der Rachel zu dieſem Poſten gekommen. Er iſt alſo nur eine Kreatur der Rachel. Nachdem nun Herr Arſène Houſſaye Direktor geworden, entſchloß ſich Fräulein Rachel, die welthiſtoriſchen Bretter des Théâtre français wieder zu betreten. Nun war Israel erlöſt. Die Anhänger der klaſſiſchen Schule zogen ſich jubelnd die Säcke aus und ſchüttelten ſich die Aſche von den Köpfen; die Manen Corneille's und Racine's lächelten wieder in milder Verklärung und die romantiſche Schule ſank abermals in ihr romantiſches Nichts zurück.

Der erſte Dezember des Jahres achtzehnhundert vierzig und neun war eine gewonnene Schlacht für die Anhänger der klaſſiſchen Schule. Aber zwiſchen dem Jubel, der an dieſem Abend die Rachel empfing, ließen ſich doch mehrere ſehr ſtarke Ziſchlaute vernehmen. Sie rührten wahrſcheinlich von Denen her, die, bei aller Verehrung vor dem Talente der Rachel, ihren ſchmutzigen, eigennützigen Charakter und ihre Neigung zu Intriguen verabſcheuen.

Die Malice der Franzoſen, die ſich ſo gern in Wortſpielen Luft macht, dichtete bald darauf eine

Grabschrift auf den frisch gebackenen Direktor des Théâtre français. Das Epitaphium, das eines der Pariser Witzblätter nach dem Wiederauftreten der Rachel brachte, lautet wie folgt:

„Ci-gît un jeune auteur que mon Veron poussait;
Sa tête qui ne fut jamais pour l'art saine,
Se perdit tout-à-fait aux écueils d'une scène...
La fille d'Israël, helas! peut dire où c'est."

Fräulein Rachel's Triumph wurde indessen diesen Winter durch den ungewöhnlichen Erfolg, dessen sich Emile Augier's Lustspiel: Gabrielle erfreute, sehr beeinträchtigt. Dieses Lustspiel machte wahrhaftes Furore und drängte Racine und Corneille und folglich die Rachel während der ganzen Saison ziemlich in den Hintergrund.

Emile Augier ist ein junger Mann, der vor sechs Jahren mit seinem ersten Lustspiele: La Ciguë, auftrat. Noch nie hat ein Dichter größern Erfolg mit seiner ersten Produktion gehabt und noch nie war ein glänzender Erfolg mehr gerechtfertigt. Alles, was man von einem Lustspieldichter verlangen konnte, war in diesem zweiaktigen Stücke geboten: originelle Erfindung, geistreiche Schürzung und ungezwungene Lösung der Intrigue, ein pikanter, witziger Dialog und die

klassischsten Verse. Die Franzosen warfen dem jungen Augier, dem Enkel des Romandichters Pigault Lebrun, die frischsten Lorbeerkränze zu, begrüßten in ihm einen würdigen Nachfolger Molière's und munterten ihn zum fleißigen Schaffen auf. Der junge Augier nahm die Lorbeerkränze und den stürmischen Beifall siegestrunken hin, umarmte nochmals die komische Muse und erzeugte mit ihr ein Lustspiel, das **L'homme de bien** heißt. Ein **homme de bien**, zu deutsch: Biedermann, macht aber sehr selten Glück in der Welt. Augier's Biedermann behagte dem Publikum nicht und verschwand nach einigen Vorstellungen vom Repertoire. Emile Augier ließ sich indessen durch diese Niederlage nicht abschrecken und obgleich noch sehr jung, wußte er doch, daß einem Vater nicht alle Kinder gleich gut gerathen können. Nach einiger Zeit brachte er ein drittes Stück: **L'avanturière**, auf die Bühne; aber die Abenteurerin erregte noch weniger Interesse als der Biederman und war bald vergessen.

Mit desto größerm, mit desto ungetheilterm Beifalle wurde aber diesen Winter Augier's fünfaktige Komödie, Gabrielle, aufgenommen. Dieses Lustspiel, das trefflich dargestellt wurde, erregte ein

doppeltes Interesse, ein ästhetisches und ein moralisches. Gabrielle, ein schönes, junges Weib, Mutter eines liebenswürdigen Kindes und Gattin eines der edelsten Männer, ist unglücklich, sehr unglücklich. Sie hat romantische Gefühle und kümmert sich daher nicht um ihre Haushaltung; und was ihren Gatten betrifft, so kann sie ihn schon deßhalb nicht lieben, weil er so spießbürgerlich tugendhaft ist, weil er unausgesetzt schafft, weil er in der Arbeit für sein Weib und Kind sich fast aufreibt. Gabrielle liebt ihren Mann nicht und das macht sie unglücklich. Wenn aber Gabrielle ihren Mann nicht liebt, wen liebt sie denn? Natürlich, einen Andern. Dieser Andere ist ein junger Mensch, der, ebenfalls voll romantischer Gefühle, sonst aber nicht sehr bedeutend, sich ihretwegen bereits einem Duelle ausgesetzt. Gabrielle's Gatte kommt ihm mit der wärmsten Freundschaft entgegen, nimmt ihn in seinem Hause auf und der undankbare Gast weiß seinem Wirthe nicht besser zu danken, als daß er ihm die Frau zu verführen und zu entführen trachtet. Gabrielle kämpft zwar, ist aber bald entschlossen, in dem Kampfe zu unterliegen, das heißt: sich entführen zu lassen, trotz der Ermahnungen ihrer Tante Adrienne, die, mit ihrem Gatten, einer

sehr komischen Figur, in dem Hause Gabrielle's auf Besuch, in früheren Jahren in einem gleichen Kampfe begriffen war. Gabrielle's Gatte hat bisher nichts von dem sträflichen Verhältniß seiner Gattin geahnt, wird aber wie von einem Donnerschlage getroffen, als er Gabrielle im Zwiegespräch mit dem jungen Manne belauscht, dem er sein ganzes Wohlwollen, dem er das unbedingteste Vertrauen geschenkt. Der arme Gatte ist zerschmettert, vernichtet. Wozu hat sein Fleiß, sein unausgesetztes Schaffen gedient? Aber er rafft sich auf. In dem Augenblicke, wo der Verführer bei seiner Frau ist, die bereits entschlossen, mit ihm zu fliehen, tritt der unglückliche Gatte zwischen Beide und ohne ihnen direkt zu sagen, daß er um ihr sträfliches Verhältniß weiß, schildert er ihnen ein solches mit den lebhaftesten Farben. Er sagt seiner verirrten Gattin, daß ein Weib, welches Gatte und Kind verlassen und sich einem andern Manne in die Arme geworfen, nur Schmach und Schande ärnten müsse. Einem solchen Weibe würde jede Minute der Erinnerung zum Dolchstoße; ein solches Weib würde vor der ärmsten Bäuerin, die ein Kind an der Hand führe, zerknirscht die Augen niederschlagen müssen u. s. w. Gabrielle, die aus dieser

Rede merkt, daß ihr Gatte Alles weiß und daß er aus Edelmuth ihr und ihrem Verführer eine furchtbare Reue erspart, stürzt, ergriffen und bewältigt von seiner Großmuth, ihm zu Füßen und während sie ihn um Verzeihung bittet, schleicht der Verführer mit verhülltem Gesicht von dannen.

Emile Augier wußte in diesem Stücke, das ich hier nur in sehr flüchtigen Umrissen angedeutet, ein fatales Gebrechen unserer modernen Familienzustände bloßzustellen. Er hat den Abgrund gezeigt, in welchen ein Weib sich und ihre Familie stürzt, das in dem überspannten, den Boden verlierenden Romantisiren die Poesie so zu sagen außerhalb der Poesie sucht. Augier hat in der Gabrielle dem stillen, häuslichen Glücke den reinsten Glanz der Poesie vindizirt. Sein Lustspiel ist eine Verklärung der Ehe. Die Männer applaudirten daher mit wahrhafter Begeisterung und nach der Stärke des Applauses konnte man so ziemlich auf die Tugend ihrer Frauen schließen. Mancher arme Mann applaudirte sich fast die Hände wund. Viele Frauen aber hielten die fein gestickten Battist-Schnupftücher vor die Augen und weinten entweder Thränen der Reue, oder Thränen der Freude über ihre feuerfeste Tugend. Wer kann die Thränen unterscheiden?

Die Darstellung der Gabrielle hat gezeigt, welche treffliche Kräfte das Théâtre français für die Komödie noch immer besitzt und daß es am Ende doch die einzige Bühne der Welt ist, wo ein wahrhaft nationales Lustspiel vorzüglich aufgeführt wird.

Dem gebildeten Franzosen ist das Théâtre français ein Tempel, eine Kirche; er ist voll Sammlung und Andacht, wenn er in diesem Hause sitzt und die pompösen Verse seiner Klassiker hört. Die Franzosen wissen ihren Corneille, ihren Racine und Molière auswendig; dennoch haben sie gewöhnlich das Buch in der Hand, damit ihnen ja keine Sylbe entgeht. Einem Deutschen aber wird es ganz eigenthümlich zu Muthe, wenn er im Foyer des Théâtre français herumgeht und zu beiden Seiten desselben die Marmorbüsten sämmtlicher dramatischer Dichter Frankreich's sieht. Der Franzose betrachtet diese marmornen Köpfe, die nur zum Theil ausgezeichnete Köpfe darstellen, mit der tiefsten Ehrfurcht, und indem er sie ehrt, ehrt er den Genius seiner Nation und sich selbst. Der Franzose ist dankbar gegen seine Dichter und vergißt gern deren Mängel, während der gründliche Deutsche seine Dichter nur zu kritisiren weiß. Der Deutsche liebt

es, an jeder Sonne ſeines poetiſchen Himmels die Flecken zu ſuchen und dann über die Flecken die Sonne ſelbſt zu vergeſſen. Die deutſche Literaturgeſchichte iſt deßhalb eine wahre Paſſionsgeſchichte. Es gibt wenig deutſche Dichter, die nicht Märtyrer geweſen wären.

2.

Odeon.

Das Odeontheater hat, wie so viele öffentliche Gebäude in Paris, eine merkwürdige Geschichte. Unter dem Namen: **Nouveau théâtre français** wurde es am 9. April 1782 eröffnet. Sieben Jahre später, als das große Weltdrama, die französische Revolution, begann, warf es den alten Namen ab und hieß **théâtre de la nation.** Es wurde neu dekorirt und in seinen Hallen prangten die Statuen der Freiheit, der Vernunft, der Natur und andere splitternackte Göttinnen. Da der Name **théâtre de la nation** den damaligen Kraft-Menschen nicht kräftig genug war, so wurde dieses Theater 1793 wieder umgetauft in **théâtre de l'Egalité.** Die Schauspieler aber, die durch die in diesem Theater aufgeführten Stücke dem Namen desselben keineswegs entsprachen, wurden am 3. September desselben Jahres sämmtlich verhaftet und das Theater geschlossen. Die Säle desselben dienten mehre Jahre hindurch für politische Clubs. Erst 1797 wurde

das Haus wieder der Kunst geöffnet und erhielt den Namen **théâtre de l'Odéon**, den es nun über ein halbes Jahrhundert trägt.

Das Odeon wird noch jetzt **second théâtre français** genannt. Das Odeon ist nämlich die einzige Bühne in Paris, welche neben dem Théâtre français die sogenannten klassischen Stücke aufführen darf. Die übrigen Bühnen müssen sich mit den nicht klassischen oder unklassischen dramatischen Brocken begnügen, die ihnen die modernen Poeten hinwerfen.

Das Odeon liegt im Quartier latin, in der Nähe der Universität und der Sorbonne. Hier weht eine sehr gelehrte, fast deutsche Luft. Das Parterre-Publikum des Odeontheaters besteht größtentheils aus Studenten, also aus Leuten, welche mit ihrem Urtheil nicht zurückhalten und dieses laut und deutlich genug äußern. Das Publikum des Odeon ist daher sehr gefährlich, sowohl für den Autor als für den Darsteller; und der Dichter, der sein dramatisches Kind zuerst diesem Publikum vorführt, ist nicht immer sicher, Vaterfreuden zu erleben. Wirklich ist auch auf den Brettern des Odeontheaters manches Kind dramatischer Laune in ewige Vergessenheit gezischt worden.

Man kann nicht sagen, daß das Theaterpublikum des Quartier latin aus ungerechten Richtern bestehe; aber es besteht aus sehr scharfen Richtern, die über poetische Kriminalverbrechen leicht das Todesurtheil verhängen. Die Hinrichtungen auf diesem Theater sind daher ziemlich häufig und es ist also, wenn auch nicht immer erfreulich, doch immer sehr interessant, gerade hier der ersten Aufführung eines Stückes beizuwohnen.

Ich hatte das Glück, die erste Darstellung des François le Champi zu sehen. Das Theater war bis zum Erdrücken voll; denn obgleich der Autor nicht auf dem Zettel genannt war, so wußte doch Jeder, daß er Georg Sand hieß.

Madame Sand hatte 1840 ein Drama: Cosima, auf dem Théâtre français zur Aufführung bringen lassen, das sehr ungünstig aufgenommen worden. Seit jener Zeit hatte sie sich durch Stillschweigen an den Brettern gerächt und ihr großes Talent in jenen epischen Produktionen entfaltet, die selbst den Gegnern der Sand'schen Ansichten Bewunderung abnöthigten. Sie hatte sich inzwischen dem Sozialismus zugewendet und an der Februarrevolution durch Manifeste und Proklamationen betheiligt. Das Publikum, besonders dasjenige, das den gleich-

namigen Roman der Sand nicht kannte, gab sich vor der Aufführung des Champi den verschiedensten Vermuthungen hin. Auf jeden Fall erwartete man etwas Bedeutendes, etwa eine dramatisirte Polemik gegen die verkehrten sozialen Zustände der Gegenwart. Statt dessen aber sah man eine dreiaktige Idylle.

Der Hauptwerth des Champi besteht weniger in dem kunstvoll geschürzten Knoten der Handlung, die in einem Dorfe der Provinz Berry, wo Georg Sand geboren, sich abspinnt, als in der Grazie derselben. Die Fabel ist ziemlich einfach. François, der Held des Stückes, ist ein Champi, eine Benennung in der Provinz Berry für ein Findelkind, das auf dem Felde (champ) von mitleidiger Hand aufgenommen wird. François wurde als Kind von Madelaine, der Frau des reichen Bauern Blanchet, aufgenommen und erzogen. Der Knabe gedieh prächtig und die edle That Madelaine's wurde durch den reichsten Segen des Himmels belohnt. Blanchet's Aecker wurden sehr fruchtbar. Seine Scheuern waren stets gefüllt und seine Heerden mehrten sich auf der mastigen Trift. Das Findelkind wächst indessen heran und wird ein kräftiger, schöner Junge. Der Bauer Blanchet ist

aber mit dieſer Entwickelung des Findelkindes nicht ſehr zufrieden. Blanchet zweifelt an ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit und an ſeines Weibes Tugend, der das Findelkind gefährlich werden könnte. In ſeiner Eiferſucht jagt er François aus dem Hauſe. Einige Jahre nach dieſer, an dem unſchuldigen Champi begangenen Grauſamkeit ſtirbt Blanchet. Nun geht ſein Beſitz dem ſchnellſten Verfall entgegen. Die Aecker ſind verwüſtet; die Wieſen tragen Dornen und Diſteln und Madelaine verfällt in Siechthum. Während ihrer Krankheit, in welcher ſie von Mariette, einer Verwandten, und von einer treuen Magd, Catharine, ſorgfältig gepflegt wird, kommt François, der unterdeſſen zum ſtattlichen Jünglinge herangereift iſt. Mit dieſer Rückkehr beginnt das Stück. François, ergriffen von dem traurigen Zuſtande, in welchem ſeine Wohlthäterin ſich befindet, widmet ſich ihr und ihrem verwahrloſten Beſitzthume mit der zarteſten Sorgfalt, mit dem unermüdlichſten, umſichtigſten Fleiße und ſieht nach kurzer Zeit dieſe Sorgfalt, dieſen Fleiß auf's ſchönſte belohnt. Madelaine iſt wieder geneſen. Die Roſen der Geſundheit blühen wieder auf ihren Wangen und auf ihren Aeckern blüht und reift das ſchönſte Korn. Was aber

regt sich in dem Herzen des Champi? Ist es das Gefühl der Dankbarkeit, das Gefühl kindlicher Liebe gegen die Wittwe, oder ist es eine tiefere, heißere Empfindung gegen das schöne Weib? Er weiß es selbst noch nicht. Er glaubt sogar, daß er sich ernstlich um die Hand Mariette's bewerbe, die in ihrer Zuneigung gegen ihn durch die boshafte Verleumdung eines klatschhaften Weibes, **La sévère**, wankend gemacht wird. Darin besteht die freilich sehr schwache Intrigue des Stückes, das mit der Verlobung François und seiner Wohlthäterin endigt.

François le Champi ist eine dramatisirte Dorfgeschichte. Das Pariser Publikum, dem man das ganze Jahr hindurch in Dramen und Komödien so viele Salon-Laster, so viele verdorbene Sitten vorführt, war froh, hier gesunde Landluft einzuathmen. François le Champi wurde also mit Enthusiasmus aufgenommen und erlebte weit über hundert Vorstellungen. Für uns Deutsche, die wir der Tugend näher stehen, als die Pariser, ist die Sand'sche Produktion durchaus nicht von so hohem Interesse.

Herr Boccage, der Direktor des Odeontheaters, soll durch den Champi über hunderttausend Franken

gewonnen haben. Ich sage dieß, mehr die Franzosen zu loben, als die deutschen Theaterdirektoren zu kränken. Das Odeontheater hat eine entschieden republikanische Färbung.

3.

Théâtre de Vaudeville.

Das Vaudeville-Theater ſteht dem Börſengebäude gegenüber. Dieſes beſtändige **vis-à-vis** konnte nicht ohne Einfluß bleiben und es herrſcht auch wirklich ein zärtliches Verhältniß zwiſchen beiden, ein zärtliches Verhältniß wie zwiſchen Nonnenwerth und Rolandseck.

Die Männer der Börſe, denen das Eigenthum ſo heilig iſt, daß ihnen ſonſt nichts heilig iſt, haben für dieſes Theater eine beſondere Zuneigung gefaßt. Es iſt das reaktionärſte Theater in Paris. Hier wird die arme franzöſiſche Republik jenen kleinen Witzen ausgeſetzt, von denen ſie wie von unverſchämten Flöhen ſchonungslos zerſtochen und zernagt wird. Dieſe reaktionären Flöhe hat zuerſt die Firma Brunswick und Leuven in dem Vaudeville: **La foire aux idées** geliefert. **La foire aux idées** heißt auf deutſch: Gedankenmarkt. Auf dem Gedankenmarkt der Trödler Brunswick und Leuven ſieht man aber nur abgetragene Ge-

danken, Gedanken, die an den Ellenbogen sehr fadenscheinig sind, was mich vermuthen läßt, daß die dramatischen Handelsjuden Brunswick und Leuven sie von den Börsenmännern erstehen. Gewiß, die abgetragenen Gedanken kommen von der Börse, und den Herren Brunswick und Leuven bleibt nur das Verdienst, die reaktionären Flöhe dazu geliefert zu haben.

La foire aux idées hat vier Theile, oder vielmehr vier Nummern. Als ich nach Paris kam, waren die ersten drei Nummern bereits abgespielt und es wurde nur noch die **quatrième numéro de la foire aux idées** gegeben. Diese vierte Nummer des Gedankenmarktes hat drei Akten; aber kaum ein Drittel so viel Gedanken. Der erste Akt hat es mit der Liberté, der zweite mit der Egalité und der Dritte mit der Fraternité zu thun.

Der Inhalt des Stückes ist folgender: Ein junger Mensch, Nathaniel, der viel Geld und wenig Erfahrung besitzt, wird von den Aposteln des Evangeliums der Demokratie, die viel Erfahrung und wenig Geld haben, zu dem neuen Glauben bekehrt. Diese Apostel sind Bassermann'schen Schreckensgestalten mit ungekämmten Urwäldern auf den Köpfen und in den Gesichtern. Da die Franzosen glauben,

daß sich die Demokratie in Deutschland weniger kämmt als in Frankreich, so sind diese Schreckensgestalten Deutsche. Sie heißen: Frigousmann, Blagansdorf, Chipansberg. Die Bekehrung Nathaniel's, der mit einem schönen Mädchen, Rosa, verlobt ist, findet bei einem Trinkgelage statt. Die Apostel und der Proselyt sprechen dem Glase so lange zu, bis sie selbst nicht mehr sprechen können und einschlafen. Das ist das Vorspiel. Nun folgen die Scenen, wo der Mißbrauch der Freiheit, oder die Freiheit des Mißbrauchs vor den Augen des Publikums gezeigt wird. Keiner will gehorchen; Jeder will befehlen. Jede Scene wird eine Prügelscene, und die Unordnung ist an der Tagesordnung. Nachdem auf diese Weise hinlänglich gezeigt worden, wie gefährlich dem Menschen die Freiheit ist, nachdem die Herren Brunswick und Leuven in die Schüssel der Liberté gespuckt, um dem Publikum den Appetit daran zu verleiden, hat der erste Akt nichts Besseres zu thun, als dem zweiten Platz zu machen. Dieser zweite Akt zeigt das Unglück, welches das Prinzip der Gleichheit anzurichten im Stande ist. Alle Häuser gleichen einander so sehr, daß man sie nicht unterscheiden kann. Wie die Häuser, so die Menschen. Keine Größe wird mehr anerkannt;

alle Stände sind nivellirt und die Canaille sieht der Haute Volée so ähnlich, wie ein Strick dem andern. Dieser Akt, in welchem die Herren Brunswick und Leuven nach Witzen jagen, aber keinen auftreiben können, endet mit einer Prügelei und das ist einzig das Schlagende in diesem Akte. Nathaniel, den die ersten zwei Akte immer tiefer in die Demokratie sinken lassen, fängt im dritten an, seinen Irrthum etwas einzusehen. Er ist zwar ein sehr guter Mensch; aber die allgemeine Bruderschaft mißfällt ihm und besonders deßhalb, weil Jeder außer ihm ein armer Bruder ist und er die Kosten der Fraternité allein tragen muß. Er hat keinen Augenblick Ruhe in seinem Zimmer. Jeder kommt, um von ihm zu fordern, Keiner um ihm etwas zu geben. Er findet daher die Idee der Brüderlichkeit gar nicht rentabel. Nachdem nun seine demokratischen Brüder seinen Kleiderschrank geplündert und sein Vermögen mehr unter sich als mit ihm getheilt, fängt er an, sehr stutzig zu werden. Nun folgt eine merkwürdig dunkle Scene. Es ist nämlich Nacht und Nathaniel erwartet sein Weib, mit dem er sich am Tage vermählt hatte. Im Hintergrunde ist das Brautgemach, das von einem Vorhang verhüllt wird. Dem Bräutigam wird

die Zeit entsetzlich lange, was ihm unter den bewandten Umständen nicht übel zu nehmen ist; zu seinem ungeheuern Aerger kommt ihm ein Bruder nach dem andern über den Hals und beutet seine Geduld und sein Besitzthum aus. Endlich glaubt er Ruhe zu haben. Die Thüre des Seitenzimmers öffnet sich und vor ihn tritt die hold verschämte Braut im Braut——hemde. Ein zärtliches Zwiegespräch folgt nun zwischen Braut und Bräutigam, die nicht merken, daß unterdessen ein Demokrat nach dem andern in's Brautgemach geht. Nachdem ungefähr ein Dutzend dieser Demokraten sich in's Brautbett gelegt, kommt ein fünfstöckiger Tambourmajor und macht den Beschluß.

Man kann sich denken, wie unangenehm das Brautpaar, besonders aber der Bräutigam, überrascht wird, als er, seine Neuvermählte an der Hand, den Vorhang öffnet und ein ganzes demokratisches Heerlager im Brautlager findet. Während er in gerechten Zorn geräth, fällt der Vorhang. Aber das Stück ist noch nicht zu Ende. Die Moral fehlt noch. Der Vorhang geht also wieder auf und wir sehen Nathaniel mit den ungekämmten Aposteln der Demokratie bei'm Trinkgelage schlummern. Nathaniel erwacht, reibt sich die Augen

und wir erfahren nun, daß er Alles, was wir während des ganzen Stückes gesehen, während seines Rausches nur geträumt hat. Man kann sich leicht seine Freude denken, als er sieht, daß sein demokratischer Lebenswandel nur ein böser Traum gewesen. Nun erbricht sich die Demokratie und die Reaktion setzt sich zu Tisch. —

Als dieser Gedankenmarkt keine Besucher mehr fand, wurde — wahrscheinlich auf Bestellung der Börsenmänner — ein anderes reaktionäres Stück, **La fin d'une république** im Vaudeville-Theater aufgeführt. In diesem Stücke, das auf Hayti spielt und die französischen Zustände im Sinne der Reaktion parodirt, litt die Gemeinheit so viel Mangel an Witz, daß die Reaktion gähnte. Das Ende der Republik erlebte daher bald ein unglückseliges Ende und machte den **saisons** vivantes Platz. In diesem Vaudeville treten sämmtliche Jahreszeiten auf, die rauhen und die milden, und ringen um den Preis. Saturn ist der Preisrichter. Da jede Saison einen besondern Reiz vor ihm entfaltet, so ist Saturn in sehr großer Verlegenheit. Jede Saison, die, wie ein deutscher Literat, nicht aufhört, sich selbst zu loben, sagt der französischen Republik grobe Wahrheiten oder wahre Grobheiten. Der Winter

besonders ist ganz grimmig darüber, daß die französische Nation, die den Kainsstempel der Republik auf der Stirne trägt, die Krondiamanten verkaufen will. Saturn, der ein schwacher Mann ist, gibt keiner der Jahreszeiten den Preis, das heißt: Allen und gibt sich mit ihnen der Hoffnung hin, daß das schöne Frankreich seinen republikanischen Irrthum bald einsehen und reuig zur monarchischen Wahrheit wieder zurückkehren würde.

Die „lebenden Jahreszeiten" haben drei noch lebende poetische Väter, die da heißen: Dartois, Beavoir und Besselève; ich habe aber bis jetzt noch nicht herausbringen können, wer von diesen Dreien den meisten Mangel an Geist zu diesem Produkt geliefert. —

Da nun ein französisches Publikum, selbst wenn es monarchisch gesinnt ist, sich nicht gern langweilt, so wurde es am Ende doch dieser unaufhörlichen Polemik gegen die Republik müde. **Toujours perdrix**! hieß es. Die Leute hatten sich an den reaktionären Rebhühnern, die ihnen von den dramatischen Köchen des Vaudeville-Theaters jeden Abend vorgesetzt wurden, den Magen verdorben. Es ging ihnen, wie einst den Juden mit den Wachteln. Die reaktionären Stücke verschwanden

daher nach und nach von dem Repertoire des Vaudeville-Theaters. Merkwürdig war übrigens das Benehmen der Regierung diesem Theater gegenüber. Während sie hier die reaktionären Stücke, die gegen die Republik mit wenig Witz und viel Behagen kämpften, unbehelligt ließ, schritt sie gegen andere Theater, die entschieden republikanische Stücke gaben, sogleich ein. So beeilte sie sich, ein Vaudeville von Méry, „une nuit blanche", das gegen die Reaktion gerichtet ist, gleich nach der ersten Aufführung im Odeon zu verbieten. Diese Regierung läßt sich eher die derbsten Ohrfeigen der Reaktion als die sanftesten Nasenstüber der Republikaner gefallen. Arme französische Republik!

Man würde sich indessen gewaltig irren, wenn man glaubte, daß auf dem Vaudeville-Theater, auf dessen Brettern im Interesse der Ruhe, der Ordnung und der Civilisation gegen die Republik gekämpft wird, lauter tugendhafte, keusche Stücke gegeben würden. Im Gegentheil! Das Vaudeville-Theater gibt in der Regel solche Stücke, in denen die Schamhaftigkeit Bankrott macht. So wurde diesen Winter dort ein Vaudeville, „Daphnis und Chloe", aufgeführt, das selbst den Franzosen, die in dieser Beziehung nicht nur viel vertragen können,

ſondern viel vertragen wollen, etwas zu decolletirt war.

Das Vaudeville „Daphnis und Chloe“ ſpielt in Hellas und hat alſo einen klaſſiſchen Anſtrich. Daphnis iſt ein Hirte und Chloe iſt eine Hirtin; Beide ſind ſo unſchuldig, daß ſie den Unterſchied des Geſchlechtes gar nicht kennen. Daphnis, von der Madame Cico, einer ſehr reizenden Frau, dargeſtellt, trägt ein Röckchen, das oben viel zu ſpät anfängt und unten viel zu früh aufhört, und Chloe, dargeſtellt von der ſchönen Madame Octave, trägt ein Kleidchen, das oben gar nicht anfangen würde, wenn es unten nicht ſobald als möglich aufhören müßte. Daphnis und Chloe ſind eigentlich nur in ſeidene Nacktheit gekleidet, und das Publikum ſieht gerade ſo viel, als der Trikot nicht verhüllen will, d. h. faſt Alles.

Daphnis liebt Chloe und Chloe liebt Daphnis. Sie hören beide die Stimme ihres Herzens, ohne deren Sprache zu verſtehen; ſie ſind beide, wie geſagt, ſo unſchuldig, daß ſie von ihrer Unſchuld gar keinen Begriff haben, was das eigentliche Weſen der Unſchuld am richtigſten bezeichnet. Sie treffen ſich am Fuße der Bildſäule des Pan. Dieſe Bildſäule ſcheint aber nur eine Bildſäule; denn

Pan lebt und ſtellt ſich nur unbeweglich. Während nun Daphnis und Chloe in ihrer Unſchuld ſich unterhalten, was den nichts weniger als unſchuldigen Pan zu verſchiedenen Bemerkungen veranlaßt, die ich nicht wieder geben mag, aus Furcht, meine Tinte könnte roth werden, empfindet Chloe plötzlich einen heftigen Schmerz am linken Fuße. Sie ſtößt einen Schrei aus, und als Daphnis nach der Urſache ihres Schmerzes fragt, ſagt ſie, daß ſie eben von einer Schlange gebiſſen worden. Die Schlangen beſchäftigen ſich ſehr gern mit der Unſchuld. Daphnis, voll Theilnahme für Chloe, will die Wunde ſehen und Chloe legt ihren linken Fuß in ſeine Hände. In dieſer Scene, die ſehr plaſtiſch iſt und dem neugierigen Zuſchauer nicht weniger zeigt, als er ſehen will, benimmt ſich Daphnis ſehr dumm; denn er weiß nicht, was er mit dem ſchönen Fuß, der ihn heftig elektriſirt, anfangen ſoll, und der Gott Pan, der von dem Piedeſtal herunter Alles ſieht, macht die Bemerkung, daß er in dergleichen Situationen ſich viel vernünftiger, jedenfalls als Mann, benehmen würde. —

Ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen Daphnis und Chloe ſich jetzt trennen. Genug, ſobald Daphnis fort iſt, verläßt Pan das Piedeſtal

und eilt Chloe'n nach. Inzwischen hat eine Schaar Oreaden, Nymphen und Dryaden den unschuldigen Daphnis gefunden und in ihre Mitte genommen. Sie geben ihm nun Unterricht in der Anti-Unschuld und es zeigt sich, daß er durchaus nicht so dumm ist, um von derartigen Lektionen nicht etwas zu profitiren. Er schämt sich bald seiner Unwissenheit. Zu gleicher Zeit gibt Pan der unwissenden Chloe auch einige Aufklärung, und sie zeigte sich keineswegs als eine unfähige Schülerin. Als nun Daphnis und Chloe sich wieder zusammenfinden, sagt Jener zu Dieser, daß er jetzt wisse, was Liebe sei. Chloe bittet ihn, ihr sein Geheimniß mitzutheilen, worauf er sie umarmt. „Allez toujours", sagt ihm Chloe, die von seiner so schnell erworbenen Gelehrsamkeit angenehm überrascht wird. Daphnis küßt seine Chloe, um ihr zu zeigen, was Liebe sei. Chloe läßt sich dieß sehr gern gefallen, sagt aber wieder: „allez toujours!" Er führt sie auf eine Rasenbank, legt seinen Kopf in ihren Schooß und Chloe, der immer mehr Licht aufgeht, sagt abermals: „allez toujours!" Daphnis scheint ihr immer noch nicht gelehrt genug. Daphnis, fürchtend, er würde zu weit gehen, wenn er in diesem Augenblicke noch weiter ginge, antwortet:

„Je n'ose pas.“ Chloe, die sehr schlau ist, denkt: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben; und so gelehrt wie Du, bin ich auch. Nun kommen die Oreaden, Dryaden und Nymphen, umtanzen das liebende Paar und der Vorhang fällt. — Das Vaudeville-Theater hat sehr schöne Kräfte, ich verstehe hier die weiblichen. Unter dem weiblichen Personal verdienen besonders Madame Doche, und Madame Paul Ernest Erwähnung. Madame Doche, die im Fache der Anstandsdamen vorzüglich ist, befindet sich jetzt im Sommer ihrer Jahre. Als sie noch im Frühling derselben war, galt sie als eine der größten Schönheiten in Paris. Aber die Schönheit vergeht, wenn die Tugend nicht besteht. Der Madame Doche wird einst viel vergeben werden. Da sie kaum eine Scene auf den Brettern zu spielen hat, die sie nicht schon im wirklichen Leben gespielt, so gesellt sich zu ihrem angeborenen Talente noch die Routine hinzu und macht sie zu einer trefflichen Schauspielerin. Madame Paul Ernest vertritt mehr das naive Fach und besitzt sehr viel Anmuth. Die bereits erwähnten Damen Cico und Octave sind sehr jung und sehr schön; sie glänzen aber mehr durch ihr Fleisch als durch ihren Geist und stehen wie so viele dramatischen Künst-

lerinnen in Paris, mit den Börsenmännern in naher und nächster Berührung. Die Haute finance in Paris hat sehr viel Vorliebe für dramatische Künstlerinnen, wenn diese jung und schön sind; und die dramatischen Künstlerinnen haben eine besondere Vorliebe für die Haute finance, selbst wenn diese weder jung noch schön ist. Von einer solchen dramatischen Künstlerin, die sich jetzt längst von den Brettern zurückgezogen, erzählt man sich folgende Anekdote.

Diese Künstlerin, die früher eine der größten Schönheiten war, hat ihre Reize als Rente betrachtet und dieselben so hochgeschätzt, daß man von Renten leben mußte, wenn man sich nicht mit dem bloßen Anblick begnügen wollte. Sie war fast so theuer wie jene Lais, die den Spaziergang nach Korinth so kostspielig machte. Ein junger Mensch nun, ein Schüler der **école polytechnique**, wenn ich nicht irre, bekam ein Mal Lust nach Korinth zu gehen; da er aber den hohen Preis der Pariser Lais wußte und so viel von dem klassischen Alterthum kannte, um nicht den Spruch: „**Non omnibus licet adire Corinthum**“ zu kennen: so wollte er wenigstens eine Aussicht auf das korinthische Vergnügen haben. Er machte daher seinen Mitschülern

den Vorſchlag, eine Lotterie zu eröffnen und ſo viel Looſe zu verfertigen, als nöthig ſind, um jenen von der Pariſer Lais geforderten Preis herauszubringen. Die Mitſchüler, die ſich ſehr viel von einem Ausfluge nach Korinth verſprachen, gingen auf den geiſtreichen Vorſchlag bereitwilligſt ein. Die Lotterie wurde gezogen und der Glückliche, der das große Loos gewann, nahm das Geld, ging damit nach Korinth und wurde dort ſo freundlich aufgenommen, daß er bei ſeiner Rückkehr nichts ſehnlicher wünſchte, als zum zweiten Male einen ſolchen Treffer zu ziehen. —

Das männliche Perſonal des Vaudeville-Theaters, iſt viel beſſer als das weibliche, wird aber von Arnal faſt gänzlich verdunkelt. Arnal gilt als der beſte Vaudeville-Schauſpieler Frankreich's. Sein Talent beruht in dem Naiv-Komiſchen. Er glänzt aber weniger durch ſeine Mimik, als durch die Art ſeines Vortrages. Man lacht nicht, wenn man ihn ſieht, ſondern wenn man ihn hört; ſeine komiſche Ader hat er auf der Zunge. Da nun in Paris ſelbſt die Poeſie, beſonders aber die Vaudeville-Poeſie, mehr fabrizirt als dichtet, ſo nehmen die Vaudeville-Dichter, die für dieſes Theater arbeiten, beſondere Rückſicht auf Arnal, für den ſie ganze

Erzählungen ausarbeiten, die er mit einer wirklichen Meisterschaft rezitirt. Diese Erzählungen sind gewöhnlich voll Zweideutigkeiten, und die Naivität, mit der er das Verfängliche derselben spricht, macht seine Hauptstärke aus. Arnal's jährliche Gage beträgt 50,000 Franken, den mehrmonatlichen Urlaub nicht mitgerechnet. Er ist aber nicht sonderlich damit zufrieden, woraus erhellt, daß in Frankreich die talentvollen Schauspieler eben so unbescheiden sind, wie in Deutschland die talentlosen. —

4.

Théâtre des Variétés.

Dieſes Theater unterſcheidet ſich von dem Vaudeville-Theater faſt durch nichts, als durch das Perſonal und ſie könnten gegenſeitig die Namen vertauſchen, ohne dadurch eine falſche Benennung zu erhalten. Das Théâtre des Variétés bringt nur Vaudevilles zur Aufführung. Es beſitzt ſehr begabte Talente, die aber alle vor dem Talente der Madame Dejazet verſchwinden. Madame Dejazet iſt die höchſte Potenz einer Vaudeville-Schauſpielerin. Ihre Grazie ſpottet der Jahre; denn obgleich eine Fünfzigerin, ſpielt ſie noch die Poliſſons mit einer Alles entzückenden Virtuoſität. Klein, mager und von einer queckſilberner Beweglichkeit findet ſie kein phyſiſches Hinderniß, jene ſechzehnjährige geniale Schelme mit einer ſolchen Wahrheit zu ſpielen, daß man niemals an ihr Geſchlecht erinnert wird. Sie ſcheint in Hoſen auf die Welt gekommen zu ſein. Die Titelrolle in dem Vaudeville: „**Voltaire en vacances**“ iſt eine ihrer vorzüglichſten Leiſtungen.

Man kann sich den Knaben Voltaire, der eben die Gränze des Jünglingsalters überschreiten will, kaum anders, gewiß aber nicht liebenswürdiger denken. Jeder Zoll an ihr verräth den poetischen Gamin, der die Harrenden vor den Pforten des Tempels der Unsterblichkeit mit satyrischen Stößen und Püffen bei Seite drängt und sich Eingang verschafft. Sie spricht nicht nur, sie blickt auch witzig und jede ihrer Bewegungen ist mit einer solchen Genialität berechnet, daß man das Berechnete nicht bemerkt.

Madame Dejazet hat diesen Winter auch in Lully, einem neuen Vaudeville von Dumanoir und Clairville, Bewunderung erregt. Sie gibt in diesem Stücke ebenfalls die Titelrolle. Lully der Begründer der großen Oper, der in seinem musikalischen Fanatismus seinem Orchesterpersonal oft mit der Geige um die Köpfe fuhr, ist hier noch ein sechzehnjähriger Küchenjunge im Dienste des Kochs Saugeon. Diesem Koch ist seine Profession zugleich seine Konfession. Seine Küche ist sein Heiligthum und er glaubt unerschütterlich an seine pikanten Saucen, an die Unfehlbarkeit seiner gebratenen Schnepfen. Er ist ein kulinarischer Fanatiker und betrachtet die zwei Dutzend Küchengehülfen, die unter seiner

Botmäßigkeit ſtehen, als eine Art Klerus, für deſſen Oberprieſter er ſich hält. Der geniale Lully aber iſt ein geheimer Ketzer. Er glaubt nicht an die alleinſeligmachende Küche und an die gebratenen Offenbarungen ſeines Meiſters Sangeon. Er erfüllt zwar ſeine Pflicht; aber er fühlt ſich unglücklich, daß er ſie erfüllen muß und nimmt, wenn er allein iſt, den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, ſeiner innigſten Liebe in den Arm und träumt ſich dann hinüber in eine ſchönere Welt. Dieſer Gegenſtand der Liebe und der Sehnſucht iſt ſeine Geige, die er aus Furcht vor ſeinem Meiſter in einem der Küchenſchränke verborgen hält. Als er nun einſt, von den Mißtönen der brodelnden Töpfe und Pfannen zur Verzweiflung gebracht, die Geige ergreift und ihr die ſüßeſten Töne entlockt, wird er von der ſämmtlichen Küchenmannſchaft überraſcht, die, wie von einem unnennbaren Zauber gebannt, ſchweigend und unbeweglich die Töne mit dürſtendem Ohre einſaugt. Sein Geheimniß iſt verrathen; man weiß, daß er Künſtler iſt.

Unter dieſer Küchenmannſchaft befindet ſich zufällig ein anderes Genie, ein Bäckerlehrling, der aber mit Widerwillen ſein Bäckerhandwerk treibt und wenn er ſein Brod den Kunden abgeliefert,

ſich auf den Helikon ſchleicht: es iſt Quinault. Quinault, entzückt von dem Talente Lully's, offenbart dieſem ſein poetiſches Talent, indem er ihm eine Satyre zeigt. Dieſe Satyre auf eine Hofdame gefällt Lully ſo ſehr, daß er ſie ſogleich in Muſik ſetzt. Ein Edelmann, auf Lully's Virtuoſität aufmerkſam geworden, befreit ihn von dem Dienſte des kulinariſchen Tyrannen und bringt ihn in die Nähe jener Hofdame, gegen welche Quinault die Satyre gerichtet. Nun beginnen Intriguen, die der junge Tonkünſtler mit der größten Liebenswürdigkeit ſchürzt und löſt.

Das Stück iſt an und für ſich ſehr unbedeutend; ſeine ganze Bedeutung erhält es durch Madame Dejazet, die hier den ganzen Reichthum ihres ſchönen Talents entfaltet. Die übrigen Perſonen dienen ihr nur als Staffage.

Das Merkwürdigſte an der Dejazet iſt ihre Stimme, die noch ſo friſch und hell iſt, daß mir mehrere Kunſtkenner, die ſie vor einem Vierteljahrhundert gehört haben, verſicherten, die Dejazet habe damals nicht anmuthiger, nicht lieblicher geſungen als jetzt. Mag dieſe Behauptung nun übertrieben ſein, ſo viel iſt doch gewiß, daß, was den Geſang betrifft, keine der jungen Vaudeville-

Schauspielerinnen sich auch nur im allerentferntesten mit ihr messen kann. Madame Dejazet singt kein einziges Couplet, ohne den rauschendsten Beifall zu erwecken.

Das übrige weibliche Personal am Théâtre des Variétés glänzt mehr durch die Jugend als durch die Tugend. Madame Page ist eine solch' üppige Schönheit, daß die Pariser Roués und die alten Rentiers ihre Augen bewaffnen, sobald sie auftritt, obgleich ihre Schönheit von solch' niederländischem Umfang ist, daß man sie auch mit unbewaffnetem Auge sehr deutlich sehen kann und sie auch nichts zu verbergen trachtet, was einem männlichen Auge angenehm ist.

Das männliche Personal des Théâtre des Variétés hat mehrere treffliche Kräfte und unter diesen verdiente besonders Hoffmann hervorgehoben zu werden. Hoffmann ist, wenn ich nicht irre, ein Elsäßer und man merkt seiner Komik den deutschen Ursprung an. Sie ist derb, aber auch kerngesund. In Bauernrollen ist Hoffmann unvergleichlich. Niemand spielt die Dummheit in Holzschuhen so trefflich wie er.

Unter den Stücken, die sie diesen Winter im Théâtre des Variétés aufgeführt, hat besonders

das fünfaktige Vaudeville von Barrière und Murger: „**La vie de Bohême**“ mehrere Monate hindurch die Aufmerksamkeit der Pariser gefesselt.

La vie de Bohême, heißt auf deutsch Zigeunerleben und unter dieser Benennung versteht man in Paris das wilde Eheleben oder das Leben der wilden Ehe, welches Studenten und Künstler mit ihren Grisetten führen. Die Intrigue des Stückes ist sehr mager. Einem jungen Menschen, der das Glück hat, der Neffe und Erbe eines sehr reichen Onkels zu sein, gefällt das Zigeunerleben seiner Freunde so sehr, daß er ein Verhältniß mit einer Grisette anknüpft. Phémie, so heißt die Grisette, weiß den jungen Mann durch ihre Reize, durch ihre Gutmüthigkeit und durch ihre Tugend (Phémie ist eben eine Ausnahme von der Regel) so sehr zu fesseln, daß er sie wahrhaft, daß er sie innig liebt. Aber Phémie liebt auch, nicht weil, sondern obgleich sein Oheim Millionär ist. Dieser Oheim aber, der wohl an Grisetten, nicht aber an die Tugend derselben glaubt, hat ein Heirathsprojekt für seinen Neffen, ein Heirathsprojekt, das sich trefflich zu rentiren verspricht. Als nun sein Neffe, wegen seines Verhältnisses zu Phémie, sich dem Heirathsplane des Oheims entschieden abhold zeigt,

beſchließt dieſer, durch die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel den jungen Mann zur Tugend, das heißt: zu den Millionärgefühlen zurückzuführen. Der Oheim gibt dem Neffen kein Geld mehr. Der Neffe geräth in Noth und die arme, treue Phémie wird krank, ſehr krank, todeskrank. Ihre Freunde und Freundinnen verkaufen Alles, um das liebe Mädchen unterſtützen zu können; denn ihre Freundinnen, obgleich Griſetten der trollſten Art, ſind doch gutmüthig und weichherzig, gutmüthiger und weichherziger als manche Frauen, die mit der ſtrengen Tugend Parade machen. Nichts aber will verſchlagen. Der Neffe des Millionärs, der Geliebte Phémie's, leidet unausſprechlich, aber ſeine Treue iſt unwandelbar, und koſte es auch ſein Leben, er mag die Gefühle ſeines Herzens nicht verkaufen. Der Oheim, der da ſieht, daß er auf dem eingeſchlagenen Wege nicht zu ſeinem Ziele gelangen kann, beſchließt ein anderes Mittel zu verſuchen, das er für unfehlbar hält. Er will nämlich von der Griſette ſelbſt die Freiheit ſeines Neffen erkämpfen. Er ergreift demnach die Waffen, denen in dieſer verkäuflichen Welt ſelten etwas widerſteht, nämlich: ein paar Dutzend Banknoten, ſteckt ſie in's Porteſeuille und begiebt ſich zu Phémie. Das

kranke Mädchen weißt aber sein Anerbieten mit dem ganzen Unwillen eines gekränkten Ehrgefühls, eines beleidigten Herzens zurück. Der Neffe, der seinen Oheim bei dessen Unterredung mit Phémie überrascht, geräth in Zorn und wirft ihm die niedrige Gesinnung vor, die jede Tugend für werthlos hält, weil sie auf der Börse keinen Cours hat. Er umarmt die bleiche, zitternde Geliebte inniger, heißer als je und sie stirbt an seiner Brust im Beisein des Oheims, der jetzt Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß selbst in Paris und unter Grisetten die Allmacht des Geldes zuweilen noch Widerstand findet.

Das Stück, so unbedeutend es auch dem gesunden Geschmacke, dem richtigen Kunsturtheile erscheinen muß, hat doch, wie bereits erwähnt, sehr viel Aufsehen erregt, so [illegible] sogar der Präsident der Republik es nicht unter seiner Würde gehalten, dasselbe mit seiner angenehmen Gegenwart zu beehren. Der Erfolg dieses Stückes aber ist seiner sozialen Färbung zuzuschreiben und der naturwirklichen Treue, mit der in einzelnen Scenen das Grisetten-Leben kopirt ist.

Wahrscheinlich werden deutsche Fabrikanten sich beeilen, dasselbe für unsere Bühnen zu übersetzen.

Man kann aber nicht genug vor solchen dramatischen Handarbeiten warnen. Es wird in Paris kein einziges Stück aufgeführt, das nicht irgend einen Werth, wenn auch nur einen Lokalwerth hätte, selten aber ein Stück, das nicht fast allen Werth verlöre, sobald es auf die deutschen Bühnenbretter verpflanzt wird. Das unbedeutendste Vaudeville erregt hier immer noch einiges Interesse, sei es durch die pikanten Couplets, sei es durch die prikelnden, stechenden politischen Anspielungen, oder durch die immer lebendige, oft meisterhafte Darstellung. Nun kommt ein literarischer Handwerker oder Handlanger, der kaum die Elemente der französischen und kaum mehr als die Elemente der deutschen Sprache kennt, und verarbeitet ein Vaudeville, dessen Reize meistens in dem pikanten Dialog und den geistreichen Couplets besteht, der Art, daß er das attische Salz im Dialog verschüttet, die Couplets wegläßt und aus den feinen Equivoques grobe Kneipenzoten macht. Schon das Weglassen der Couplets aber beraubt das Vaudeville seiner schönsten Eigenthümlichkeit; denn die Couplets sind die eleganten Rahmen, die jede Scene, wie ein niedliches Genrebild einschließen. Und wo sind in Deutschland die Künstler, die ein Vaudeville auf-

zuführen im Stande sind? Von dem Publikum, dem derartige französische Produktionen immer etwas Widerstrebendes haben müssen, will ich gar nicht reden. Nur ein geistreicher deutscher Schriftsteller, dem die Anforderungen und Eigenthümlichkeiten unserer Bühne nicht fremd sind und der des Französischen vollkommen mächtig ist, fände hier eine reiche Ausbeute, wenn er die hiesigen Bühnen zum Gegenstande seines genauesten Studiums machte und aus dem Wuste der dramatischen Erzeugnisse das Bessere wählte und mit Geschmack bearbeitete. Natürlich müßte er hier nur den Stoff, die Fabel benutzen, dieser aber eine durchaus deutsche Form geben.

5.

Théâtre Montansier.

Es ist das lustigste Theater in Paris. Hier hat sich die französische Heiterkeit durch alle Kämpfe und Krämpfe der Zeit ungetrübt erhalten, und wer dieses Theater besucht, kann sicher darauf rechnen, daß er es nur mit heftig erschüttertem Zwerchfell verlassen wird.

Das Théâtre Montansier ist durchaus nicht klassisch, obgleich es ein Wandnachbar des Théâtre français ist, das von ihm sehr häufig aufs komischste parodirt wird. Es ist unerschöpflich an neuen Produktionen, die freilich selten vor dem Richterstuhle der Kritik bestehen würden. Was kümmert sich aber das Théâtre Montansier um den Richterstuhl der Kritik? Muß sich doch die Kritik selbst die Seiten halten, wenn sie in den Räumen dieses Theaters die Schellen des Humors rasseln hört! und das ästhetische Gewissen verstummt gern vor den liebenswürdigen Sünden, die hier der Spaß begeht.

Es kommen im Théâtre Montansier selten mehraktige Stücke zur Aufführung, sondern gewöhnlich mehrere einaktige. Diese Stücke, die in der Regel einer Anekdote, einem komischen Stadtereigniß, einer Zeitungs-Ente, ja, zuweilen einer geistreichen Carrikatur im Charivari oder sonst in einem Witzblatte ihr Entstehen verdanken, sterben gewöhnlich in der Blüthe ihrer Tage; kein einziges stirbt an Altersschwäche. Aber ihr Tod geht Niemanden zu Herzen, weil an ihrem Sarge schon die Wiege eines andern lustigern Kindes steht. Es ist in der That unglaublich, wie viele neue Produktionen dieses Theater den lachlustigen Parisern nur während einer einzigen Wintersaison vorführt. Man muß sie nach Dutzenden zählen. Freilich ist Paris das Schlaraffenland für die Vaudeville-Dichter; die gebratenen Stoffe fliegen ihnen so zu sagen in's Maul. Allein es läßt sich auch nicht läugnen, daß sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit in der Konstruktion solcher Stücke zeigen, besonders aber eine Geschwindigkeit, die zwar keine Hexerei ist, aber einem Deutschen, der auch die kleinste Bluette nicht ohne bedeutenden Zeitaufwand fertig bringt, in Staunen setzen kann.

Bei der ungeheuern Konkurrenz, die auf dem

Pariſer dramatiſchen Waarenmarkte herrſcht, muß Alles in der Schnelligkeit wetteifern und ſo iſt es nicht ſelten, einen Spaß, der heute ſich ereignet, nach acht Tagen ſchon auf den Brettern zu ſehen. Solche in aller Eile fabrizirten Stücke erleiden zwar oft eines ſchmachvollen Todes; aber das wirkt gar nicht abſchreckend, weder auf den Poeten, noch auf die Schauſpieler, noch auf das Publikum. Die Pariſer Thalia gleicht nicht der deutſchen. Sie iſt nicht gewohnt, mit Schmerzen Kinder zu gebären und ſo braucht ſie ſich auch den Tod eines Kindes, das ſich ſo leicht erſetzen läßt, nicht ſehr zu Herzen zu nehmen. Die Pariſer Thalia führt überhaupt keinen ſehr keuſchen Lebenswandel. Sie empfängt nicht nur den Kuß *eines* Poeten, ſondern Mehrerer auf einmal, und es werden hier nicht ſelten einaktige Stücke gegeben, die drei Väter haben. Der eine gibt die Idee; der zweite macht das Scenarium und der dritte verfertigt den Dialog. Solche Stücke werden gemacht wie die Hoſen beim Marchand Tailleur. Gewöhnlich aber iſt ein Pariſer Vaudeville das Kind zweier Väter, eines erfindenden und eines dialogiſirenden. Ja, es gibt in Paris arme Poeten, die ihre poetiſchen Gedanken gleichſam auf dem Halm verkaufen. Sie erfinden

nämlich eine dramatische Handlung und theilen sie für Geld und gute Worte einem ihrer Musenbrüder mit, der die Erfindung dialogisirt und scenirt und die Tantième dafür einstreicht. Jener liefert das geistige Rohprodukt, aus welchen dieser das dramatische Fabrikat verfertigt.

Das Théâtre Montansier hat ganz vorzügliche Kräfte, unter denen besonders Sainville, Ravel, Lemenil, Levassor und Grassot zu erwähnen. Sainville gehört zu den besten Komikern, ja, in seiner Art ist er vielleicht der beste von den besten. Man kann seinen Namen nicht aussprechen, ohne an die tausend tollen Späße erinnert zu werden, durch welche er den Trübsinn selbst zum Lachen bewegt. Sainville gehört zu den produktiven Komikern. Er schafft auf den Brettern. Jede Bewegung an ihm ist komisch; jeder Blick, jede Miene an ihm ist originell, und wenn er auch übertreibt, so verläßt ihn die Grazie doch niemals. Dieß ist ein Verdienst, das um so höher angerechnet werden muß, als die Rollen, in denen er auftritt, meistens sehr outrirt sind.

Eine der tollsten Possen, die sie während dieser Saison im Théâtre Montansier gegeben haben, heißt: **J'ai mangé mon ami.** Diese einaktige

Schnurre iſt die Tochter zweier Väter, nämlich der Herren Boyer und Varner. Der Hauptinhalt derſelben iſt ungefähr folgender:

Ein junger Menſch, Malicorne, kehrt bei einem Paſtetenbäcker, Chaventré ein, der auch Reiſende à pied et à cheval aufnimmt. Chaventré gilt als der erſte Paſtetenbäcker ſeiner Zeit. Seine Paſteten ſind ſo vortrefflich, daß ſie verdienen, im Paradieſe gegeſſen zu werden. Keinem Sterblichen gebührt alſo der Ruhm mehr als dem Meiſter Chaventré. Aber der junge Menſch — er wird von Ravel gegeben — entdeckt an dem Benehmen des unſterblichen Paſtetenbäckers etwas Auffallendes, etwas Unheimliches. Der Paſtetenbäcker — von Sainville dargeſtellt — thut ſo geheimnißvoll, ſo verlegen in Gegenwart ſeines Gaſtes; er raunt beſtändig ſeinem Freunde, dem Barbier Blaireau, in's Ohr, gibt ihm bedeutungsvolle Winke und läßt dabei Worte räthſelhaften Sinnes über einen geſtern eingekehrten Gaſt fallen. Malicorne fängt an, Verdacht zu ſchöpfen, und als er allein iſt und die finſtern Wände des Zimmers betrachtet, wird er mit Grauſen erfüllt; denn es fällt ihm, um ſein Grauſen zu vermehren, eine Zeitung in die Hand, in der einer That erwähnt

wird, die an die haarsträubende Geschichte jenes Pastetenbäckers erinnert, jenes Postetenbäckers, welcher vor einigen Jahrhunderten in der Nähe der Kirche **Notre Dame** gewohnt und überwiesen worden, seine Pasteten mit Menschenfleisch gefüllt zu haben. Die Menschen dazu wurden ihm von seinem Nachbarn, einem Barbier, geliefert, der seinen Kunden die Hälse abgeschnitten. Der arme Malicorne schaudert. „O Gott", ruft er, „soll ich bestimmt sein, vielleicht morgen schon, in eine Pastete verwandelt, den Gaumen eines Feinschmeckers zu kitzeln? Gewiß ist mein Freund, der Aufseher an der Paris-Orleans-Eisenbahn, der gestern hier eingekehrt und von dem ich keine Spur mehr zu entdecken vermag, hier abgethan und zu Pasteten verarbeitet worden."

Während er sich nun mit diesen fürchterlichen Gedanken beschäftigt, trägt ihm der Pastetenbäcker eine Pastete auf. Malicorne findet den Meister Chaventrés, der dieß Mal ein langes, blankes scharfgeschliffenes Messer in der Hand hält und dasselbe sehr eigenthümlich bewegt, noch entsetzlicher als früher. Dazu kommt noch, daß er am Boden eine Fallthüre bemerkt und unter dem Boden ein dumpfes Klirren vernimmt. Dieses unterirdische

Klirren, welches von der Küche herrührt, die sich unter seinen Füßen befindet, erfüllt ihn vollends mit Grauen. Er sucht indessen seine Empfindungen so viel wie möglich zu verbergen, um den mörderischen Pastetenbäcker nicht zu reizen und sein trauriges Loos, das ohne Zweifel seiner harrt, nicht zu beschleunigen. Obgleich sehr hungrig, macht er sich dennoch nur sehr zögernd an die Pastete. Er öffnet sie und sie duftet ihm angenehm entgegen; er versucht einen Bissen und es schmeckt ihm vortrefflich. Sein Appetit, einmal gereizt, verliert alle Furcht. Da stößt er mit der Gabel auf etwas Hartes. Er stutzt und als er die bereits zur Hälfte verspeiste Pastete untersucht findet er in derselben — o Schrecken! — eine blecherne Kokarde mit dem Anfangs-Buchstaben **P. O.** Die Kokarde kann nur von seinem Freunde, von seinem theuern Freunde Bonafous herrühren, der ein Opfer des gewinnsüchtigen Meuchelmordes geworden und er, er hat ihn gegessen. Malicorne weint nun bittre Thränen über die wohlschmeckende Asche seines Freundes, die zum Theil noch in der Schüssel, zum Theil schon in seinem Magen ruht. Er hält nun, bald an die Schüssel, bald an seinen Magen gewendet, dem verstorbenen, gebackenen und theilweise ver-

ſpeiſten Freund eine rührende Leichenrede, die des Patroklos würdig wäre. Nun kommt der Barbier, den er früher beſtellt, und will ihn raſiren. Als aber der Barbier den Stuhl gerade auf die Fallthüre ſetzt, geräth der Gaſt in Verzweiflung und weigert ſich, ſeinen Hals dem Meſſer anzuvertrauen. Der Barbier ſagt, daß er, einmal beſtellt, nicht unverrichteter Dinge fortzugehen willens ſei. Während der Barbier dieß ſagt, ſchleift der Paſtenbäcker ſein langes Küchenmeſſer. Da flieht der arme Malicorne in ſein Zimmer, das er verriegelt und will zum Fenſter hinausſpringen. Der Paſtetenbäcker, der, durch's Schlüſſelloch guckend, dieß bemerkt, ſtößt mit Hülfe des Barbiers die Thüre ein. Ein heftiger Kampf entſteht und gerade als er gefährlich zu werden beginnt, tritt Malicorne's Freund, der todgeglaubte Bonafous, in's Zimmer. Malicorne iſt freudig überraſcht, daß er ihn nicht im Magen habe, und das Räthſel löſt ſich auf folgende Weiſe: Der Paſtetenbäcker verdankt ſeinen Ruhm dem geſchwärzten Wildpret, mit welchem er ſeine Paſteten bereitet. Die Kokarde mit den Buchſtaben **O. P.** (**Octroi principal**) rührt von einem Octroibeamten her, der geſtern bei Chaventré eingekehrt war. Sie war der Mütze entfallen und

Chaventré hat ſie in die Küche genommen. Durch Zufall kam ſie denn in die Paſtete. Malicorne hat die Buchſtaben **O. P.** mit **P. O.** (**Paris-Orleans**) verwechſelt und in ſeiner ewigen Furcht vor dem Paſtetenbäcker nicht geſehen, daß er von dieſem als ein Beamter gefürchtet wurde, der den Betrug gegen den Staat zu rächen komme.

Das Theater Montanſier iſt immer überfüllt; denn die Pariſer lieben den heitern Spaß und da dieſes Theater keine politiſche Farbe hat und ſowohl über Republik wie über Monarchie ſpottet, wenn es in ſeinen Kram taugt, ſo iſt es das Lieblingstheater jeder Partei und macht treffliche Geſchäfte.

6.

Gymnaſe dramatique.

Das Gymnaſe iſt zwar kein klaſſiſches Theater, d. h. es hat nicht wie das Théâtre français und das Théâtre de l'Odéon das Recht, klaſſiſche Stücke aufzuführen; es iſt aber viel beſſer als das Odeon und, die Klaſſik abgerechnet, faſt eben ſo gut wie das Théâtre français. Das Gymnaſe beſitzt ein vortreffliches Perſonal und die Vorſtellungen in dieſem Theater ſind daher von einer nicht genug zu rühmenden Abrundung.

Die Perle des Gymnaſe iſt Madame Roſe Chéri. Madame Roſe Chéri hat einen ſehr poetiſchen Namen, der ſchon manchen, von ihrem Spiel begeiſterten, rechtſchaffenen Mann zu den himmelſchreiendſten Gedichten verleitet hat. Aber ſie verdient ihren Namen vollkommen; denn ſie iſt ein großes, ein vielſeitiges Talent. Bei ihr iſt nichts Angeborgtes, nichts Affektirtes, nichts äußerlich Angeeignetes. Sie ſpielt keine Rolle; ſie lebt in ihr und wollte man zwiſchen ihr und der Madmoiſelle

Rachel Vergleiche anſtellen, ſo würden dieſe gewiß nicht ſehr zu ihrem Nachtheil ausfallen. Ich hatte das Glück, gleich bei meiner Ankunft in Paris Madame Roſe Chéri in einer neuen und zugleich in einer ihrer beſten Rollen zu ſehen, in der Titelrolle der Graziella.

Graziella iſt ein einaktiges, von Barbier und Carré nach einer Epiſode in den Confidences Lamartine's bearbeitetes Vaudeville. Graziella iſt die Tochter eines Fiſchers auf der Inſel Procida. Sie lebt im Schooße ihrer Familie, von der ſie faſt angebetet wird; denn ſie iſt ſchön, gut, unſchuldig und harmlos, wie eine Taube. Da kehrt ein fremder Jüngling, ein Franzoſe, in das Haus ihres Vaters ein. Der Franzoſe iſt ſchön, lebhaft, geiſtreich und ſein ſchwärmeriſches Auge entzündet das Herz Graziella's. Sie liebte ihn mit allem Feuer der erſten Liebe, mit allem Feuer, das unter jenem heißen Himmel in dem Herzen der Frauen glüht. Stephan aber — ſo heißt der Held des Stückes — ſpielt mit dem Feuer, ohne es zu wiſſen, und die arme Graziella wird faſt verzehrt von dem ſüßen Kummer, den ſie Niemanden mitzutheilen wagt. Nun bewirbt ſich ein junger, reicher Fiſcher, Cecco, um ihre Hand. Cecco iſt ſo wacker

und bieder, daß selbst die ewige Verleumdung nichts an ihm auszusetzen fände. Graziella's Vater, dem ein Sturm den ganzen Reichthum, seine Fischerbarke, geraubt, fühlt sich daher glücklich, seine geliebte Tochter von einem solchen Manne heimgeführt zu sehen. Die arme Graziella geräth aber dadurch in einen entsetzlichen Kampf. Gehorcht sie ihrem Vater, so muß sie die süßeste Neigung ihres Herzens ertödten; und gibt sie ihrer Neigung nach, so muß sie den Gehorsam gegen ihren Vater verletzen. In diesem Kampf siegt endlich der kindliche Gehorsam. Sie gibt Cecco den Ring und schon an demselben Abend soll die Hochzeit gefeiert werden. Kaum aber ist sie Cecco's Braut, als sie bei Stephan eine Neigung für sie wahrnimmt. Welches Glück und welche Qual zugleich! In dem Uebermaß der Wonne aber, die sie empfindet, als sie an Stephan's Liebe für sie nicht mehr zu zweifeln braucht, vergißt sie die Fesseln, durch welche sie an Cecco gekettet ist und schwelgt einige Augenblicke in den süßesten Träumen. Da naht ein Landsmann Stephan's mit Briefen von dessen Mutter, die in Frankreich um den entfernten Sohn in Sorgen lebt und die Einsamkeit nicht mehr ertragen kann. Der Freund Stephan's fordert diesen drin-

gend auf mit ihm die Reiſe nach dem Vaterlande ſogleich anzutreten. Stephan wankt und geſteht, daß ihn die Neigung zu Graziella zurückhalte. Sein Landsmann, ein leichtfertiger Franzoſe, lacht ihn deßhalb aus und ſagt, daß Graziella wohl für eine Maitreſſe, aber nicht für ein Eheweib gut genug ſei. Graziella, die dieſes Geſpräch belauſcht, ſagt dem Freunde ihres Geliebten, als ſie mit ihm allein iſt, daß ſie feſt entſchloſſen, Cecco's Weib zu werden und bittet ihn, dieſen ihren Entſchluß als Geheimniß vor Stephan zu bewahren. Die Hochzeitsglocken läuten und Graziella geht todtenbleich an dem Arme Cecco's in die Kirche. Aber bald ſtürzt Graziella's Freundin mit der Nachricht herbei, daß die Braut gleich nach der Beendigung der Ceremonie, den Namen Stephan's rufend, bewußtlos am Altare niedergeſtürzt ſei. Stephan, der von der Trauung Graziella's nichts gewußt, geräth bei dieſer Nachricht außer ſich. Nun wird Graziella für todt auf die Bühne getragen. Sie erholt ſich zwar, doch nur um einen ergreifenden Abſchied zu nehmen von Allen, beſonders aber von dem, den ſie ſo heiß, ſo innig geliebt, daß der Gedanke, ohne ihn leben zu müſſen, ihr furchtbarer geweſen, als der Tod, deſſen Schauer ihr Herz durchweht. Sie

nimmt nun ein geweihtes Kreuz von ihrer Bruſt und mit der Bitte, es zu bewahren und ſie nicht ganz vergeſſen zu wollen, drückt ſie ihm noch ein Mal die Hand und ſtirbt. —

Das kleine Stück iſt an ſich unbedeutend; aber Madame Roſe Chéri macht es bedeutend durch ihr ſchönes, ſchöpferiſches Talent. Beſonders an ihr zu rühmen iſt das Maaß, daß ſie in ſentimentalen und tragiſchen Rollen ſtets zu halten weiß. Ihr widerſtrebt jeder falſche Pathos, jede hohle Deklamation. Sie ſpielt mit Gefühl, aber ſie ſpielt nicht mit den Gefühlen und ſie weiß zu rühren, zu ergreifen, zu erſchüttern, weil ſie ihre Rolle nicht nur im Kopf, ſondern auch im Herzen trägt.

Iſt ſie nun in tragiſchen und ſentimentalen Rollen vorzüglich, ſo iſt ſie im heitern Vaudeville unübertrefflich; und wer ſie in der Titelrolle der „Buckligen“ von Bayard und Dumanoir geſehen, der wird in ihr ſogleich eine denkende Künſtlerin erſten Ranges finden.

Außer ihr verdient Madame Meley genannt zu werden, obgleich ſie, was das Talent betrifft, unter ihr ſteht; man kann aber ziemlich tief unter der Madame Roſe Chéri ſtehen und dennoch gerechte Anſprüche auf lobende Anerkennung haben.

Madame Mecy iſt ein ſehr ſchönes Weib und ſie beſitzt vielleicht die ſchönſten Augen, die in Paris ſehen und das will wahrlich viel ſagen. Man kann ſich leicht denken, daß Madame Mecy dieß ſo gut wiſſen wird, als irgend Jemand, der ſie ein Mal geſehen. In der That iſt ſie überzeugt, daß das Publikum ganz Auge iſt, wenn ſie das ihrige auf daſſelbe richtet und ſie thut dieß daher ſo viel wie möglich und mehr als mancher Frau lieb iſt, die an der Seite ihres Mannes in der Loge ſitzt.

Unter dem männlichen Perſonal ſind beſonders Tiſſerant, Ferville und Leſueur zu erwähnen.

Das Gymnaſe wetteifert mit dem Vaudeville-theater in der Aufführung reaktionärer Stücke. Die Maske Thalia's grinſt auch hier beſtändig die Republik an, wenn auch mit weniger Frechheit. Sie haben dieſen Winter hier ſehr häufig **Les partageux, Les représentans en vacances** und **Un coup d'état** gegeben, lauter Stücke, in denen die Demokratie heftige Rippenſtöße kriegt, was aber der Demokratie durchaus nichts ſchadet. Weder das Vaudevilletheater noch das Gymnaſe werden den an der Juliſäule verbrannten Thron wieder aus der Aſche erwecken.

Im Gymnaſe wurde zu Anfang des Frühlings,

als die ersten Lerchen schwirrten, ein neues Stück aufgeführt, das nicht wenig Aufstehen erregte und eine heftige Polemik in vielen Blättern hervorrief. Das Stück heißt: **Héloïse et Abélard, ou à quelque chose malheur est bon.** Der Inhalt dieses zweiaktigen Vaudevilles ist folgender:

Mortadella, ein alter, häßlicher, widerwärtiger, geiziger Zahnarzt in Mailand hat eine junge, schöne, liebenswürdige Haushälterin, die sich Loisa nennt. Als er erfährt, daß Loisa eine reiche Erbin sei, weiß er nichts Besseres zu thun, als ihr seine Liebe zu erklären, und um dieser Liebe den Schein von Aufrichtigkeit zu geben, sich eifersüchtig wie ein Othello zu stellen. In dieser erheuchelten Eifersucht schwört er **de tuer au moins celui qu'elle lui préférait.** Aber die junge, schöne, liebenswürdige Loisa hat ein warmes Herz, und es ist daher ganz natürlich, daß sie einem jungen französischen Sänger, Astyanax Robichon, der ihr gegenüber wohnt und ihr telegraphische Liebeserklärungen macht, ihre Neigung schenkt. Astyanax wird das ewige Telegraphiren müde und entschließt sich, die Aufträge seines Herzens seinem reizenden **vis-à-vis** selbst zu überbringen. Er klettert daher durch ein Fenster in das Haus des Zahnarztes und will sich dort

für deſſen Pathe ausgeben, der von ſeinem Vater zum Zahnarzte geſchickt wurde, damit ihm dieſer zwei ſchlechte Zähne ausreiße.

Loiſa, die an den Schwur Mortadella's denkt, geräth in Angſt, als ſie den kühnen, ungeſtümen Geliebten in ihrem Zimmer ſieht und ſagt ihm, daß ihr Herr in ſeiner fürchterlichen Eiferſucht geſchworen **de tuer au moins** denjenigen, den ſie ihm vorziehen würde. Was bedeutet das myſteriöſe **au moins**? — Das gebildete Publikum, das die Geſchichte Abälard's und Heloiſens kennt, und genau weiß, was Abälard durch den unglücklichen Ausgang dieſer welthiſtoriſchen Liebe verloren, iſt freilich im Klaren und lächelt, je nach dem Grade der Schamhaftigkeit mehr oder minder. Da aber nicht Jeder im Publikum Bildung genug hat, um die Details der traurigen Geſchichte Abälard's genau zu kennen, ſo bemerkt der junge Sänger in dem Zimmer, in welchem er auf den Zahnarzt wartet, ein altes Buch. Er ſchlägt es auf und findet darin jene famoſe Liebesgeſchichte. Er lieſt laut: „**Chapitre I. Comme quoi Abélard entre chez le Chanoine Fulbert.**“ Das Publikum lächelt. Er fährt fort: „**Chapitre II. Commo quoi il devient amoureux de son élève.**“ Das Publikum kichert. Der

Sänger lieſt weiter: „**Chapitre III. Comme quoi il est surpris aux genoux d'Héloise.**“ Das Publikum lacht heftig, und als der junge Sänger an den vierten, wichtigſten und leider ſo blutigen Abſchnitt kommt, lieſt er nicht, ſondern ruft entſetzt: „**Non! pour cela non**“ und wirft, an jedem Gliede zitternd, das Buch zur Erde, wobei das Publikum in ein olympiſches Gelächter ausbricht.

In der Angſt ſeines Herzens wirft er ſich ſeiner Geliebten zu Füßen und in dieſer Stellung wird er von dem rachſüchtigen Zahnarzt überraſcht. Die Thüren ſind verſchloſſen. Der Zahnarzt iſt wüthend und geht in ſein Zimmer zurück, um, wie er ſagt, ſich bitter zu rächen. Der arme Sänger, der Abälard's trauriges Schickſal fürchtet, ſchreibt in der größten Angſt einige Zeilen, in welchen er die entſetzliche Gefahr ſchildert, die ihm im Hauſe des Zahnarztes bevorſteht und wirft das Briefchen zum Fenſter hinaus. Das Briefchen wird von einem Vorübergehenden aufgefangen; aber der Vorübergehende ſteckt es, ohne es zu leſen, in die Taſche. Was iſt jetzt zu beginnen? — Zum Glücke findet Loiſa einen Doppel-Schlüſſel. Sie öffnet die Thüre Aſtyanax Robichon ſtürzt gerettet aus dem Zimmer und der Vorhang fällt.

Während des Zwiſchenaktes aber haben jene Zeilen, die Robichon in der Angſt ſeines Herzens geſchrieben, den Weg zur Polizei zurückgelegt. Die Polizei weiß natürlich nichts Beſſeres zu thun, als ſich des furchtbaren Zahnarztes zu bemächtigen und ſein Verbrechen ſowohl als den Namen Desjenigen, an welchem es begangen ſein ſoll, bekannt zu machen. Aſtyanax Robichon, der nicht mehr an Ort und Stelle iſt, um der Polizei Aufklärung geben zu können, ſchwimmt als Zeitungsente, oder vielmehr als Kapaun, von einem Journal in's andere! —

Im Anfange des zweiten Aktes ſehen wir Loiſa in einem Kloſter, wohin ſie ein intriguanter Advokat, der ihre Eigenſchaft als reiche Erbin kennt, gethan hat. Ihr geliebter Robichon, dem nichts fehlt, weder der Humor noch ſonſt etwas, erfährt den Aufenthalt ſeiner Geliebten, klettert über die Kloſtermauer und befindet ſich nach einigen Minuten bei ſeiner Loiſa und deren Couſine, der Frau des Advokaten. Kaum nennt er ſeinen Namen, als die Couſine einen Schrei des Entſetzens ausſtößt. Der Sänger fragt erſtaunt, was er denn Schreckliches, Entſetzenerregendes an ſich habe. Statt der Antwort überreicht ſie ihm ein Zeitungsblatt. Robichon lieſt und ruft heftig: **Ce n'est pas vrai!**

Und um die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen, bedeckt er abwechselnd beide Damen mit heißen Küssen. Während er aber gerade die Frau des Advokaten sehr feurig küßt, tritt deren Gatte mit der Aebtissin herein. Der eifersüchtige Gatte will dem Sänger den musikalischen Hals herumdrehen; als aber der Sänger seinen Namen nennt, ändert sich die Scene. Der Advokat entschuldigt sich und bittet ihn, seiner Gattin Unterricht im Gesang zu ertheilen. Die Aebtissin ist nicht minder artig gegen ihn, und bittet ihn, daß er Loisa ebenfalls im Gesang unterrichte, ja, die fromme Aebtissin verspricht ihm sogar, sämmtliche Nonnen von ihm unterrichten zu lassen, unter der Bedingung jedoch, daß er mit seiner Sopranstimme ein Kirchenlied singe zu Ehren der Prinzessin, die, um Kirchenmusik zu hören, das Kloster mit ihrer durchlauchtigen Gegenwart beehrt hat. Für seinen Gesang wird ihm ein Honorar von viertausend Gulden versprochen.

Der Sänger befindet sich in der Klemme. Er weiß ja, daß er keine Sopranstimme hat, sondern im Gegentheil, einen tiefen, kräftigen Baß. Was nun thun? In dieser Verlegenheit bittet er seine Loisa, statt seiner hinter einem Vorhange verborgen

zu ſingen. Dieß geſchieht und das Auditorium iſt entzückt, begeiſtert, berauſcht von den zarten, ſüßen, ſanften, ſchmelzenden Tönen. Das ganze Kloſter ſtürzt auf den Sänger los. Man ſteckt ihm Zuckerkandel, Gerſtenzucker und Bonbons in den Mund. Alle Nonnen hängen ſich an ſeinen Hals und küſſen ihn. Nur die Frau des Advokaten ſagt leiſe und ärgerlich zu ihm: **Malheureux, c'est donc vrai?** Loiſa aber iſt ſtill und innerlich froh, daß nicht Alles wahr iſt, was die Zeitungen berichten. — Während nun der dramatiſche Knoten auf dieſe Weiſe eng und geſchickt genug geſchürzt iſt, kommt der **Deus ex machina** und ſchneidet ihn durch. Dieſer **Deus ex machina** iſt ein Brief des Prinzen, aus welchem ſich die Unſchuld des Zahnarztes ergibt und der die Verbindung Loiſa's mit dem Sänger befiehlt, deſſen unfragmentariſcher Zuſtand ſämmtliche Nonnen mit ſichtbarem Staunen erfüllt.

Aus dieſem, nur in den dürftigſten Umriſſen geſchilderten Inhalt, wird man ſich leicht überzeugen, daß man nichts Zweideutigeres und Obſcöneres erfinden kann. Es iſt wahr, daß der Dichter in dieſem Stücke nichts ſagt, was das Sittlichkeitsgefühl verletzen könnte; aber er deutet es an; ja, er fordert den Scharfſinn des Publikums auf, das

Obscöne zu errathen. Er bringt besonders die Zuschauerinnen in ein sonderbares Dilemma. Die Damen, die die zweideutigen Witze dieses Stückes nicht verstehen wollen, müssen sich unwissend in Bezug auf die welthistorische Liebensgeschichte Abälard's und Heloisens stellen und sich's gefallen lassen, daß man sie für ungebildet halte; und diejenigen, die sich nicht unwissend zeigen wollen, müssen einen halben Abend hindurch ihrem Schaamgefühl entsagen. Eine Dame, die in diesem Stücke zu lachen wagt, hat nicht mehr viel zu wagen.

Und dennoch ist der Verfasser dieses allerdings sehr geschickt gearbeiteten Vaudevilles kein anderer, als Herr Eugène Scribe, der strenge Puritaner, der erst vor kurzem in der zur Entwerfung neuer Theatergesetze beauftragten Commission eine donnernde Kapuzinerpredigt gegen die Sittenlosigkeit der gegenwärtigen Pariser Bühnen hielt und ein strenges Gericht gegen jede dramatische Produktion begehrte, die wider die Moral verstößt.

Man versichert, Herr Scribe habe zweimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte. Herr Scribe ist ein Feind der Republik und gehört zu denjenigen, die die Gesellschaft vor den Eingriffen des Socialismus bewahren wollen. Und durch

ſolche Stücke, wie das obenerwähnte, glaubt er die Geſellſchaft zu erhalten! O es iſt ſchwer zu glauben an die Tugend und Aufrichtigkeit der Schriftſteller, die zweimalhunderttauſend Franken jährlicher Einkünfte haben.

7.

Porte St. Martin.

Dieſes Theater ſteht ziemlich tief unter dem Gymnaſe dramatique. Hier werden ſchon häufig große Spektakelſtücke gegeben, Stücke mit mehreren Dutzend Tableaux, mit explodirenden Phraſen und donnernden Knalleffekten. Aber das Théâtre Porte St. Martin hat das Glück, unter ſeinem Perſonal den größten Schauſpieler Frankreich's, Frédéric Lemaître zu beſitzen.

Frédéric Lemaître iſt während des ganzen Winters nicht ein einziges Mal aufgetreten. Er war mit dem großen Ereigniß beſchäftigt, welches am Anfange des Frühlings, wenn die Veilchen blühen, und der Zephyr die Knospen an den Zweigen küßt, das Kunſtpublikum in Erſtaunen ſetzen ſollte. Dieſes Ereigniß hieß: Touſſaint Louverture. Faſt ein halbes Jahr hat es gedauert, bis dieſes dramatiſche Muſenkind Lamartine's durch Hülfe des großen Accoucheurs Lemaître das Rampenlicht erblickte. Endlich kam es zur Welt und Paris

war nicht mehr in Paris, sondern im Theater Porte St. Martin. Toussaint Louverture, ich meine hier den Sohn der Lamartine'schen Muse, hat merkwürdige Schicksale erlebt. Lamartine hat diese seine dramatische Erstgeburt, wie er in der Vorrede zu derselben sagt, im Jahre 1840, also acht Jahre vor Ludwig Philipp's Sturz und seinem eigenen Glanze, in einigen Wochen ländlicher Zurückgezogenheit geschrieben. Als er später eine Reise in die Pyrenäen machte, verlor er einen Theil seiner Papiere, unter welchen sich auch das Stück befand. Lamartine versichert, diesen Verlust wenig bedauert zu haben. Das Schicksal, das nicht immer das Verdienst lohnt, zeigte sich gefällig gegen Lamartine und glaubte seine Bescheidenheit lohnen zu müssen. Als nämlich einige Jahre später Lamartine's Küfer in den Keller ging, um für seinen Herrn Wein zu holen, fand er in einem Korb das Manuscript, das zwischen einigen Flaschen köstlichen Weines, der ihm in Pau geschenkt wurde, als Polster diente. Diesmal bewahrte es der Dichter sorgfältiger und als er nach kurzer Herrschaft seine Popularität verlor und Geld brauchte, verkaufte er das Manuscript dem Buchhändler Michel Levy für 30000 Franken. Mit dem Manuscripte kaufte Michel Levy

zugleich das Recht, es aufführen lassen zu dürfen und Lamartine versichert, es sei ihm unangenehm gewesen, daß der Buchhändler von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Ferner versichert der Dichter, er habe aus Toussaint Louverture weder eine Tragödie, noch ein Drama, sondern nur ein dramatisches Gedicht machen wollen; und obgleich der Dichter dieß erst nach der Aufführung des Stückes sagt, also erst nachdem das Publikum sein unparteiisches Urtheil gesprochen, so wollen wir ihm dennoch glauben.

Toussaint Louverture ist mit einem Glanze in Scene gesetzt worden, von dem selbst die Pariser, die doch in dieser Beziehung das Ungewöhnlichste gewohnt sind, auf's lebhafteste überrascht worden sind. Ballet, Musik, Gesang, Kanonendonner, Morgenröthe, Abendröthe, Pelotonfeuer, das Weltmeer, tropische Thäler und ungeheuere Felsenberge: kurz Alles, was Auge und Ohr entzückt, erschreckt und erstaunt, ist hier zu sehen und zu hören. Dazu kommt noch ein gefeierter Dichtername und das Talent des größten französischen Schauspielers, der die Titelrolle gab und mit dem unausgesetztesten Fleiße, mit der unermüdlichsten Sorgfalt die Scenirung des Stückes geleitet hat. Trotz alledem aber hat

Touſſaint Louverture ſich keines Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Held ſpricht ſehr ſchön und viel, oder richtiger: ſchön und ſehr viel; aber er kann vor Worten nicht zu Thaten kommen. Fünf unendlich lange Akte hindurch nichts als Verſe, nichts als gereimte Phraſen, nichts als rhythmiſche Sentenzen. Zehn wahre Helden ſprechen nicht ſo viel wie dieſer Louverture, der nicht den zehnten Theil einer wahren Heldenthat verrichtet. Er iſt ein lyriſcher Heros, der mit rhetoriſchen Blumen um ſich wirft, mit jenen Blumen, die in dem Muſengarten des Herrn von Lamartine üppig wuchern. Während des langen Stückes bieten ſich für den Helden unzählige Gelegenheiten dar, das Maul zu halten und das Schwert zur Befreiung ſeines mißhandelten Vaterlandes zu ziehen. Aber er läßt das Schwert und nicht die Zunge ruhen, und er ſchlägt keinen Feind, ſondern nur die Zeit todt.

Der Lamartine'ſche Held iſt ein ächter Deutſcher, obgleich er unter der tropiſchen Sonne geboren. Seine Haut iſt ſchwarz; aber ſein Gemüth iſt blond, Es ſteckt viel Iffländiſch-Deutſchväterliches Element in dieſem Touſſaint Louverture des Herrn von Lamartine. Und als er nach fünf unſelig langen Akten endlich die Fahne des Aufruhrs ergreift und

ſein Volk zu den Waffen ruft, fällt der Vorhang. Das Stück endet alſo gerade da, wo es beginnen ſollte. **On ne sait pas qui gagne**, rief mein Nachbar verdrießlich, als der Vorhang gefallen war. So darf kein Drama enden, beſonders kein Drama, das, wie Herr von Lamartine in der Vorrede zu dem ſeinigen äußert, auf's Volk wirken ſollte. Jedes Volk und beſonders das franzöſiſche, liebt die rhetoriſche Pracht, den Glanz der Rede, den Schmuck großer, ſchöner Worte; aber das franzöſiſche Volk liebt die rhetoriſche Pracht nur als Trägerin großer Thaten. Es wird heute noch von den Napoleon'ſchen Bülletins berauſcht, aber nur, weil es ſich der Schlachten von Lodi, Diego, Marengo und Auſterlitz dabei erinnert. Ein ſolcher Wort-Reichthum aber, der die Armuth der Handlung nicht verbirgt, ſondern nur um ſo greller hervortreten läßt, wie in Touſſaint Louverture, kann niemals ein franzöſiſches Volksſtück werden. Das Lamartine'ſche Drama verlangt nicht bloß Aufmerkſamkeit, es verlangt Geduld, viel Geduld, deutſche Geduld und das iſt eine Eigenſchaft, die den lebhaften Franzoſen ganz abgeht.

Frédéric Lemaitre verräth natürlich auch in dieſem Drama den Schauſpieler erſten Ranges, ob-

gleich er, wie mir faſt von allen Seiten verſichert wurde, hier nicht recht in ſeinem Elemente iſt. Ich habe ihn leider in keiner andern Rolle ſehen können.

Die Kritik hat ſich in Bezug auf dieſe Produktion mit einer Rückſicht benommen, die man einem Talente von unbeſtreitbarer Geltung ſelbſt da ſchuldig iſt, wo es einen Fehltritt begeht. Sie hat zwar ihr Recht geübt, aber mit aller Milde; und kein Organ der Pariſer Tagespreſſe hat bei dieſer Gelegenheit daran gedacht, daß der Autor Lamartine an der Spitze der proviſoriſchen Regierung geſtanden. Man hat mit einem feinen Anſtande, mit einem humanen Takte, wie er nur dieſer Nation eigen iſt, es vermieden, die Politik in die Aeſthetik zu miſchen und den Dichter Lamartine die Sünden des Staatsmanns Lamartine entgelten zu laſſen. Keines der vielen ihm feindlichen Blätter hat mit Schadenfreude an ſeinem Lorbeer gezerrt und man hat den Dichter der Nation nicht mit dem Mann der Partei verwechſelt. Das iſt eine Tugend der Franzoſen, die uns Deutſche beſchämen muß, uns, die wir ſo gerne Steine des Anſtoßes auf den Weg werfen, den unſere Talente zum Tempel des Ruhmes zurücklegen wollen;

uns, die wir so stolz sind auf unsern philoso-
phischen Geist, auf unsere tiefe Bildung; aber
unsere Gemüthsruhe nicht verlieren, wenn ein —
frommer König einen unserer liebenswürdigsten
Dichter in die Zuchthausjacke steckt.

8.

Ambigu-comique.

Von dieſem Theater iſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß es die Grenzmarke bildet, die die vornehmeren Boulevard-Theater von den kleineren Volkstheatern trennt. Es hat keine hervorragenden Tugenden und keine erwähnenswerthen Fehler.

Ein größeres Theater, das auf das Ambigu-Theater folgt und gleichſam den Flügelmann der Reihe von Theatern bildet, die auf dem Boulevard du Temple jeden Abend das Volk herbeilocken, iſt das

9.

Théâtre hiſtorique.

Das Théâtre hiſtorique könnte viel richtiger Théâtre-Dumas heißen; denn es werden hier keine anderen Muſenkinder dem Publikum vorgeführt, als diejenigen, die Herr Alexandre Dumas mit der Melpomene gezeugt. Alexandre Dumas hat vor drei Jahren das Privilegium zur Erbauung eines

neuen Theaters nachgesucht. Er fühlte das Bedürfniß, für seine dramatischen Produktionen ein appartes Theater zu haben. Und kaum hatte er das Privilegium durch Begünstigung des Herzogs von Monpensier erhalten, als auch schon das neue Haus fertig war, das durch ein mit Dampfkraft verfertigtes Stück: **La reine Margot**, eröffnet wurde. Die Königin Margot, aus einem zehnbändigen Romanungeheuer in's Dramatische verarbeitet, begann um sechs Uhr Abends und dauerte bis drei Uhr Morgens. Als dieses Stück eine Revolution im Reiche des Schlafes hervorbrachte und das Publikum beim Nachhausegehen nicht wußte, ob es frühstücken oder sich zu Bette legen sollte: wurde es, wenn ich nicht irre, in zwei Stücke getheilt, wodurch das Publikum an Schlaf gewann und die Kunst nicht das Mindeste verlor.

Das Théâtre historique ist ein Tempel, in welchem kein anderer Gott als der Fabrikant Dumas oder sein Sohn Adolph angebetet wird. Für Erzeugnisse anderer Dichter ist diese Scene nicht eingerichtet. Die Stücke des Herrn Dumas dauern wenigstens sechs Stunden. Sie sind sämmtlich à **grand spectacle** fabrizirt und auf die Gänsehaut des Publikums berechnet. Das Théâtre historique

könnte als Hochschule für angehende Mörder dienen. Vergiftungen, Erdolchungen, Erwürgungen und andere Todesarten wechseln hier aufs haarsträubendste ab. Wer Talent hat, kann hier lernen, wie man sich oder Andere romantisch aus der Welt schaffen kann. Alles läuft hier auf eine Mordthat hinaus. Lauter hochnothpeinliche Poesie, bei der die Muse dem Henker in die Hand arbeitet. Daß es dabei an auswattirten Phrasen, angepolsterten Redensarten und geschwollenen Sentenzen nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der gute Geschmack wird in diesen Stücken noch mehr gefoltert, als die Personen, die in denselben auftreten. Da aber in Paris jede Tugend und jedes Laster Anhänger findet, so fehlt auch dem Théâtre historique das Publikum nicht.

Diesen Winter hat das Dumas'sche Stück **Comte Herman** im Théâtre historique mehrmonatliche Furore gemacht. Ich habe einen Akt davon gesehen und wünsche meinen ärgsten Feinden — zwei Akten davon sehen zu müssen.

Auf das Théâtre historique folgt unmittelbar eine Reihe von Volkstheatern, die in der Regel nur von den Ouvriers der Vorstädte und von neugierigen Fremden besucht werden. Sie heißen:

10.

Théâtre de la Gaieté, Cirque, Folies dramatiques, Délassemens comiques, Théâtre des funambules, Théâtre Lazary.

Alle dieſe Häuſer ſind jeden Abend überfüllt; denn das franzöſiſche Volk liebt das Theater mit Leidenſchaft. Nach den ſauern Mühen des Tages iſt es ihm die ſchönſte Erholung. Hier ſucht der Ouvrier körperliche Ruhe und geiſtige Beſchäftigung, und findet Beides. Der Franzoſe kennt kein Wein- oder Bierhausleben. Mäßig wie er iſt, wäre es ihm unmöglich, einen ganzen Abend am Kneipentiſche zuzubringen wie der Deutſche. Auch bedarf ſeine Phantaſie einer ſteten Aufregung. Wie er im Leben das Theatraliſche liebt, ſo ſieht er auch gern im Theater das Leben abgeſpiegelt. In jedem Franzoſen ſteckt ein Schauſpieler und die Bretter, die die Welt bedeuten, ſind für ihn eine Welt, von deren Zauber er ſich gern bannen, von deren Illuſionen er ſich gern feſſeln läßt. Dieſe Leidenſchaft für's Theater iſt in beiden Geſchlechtern, iſt

in dem Knaben wie in dem Greiſen gleich lebhaft. Ich habe ſehr häufig Frauen mit einem Säugling an der Bruſt in den Theatern des Boulevard du Temple ſitzen ſehen, ohne daß es irgend Jemand aufgefallen wäre. Das letzte Fünfſousſtück geben ſie für einen Platz im Theater hin und vergeſſen den Hunger, wenn ſie auf der Galleriebank ſitzen. Nirgends kann man das Pariſer Volk ſo gründlich kennen lernen wie in dieſen Theatern, wo man an dem, was ſie anzieht und abſtößt, was ihnen gefällt und widerſtrebt, ihre Anſichten und Meinungen, ihre Neigungen und Vorurtheile am beſten erfährt.

Es iſt unglaublich wie kindlich das Pariſer Volk iſt, dieſes Volk, das in einem Zeitraum von ſechs Luſtren mehr Thaten verrichtet hat, als manche andere Völker in ſechs Jahrhunderten. Ein Intriguant auf der Bühne ſetzt ſie faſt eben ſo ſehr in Wuth wie ein Intriguant, der ihnen im wirklichen Leben begegnet, ſo wie jede Großthat auf den Brettern ſie zur Bewunderung hinreißt. Es zeigt dieß von einer unverdorbenen Natur, von einer kindlichen Friſche, die man in dem blaſirten Paris am allerwenigſten erwartet. Freilich iſt das Volk überall gut, überall zum Guten geneigt; aber daß das Pariſer Volk ſich in dieſer Stadt, wo ſeit Jahr-

hunderten jedes Laster so viel Vorschub findet, sich so kerngesund erhalten, das beweist hinlänglich, wie unverwüstlich seine sittliche Gesundheit ist.

Zwei Seiten des Pariser Volkes sind es besonders, die in den Volkstheatern am meisten auffallen: die Liebe für den Witz und für die Bravour.

Jeder Franzose, wenn er auch selbst nicht witzig ist, hat doch Sinn für den Witz. Er kann dieses Salz des Geistes eben so wenig entbehren, wie das Salz, das seine Nahrung würzt. Es ist kaum ein Witz so fein, daß er ihm entginge; ja, wo der Dichter eine passende Stelle für den Witz unbesetzt gelassen, findet sich gewöhnlich Einer oder der Andere aus dem Volke mit dem seinigen ein. Sie ergänzen gern den Poeten und ich habe am meisten ihren Reichthum an guten Einfällen bewundern müssen, wo der dramatische Autor eine auffallende Armuth daran gezeigt hat.

Eben so sehr wie den Witz, lieben sie die Bravour, den Muth, der vor keiner Gefahr zurückschreckt, und es vergeht wol selten ein Abend, wo nicht wenigstens eines von den in diesen Theatern dargestellten Stücken sich um eine Großthat dreht. Daß die größten Helden in diesen Stücken fast immer Franzosen sind, versteht sich von selbst. Der

Franzoſe hält ſein Volk für das tapferſte, für das ritterlichſte. Er ſpricht zwar andern Nationen den Muth nicht ab; aber den Muth **par excellence**, den welthiſtoriſchen Muth, den Muth, der Baſtillen erſtürmt und die Kanonen auf den St. Bernhard trägt, hält er für eine ausſchließlich franzöſiſche Tugend.

Der Franzoſe liebt aber, wie geſagt, das Theatraliſche, das Pompöſe, die Draperie. Er iſt nicht gern im Stillen, nicht gern im Verborgenen tapfer; er will vielmehr, daß man ſeine Heldenthaten ſehe, daß man ſie bewundere, daß man von ihnen ſpreche: mit einem Wort — er will Effekt damit machen. Die franzöſiſche Bravour iſt daher ſelten ohne theatraliſchen Apparat; auf den Theatern iſt aber dieſer Apparat doppelt groß. Ich ſpreche hier nicht von dem Cirque, wo man die Schlachten von Marengo und Auſterlitz aufführt und mehrere Dutzend Pferde auf die Scene kommen; wo ganze Bataillone Feuer geben und Kanonendonner das Kommando der Marſchälle übertäubt: ich ſpreche hier von den kleineren und kleinſten Theatern, von den Theatern **à quatro sous**. In jedem dieſer Theater wird faſt jeden Abend geſchoſſen; denn der Franzoſe muß Pulver riechen, ſonſt iſt ſeine

Freude nur eine halbe Freude. Büchſenknall iſt ihm die ſchönſte Muſik; er kann ſich nie ſatt daran hören. Vom kleinſten Knaben bis zum älteſten Graukopf geräth Jeder in Extaſe, ſobald auf den Brettern ein Schuß fällt. Aber nicht nur den Männern, auch den Frauen ſcheint das Kleingewehrfeuer ein erquicklicher Ohrenſchmaus und ich habe ſie unzählige Male mit verklärten Geſichtern applaudiren ſehen, wenn es aus einem halben Hundert Feuerröhren gekracht hat. Es ſind mir bei dergleichen Gelegenheiten immer unſere deutſchen Frauen eingefallen, die bei der Aufführung des Freiſchütz ſo häufig zuſammenſchrecken und nicht ſelten vor der Darſtellung eines neuen Stückes fragen, ob in demſelben nicht geſchoſſen wird. Ich will damit den deutſchen Frauen durchaus keinen Vorwurf machen; ich will nur ſagen, daß die Franzöſinnen ſtärkere Nerven haben.

Nirgendwo kann man ſich von dem militäriſchen Geiſte der Franzoſen ſo ſehr überzeugen, wie in dieſen Theatern, die der unmittelbarſte Ausdruck des Volkscharakters ſind; nirgendwo wie hier kann man begreifen lernen, wie dieſes Volk berufen iſt, als Vorpoſten zu ſtehen im Kampfe, den die europäiſchen Völker gegen die Tyrannei zu führen be-

gonnen. Jeder Gamin iſt von dem Holze, aus dem man Helden ſchnitzt. Augerau war nicht der erſte Gamin, der ſpäter den Feldmarſchallſtab geſchwungen und er wird auch ganz gewiß nicht der letzte ſein. Die Vorſtadt St. Marceau iſt immer noch ſehr reich an Knaben, vor denen vielleicht noch manche Krone zittern wird. Man ſollte dieß in Petersburg wiſſen und in den deutſchen Reſidenzſchlöſſern, die ihre Befehle von den Ufern der Newa empfangen. —

Man kann ſich leicht denken, daß dieſe Theater keinen ſonderlichen Reichthum an bedeutenden künſtleriſchen Kräften beſitzen; doch würde man ſehr irren, wenn man glaubte, daß hier ſchlecht oder ſchlotterig geſpielt würde. Das Enſemble iſt auch im Théâtre Lazary, dem kleinſten und ärmlichſten aller Pariſer Theater, in ſeiner Weiſe gut. Es ſpielt hier Keiner, wie das ſo häufig ſelbſt in den erſten deutſchen Theatern geſchieht, auf eigene Fauſt, und beſonders erfüllt hier jedes Mitglied die erſte und nothwendigſte Pflicht, die Pflicht, ſeine Rolle auswendig zu wiſſen. Der Souffleurkaſten, der in deutſchen Theatern ſo oft die Hauptrolle ſpielt, dieſer hölzerne Freund, der von unſern Komödianten jeden Augenblick zudringlich um ein

Almoſen angebettelt wird, hat hier faſt gar keine Bedeutung, und ich habe nicht ein einziges Mal bemerkt, daß ein Schauſpieler auf dieſe unterirdiſche Stimme hingehorcht hätte. Freilich ſind die Stücke, die hier gegeben werden, gewöhnlich von ſo geringem Umfange, daß dem Gedächtniß dabei nicht allzuviel zugemuthet wird; auch wird in Paris jede nur einigermaßen leidliche dramatiſche Produktion ſo häufig dargeſtellt, daß ſie dem Schauſpieler geläufig werden muß; dennoch aber kann die Gewiſſenhaftigkeit des Memorirens, die Achtung vor der Kunſt, dem Autor und dem Publikum in Bezug auf genaues Einſtudiren der Rollen nicht genug hervorgehoben werden. Das Pariſer Publikum, ſo mild und human es auch ſonſt iſt, würde auch gewiß den Schauſpieler, der aus Nachläſſigkeit ſtecken bliebe, den entſchiedenſten Unwillen fühlen laſſen.

Die kleineren Boulevard-Theater erfüllen außer ihrem Hauptzweck, dem Volke einen wohlfeilen und ſchönen Genuß zu gewähren, auch noch einen andern, nicht minder wichtigen Zweck: ſie dienen nämlich angehenden Schauſpielern und dramatiſchen Dichtern als Elementarſchule. Wie mancher dramatiſche Genius hat auf den Brettern dieſer Volkstheater den erſten Flügelſchlag verſucht! Frédéric Lemaître

und Rachel Felix haben hier die Größe ihres Genies zuerſt entfaltet, und die Zahl der dramatiſchen Dichter, die die Erſtlinge ihrer Muſe auf ſolchen Theatern zur Aufführung brachten, iſt wahrlich nicht gering. Auf dieſen kleinen und anſpruchsloſen Scenen iſt das Gelingen leichter und das Scheitern gefahrloſer; und während hier der Erfolg zu neuem Streben mehr als irgendwo auffordert, iſt hier der Sturz minder gefährlich. Der angehende Ruhm bricht auf dieſen groben Brettern nicht ſo leicht das Genick, wie auf dem Théâtre français oder ſonſt einer großen Scene. Das junge Talent, wenn es hier fällt, trägt kaum eine leichte Kontuſion davon. Es wiſcht ſich den Staub vom Kleide und fördert wieder ſeine Schritte, bis ihm ein guter Erfolg ſeine Ausdauer lohnt, oder ein unabläſſiges Straucheln ihm endlich zeigt, daß er einen andern Weg einſchlagen müſſe, als denjenigen, der zur dramatiſchen Unſterblichkeit führt.

Dieſe kleineren Theater haben indeſſen auch ſehr glänzende Kräfte. Madame Alphonſine in den Délaſſemens comiques und Madame Leontine in den Folies dramatiques ſind ſo reich begabte Künſtlerinnen, wie ſie das Théâtre des Vaudevilles kaum viel beſſer aufzuweiſen hat. Sie wollen aber

dieſe Theater, wo ſie als erſte Sterne glänzen, nicht verlaſſen, obgleich ihr Glanz nicht ſonderlich bezahlt wird. Sie denken, wie einſt Julius Cäſar gedacht: beſſer in einem kleinen Theater die Erſte, als in einem großen die Zweite.

Eine Eigenthümlichkeit mancher dieſer kleinen Theater iſt es auch, daß das Perſonal derſelben nur zum Theil aus Schauſpielern zuſammengeſetzt iſt. Ein Hauptbeſtandtheil mancher Truppe machen die Ouvriers aus, die während des Tages in ihren Werkſtätten rüſtig ſchaffen und Abends ihr Schurzfell ablegen, um am Thespiskarren ſchieben zu helfen. Das Théâtre Lazary beſteht ſogar größtentheils aus ſolchen Ouvriers. Sie ſpielen aber nicht nur, ſie ſtellen auch den techniſchen Apparat her. Da ſie den verſchiedenſten Handwerken angehören, ſo malen ſie die Couliſſen, erfinden neue Maſchinen und beſſern die alten wieder aus. Das weibliche Perſonal an dieſem Theater gehört dem Griſettenſtande an. Es ſind Näherinnen, Waſcherinnen, Büglerinnen u. dgl. Der Wechſel der Beſchäftigung iſt ihre Erholung. Ihre Ruhe beſteht bloß in einer angenehmern Arbeit. Es ſind freilich wenig Garrik's und Rachel's unter ihnen; aber ſie ſpielen nicht ſchlecht, zuweilen ſogar ſehr wacker. Ein

Beweis, wie viel Schauspielertalent in den Franzosen steckt.

Das eigenthümlichste und beliebteste dieser kleinen Volkstheater ist das Théâtre des funambules. Hier werden jeden Abend mehrere Pantomimen gegeben, in denen der Pierrot immer die Hauptrolle spielt. Das Théâtre des funambules hat diesen Pantomimen das zahlreiche Publikum zu verdanken, das allabendlich hier gepreßt wie die Häringe sitzt, um sich an der poetischen stummen Sprache der Pierrots zu ergötzen, und ich gestehe ohne Erröthen, daß ich manche Stunde des heitersten Genusses dort zugebracht. Freilich hat dieses Theater seine Hauptzierde, seinen hellstrahlenden Glanz verloren, seit der arme Jean Baptiste Debureau mit Tode abgegangen. Der arme Debureau! Er starb in der vollsten Kraft seiner Jahre, er, der sich einer Popularität erfreute, wie fast kein anderer Künstler; er, über dessen Wirken der Allerweltschwätzer Jules Janin ein Buch in zwei Bänden geschrieben. Debureau war nicht nur der größte Pierrot Frankreich's, er war der gefeierteste Pierrot der Welt. Gelehrte und Künstler, die einen europäischen Namen hatten, schämten sich nicht, ganze Abende im Théâtre des funambules

zuzubringen und Debureau zu ſehen, das heißt: ihn zu bewundern. Debureau's Fach gehörte freilich nicht zu den großen Kunſtfächern; er mußte aber doch der Größte in ſeinem Fache geweſen ſein; denn es ſpricht keiner von Denen, die ihn geſehen, ſeinen Namen ohne Enthuſiasmus aus. Ja, bei den Bewohnern der Faubourgs iſt er faſt ein Mythus geworden. Wenn ſie ſeiner erwähnen, verklärt ſich ihr Geſicht und ſie rechnen es ſich gewiſſermaßen als einen Ruhm an, ihn gekannt zu haben.

Der arme Debureau! Er hat ſeine Popularität ſehr theuer bezahlen müſſen. An ſeinem Lorbeerkranze klebt das Blut eines Erſchlagenen. Als er eines Tages mit ſeinem Weib und ſeinen Kindern in Batignolles ſpazieren geht, gerathen zwei junge Leute, zwei ſeiner größten, ſeiner innigſten Verehrer, ſeinetwegen in einen Wortwechſel. Der Eine behauptet, der hagere Mann, der hier ſo anſpruchlos, ſo beſcheiden mit ſeiner Familie luſtwandle, ſei kein Anderer als der große, allverehrte, allbewunderte Jean Baptiſte Debureau, worauf der Andere, getäuſcht von der kleinen Scene des Funambulestheaters, auf welcher jeder Akteur viel größer erſcheint als er iſt, heftig widerſpricht. Nun gehen ſie eine Wette ein und folgen dem harmloſen

Manne, der an der Seite ſeines Weibes und ſeiner Kinder froh iſt, einen Augenblick wenigſtens ſeines Berufes zu vergeſſen. Einer von den Wettenden nennt laut ſeinen Namen. Debureau hört es, wendet ſich aber nicht um; hätte er es gethan, ſo wäre die Wette entſchieden geweſen. Sein Unſtern aber verleitete ihn, ſeine Schritte zu beflügeln. Der Wettende ruft lauter. Keine Antwort! Dadurch ärgerlich gemacht, eilt er ihm nach und ruft ihm, indem er auf ihn loseilt, ein beleidigendes Wort zu. Da wendet ſich Debureau, der endlich die Geduld verloren, plötzlich um und verweiſt ihm ſeine Unart, und als der Unbekannte Miene macht, handgreiflich zu werden, entreißt der berühmte Pierrot, der einer der geſchickteſten Boxer und Fechtkünſtler war, ſeinem Sohne den Stock und verſetzt dem Beleidigenden einen Streich, der ihn ſogleich todt zu Boden ſtreckt. So wurde der arme Debureau, einer der gutmüthigſten, leutſeligſten Menſchen, zum Mörder an einem Manne, der ihn verehrt, der ihn bewundert hatte. Sonderbares Schickſal! Wäre Debureau minder populär, wäre er als Stockfechter weniger geſchickt geweſen, er hätte nicht unſchuldig das Blut eines Unſchuldigen vergoſſen. So mußte ſein Gewiſſen ſein Talent ver-

fluchen, das ihm das Kainsmal auf die Stirne gedrückt.

Seit jener unglückſeligen Kataſtrophe in Batignolles wurde der ſchon von Natur melancholiſche Debureau immer trübſinniger, immer ſchwermüthiger, nicht auf Koſten ſeines Talentes, ſondern ſeiner Geſundheit. Der Schatten des Erſchlagenen verfolgte ihn unabläſſig; das merkte aber das Publikum nicht, ſondern ſein Familienkreis, dem er vor einigen Jahren auf immer entriſſen wurde.

Gewiß mußte Debureau ein in ſeiner Art ausgezeichneter Künſtler geweſen ſein, wenn man bedenkt, wie wenig Mittel einem Pierrot im Vergleich mit einem Schauſpieler zu Gebote ſtehen. Der Pierrot entbehrt nicht nur der Sprache, jenes gewaltigſten, ergreifendſten Mittels, ſondern gewiſſermaßen auch der Phyſiognomie. Das Geſicht des Pierrot iſt durch die weiße Schminke todt. Wie ſeine Zunge iſt auch ſein Geſicht ſtumm. Er kann alſo nur mit den Augen und durch die Lebhaftigkeit ſeiner Glieder ſprechen. Dennoch wußte Debureau das Publikum nicht nur zum Lachen, ſondern auch zum Weinen zu bringen. Als er einſt nach einer längern Krankheit zum erſten Male wieder auftrat und mit jubelndem Applaus empfangen

wurde, dankte er durch eine einfache Bewegung der Hand zum Herzen, und dieſe Bewegung, von einem ſeelenvollen Blick begleitet, war ſo rührend, daß alle Zuſchauer auf's Tiefſte ergriffen wurden.

Debureau hat das Théâtre des funambules populär gemacht. Jetzt hat ſich die Liebe des Publikums von dem Vater auf den Sohn fortgeerbt. Charles Debureau iſt das Herzenskind ſeines Publikums. Obgleich nicht ſo genial wie ſein Vater, iſt er doch der erſte Pierrot in Paris. Der alte Debureau hat ihm von dieſer Laufbahn abgerathen und ihn zu einem Pozellanmaler in die Lehre gegeben; aber den jungen Mann ließen die Lorbeern ſeines Vaters nicht ſchlafen. Er entſagte daher bald der Porzellanmalerei und erfreut ſich nun jeden Abend des ſtürmiſchſten Beifalls. So oft er auftritt, werden ihm Orangen zugeworfen. Das Publikum in dieſen Theatern iſt nicht ſo reich, wie das des Théâtre français oder der großen Oper. Es kann ſeine Künſtler nicht mit theueren Blumenbouquets lohnen; aber es iſt dankbarer, als die Haute volée, die in ihrem Beifalle gewöhnlich nur der Mode fröhnt, aber nicht der Stimme des Herzens folgt; ſeine Dankbarkeit iſt aufrichtiger, aufopferungsfähiger. Der arme Ouvrier gibt die

letzten zwei Sous her für eine Orange, um ſie ſeinem Liebling Debureau zuzuwerfen, der ihn am Abend die ſaueren Arbeiten des Tages vergeſſen läßt.

Das Théâtre des funambules hat noch eine Eigenthümlichkeit, die man gewiß an keiner andern Bühne mehr findet. Die beſte Schauſpielerin an dieſem Theater iſt nämlich eine Zwergin.

Madame Carolina, ſo heißt dieſes Duodezgeſchöpf, iſt aber nicht nur die beſte Schauſpielerin am Théâtre des funambules, ſondern ſie iſt überhaupt eine vortreffliche Schauſpielerin. Sie ſpielt in dem Genre der Madame Dejazet, und nicht dem Mangel an Talent iſt es zuzuſchreiben, daß ſie keine Dejazet geworden, ſondern dem Mangel an zwei Fuß rheiniſch Maaß. Sie iſt ſo zu ſagen eine Taſchenausgabe der Madame Dejazet. Der kleine Rahmen der Funambules-Scene paßt für ihren Miniaturkörper; auf einer größern Bühne würde ſie ſich verlieren.

Madame Carolina iſt eine Ruſſin. Unter der Regierung Louis Philipp's kam ſie als Leibeigene nach Paris und der Bürgerkönig erkaufte ihre Freiheit, ob durch Geld oder gute Worte, weiß ich nicht. Sie ſpielt häufig in eigends für ſie gemachten

Stücken. In Gamins- und Poliſſonsrollen iſt ſie ganz vortrefflich. Madame Carolina iſt verheirathet und hat die Freude, Mutter mehrerer Kinder zu ſein, die ihr alle über den Kopf wachſen, ſobald ſie zu wachſen anfangen.

Außer den bereits erwähnten Theatern gibt es noch ein Théâtre Comte, ein Théâtre Luxembourg, ein Théâtre de Belleville und ein Théâtre des Batignolles. Sie werden ſämmtlich ſtark beſucht, da, wie bereits geſagt, der Franzoſe kein größeres Vergnügen kennt, als das Schauſpiel. Das Theater iſt ihm ſogar ein Bedürfniß, und vollkommen wahr iſt alſo folgendes Epigramm eines franzöſiſchen Vaudeville-Dichters:

Il ne fallait au fier Romain
Que des spectacles et du pain;
Mais au Français plus que Romain
Le spectacle suffit sans pain.

VII.

Die Deutſchen in Paris.

In keiner Stadt der Welt werden ſo viel Luftſchlöſſer gebaut wie in Paris. Hier lügt die Hoffnung ſo ſchön, ſo boshaft-liebenswürdig, daß man am Rande des Abgrundes kaum ſieht, wie ſchändlich man von ihr hintergangen worden.

Wem die gütige Natur Verſchmitztheit, Schlauheit, Charlatanerie und ähnliche Gaben verliehen, durch welche man die Aufmerkſamkeit zu erregen vermag, der wird ſich hier zuweilen ein leidliches, vielleicht gar ein glänzendes Daſein begründen; denn ſich bemerkbar machen, heißt hier ſchon den Grundſtein zu ſeinem Glücke legen. Das beſcheidene Verdienſt aber, das im Bewußtſein ſeines Werthes harrt, bis es gewürdigt wird, geht in Paris ſehr häufig in Noth und Elend unter.

Wahrlich, auf keinem Boden der Erde gedeihen die Veilchen so schlecht wie auf dem Pariser Boden.

Freilich gelingt es in Paris auch den Unbescheidenen nicht sehr häufig, da die Konkurrenz zu stark ist und ein großer Charlatan auf der Glücksjagd von einem größeren Charlatan überholt und niedergeworfen wird; aber die Charlatanerie ganz verachten, ist so viel, als dem Glücke den Krieg erklären und mit der Noth ein unzertrennliches Bündniß schließen.

Kein Volk indessen liefert der Hauptstadt Frankreich's so viel Opfer als das unserige. Von den Deutschen, die nicht dem Handwerkerstande angehören, geht hier mindestens die größere Hälfte unter. Sie bringen gewöhnlich eine blühende Jugend, einen Schatz von Kenntnissen, einen Reichthum an Talent mit und sind überzeugt, daß bei solchen Begabungen das schönste, das herrlichste Ziel erreicht werden müsse. Sie glauben den Ruhm, die Unsterblichkeit und eine glänzende Lebensexistenz schon gesichert; aber ein Tag nach dem andern entflieht, ein Monat nach dem andern verschwindet und ein Jahr nach dem andern geht hin. Die Wechsel auf den Ruhm und die Unsterblichkeit sind mit Protest zurückgewiesen worden; die

schönsten Jahre, wo das Talent am freudigsten und am fruchtreichsten schafft, sind vertrauert worden in Jammer und Noth und die Getäuschten geben sich immer noch neuen Täuschungen hin und glauben den lügnerischen Versprechungen, mit denen sie hintergangen werden.

Ich habe hier merkwürdige Opfer dieser Art gesehen. So habe ich einen jungen deutschen Mathematiker kennen gelernt, der in Paris nicht nur für einen Gelehrten, sondern für ein Wunder, für ein mathematisches Ungeheuer gilt. Vor mehreren Jahren kommt er nach Paris, in der festen Ueberzeugung, hier sein Glück zu machen. Er läßt durch Arago, der seine Verdienste bereits kennt, der Akademie der Wissenschaften ein Memoire einreichen, in welchem die Entbehrlichkeit der Logarithmentafeln nachgewiesen wird. Arago bevorwortet das Werk in den wärmsten Ausdrücken und das Memoire wird von der Akademie lobend erwähnt. Die größten französischen Mathematiker erstaunen über seine Fähigkeit und beuten sie aus; aber der junge Mann lebt in solch' drückenden Verhältnissen, daß er am Abend nicht weiß, mit welchen neuen Lügen er am andern Morgen seinen ungläubig gewordenen Magen wieder abspeisen soll. Als ich ihn fragte

warum er nicht nach England gehe, antwortete er, daß ihm die Mittel zur Reiſe fehlten; zwar, fügte er hinzu, könne er dieſe Mittel von Pariſer Gelehrten ſeines Faches wol erhalten, aber gewiß nur unter der kaum verhehlten Bedingung, daß er nicht wieder nach Paris zurückkehre.

Die Pariſer Gelehrten wollen überhaupt keine fremden, beſonders keine deutſchen Gelehrten aufkommen laſſen; ob ſie ſich in dieſer Beziehung mehr vor der Qualität als vor der Quantität fürchten, weiß ich nicht; gewiß aber iſt, daß unſere gelehrten Landsleute, wenn ſie in Paris eine Stellung ſuchen, tauſend Steine des Anſtoßes finden, über die nur ſehr Wenige geſchickt hinwegzuſpringen verſtehen.

So kam vor nicht langer Zeit ein ſehr namhafter deutſcher Naturforſcher nach Paris. Sein reiches Wiſſen war dort Niemanden verborgen; denn manche ſeiner Werke waren von der Akademie gekrönt worden. Aber der Mann hatte gewiſſe Eigenthümlichkeiten, gewiſſe Manieren, durch die er in der Pariſer abgeſchliffenen Welt Anſtoß erregte und Widerſacher erweckte; und bald ſah er ſich von dem Allernöthigſten ſo ſehr entblößt, daß er froh war, durch Hülfe einiger mitleidigen Freunde nach Amerika auswandern zu können. —

Groß iſt in Paris beſonders die Zahl deutſcher Aerzte, die mit der Diogeneslaterne Patienten ſuchen, aber gewöhnlich nur ihre eigenen Kollegen finden, Kollegen, die ihre Laterne ebenfalls umſonſt angezündet haben. Es gibt unter ihnen die geſchickteſten, die gebildetſten Männer, die in Deutſchland jedenfalls eine geſicherte, vielleicht die ehrenvollſte Stellung fänden, in Paris aber oft auf die ſchrecklichſte Weiſe darben müſſen. Sie bringen nach dieſer Weltſtadt vielfache Kenntniſſe, einen tüchtigen wiſſenſchaftlichen Sinn, ein redliches Wollen mit; aber gewöhnlich ſind es gerade dieſe Tugenden, die ihnen den Weg zum Glücke verſperren. Sie ſtolpern ſo zu ſagen über ihre eigenen Vorzüge. Ich habe in Paris die Bekanntſchaft eines deutſchen Arztes gemacht, der, was Redlichkeit und gediegene Bildung betrifft, ſeines Gleichen ſucht; aber während der langen Zeit, die er hier auf ein freundliches Lächeln des Glückes harrt, nichts zu erreichen vermochte, als eine gewiſſe philoſophiſche Ruhe, die ihn die ſchwere Noth ergebungsvoll tragen lehrt. Er bewohnt ein Zimmerchen im ſechſten Stocke, das nicht viel größer iſt, als das armſelige Bett, in welchem er die ſchlafloſen Nächte zubringt, und iſt genöthigt, ſeine Speiſen ſich ſelbſt

zu bereiten, da in ganz Paris keine Reſtauration ſo armſelig iſt, die ſeiner Armuth nicht zu koſtſpielig wäre.

Vor einigen Jahren war ein deutſcher Arzt in Paris, der im ſtrengſten Sinne des Wortes verhungert wäre, wenn nicht einer ſeiner Freunde und Kollegen zufällig zu ihm in die Wohnung gekommen wäre und den Armen gerettet hätte, der, aus Verzweiflung über ſeine fürchterliche Lage und von einem falſchen Schaamgefühl zurückgehalten, ſich mitzutheilen, feſt entſchloſſen war, nicht mehr das Zimmer zu verlaſſen und dort den gräßlichen Hungertod abzuwarten.

Der ärztliche Beruf läßt ſich ſchwer von einer gewiſſen Charlatanerie trennen. Der praktiſche Arzt darf nie ſeinen Mangel an Wiſſen zeigen, ſelbſt da nicht, wo dieſer Mangel einzig und allein der Unzulänglichkeit der Wiſſenſchaft zugeſchrieben werden muß; denn thut er dieß, ſo wird man nicht ſeine Beſcheidenheit und ſeine Liebe zur Wahrheit bewundern, ſondern ſeinen Mangel an Kenntniß verachten und den Quackſalber vorziehen, der ein ernſtes Geſicht ſchneidet und durch das allerſchwierigſte Problem nicht aus der Faſſung zu bringen iſt.

Das Sprichwort: „Klappern gehört zum Hand-

werk", ist nirgend so richtig angebracht, wie auf den ärztlichen Stand. In Paris nun, wo so häufig das Handwerk Nebensache und das Klappern Hauptsache ist, gerathen die deutschen Aerzte in Konflikt mit Kollegen, die der Wissenschaft den Rücken kehren und Arm in Arm mit der Charlatanerie den Weg zum Glück verfolgen.

Ein Haupthinderniß für die Erreichung einer leidlichen Stellung in Paris finden deutsche Aerzte in der Schwierigkeit der Sprache, eine Schwierigkeit, die sie gewöhnlich erst nach vieljährigem Aufenthalte in dieser Weltstadt bewältigen können. Wenn man nun erwägt, welch ein wichtiges Moment bei einem praktischen Arzte die Macht der Rede bildet, wie oft er den Patienten mehr mit Worten als mit Medizin zu heilen vermag, wie er immer tröstend, ermahnend, rathend und beschwichtigend am Krankenbette sprechen muß, so wird man leicht begreifen, wie steil die Klippen sind, die die deutschen Aerzte auf ihrer Laufbahn in Paris finden.

Zwar gibt es in Paris deutsche Aerzte, die mit der Gründlichkeit des Wissens, mit der unbestreitbarsten Geltung in ihrem Fache sich eine angesehene und behäbige Stellung zu verschaffen gewußt und die Namen eines Sichel, Otterburg,

Schuſter und Anderer werden in Paris nur mit Hochachtung genannt. Allein dieß ſind ſeltene Ausnahmen. Aber auch dieſe Männer konnten erſt nach vieljährigem Dulden und Harren, nach unbeſchreiblichen Mühen und Aufopferungen ihr Ziel erreichen, und mit thränenden Augen erzählen ſie von ihren zahlloſen deutſchen Kollegen, die in Paris in bitterſtem Elende zu Grunde gegangen.

Am leidlichſten ſind in Paris noch die deutſchen Muſiker daran. Ihre Kunſt verſchafft ihnen leicht Zutritt in die erſten Häuſer, und da ſie in Tönen ſprechen, können ſie bequem ihr Talent geltend machen und ſich die gebührende Würdigung verſchaffen. Doch trifft man in Paris häufig deutſche Tonkünſtler, die dermaßen herabgekommen, daß ſie in öffentlichen Gärten und in den gemeinſten Tanzſälen ihre Kunſt ausüben.

Deutſche Handwerker ſind in Paris immer noch die beliebteſten, ſowohl wegen ihrer Arbeit als wegen ihres Arbeitens. Sie ſind ſehr fleißig, ſehr gründlich, ſehr gewiſſenhaft. Unzählige deutſche Handwerker haben ſich in Paris niedergelaſſen und Viele von ihnen haben mit Vergnügen vergeſſen, daß ſie einſt Deutſche geweſen.

Es iſt in der That unglaublich, wie loſe der

Deutsche mit seinem Vaterlande verknüpft ist. Der Deutsche trägt sein Vaterland nicht im Herzen, sondern an der Sohle, das sieht man in Paris an so vielen unserer Landsleute, die in Frankreich naturalisirt worden. Ich habe in Paris Deutsche gesehen, die nur mit Widerstreben deutsch sprachen; ja, ich bin mehreren deutschen Handwerkern begegnet, die ihre Muttersprache nicht mehr sprechen können.

Der Franzose bleibt überall Franzose und nimmt, wenn er auch noch so lange im Auslande weilt und selbst wenn er sich dort eingebürgert, den lebhaftesten Antheil an dem Wohl und Wehe Frankreich's. Ebenso der Engländer, der Schwede, der Russe. Nur der Deutsche vergißt sein Vaterland leicht und ist noch froh, wenn ihm sein Gedächtniß nicht den Streich spielt, ihn daran zu erinnern. In Frankreich wird er ein eben so guter Franzose, wie er in Rußland ein patriotischer Russe wird.

Dieser Mangel an Nationalgefühl liegt in der Zerrissenheit unserer Nation, die, Dank unseren vielen gekrönten Landesvätern, dem Auslande gegenüber keine imponirende Größe darbietet. Man muß im Auslande mit Stolz sein Vaterland nennen können, um es mit Liebe nennen zu können. Der

deutſche Gelehrte, der deutſche Schriftſteller und Künſtler, kurz: jeder Deutſche, der geiſtig mit ſeinem Vaterlande zuſammenhängt, vergißt Deutſchland in der Fremde nicht; denn er kann für die vielen Wurzeln, mit denen er in ſeinem Vaterlande haftete, außerhalb deſſelben keinen Boden finden und nur ſeine Zunge, nicht ſein Herz lernt die Sprache des Auslandes. Der Deutſche aber, der nicht durch dieſes geiſtige Band an ſein Vaterland geknüpft iſt, der, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht deutſch bleiben muß, hört auch leicht auf, Deutſcher zu ſein, ſobald er Deutſchland den Rücken gekehrt hat. Der deutſche Handwerker, der in ſeinem Vaterlande politiſche und ſoziale Ketten zugleich getragen, fühlt ſich, ſobald er franzöſiſcher Bürger geworden, als Glied einer großen Nation, die in der Welt eine Rolle ſpielt, als Glied einer Nation, in der die vollſtändigſte ſoziale Gleichheit herrſcht. Er weiß, daß ſeinen Kindern kein Weg zum Glücke verſperrt ſein wird und daß ſie in Frankreich tauſend Wege zum Glücke geebnet finden. Ich habe viele in Frankreich naturaliſirte Deutſche kennen gelernt; aber ich habe unter ihnen keinen Einzigen gefunden, der es bereut hätte, franzöſiſcher Bürger geworden zu ſein.

Da ich gerade von den deutschen Handwerkern in Paris rede, so kann ich die dort lebenden deutschen Zeitungs-Correspondenten nicht unerwähnt lassen. Es sind eigentlich nicht einmal Handwerker, sondern Taglöhner, arme, geplagte Taglöhner, die ruhm- und namenlos im Dienste der Politik handlangern. Für die Meisten ist es ein knapper Erwerb, der ihnen kaum die nöthigsten Bedürfnisse sichert, und nur diejenigen von ihnen, die für größere Blätter, z. B. für die Augsburger Allgemeine und die Kölnische Zeitung schreiben, und nur solche, deren politisches Gewissen an Elastizität nicht Mangel leidet, haben eine freundlichere Existenz. Die wenigsten von diesen Correspondenten haben diesen Erwerb aus Neigung und Beruf ergriffen; die meisten sind durch traurige Verhältnisse, durch fehlgeschlagene Hoffnungen dazu gezwungen worden. Es sind besonders Flüchtlinge, die, vom heimathlichen Herde vertrieben, von rachsüchtigen Regierungen verfolgt, die Journalistenfeder ergreifen, um nicht Hungers zu sterben. Diese armen Opfer der Gesinnung, die Alles verloren, was dem Menschen lieb und theuer ist, Vaterland, Heimath, Familie und trauten Freundeskreis, irren darbend und gebrochenen Herzens in dem rauschen-

den, tobenden, lärmenden Paris umher und Niemand kümmert ſich um ſie als die Spione, um ſie einer Polizei zu denunziren, die ſich zur dienſtbefliſſenen Helfershelferin jeder freiheitsfeindlichen Regierung erniedrigt hat.

Da dieſe Flüchtlinge, die ihrer Ueberzeugung Alles geopfert, nur für die Blätter ihrer Partei ſchreiben, für die wenigen Blätter, die jetzt von dem trunkenen Uebermuthe der Reaktion zu Tode gequält werden: ſo reicht der Lohn ihrer Arbeit kaum für das Allerunentbehrlichſte hin, und wenn ſie glauben, feſten Fuß gefaßt zu haben, werden ſie durch die nicht zu überzeugende Macht des Herrn Carlier wieder hinausgeſtoßen in die weite Welt und wiſſen nicht, wohin ſie ihr Haupt legen ſollen.

Man ſieht, daß im Allgemeinen das Loos der Deutſchen in Paris keineswegs ein glänzendes iſt. Paris iſt die Welt im Kleinen. Nirgendwo wie hier findet der denkende Menſch ſo viel Belehrung, ſo viel Anregung, ſo viel Stoff für Geiſt und Phantaſie. Wer daher nach Paris kommt, um dieß zu ſuchen, wird mehr als befriedigt werden, wird alle ſeine Erwartungen übertroffen finden. Wer hier aber neben der geiſtigen Nahrung auch

die leibliche ſucht; wer auf's Gerathewohl nach Paris kommt, um ſich dort durch wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Befähigung ein Daſein zu begründen: der wird, wenn nicht der dumme Gott des Zufalls ihn begünſtigt, mit der ihm täglich über den Kopf wachſenden Noth zu kämpfen haben.

Paris iſt die Loreley der Städte. Sie lockt durch den bezauberndſten Geſang tauſend junge Schiffer herbei, um ſie dann von den brauſenden Wellen verſchlingen zu laſſen. Man kann nicht genug vor ihr warnen.

VIII.

Etwas über Griſetten und Verwandtes.

Es iſt möglich, daß ich mich durch dieſen Aufſatz in den Augen der deutſchen Gelehrtenwelt ſehr lächerlich mache; denn es iſt möglich, daß in der Encyklopädie von Erſch und Gruber **sub voco** „Griſette“ die gründlichſte Abhandlung über dieſen Gegenſtand zu leſen iſt, während ich, ohne alle tiefere Kenntniß, ohne genaues Quellenſtudium, nur oberflächlich ein Thema zu berühren vermag, das vor mir ſehr Viele gewiß nichts weniger als oberflächlich berührt haben. Ja, ich geſtehe ſogar, wenn mich ein deutſcher Profeſſor nach der Etymologie des Wortes „Griſette“ früge, ich in dieſer Beziehung ſo unwiſſend wäre, wie Heinrich Laube in jeder andern. Ich geſtehe ferner, daß es viel leichter iſt mit den Griſetten, als von den Griſetten

zu ſprechen, und wenn ich dieß Letztere dennoch thue, ſo habe ich kein anderes Verdienſt, als das des ſeltenen Muthes, der dazu gehört. —

Als ich den erſten Morgen nach meiner Ankunft in Paris aus dem Bette ſtieg und neugierig an's Fenſter ging, erblickte ich an einem Dachfenſter des gegenüberſtehenden Hauſes ein junges Mädchen. Es unterhielt ſich eifrig mit einem Kanarienvogel, der in dem vor dem Fenſter hängenden Käfig munter herumhüpfte. Während ſie aber mit dem kleinen luſtigen Geſchöpfchen ſchwatzte, ſchaffte ſie mit den niedlichen Händchen emſig an den Blumentöpfen, die zu beiden Seiten des Vogelkäfigs ſtanden. Mir gefiel das Mädchen mit dem weißen, koketten Häubchen, unter welchem das ſchwarze, noch ungeordnete Haar in langen Locken über das Geſicht fiel, ſo gut, daß ich nicht umhin konnte, meinen Zimmernachbar auf daſſelbe aufmerkſam zu machen. Mein Zimmernachbar, ein Deutſcher, der in früheren Jahren, als er noch jung und nicht verheirathet war, längere Zeit in Paris gelebt, warf einen Blick auf das genannte Dachfenſter, rief: „Pah, das iſt eine Griſette!“ und trat wieder vor den Spiegel, um mit dem Raſirmeſſer die reiſe Saat ſeines Geſichtes zu mähen.

Ich fragte ihn, erſtaunt über ſeinen Scharfblick, woher er das ſo ſchnell wiſſe? Er aber antwortete nicht; er lächelte nur. Ich weiß nun nicht, ob dieſes Lächeln die Verachtung meiner Unwiſſenheit bekunden ſollte, oder ob in meinem Zimmernachbar Erinnerungen jener Zeit auftauchten, in der er noch zwanzig Jahre vor dem Schwabenalter ſtand und kein deutſches Ehejoch trug. Ich will ihm nicht zu nahe treten, ich glaube aber, daß er lächelte wie ein Eingeweihter einem Ungeweihten gegenüber.

Was iſt aber eine Griſette? — Eine Griſette iſt ein Mädchen, das ſich durch ſeiner Hände Arbeit ernährt und gern den Neigungen des warmen Herzens folgt, ohne erſt den kalten Verſtand um Rath zu fragen, und je nach dem Grade, als die Griſette ein mehr oder minder warmes Herz hat, iſt ſie auch mehr oder minder Griſette. Dieſe Definition iſt freilich mangelhaft; vielleicht iſt aber in der Encyklopädie von Erſch und Gruber eine beſſere zu finden. Mir fällt in dieſem Augenblicke keine beſſere ein.

Von dem jungen, unerfahrenen Mädchen, das ſein Stück Brod durch Nähen, Putzmachen, Waſchen, Bügeln oder Einfaſſen von Schuhen verdient, zur

Griſette iſt nur ein Schritt, und dieſer Schritt iſt ſo angenehm, daß ihn faſt jedes Mädchen thut. Ein ſolches unerfahrene Mädchen kehrt am ſpäten Abend, nachdem es den ganzen Tag unaufhörlich geſchafft, heim in das kleine, enge Dachzimmerchen, das ſich ſechs oder ſieben Stock hoch über dem Erdgeſchoß befindet. Neben ihrem Zimmerchen hört die Heimkehrende eine männliche Stimme. Wer iſt der Nachbar? Was iſt der Nachbar? Gleichviel! In Paris iſt man nicht gewohnt, ſich um Nachbarn zu kümmern. Wie ſie aber am andern Morgen das Roſenſtöckchen vor ihrem Fenſter begießen will, öffnet ſich das Fenſter des Nebenzimmers und es zeigt ſich ein Jünglingskopf mit ſchwarzen Locken und einem keimenden Barte. Sie ſchließt ſchnell das Fenſter, und als ſie einige Minuten ſpäter wieder nach den Roſen ſehen will, bemerkt ſie, daß dieſe bereits begoſſen ſind. **C'est bête!** ruft ſie; denkt aber, daß noch viel dumme Sachen geſchehen, die viel unangenehmer ſind. Als ſie ausgeht, ſieht ſie auf der Treppe den Jüngling. Der Jüngling iſt ſchön, ſchlank gewachſen und grüßt freundlich. Sie erwiedert aber kaum ſeinen Gruß, und in einem Nu iſt ſie das halbe Dutzend Treppen hinunter gehüpft.

Als ſie am nächſten Morgen die Roſen pflegen will, bemerkt ſie neben dem Roſenſtock einen ſchönen Blumenſtrauß und in demſelben ein zierlich zuſammengefaltetes Briefchen. C'est drôle! ſagt ſie für ſich und ſchließt das Fenſter, ohne das Briefchen zu ergreifen. Aber während ſie ſich ankleidet, denkt ſie doch an den Strauß, an den ſchwarzköpfigen Nachbar und an das Briefchen, das ſie, leiſe das Fenſter öffnend, raſch zu ſich nimmt und in den Buſen verbirgt. Warum aber lieſt ſie das Briefchen nicht? Sonderbare Frage! Sie kann nur deutlich Gedrucktes undeutlich leſen; jedes geſchriebene Wort aber iſt für ſie ſo unentzifferbar wie die Zeichen auf dem Obelisken von Luxor.

Bei ihren Kameradinnen angelangt, nimmt ſie eine derſelben, die als eine große Gelehrte gilt, weil ſie Geſchriebenes leſen kann, bei Seite, zieht das Briefchen heraus und läßt ſich's vorleſen. Es ſind Verſe. Ach, wie ſchön reimt ſich das Alles! Der ſchwarzlockige Nachbar vergleicht ſeine ſchwarzlockige Nachbarin mit den Roſen, die vor ihrem Fenſter ſtehen. Die Roſen vor dem Fenſter, obgleich ſie ſo ſchön blühen — ſagt der Nachbar — ſeien doch welk und farblos gegen die Roſe, die hinter dem geſchloſſenen Fenſter weilt und ſo an-

muthig, ſo liebenswürdig, ſo reizend iſt, daß ſie ſein Herz gleich beim erſten Anblick gefeſſelt; und ſein einziger Wunſch iſt nur — ſagt ferner der Nachbar — daß die Roſe hinter dem Fenſter an ſeiner Bruſt ruhen könnte. Wie geſagt, das reimt ſich Alles. **Amie, chérie; gloire, victoire; coeur** und **bonheur** wechſeln auf's ſchönſte ab. Wer kann da widerſtehen? Dazu kommt noch, daß am Schluſſe des Gedichtes zwei verſchlungene Hände ſehr zierlich gezeichnet ſind. Zwei verſchlungene Hände, welch' ein guter Gedanke!

Wie ſie nun, Abends heimgekehrt, die Thüre ihres Zimmers öffnen will, kommt der Nachbar mit der ausgelöſchten Kerze und bittet, dieſelbe an der brennenden ſeiner freundlichen Wandnachbarin anzünden zu dürfen. Nun entſpinnt ſich eine Unterhaltung, aus der hervorgeht, daß der Nachbar ein Maler iſt. Er bittet ſie, ihm einmal zu ſitzen, da ſie ſo ſchöne Augen, einen ſo herrlichen Mund, einen ſo ungewöhnlich ſchönen Wuchs habe, und überhaupt ſo ungewöhnlich ſchön ſei, daß ſie nicht zu lieben ſchändlich wäre. Er brauche gerade, verſichert er, eine Göttin für ein neues Bild; ſeine Nachbarin ſolle ihm als Modell zu dieſer Göttin dienen. Der Nachbar iſt ſo hübſch; er ſpricht ſo

gewählt, ſo geiſtreich und will aus ihr eine Göttin machen. Wer kann da widerſtehen? Dabei denkt ſie immer an die verſchlungenen Hände, an amie und chérie, an coeur und bonheur, an gloire und victoire und an die anderen ſüßen Reime, die er mit zierlicher Hand geſchrieben und ſcheint gar nicht zu merken, daß während ſie in der Unterhaltung mehrere Schritte rückwärts gegangen, er eben ſo viel Schritte vorwärts gethan und ſich nun in ihrem Zimmer befindet, wo der Raum ſo viel Mangel leidet, daß die vier Wände derſelben ſich gegenſeitig zu zerquetſchen drohen.

Endlich verabſchiedet man ſich mit herzlichen Grüßen und mit mehreren, lang anhaltenden Händedrücken. Am andern Morgen eine vertraute Unterhaltung am Fenſter und höchſtens nach einigen Tagen die innigſte Freundſchaft. Was trennt aber das Glück Beider? Eine dumme Wand, eine einfältige Thüre, die in dieſer Wand ſich befindet. Man beſchließt nach vielem Unterhandeln, dieſe gemeinſchaftliche Thüre zuweilen zu öffnen. Die Thüre wird geöffnet; man vergißt aber, ſie wieder zu ſchließen und — das Mädchen iſt eine Griſette.

Ich weiß nicht, wie viel Griſetten in Paris ſind. Man ſpricht von dreißig, ja, von vierzig

Tauſend. Am häufigſten ſind ſie wol im Quartier latin, wo die Sorbonne, die Ecole de medecine und das College de france ſich befinden. Es gibt wenig Studenten, die ſich nicht in den Armen der Griſetten von den Strapazen der Wiſſenſchaften erholten. Faſt jeder Student lebt in wilder Ehe. Dieſes wilde Eheleben wird in Paris **Vie de Bohème** genannt und iſt nicht ohne jene Poeſie, die der Jugend ſo ſehr zuſagt. Daß dieſer Poeſie oft allzuſehr auf Koſten der Wiſſenſchaft gehuldigt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Die Inſtitutionen und die Pandekten, die Anatomie und die Pathologie werden gar häufig vergeſſen an dem Buſen der ſchwarzäugigen Griſette, die der Gelehrſamkeit durchaus nicht zugethan iſt. Man kann überhaupt für die Wiſſenſchaft nicht viel thun, wenn das Buch, aus dem man ſeine Wißbegierde nähren ſoll, auf den Knieen eines Mädchens liegt; man iſt dann viel mehr mit dem Pulte als mit dem Buche beſchäftigt. —

Die Griſette, die in dem Quartier latin lebt, unterſcheidet ſich von ihren anderen Mitſchweſtern durch ein gewiſſes burſchikoſes Weſen. Es gibt viel bemooſte Häupter unter ihnen. Wenn man Abends das Café Valois auf der Rue Dauphine beſucht,

kann man ſie zu Dutzenden ſehen. Das Café Valois iſt eines der beſuchteſten Studenten-Kaffeehäuſer. Hier bringen die jungen Prieſter der Wiſſenſchaft Abends ihre Griſetten mit, welche, die dampfende Zigarre im Munde, entweder am Billardtiſche ihre Virtuoſität probiren, oder auf dem Schooße ihrer, vom Maire des dreizehnten Arrondiſſements (Paris hat bekanntlich deren nur zwölf) getrauten Männer dem Grogglaſe zuſprechen und die Unterhaltung beleben, die ſo ungezwungen iſt, daß ſie bei viel größerem Zwang immer noch ſehr ungezwungen wäre. Durch aufmerkſames Anhören derartiger Unterhaltungen kann man viele Ausdrücke lernen, vor denen das prüde Wörterbuch der Akademie ſich die Ohren zuhält.

Die Griſette iſt in der Regel ihrem Geliebten ſehr treu und, da ſie eben ſo gutmüthig als leichtſinnig, der größten Aufopferung fähig. Die Griſette iſt aber auch ſehr eiferſüchtig und ſie verzeiht ihrem Geliebten Alles, nur nicht die an ihr begangene Untreue. Sie gibt ihm uneigennützig ihr Herz; ſie will aber auch das ſeinige ungetheilt beſitzen.

Die Eiferſucht der Griſetten führt oft ſonderbare Scenen herbei; eine ſolche ſonderbare Scene

hat ſich an einem Novembermorgen vorigen Jahres in der Rue La Harpe zugetragen. Aus dem ſechſten Stockwerke eines Hauſes auf dieſer alten, engen, ſchmutzigen Straße, die im Quartier latin liegt, tönte an jenem Morgen ein ſolch' wildes Schreien, ein ſolches Toben und Schelten, daß die Vorübergehenden ſtehen blieben und Gruppen bildeten. Es dauerte nicht lange, ſo öffnete ein Mädchen das Fenſter und herunter flogen Tiſche, Stühle, Flaſchen, Gläſer, Kaffeetaſſen und andere Hausgeräthe, ſo daß die Gruppen von dieſem Ungewitter faſt erſchlagen worden wären. Vergebens rief man ihr zu, mit dem Segen einzuhalten. Als alles Zurufen und Ermahnen nichts helfen wollte, drang man in ihr Zimmer und hier vernahm man von dem Bette ein dumpfes Stöhnen. Nur mit Gewalt konnte man ſich dem Bette nähern, ſo ſehr wehrte das Mädchen die Eindringlinge von demſelben ab. Als es gelungen war, die Wüthende bei Seite zu ſchieben, ſah man, daß das dumpfe Stöhnen von einem Menſchen herrührte, der ſich im Bette wälzte und im ſtrengſten Sinne des Wortes in das Betttuch eingenäht war. Man trennte den leinenen Kerker auf und der Halberſtickte, ein Student, athmete ſchweißtriefend wieder auf. Die

Griſette, die Alles für ihn geopfert, die durch den Fleiß ihrer Hände das Möbel angeſchafft und mit ſeltener Treue an ihm gehangen, hatte ſein intimes Verhältniß zu einem andern Mädchen entdeckt und ihn, während er ſchlief, aus Rache in das Betttuch eingenäht, in welchem er vielleicht den Athem für immer verloren hätte, wenn die Eiferſüchtige durch ihre Raſerei nicht die Aufmerkſamkeit der Menge herbeigeführt hätte. —

Es gibt gewiſſe Rangſtufen im Griſettenſtande. Ihr höherer oder niederer Rang beſteht aber nur in ihrer geringern oder größern Entfernung von der Tugend. Es gibt Griſetten, die der Tugend bloß den Rücken gekehrt, ihr aber noch ſehr nahe ſtehen; es gibt aber auch Griſetten, die mit dem Laſter ſchon ſo befreundet ſind, daß ſie ſich kaum erinnern, je die Tugend gekannt zu haben. Jene ſtehen nur eine Stufe tiefer als das ſittliche Weib, dieſe kaum eine Stufe höher als das unſittlichſte. Zwiſchen beiden Extremen befindet ſich der eigentliche tiers état, die große Mehrheit, der Kern des Griſettenthums, von dem hier die Rede iſt.

Die Griſette hat viel Eigenthümlichkeiten. Unter dieſe gehört beſonders die außerordentliche Sorgfalt, die ſie auf ihre Chauſſure verwendet. Ihr

Fuß beſchäftigt ſie mehr als ihr Kopf und ſie kokettirt mehr mit jenem als mit dieſem. Die Griſette geht nicht, ſie hüpft nur; und wenn ſie über die Trottoirs der Boulevards eilt, geſchieht dieß mit ſolch' anmuthig-leichten Schritten, daß man glaubt, ſie ſchriebe mit ihren Füßchen ein flüchtiges Billet doux auf den Asphalt. Die Griſette beſitzt die große Kunſtfertigkeit, während des ſchmutzigſten Wetters halb Paris zu durcheilen, ohne daß der Schnee ihrer blendendweißen Strümpfe auch nur durch das allergeringſte Fleckchen verunziert wird. Die Griſette hält auf die Unſchuld ihrer Strümpfe viel mehr, als auf die Unſchuld ihres Herzens, und nichts reizt ihren Unwillen ſo ſehr, als wenn ein ungeſchickter Fuß den ihrigen verunreinigt. Daß ſie nie verſäumt, die Schönheit ihres Fußes zu zeigen, kann man ſich leicht denken. Sie iſt in dieſer Beziehung durchaus nicht geizig, nicht einmal ſparſam. Sie zeigt nicht bloß den ſchönen Fuß, ſondern auch wo das Halbſtiefelchen anfängt und ſo viel von dem Strumpf, als nöthig iſt, um einem ſchwachen Auge wohlthätige Schmerzen zu verurſachen. —

Die Pariſer Griſetten-Füßchen erregen beſonders die Bewunderung der Ausländer, und ſchon

mancher Gelehrte, der nach Paris gekommen, um auf der großen Bibliothek seltene Manuscripte zu studiren, hat sein Studium diesen Füßchen zugewendet. —

Tanzen ist das erste und letzte Vergnügen der Grisette. Für sie ist eigentlich das ganze Leben nur ein Tanz, eine wilde Polka, ein frivoler Cancan, und ihr Dasein hätte keinen Reiz für sie, wenn sie nicht die Hälfte desselben wegtanzen könnte. Im Tanze zeigt die Grisette ihr Talent, ihre Grazie, ihren Geist. Die beste Tänzerin sein, heißt für sie, die Beste von den Besten sein. In einer Polka Beifall erregen, in einem Galop sich hervorthun, ist ihr Stolz, ist die Befriedigung ihres größten Ehrgeizes. Für die Grisette hat die Zeit nur Minuten, höchstens Stunden; über eine Stunde hinaus rechnet sie nicht und es ist ihr gleichgültig, was der nächste Morgen geben oder nehmen mag. Sie hält den Leichtsinn für den Sinn des Lebens und den Ernst für den größten Unsinn; deßhalb tanzt sie so gern. —

Ich weiß nicht, was die Encyklopädie von Ersch und Gruber über die Bildung der Grisetten sagt; so viel ist gewiß, daß die meisten Gelehrten, die über die Grisetten geschrieben, immer behauptet

haben, daß sie, die Grisetten nämlich, die Orthographie auf's grausamste verstümmelten. Diese Behauptung ist aber eben so unwahr, wie viele andere Behauptungen, welche die Gelehrten aufstellen. Es mag wahr sein, daß unter den vielen Tausend Grisetten zuweilen ein Blaustrumpf auftaucht und mit grausamer Feder in drei Zeilen einem Dutzend Worte die Glieder verrenkt; es mag wahr sein, daß solch' ein blaues Ungeheuer einen étudiant, der ihr nichts zu Leide gethan, in zwei Hälften spaltet und aus ihm einen étud diang macht, oder daß sie ein **rendez-vous** in ein **rang do vous** verdrittheilt: aber das sind seltene Ausnahmen, über die jeder nur halbwegs humane Gelehrte stillschweigend hinweggehen sollte, da er der Wissenschaft gar keinen Dienst damit erweist.

In der Regel schreiben die Grisetten schon deßhalb nicht unorthographisch, weil sie, wie bereits erwähnt, gar nicht schreiben können und darin liegt auch vielleicht der Grund, daß noch keine Grisette gegen die oberflächliche Behauptung jener Gelehrten geschrieben hat. Ich sage: vielleicht; denn es ist noch eine große Frage, ob es unter den vielen Tausend Grisetten eine einzige gibt, welche, wenn sie auch schreiben könnte, die Ortho-

graphie für so wichtig hielte, um unwillig zu werden, wenn man ihr vorwürfe, die Gesetze derselben übertreten zu haben, ihr, die so manches Gesetz übertritt! Wie viele Tugenden kann überhaupt ein Weib besitzen, wenn ihm auch die orthographische abgeht! Die römischen Historiker erzählen einstimmig, daß die Mutter der Gracchen nicht orthographisch schreiben konnte und Plutarch versichert, daß Xantippe sich niemals eines Schreibfehlers habe schuldig gemacht; und gewiß wird jeder Mann eher mit einer unorthographischen Cornelia, als mit einer orthographischen Xantippe leben wollen.

Dieß zur Vertheidigung der Grisetten und zur Beschämung der Gelehrten.

Hat nun die Grisette einen natürlichen Widerwillen gegen Feder und Tintenfaß, so kann man doch nicht sagen, daß sie in gleichem Grade der Lektüre abgeneigt ist; ja, man muß ihr sogar nachrühmen, daß sie in dieser Beziehung nicht so planlos und zerfahren ist, wie so manche verbildete und überbildete Menschen, welche ganze Bibliotheken verschlucken und dem Geiste keine Zeit zur Verdauung lassen. Die Grisette liest fast nur einen einzigen Schriftsteller; aber diesen Schriftsteller weiß sie fast auswendig, fast eben so auswendig,

wie unſere deutſchen Gymnaſiaſten, bei denen er ſehr oft den Horaz und Homer verdrängt. Dieſer Schriftſteller heißt Paul de Cock.

Paul de Cock kennt die Naturgeſchichte des Griſettenthums wie kein Anderer. Er kennt alle großen und kleinen Launen, alle Freuden und Leiden, alle Tugenden und Untugenden der Griſetten und kein Schritt iſt ihm unbekannt, den ſie auf ihrem verworrenen Lebensgange machen. Seine unſterblichen Werke ſind eine Bildergallerie, in der jede Griſette ihr ſprechend ähnliches Konterfei findet. Deßhalb liebt ihn die Griſette und verehrt ihn als den größten Dichter Frankreich's, obgleich er nicht Mitglied der Akademie iſt.

Paul de Cock iſt der Frauenlob der Griſetten, und wenn er einſt ſtirbt, werden ſie ihn vielleicht auf ihren Schultern zu Grabe tragen, wie es vor mehr als einem halben Jahrtauſend die Mainzer Jungfrauen mit dem deutſchen Meiſterſänger gethan. In dieſem Falle wird aber ſein Leichenzug viel größer ſein, als der des deutſchen Meiſterſängers, da Paris mehr Griſetten, als Mainz Jungfrauen beſitzt. —

Mehrere deutſche Schriftſteller haben dem wohlbegründeten Ruf der deutſchen Gründlichkeit einen

harten Stoß gegeben, indem ſie die Pariſer Griſetten mit deutſchen Nähmädchen verglichen. Welch' ein Vergleich! Die deutſchen Nähmädchen ſind ſentimentale, tugendhafte, blonde, gebildete Weſen, die eine Vorliebe für moraliſche Räubergeſchichten haben und für edle, aber unglückliche Banditen ſchwärmen, für jene edle Banditen, die im Kampfe mit dem ungerechten Schickſale ſtehen und gebrochenen Herzens die Koffer von den Wagen ſchneiden. Die deutſchen Nähmädchen ſind Encyklopädiſtinnen. Sie leſen Spieß, Leibrock, Clauren; aber ſie leſen auch Zſchokke, Hoffmann und Spindler, und die Romane von Walter Scott und die Romane von Eugène Sue und die Romane von Alexander Dumas. Sie befaſſen ſich mit der Weltliteratur; ſie ſind Univerſalleſerinnen. Sie deklamiren Bürger's Leonore und wiſſen die ſchönſten Stellen der Jungfrau von Orleans auswendig. Außerdem ſind ſie höchſt ſittſame Geſchöpfe, die ein unſchuldiges Verhältniß mit dem Mond haben, oft erröthen, zuweilen ſogar Verſe machen und niemals witzig ſind. Von allen dieſen Tugenden beſitzt die Griſette nichts, nicht einmal den Mangel an Witz. Die Griſette iſt witzig und ſie gibt dem Witze die Freiheit, ſich ſo viel Freiheit zu nehmen als er will.

Auf die unpaſſendſte Frage weiß ſie die paſſendſte Antwort zu geben, und ſie beſitzt mehr Talent, in Verlegenheit zu bringen als zu gerathen.

Man darf die Griſette nicht mit der Lorette verwechſeln. Die Griſette ſchenkt ihr Herz an den Wenigſtfordernden; die Lorette verkauft es an den Meiſtbietenden. Die Griſette will einen Arm, in den ſie ſich vertrauungsvoll hängen mag; die Lorette will eine Equipage, um in deren Polſtern durch die Straßen von Paris zu fliegen. Die Griſette iſt eine Freundin der Armuth und der Armen und ſie opfert Alles, wo ſie Aufopferung ſieht; die Lorette aber läßt jeden reichen Mann auf ihre Gunſt abonniren und der reichſte Abonnent iſt ihr der liebſte. Es gibt viele Loretten, die ſehr viel Abonnenten haben; es gibt aber keine einzige unter ihnen, die nicht noch mehr haben möchte.

Die Griſette wohnt ſelbſt in den allerärmſten Stadttheilen, wo die Tugend und die Noth oft in einem Dachſtübchen verborgene Thränen weinen; die meiſten Loretten aber wohnen in dem reichſten Quartier von Paris, in der Rue Laffitte, in der Rue de la Chauſſée d'Antin und in den benachbarten Straßen, deren Mittelpunkt die kokette Kirche Notre Dame de Lorette bildet. Die Griſette liebt

ein aufrichtiges Herz; die Lorette aber liebt die Haute finance, die jüdischen Christen und die christlichen Juden, die Alles, nur nicht das Gold für eine Chimäre halten und an denen nichts Respekt verdient, als ihre Wechsel.

Die Grisette steht also moralisch viel höher, als die Lorette und gerade um so viel höher, als die Lorette durch äußern Glanz über ihr steht. Es geschieht zuweilen, daß die Grisette Lorette wird, was so viel heißt: als mehrere Stufen hinaufsinken. Die Grisette muß viele Tugenden ausziehen bis ihr die seidenen Kleider passen, durch die ein Frankfurter Jude, dessen Stimme auf der Pariser Börse einen guten Klang hat, ihre Gunst zu erwerben oder sich zu erhalten glaubt.

Wie das Geld ein Kosmopolit ist, so ist die Lorette, die nichts so sehr liebt als das Geld, eine Kosmopolitin. Die Lorette hat kein spezifisches Nationalgefühl. Im Gegentheil, sie sucht jene Nationen am meisten auf, die der französischen am widerwärtigsten, nämlich die Engländer und die Russen. Die Grisette aber ist eine beschränkte Französin, die auf dem patriotischen Standpunkte steht. Ein armer, junger, schöner Franzose ist ihr lieber, als ein reicher, alter, häßlicher Nichtfranzose.

Was die politische Gesinnung betrifft, so ist die Grisette durchaus demokratisch, während die Lorette durchaus aristokratisch ist. Manche Grisette hat schon an der Seite ihres Geliebten auf den Barrikaden gekämpft; die Lorette kämpft aber nicht auf den Barrikaden, weil keiner ihrer Geliebten dort zu finden ist.

Die Grisette hat keine große Vergangenheit, wenn sie Grisette wird; von der Unschuld zum Grisettenthum ist nur ein Schritt, ein Fehltritt. Zwischen der Unschuld und dem Lorettenthum aber gähnen Klüfte und Abgründe. Die Lorette hat bei ihrem Eintritt in's Lorettenthum oft ganze historische Epochen hinter sich.

Die Lorette steht gewöhnlich schon im Sommer ihrer Jahre; sie muß daher die Zeit benutzen, ehe der Spätsommer ihr mit unartig deutlichen Zügen den Geburtsschein in's Gesicht schreibt. Ihr einziger Vorzug ist die Jugend; wenn sie sich während derselben die Zukunft nicht sichert, so haben alle ihre früheren Siege nur dazu gedient, ihr, die nicht zu arbeiten gewohnt ist, das Elend noch fühlbarer zu machen, das in späteren Jahren ihrer wartet. Es gibt aber nur Wenige unter ihnen, die sich mit der Zukunft beschäftigen; es gibt nur Wenige unter

ihnen, denen es gelingt, von einem ihrer reichen Anbeter ſich eine Rente verſchreiben zu laſſen, oder ihn gar zu einem legalen Bündniß zu bewegen. Die Meiſten müſſen dann zu einem Gewerbe greifen, das keine Annehmlichkeit des frühern beſitzt. Sie fahren dann nicht mehr in Karoſſen und wohnen in keinem **chambre garnie** auf der Rue St. Georges oder der Rue Mogador, und ſie tragen keine ſeidenen Kleider und keine indiſchen Shawls. Ein buntes Tuch um den Kopf gewickelt, einen Korb Orangen vor der Bruſt ſtehen ſie dann vor den Schauſpielhäuſern, oder gehen durch die Straßen und ſchreien Kunden für ihre Früchte herbei. Manches Weib bietet jetzt Schollen und Makarelen feil, das vor einem Jahrzehend den Pariſer Löwen die goldenen Mähnen abgeſchnitten und durch ihre ſchmachtenden Blicke unzählige Ehefrauen zur Verzweiflung gebracht hat, und ſie hat von allen ihren Siegen nichts, gar nichts gerettet, als faule Fiſche und das alternde Haupt.

In Paris hat die Liebe eine außerordentliche Scheu vor dem Altar, vor dem prieſterlichen Segen. Amor arbeitet hier nicht gern dem Gott Hymen in die Hand, ſondern ſpielt ihm einen tollen Streich nach dem andern. Er iſt nicht nur ein Freund

der wilden Ehen, ſondern er verwildert auch die Ehen, wo er kann; und wahrlich! er kann viel. Man gibt hier der Liebe ſo viel Kredit, daß man ſich arm geborgt, wenn man in die Ehe tritt. Die Pariſer Männer heirathen oft dann erſt, wenn ihr Herz ſchon bankrott gemacht, oder eben im Begriff iſt, die Zahlung einzuſtellen. Mancher junge Ehemann hat einen zehnbändigen Lebensroman hinter ſich, in welchem Schauſpielerinnen, Tänzerinnen, Loretten, **femmes entretenues** und reizende Halb- und Viertelstugenden verwickelte Rollen geſpielt; ſobald das junge Weib dieß merkt, fängt ſie, wenn ſie die Rache für ein ſüßes Gefühl hält, ebenfalls einen Roman an, der oft noch bändereicher und verwickelter wird, als der ihres Gatten.

IX.

Der Präſident der Republik.

Es lebt kein bedauernswürdigerer Menſch in ganz Frankreich, als dieſer Ludwig Napoleon. In der bewegteſten Zeit an die Spitze des lebhafteſten Volkes berufen, hat er kein anderes Talent für dieſen ſchwerſten Poſten mitgebracht, als den Klang eines großen Namens, den er durch zwei welthiſtoriſche Thorheiten: „Straßburg“ und „Boulogne“ lächerlich gemacht. Er iſt grenzenlos eitel dieſer Neffe ſeines Onkels, ſo eitel, daß er noch immer zu regieren glaubt, während er doch von den Parteien willkürlich regiert wird.

Er weiß noch immer nicht, daß gerade ſeine flache Unbedeutendheit es war, die ihm die Präſidentenwürde verſchafft. Die Parteien wollten ihn nur als Nothbrücke gebrauchen, als einen Klotz,

den man über die brausende revolutionäre Strömung warf; und während die Partei, welche vor den äußersten Consequenzen der Revolution nicht zurückschreckte, über dieser Nothbrücke auf den Weg zur wahren Republik zu gelangen glaubte, meinte die andere, die von der Februar-Katastrophe überrascht und erschreckt wurde, mit Hülfe dieser Nothbrücke gefahrlos auf den alten monarchischen breitgetretenen Weg zurückgehen zu können. Hätte dieser Ludwig Napoleon nur einiges Bewußtsein von der Kraft und der Zukunft der verschiedenen Parteien gehabt, er würde sich der gemäßigt republikanischen Partei angeschlossen haben und mit derselben gegangen sein. Statt dessen aber verleiteten ihn seine Napoleon'schen Herrschgelüste, der reaktionären Partei so oft Conzessionen zu machen, bis sie ihn ganz in ihrer Gewalt hatte und mit ihm gegen die Republikaner manövriren konnte. So steht er nun zwischen falschen Freunden und erklärten Feinden und kann keinen Schritt thun, ohne einen Fehltritt zu begehen. Er hat keine Partei mehr; denn selbst die Bonapartisten haben ihn unwillig verlassen, da er sie kompromittirt, da er sie durch seine Albernheiten lächerlich gemacht.

Ja, dieser Ludwig Napoleon ist grenzenlos

unbedeutend; aber er hat etwas von ſeinem großen Oheim geerbt; es iſt der tyranniſche Tik, die Begierde, das Volk **en canaille** zu behandeln. Ludwig Napoleon hat, man mag ſagen was man wolle, ſeine Brumaire-Gelüſte; aber um ſolche Gelüſte befriedigen zu können, muß man andere Lorbeeren mitbringen, als diejenigen, die man in Straßburg und Boulogne gepflückt. Seit dem Antritt ſeiner Präſidentenwürde zeigt er unverholen, daß ihm die Gemächer in dem Elyſée zu enge ſind; er möchte gern in die Tuilerien einziehen; aber es iſt wahrſcheinlich, daß er ſeine jetzige Wohnung nicht verlaſſen wird, ohne Frankreich zu verlaſſen.

Ludwig Napoleon hat etwas mit großen Männern gemein, die Finanznoth nämlich. Dieſe Noth wird denn auch von den Fürſten der Börſe trefflich ausgebeutet. Gewohnt, als Dandy zu leben und Frauengunſt mit ſchwerem Golde aufzuwiegen, muß der Neffe Napoleon's den Fürſten im **Palais de la Bourse** ſchön thun, damit ſie ſeine Wechſel reſpektiren, vor denen man in Paris eben nicht ſonderlich viel Reſpekt hat. Herr Achilleus Fould weiß am beſten, wo den Präſidenten der franzöſiſchen Republik der Schuh drückt. Herr Fould hat den Präſidenten Ludwig Napoleon ſchon oft von den

drückenden Schuhen befreit; dafür muß aber auch der Präsident nach der Pfeife des Herrn Fould tanzen und es sind wahrlich keine angenehmen Straußischen Walzer, die ihm Herr Achilleus vorpfeift.

Ludwig Napoleon lebt im Elysée wie ein Sardanapal, und es fallen in diesem Palais oft Romane vor, die, wenn sie gedruckt wären, keinen anständigen Leser fänden.

In diesen Romanen, die ich in mehreren gutunterrichteten Kreisen gehört, spielt Miß Howard eine sehr bedeutende Rolle.

Miß Howard machte vor der Februarrevolution allabendlich in den Straßen London's lange Promenaden, um Männer zu finden, die für einige Schillinge Reue kaufen wollten. Ich weiß nicht, ob ihr Geschäft bei der großen Konkurrenz sich sehr gut rentirte; gewiß ist, daß es ihr dabei an Fleiß und Ausdauer nicht gefehlt hat. Ein Master B***, der sich mit der Rechtschaffenheit wegen ihres unbefugten Einmischens in Geldangelegenheiten längst überworfen hatte, machte die Bekanntschaft der Miß wie einst Sokrates die Bekanntschaft des Alzibiades gemacht, auf der Straße nämlich, und in der Absicht, ihr Unterricht in der Philosophie zu ertheilen. Er sah gleich, daß aus ihr viel mehr zu machen

ſei, als ſie ſelbſt aus ſich zu machen verſtanden. Er ſchaffte ihr eine fürſtliche Toilette an, ſetzte ſie in eine herrliche Equipage und ließ ſie durch Hyde Park fahren. Die Londoner Löwen geriethen in Bewunderung und nach kurzer Zeit hatte ſie eine Schaar reicher Anbeter. Mehr wollte Maſter B*** nicht. Er hielt ſeinen Plan jetzt für reif genug, um ihn zur Ausführung zu bringen. Maſter B*** errichtete ein Spielhaus und ließ in demſelben von Miß Howard die Honneurs machen. Unter den Spielern, die Maſter B***'s prachtvoll eingerichtete Hölle beſuchten, befand ſich auch Ludwig Napoleon. Der Neffe des Siegers von Auſterlitz lernte Miß Howard kennen und entzündete ſein Herz an ihren kunſtgeübten Blicken. Miß Howard, die mit der Diana nichts gemein hatte, als die Liebe Jagd zu machen, ließ Ludwig Napoleon's Herz nicht unbefriedigt brennen. Sie ſuchte den Heros von Boulogne immer tiefer in ihr Netz zu bringen, und er wußte nichts Beſſeres zu thun, als in dieſem Netze zu zappeln. Da kommt die Nachricht von der Flucht Ludwig Philipp's, von der Proklamirung der Republik Frankreich. Ludwig Napoleon verläßt London und wird nach einigen Monaten Präſident der franzöſiſchen Republik.

Als Präſident der franzöſiſchen Republik iſt es eine ſeiner erſten Angelegenheiten, Miß Howard nach Paris einzuladen. Die Miß kommt; aber ſie kommt nicht allein. Ihr würdiger Freund B*** iſt bei ihr. Das iſt dem Präſidenten der franzöſiſchen Republik, der den Maſter B*** als eine Spottgeburt von Dreck ohne Feuer kennt, ſehr unangenehm. Indeſſen läßt er ſich's gefallen. Aber Maſter B*** wird immer anſpruchsvoller, immer zudringlicher und zeigt ſich durchaus nicht geneigt, des Präſidenten freundlichen Einladungen, Paris zu verlaſſen, ein geneigtes Ohr zu ſchenken. Da kommt Ludwig Napoleon auf den Einfall, den läſtigen Engländer, als einen der franzöſiſchen Republik höchſt gefährlichen Menſchen, aus Frankreich verweiſen zu laſſen. Maſter B*** wird als ein der franzöſiſchen Republik höchſt gefährlicher Menſch von Herrn Carlier ausgewieſen und Ludwig Napoleon athmet freier an dem Buſen der Miß. Die Miß aber, die von den welthiſtoriſchen Rollen gehört, die ihre Geſchäftsgenoſſinnen einſt in Frankreich geſpielt, will nun ebenfalls an der Politik Theil nehmen. Die Siege der Pompadour und der Dubarry laſſen ſie nicht ſchlafen. Wirklich fängt ſie auch an, ſich in Staatsangelegenheiten ſo ſehr

zu miſchen, daß der Kriegsminiſter ſich veranlaßt ſieht, dem Präſidenten ernſtliche Vorſtellungen zu machen und ihm rundweg zu ſagen: **„C—z avec qui vous voudrez, mais que vos maitresses ne se mêlent de la politique.“** Das iſt eine große Verlegenheit. Dazu kommt noch, daß der ſehr ehrenwerthe Maſter B*** in einem lakoniſch ſtyliſirten Briefe von dem Präſidenten die Miß Howard oder die Summe von 75,000 Franken begehrt, wenn er das Geld oder die Miß nicht umgehend erhalte, würde er die von Ludwig Napoleon in England vollbrachten Großthaten der Oeffentlichkeit übergeben. Der Präſident erkauft das Stillſchweigen B***'s für 75,000 Franken.

Als dieſer bittere Kelch vorüber iſt, kredenzt ihm Miß Howard einen andern. Die Miß begehrt nämlich von dem Vaſallen ihres Herzens, ihr den Zutritt in ſeine Soirées zu geſtatten. Als er das abſchlägt, umgürtet ſich die Miß mit dem ganzen Stolze ihres England's und reiſt plötzlich nach Deutſchland. Fort iſt ſie. Aber dem Präſidenten, der ihre Feſſeln zu tragen gewohnt iſt, wird die Freiheit unerträglich; er beauftragt daher ſeinen Bureau-Chef und vertrauten Freund Mocquard, ihr nachzureiſen und ſie um jeden Preis wieder zurück

zu bringen. Mocquard reist plötzlich von Paris ab und, wie es in einigen Zeitungen und in manchen hohen Kreisen heißt, in einer geheimen und sehr wichtigen Mission. Mocquard kommt nach Deutschland und findet die Miß bei Master B***. Nun werden Unterhandlungen eröffnet und nach vielen Bitten und Versprechungen gürtet sich die Miß den Stolz ihres England's wieder ab und kommt nach Paris zurück, wo sie ein Hotel in der Nachbarschaft des Elysée bewohnt.

Ludwig Napoleon hat zu seinem Unglück auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit seinem Oheim. In seinem Gesicht ist nichts bedeutend als das Unbedeutende. Er gleicht einem österreichischen Korporal und wenn man ihn sieht, denkt man mehr an seine Thorheiten, als an die Heldenthaten seines Onkels. Als ich ihn zum ersten Male in den Champs elysées sah, rief ein Franzose, der ihn ebenfalls früher nicht gesehen: „Mon dieu, mon dieu, a-t-il l'air bête, ce pauvre président!“ worauf ein Anderer bemerkte: „Que voulez-vous? Il n'est pas hypocrite!“

X.

Der größte Blagueur in Paris.

Blagueur! — Man wird dieſes Wort vergebens in einem franzöſiſchen Wörterbuche ſuchen; denn es gehört nicht zur weißen Wäſche der franzöſiſchen Sprache und die Akademie, die ſehr auf holländiſche Reinlichkeit hält, hat es daher nicht aufgenommen. Dennoch iſt es ein Wort, das jeder Franzoſe faſt jede Minute im Munde führt. **C'est un blagueur! C'est une blague! il blague!** kann man in Paris jeden Augenblick hören. Jeder Franzoſe iſt ein Blagueur; aber nur der Franzoſe iſt es. Daher läßt ſich das Wort nicht erſchöpfend im Deutſchen wieder geben, weil jedes Volk eher Blagueur beſitzt, als das deutſche.

Blaguer heißt eigentlich blauen Dunſt machen. Nun, das könnten wir Deutſche zur Noth auch.

Aber das Wort drückt zugleich die Art aus, wie man dieſen Dunſt bereitet und in dieſer Bereitungsart ſind die Franzoſen Meiſter. Die Berliner ſind gewiſſermaßen auch Blagueur; aber der Berliner Blagueur verhält ſich zum franzöſiſchen Blagueur wie ſich der Berliner überhaupt zum Franzoſen verhält. In dem blauen Dunſt, den der Franzoſe macht, ſchwebt die Grazie; aus dem blauen Dunſt der Berliner aber widert uns die Eckenſtehergemeinheit an.

Als ich mich bei meiner Ankunft in Paris einem der Friſeur auf dem Boulevard des Italiens zur Verſchönerung übergab, fuhr der Haarkünſtler, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, in dem meinigen herum. Er ſchien ſo ſehr beſtürzt, daß ich ihn erſchrocken fragte, ob er irgend ein haarſträubend Unglück in meiner Friſur entdeckt habe. Er ſagte mir hierauf, daß mein Kopf auf eine ſchreckliche Weiſe vernachläſſigt ſei, und als ich ihm verſicherte, daß erſt vor einigen Tagen einer ſeiner Kollegen ſeine Kunſt daran probirt, antwortete er: **N'importe! celui qui vous a arrangé les cheveux n'est pas philocome.** Er ſagte darauf, daß er nicht nur philocome, ſondern **le plus philocome** ſei. Alles, was er nun mit meinem geplagten Kopfe anfing,

geſchah zu Nutz und Frommen der Philocomie. Er goß mir **eaux philocome** auf's Haar und nannte mir einen berühmten Chemiker, dem es nach ſehr langen nächtlichen Studien und dem tiefſten Nachdenken gelungen, dieſes haarliebende Waſſer zu erfinden, das zwar ſehr theuer ſei, aber wegen ſeiner unzählbaren Tugenden nicht theuer genug bezahlt werden könne. Der Mann entwickelte eine ſolche Beredſamkeit und brauchte dabei ſolche originelle, rhetoriſche Figuren, daß ich eben ſo wenig müde wurde ihn zu hören als er zu ſprechen. Er ließ ſich aber ſeine Philocomie und ſeine rhetoriſchen Blumen theuer bezahlen. Als ich einem Franzoſen von dieſem Friſeur erzählte, ſagte er: **C'est un blagueur!**

Man kann in Paris keinen Schritt gehen, ohne auf eine Blague zu ſtoßen. In einer Kneipe, wo man für achtzehn Sous dinirt, hört man von einer Dame de Bureau ſprechen. Dieſe Dame iſt aber nichts mehr und nichts weniger, als die Köchin, und das Bureau ein, auf einem Küchentiſche liegendes Brett mit einem Bogen Papier, auf welchem ſie die eingehenden Sousſtücke zuſammen addirt. Für die kleinſten und gemeinſten Dinge erfinden ſie die größten und wohlklingendſten Namen. Ku-

geln, die aus Sägeſpänen und Kolophonium beſtehen, um das Anzünden des Holzes zu erleichtern, nennen ſie **boulets pyrophiles** und Bäder, in denen nichts anderes iſt, als unſchuldiges Waſſer, heißen ſie: **Bains hydropathiques.**

Unſere deutſchen Philoſophen beuten für ihre abſtrakteſten Abſtraktionen nicht ſo ſehr die antiken Sprachen aus, als die Franzoſen für die alleroordinärſten Gegenſtände.

Der Franzoſe nennt die Dinge nicht gern bei'm rechten, d. h. bei'm einfachen Namen; er liebt vierſpännige Worte, parademachende Redensarten. Ich ſah jüngſt einen Rattenfänger die Boulevards durchwandeln. Auf dem Rücken trug er einen Kaſten, aus welchem ein hoher Galgen emporragte. An dieſem Galgen baumelte ein halbes Dutzend ungeheurer Ratten. In dem Kaſten lag das Gift, deſſen Schärfe ihnen den Lebensfaden abgeſchnitten; auf dem Kaſten aber ſtand eine große Kriegserklärung gegen die Beſtien. **Pas de prison! Guerre implacable aux rats!** begann dieſe Kriegserklärung; ſie fuhr in rhetoriſch geblümtem Style gegen dieſe widerwärtigen Nagetiere fort und ſchilderte in pompöſen Redensarten ſo ſehr die tödtlichen Eigenſchaften dieſes Giftes, daß man bei

der Lektüre eine Gänsehaut bekam. **Quelle blague!** riefen die Franzosen, als sie diesen Rattenfänger mit den sechs vierfüßigen Opfern seiner menschenfreundlichen Mordlust erblickten: aber sie gingen hinter ihm her und lasen die Kriegserklärung zu Ende.

In einer so ungeheuern Stadt wie Paris ist es eine große Kunst, sich bemerkbar zu machen, und diese Kunst erfordert eine gewisse Charlatanerie. Müssen aber selbst Gelehrte und Künstler hier mehr oder minder vom Charlatan borgen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, so muß auch jeder Charlatan gewissermaßen Künstler sein. Er muß in seinem Fache eine gewisse Meisterschaft besitzen und sie mit so vieler Virtuosität als möglich ausposaunen können; er muß die Menge anzulocken, er muß sie angenehm zu fesseln wissen. Mit einem Wort: er muß ein Blagueur sein.

Es war an einem Sonntag, als ich zum ersten Male die Champs elysées besuchte. Das schöne Wetter hatte eine solche unübersehbare Menschenmenge herbeigelockt, daß man sich fast jeden Schritt erobern mußte. Ich wollte den Arc de Triomphe de l'Etoile sehen, jenen herrlichen Siegesbogen, in welchem die Kunst den welterobernden Kaiser ver-

ewigt hat. Als ich nun an die Avenue des Champs elysées gelangte, fand ich einen undurchdringlichen Menschenknäul, der neugierig nach einem Punkte gaffte. Ich strengte meine Ellenbogen an und sah bald, daß der Gegenstand dieser Neugierde ein junger Mensch war, der, einen hellen Burnuß mit goldener Stickerei um die Schultern und einen Fez auf dem Kopfe, in einem Wagen stand und den Honig seiner Suade in die horchenden Ohren des Publikums fließen ließ. Er sagte, daß er eine neue Art Bleifedern erfunden, die an Vorzüglichkeit alle Bleifedern überträfen, die je der menschliche Erfindungsgeist in's Dasein gerufen. Er nahm eine solche Bleifeder in die Hand und sagte: Womit schneiden Sie gewöhnlich die Bleifedern, meine Herren? — „Natürlich, mit einem Federmesser", werden Sie mir antworten. Meine Bleifedern braucht man aber mit keinem Federmesser zu schneiden; jedes beliebige Messer genügt vollkommen, wie Sie sich gleich überzeugen werden. Er holte nun ein ungeheueres, säbelartiges Messer herbei, hieb wild in eine Bleifeder und als er sie nach einer Sekunde mit einer außerordentlichen Fertigkeit zugespitzt, sagte er: Sie sehen, meine Herren, daß man mit diesen Bleifedern durchaus

nicht delikat umzugehen braucht. Sie zweifeln noch? — Gut! Ich will Sie bald eines Beſſern belehren. Sehen Sie dieſes Brett, das ich jetzt ergreife? Dieſes Brett iſt von Eichenholz, ein feſtes, hartes, ſehr dichtes Holz, wie Sie ſehr wohl wiſſen. Nun in dieſes Brett werde ich mit einem Hammer die Spitze dieſes Bleiſtiftes treiben, ohne daß ſie bricht. Die Menge gafft; der Bleiſtifthändler nimmt den Hammer und ſchlägt den Bleiſtift in das Brett hinein. Aber er thut noch mehr. Er ſchlägt mit der Spitze der Bleifeder ein Stück nach dem andern von dem eichenen Brette, ohne daß nur das geringſte Stückchen von der Bleifeder abſpringt, mit der er nun auf einen großen Bogen verſchiedene Figuren und unter anderen den von Palmen umkränzten Hut Napoleon's zeichnet.

Vous voyez, messieurs, führt er dann fort, **que la mine de mes crayons ne se casse jamais et qu'elle marque aussi noir, et j'ose dire plus noir encore que l'encre.** Um nun zu beweiſen, daß jede ſeiner Bleifedern dieſelbe Eigenſchaft beſitzt, greift er rechts und links aus den vor ihm aufgehäuften Bleifedern, ſpitzt eine nach der andern mit dem bereits erwähnten langen Meſſer und ſchlägt große und kleine Stücke von dem Eichenbrette, daß

die Splitter unter die Menge fliegen. Dabei spricht er beständig, macht Witze und pikante Bemerkungen über politische und soziale Zustände der Gegenwart und sucht auf diese Weise das Publikum in horchendem und gaffendem Zustande zu erhalten.

Als er die Vortrefflichkeit seiner Waaren genug dargethan zu haben glaubte, sagte er: Ich bin eigentlich gar nicht da, um diese Bleifedern zu verkaufen, sondern um meine Firma bekannt zu machen. Wie fange ich dieß aber an? Nun sinnt er eine Weile mit verschränkten Armen nach und schlägt sich dann mit den Worten: **Il me vient une idée!** vor die Stirne. Diese Idee besteht darin, daß er Jedem, der ein viertel Dutzend seiner Bleifedern kauft, eine versilberte, dem, der ein halbes Dutzend kauft, eine vergoldete Medaille als Prämie gibt. Diese Medaille zeigt auf einer Seite das Portrait des Verkäufers, auf der andern die Firma desselben. Nun greift die Menge zu und ich habe gesehen, daß er während fünf Minuten mehr als zwanzig Franken gelöst.

Als ich einige Wochen später die Champs elysées wieder besuchte, sah ich denselben Bleifedernhändler wieder. Ich drängte mich herbei, um zu hören, ob er sich in seinen Reden wiederholte. Er wieder-

holte sich aber nicht, sondern faßte das Publikum diesmal an einer andern Seite. Ich weiß recht gut, sagte er, was die Welt von mir denkt. Sie denkt: der Mensch, der hier auf dem Wagen steht mit dem hellen Burnuß um die Schultern, mit dem Fez auf dem Kopfe und dem roth gekleideten Orgelburschen hinter sich, ist ein Charlatan. Nun, meine Herren, ich gestehe frei und offen, daß ich ein Charlatan bin. Ja, ich bin ein Charlatan, weil ich in einem solchen Kostüm vor Ihnen stehe. Aber ich frage Sie, meine Herren, würden Sie in so großer Menge vor mir stehen, wenn ich nicht in solchem Anzuge vor Ihnen erschiene? Würde die Vortrefflichkeit meiner Waare allein genügen, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Gewiß nicht! Sehen Sie nun, so ist die Welt. Das wahre, das bescheidene Verdienst wird nicht beachtet, wenn es nicht die Maske von der Charlatanerie borgt. Wer ist nun Schuld daran, daß ich so vor Ihnen stehe, ich oder die Welt? — — Erlauben Sie, meine Herren, daß ich einen Augenblick Ihre freundliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Ich mache nicht bloß in Paris allein Geschäfte, sondern auch in den umliegenden Ortschaften. Wenn ich

nun in einem Dorf anlange, ſo heißt es gewöhnlich: **voilà lo charlatan!** Nun fiel mir in einem dieſer Dörfer ein Mann auf, der mich mit einem gewiſſen Mißtrauen betrachtete, meine Waare herabſetzte und mit beſtändigem Achſelzucken ſagte: **quel charlatan!** Ich erkundigte mich nach dem Manne und hörte, daß er als einer der abgefeimteſten Betrüger bekannt ſei. Wenn er Eier in die Stadt bringe, ſagte man mir, ſo ſeien nur diejenigen gut, die oben liegen, während die unten liegenden alle faul ſeien. Und dieſer Erzſchelm nannte mich mit verächtlichem Achſelzucken einen Charlatan, mich, deſſen Waare die Verleumdung ſelbſt loben muß! Sehen Sie, meine Herren, ſo iſt die Welt. Es iſt hier auf Erden Alles ein toller Mummenſchanz. Der brave Mann muß in der Jacke des Charlatans erſcheinen, um ſein Brod zu verdienen, während der wirkliche Charlatan als ſchichter, ehrlicher Mann gilt, weil er in einem ſoliden, ſpießbürgerlichen Rock herumgeht und ein frommes Geſicht ſchneidet.

Dieſe Blague verfehlte ihren Zweck durchaus nicht. Das Publikum kaufte mehr als je, ſo daß er nach einer viertel Stunde mit ſeiner Waare, die in der That vorzüglich iſt, aufgeräumt hatte.

Der größte Blagueur in Paris iſt aber un-

streitig Herr Aymès, der Besitzer des Bazar provençal auf dem Boulevard de la Madelaine.

Herr Aymès gehört nicht zu den Leuten, von denen geschrieben steht, daß man sie an ihren Früchten erkennen soll; denn wenn Herr Aymès nur halb so gut wäre wie seine Früchte, so würde er ohne Zweifel zu den besten Männern Frankreich's gezählt werden müssen.

Herr Aymès handelt nämlich mit südlichen und morgenländischen Delikatessen. Seine Orangen, seine Pomeranzen, seine Datteln und seine Ananas sind die vorzüglichsten in Paris. Aber Herr Aymès ist ein Jesuit und zwar einer von den Jesuiten, die in der Wolle gefärbt sind. Herr Aymès hat sich mit dem lieben Gott associrt, um sein Geschäft in Gang zu bringen. Es ist Niemand so gut katholisch wie er. Er hat so zu sagen ein alleinseligmachendes Geschäft. Sonntags ist sein Magazin geschlossen; aber damit ist er nicht zufrieden. Die Leute müssen auch wissen, warum sein Magazin Sonntags geschlossen ist. Deßhalb steht auf den geschlossenen Läden desselben mit großen Buchstaben geschrieben, daß er Sonntags deßhalb nicht verkaufe, weil der liebe Gott am siebenten Tage, nach dem er seine herrliche Schöpfung vollendet, ausgeruht

hat. Weil aber der liebe Gott nach der glücklich zu Stande gebrachten Schöpfung ausgeruht, soll auch jeder wahre Christ, der im Herzen Gottesfurcht bewahrt, am heiligen Sonntage ruhen, dem Schöpfer dienen und kein Geschäft treiben. Nachdem er allen Parisern, die bekanntlich Sonntags ihre Magazine nicht schließen, diese indirekte schriftliche Ohrfeige gegeben, macht er noch die Bemerkung, daß er an den heiligen Feiertagen keine Waaren aus dem Hause verschickt und vergißt dabei nicht, seine frommen Gründe durch biblische Citate darzulegen.

Die Schaufenster seines Magazins bieten die interessanteste naturhistorische Lektüre. Ueber jeder seiner exotischen Waaren hängt eine Beschreibung derselben, so daß man vor seinem Magazine den halben Linné studiren kann.

Da nun Herr Aymès als verständiger Mann sehr gut weiß, daß die Pomeranzen und die Ananas nicht für die demokratische Canaille wachsen und daß wahrhafte Republikaner sehr mäßig leben und keine überzuckerten Orangen essen, so ist Herr Aymès nicht nur ein Feind der Republik, sondern ein entschiedener Legitimist. Der Wahlspruch der französischen Republik: **Liberté, Egalité, Fraternité!** dünkt ihm eine niederträchtige Blasphemie auf

die heilige Dreifaltigkeit. Herr Aymès ist Henri-quinquist und schwärmt für Gott und die ältere Linie der Bourbonen, die bekanntlich große Feinschmecker waren. Er läßt keine Annoncen in republikanische oder orleanistische Blätter einrücken; sein Organ ist die **Opinion publique**. Um nun meinen Lesern einen Beweis zu geben, welch' ein Virtuose Herr Aymès in der Kunst der Blague ist, möge hier folgende Anzeige stehen, die er am dreißigsten Dezember vorigen Jahres in die **Opinion publique** einrücken ließ. Ich gebe diese Anzeige absichtlich im Original, weil sie, selbst durch die gelungenste Uebersetzung, die Hälfte ihrer Originalität verlieren und weil mancher Ungläubige an der Aechtheit dieses Dokumentes zweifeln würde, wenn er es nicht im Urtext läse. Die Anzeige lautet:

Les Abonnés sont invités à ne pas se dessaisir du présent numéro de ce journal, et à le mettre en réserve, afin de l'avoir toujours sous la main, pour le consulter au besoin comme un memento hygiénique de la plus haute importance.

Restauration
en denrées, Remède souverain contre les
Révolutions

opérées par les mixtions, contrefaçons, falsifications, poussées à un tel point que l'on entend demander dans les magasins de vins: „Du Madère fabriqué à Cette.“ Espérons que le demi-siècle qui va commencer verra la **Restauration** des denrées réprimer l'**anarchie** qui règne dans l'alimentation publique.

La réunion de la confiserie du Nord et du Midi au siège de notre établissement, 17, Boulevard de la Madelaine, qui se distingue par une élégante marquise couronnant la porte d'entrée de la boutique centrale, où se lit notre nom, est un grand évènement qui va faire époque au premier jour de la nouvelle année du demi-siècle qui va commencer, et devra contribuer à confirmer la similitude, l'indentité qui existent entre **Providence** et **Provence**, n'ayant entre elles d'autre différence qu'une idée (I D).

Là on verra tous les fruits confits du Midi, à côté de la succulente mirabelle de Metz, la pâte d'abricots de Clermont, faisant pendant à celle de coings de Baume-les-Dames, la pâte de Malaga, avec la goyave des iles, l'angélique de Niort avec le bâton de sucre de pommes

de Rouen, le nougat blanc de Marseille à la vanille, parsemé de pistaches avec le calisson et le biscotin d'Aix; le dépôt de chocolat de Bagnères-de-Luchon, celui de l'élixir végétal et de la liqueur de table de la Grande-Chartreuse; enfin celui des grands vins de Bordeaux, savoir: Médoc, premier cru, à 1 fr. la bouteille; St. Julien, 2 fr.; Léoville, 3 fr.; et à 5 fr. au lieu de 6 fr. tous les crus de haut rang; le rouge de la Malgue et le blanc sec de Cassis à 1 fr. 50 c.

Tous les journaux ayant annoncé le dépôt qui nous a été confié de la praline à la vanille de Bourges, nous n'avons plus à en parler. Nous craignons seulement que son arrivée ne suscite une nouvelle Revolution parmi les bonbons. En effet, quoiqu'elle soit étrangère, cette praline élève la prétention de se faire proclamer reine des étrennes à perpétuité. Mais l'orange confite entière avec sa chaire, se présentant comme légitime souveraine de toutes les friandises sucrées, opérera sans coup férir, en vertu de ses titres d'ancienneté, une Restauration dans les bonbons.

Mille oranges mandrines nous arrivent

de Malte par paquebots, et de Marseille par courrier. La douceur et la suavité de ces oranges ont fait, l'an dernier, les délices des soirées; nous prévenons que pour en avoir il faut se hâter.

Nous nous arrêterons à l'orange confite entière avec sa chair, non pour en faire l'éloge, il y a long-temps que son passeport de noblesse lui a été signé, mais seulement pour dire que nous en avons deux mille environ en jolis paniers suisses découpés, et en boites à filets dorés. Une immensité de paniers suisses nattés, de toutes les formes, grandeurs, et de tous les prix, seront garnis de fruits confits pour déterminer ceux qui sont embarassés en ne sachant quoi donner. Nos marrons glacés à la vanille, sortant des fourneaux si renommés de M. Demarquay, récoltés au Luc, mûris sous notre beau soleil du Midi, ne seront plus exposés à se briser dans des sacs; ils seront placés sur couche, avec soin, dans les boites à filet d'or; il était temps que le meilleur bonbon qu'on puisse manger fût offert sous une élégante enveloppe.

Quant aux bonbons, nous nous bornerons

à annoncer que tout ce qu'il y a de bon, élégant, distinqué, gracieux, nous est arrivé, comme par enchantement, de toutes les contrées, pour se ranger et prendre place dans notre établissement, qui, au dire de tous ceux qui l'ont visité, est celui qui offre la plus grande variété.

„L'ennui naquit un jour de l'uniformité."

Nous terminerons par les objets de fantaisie, reconnaissant notre insuffisance à exprimer tout ce qu'il y aurait à dire à ce sujet, tant par la multitude que par leur beauté, nous voulons ménager cette agréable surprise aux personnes qui nous honoreront de leur visite.

Enfin, dans la crainte de nous rendre indiscret en publiant la nomenclature détaillée de toutes nos bonnes denrées, nous ajouterons seulement que les huiles, vinaigres, vins fins, liqueurs, comestibles les plus recherchés, thon mariné, pâté de thon, anchois, olives farcies, enfin tout ce qui peut contribuer au menu d'un succulant diner, se trouve dans notre établissement à la disposition de tous les gourmets et gourmands, ainsi que des temperants. La boite de réglisse à la violette et la pâte de

guimantre en bâtons sont trop connues pour qu'il soit nécessaire de vanter leur vertu.

La décoration, l'élégance et la bonne tenue de nos magasins, qui ne le cèdent en rien aux maisons de nouveauté, devront concourir à nous faire traiter directement avec les maîtres et maîtresses de maison qui n'on pu encore faire usage de nos denrées, et à qui nous faisons appel, et qui, nous l'espérons, comprendront que s'ils ne confient pas à des intermédiaires le choix de ce qui doit couvrir et paver leur corps, à plus forte raison est-il de leur intérêt d'aller eux-mêmes choisir tout ce qui tend à conserver et à améliorer leur santé.

Entraîné par nos convictions, nous ne terminerons pas sans dire deux mots d'une **Restauration** qui renferme en elle quelque chose de sublime, puisqu'elle a pour object l'accomplissement d'un commandement de la meilleure des **constitutions.** La reproduction de la légende qui se lit sur la frise de nos magasins fera comprendre notre pensée:

Lorsque spontanément et par croyance, tous les magasins fermeront le

dimanche, comme le fait le Bazar provençal fondé et dirigé par M. Aymès de Marseille, la France alors cessera sur ce point de scandaliser ses voisins, et les **Revolutions** tireront à leur fin.

Quoique notre exemple sur la sanctification du dimanche soit si peu imité, et que, dans le siècle où nous vivons, il soit aussi surprenant de voir un magasin **fermé** le dimanche qu'il l'aurait été d'en voir un **ouvert** dans les siècles passés: cependant, comme il est démontré dans les annales, ce qu'aujourd'hui chacun sait, qu'il n'est pas de gouvernement possible chez les peuples sans croyance, nul doute qu'un jour notre exemple ne soit imité. En attendant nous continuerons néanmoins comme nous avons commencé.

Qu es na pounçu, pou pa mouri cara.

(Qui est né pointu ne peut pas mourir carré.)

Cependant, à cause de la vente des étrennes qui comme les jours de foire ne peut ni se devancer ni se reculer, les deux dimanches qui précèdent et les deux qui suivent le premier jour de l'an, notre établissement restera ouvert au public empressé de se fournir de

fruits confits, dont il nous est arrivé des wagons complets. Si quelques pharisiens modernes se scandalisaient, ce serait le cas de les renvoyer à la sublime réponse qui fut faite à leurs devanciers: „Qui de vous, si son âne ou son boeuf vient à tomber dans un puits, ne se hâte de l'en retever aussitôt, le jour même du sabbat?“

Aymès,

Fondateur du Bazar provençal,
17, Boulevard de la Madelaine
et 114, rue du Bac.

Das heißt doch Wind machen! Herr Aymès bietet den gläubigen Legitimiſten und den legitimiſtiſchen Gläubigen eben ſo viel Delikateſſen in Worten als in Früchten, und er beutet die Theologie und die Naturgeſchichte, den Himmel und die Erde aus, um ſeine Kunden beſſer ausbeuten zu können. Zwar verſtehen ſich alle Pariſer auf die Kunſt, den Leuten das Geld aus der Taſche zu locken; aber ein ſolcher Mangel an Verſchämtheit, wie ihn Herr Aymès in dieſer ſchönen Kunſt entfaltet, hat in ganz Paris ſeines Gleichen nicht. Wenn Herr Aymès einſt ſeine geſammelten Anzeigen, ſeine **Blagues complètes**, herausgibt, ſo

würde dieſe gewiß ſehr bändereiche Sammlung die wichtigſte Quelle für das Studium der Blau-Dunſt-Fabrikation werden.

Vielleicht wird das eben angeführte Muſterſtück, in welchem die Schlagworte nicht von mir, ſondern von dem Verfaſſer ſelbſt unterſtrichen worden, etwas zur Verbreitung der Plague in Deutſchland beitragen. Vielleicht wird in Berlin oder Wien, in München oder Hannover ſich ein Krämer finden, der jene Schlagworte auf die deutſchen politiſchen Zuſtände anwendet. Deutſchland beſitzt ja ſo viel Krämer!

Und ſollte Herr Baſſermann, der ein Krämer, Politiker und Buchhändler zugleich iſt, ſich nicht zur Herausgabe einer deutſchen Bearbeitung der Aymès'ſchen Werke bereitwillig zeigen?

XI.

Einige Gedanken über die französische Höflichkeit.

Unter die vielen Entbehrungen, die der Deutsche in Paris zu leiden hat, gehört besonders die Grobheit; und ein ächter Deutscher ist ordentlich froh, in diesem glattgeschliffenen Paris zuweilen einen frisch angekommenen Landsmann zu finden, mit dem er eine ungeschliffene Stunde verbringen kann.

Der Franzose ist nie grob, nicht einmal da, wo er grob zu sein ein heiliges Recht hätte. Ich will dieß durchaus nicht als eine Tugend rühmen; denn ich liebe die Grobheit, weil ich weiß, daß die Höflichkeit gewöhnlich eine Verstandessache, die Grobheit aber in der Regel eine Herzensangelegenheit ist. Ich ziehe aber das Herz mit der Frühlingswärme seiner Empfindungen und der Sommerhitze

seiner Leidenschaften immer dem kalten Verstande vor, der die Schläge des Herzens genau berechnet und dasselbe schon der Verschwendung anklagt, wenn es mit seinen Gefühlen nicht knickert.

Grobheit ist das Brod des Lebens. Wir Deutsche haben es, Gottlob! bis zum Pumpernickel gebracht; die Franzosen kennen aber nur Weißbrod und Biscuit.

Der Franzose könnte gar nicht grob sein, selbst wenn er wollte. Seine Sprache erlaubt es nicht. In der französischen Sprache sind alle Vertiefungen so sehr ausgefüllt, alle Höhen so sehr abgetragen, daß sie selbst den originellsten Menschen, der sich gern vertiefte oder verstiege, immer zwingt, auf der großen Heerstraße zu bleiben und sich von der übrigen Welt nicht abzusondern. Der Franzose kann sich mit seiner Sprache nicht das Mindeste erlauben. Sie ist abgeschlossen; sie hat ihre bestimmten, unabänderlichen Formeln. Sie ist fix und fertig. Der originellste französische Schriftsteller kann sich für seine Gedanken nicht leicht eines originellen Ausdrucks bedienen; daher unterscheidet sich kaum ein französischer Schriftsteller von dem andern durch seinen Styl. Die französische Sprache liefert ihm die Uniform für seine Gedanken, wie

die Montirungscommission der Armee die Uniform liefert. Der eigenthümlichste Dichter kann daher seine poetischen Ideen nicht anders kleiden, als nach der Ordre, die ihm das **Dictionnaire de l'Académie** vorschreibt. Ein Gedanke, der nur etwas anders gekleidet ist, dem die Aermel nur etwas weiter, die Taille nur etwas enger ist, begeht gleich einen Subordinationsfehler. Wie anders ist es bei uns, wo jeder Schriftsteller seine Gedanken oder seine Gedankenlosigkeit nach eigenem Geschmacke kleidet! Einem kleinen Gedanken wird bei uns häufig ein Riesenkleid angezogen, so daß ihm die Rockschöße auf dem Boden nachschlottern; und so wird bei uns zuweilen eine kolossale Idee in ein enges Wortwämmschen gesteckt, daß alle Nähte platzen. Jean Paul und Göthe haben zu gleicher Zeit gelebt und sind bei uns zu gleicher Zeit bewundert worden und ein größerer Kontrast als zwischen diesen beiden ist doch kaum denkbar.

Nun hat wol die Höflichkeit, aber nicht die Grobheit bestimmte Gesetze. Die Höflichkeit ist eine gerade, die Grobheit ist eine krumme Linie. Da es aber nur eine gerade Linie und unzählige krumme gibt, so ist die französische Höflichkeit sehr arm an Abwechselung, während die deutsche Grobheit reich

an Mannigfaltigkeit und mannigfaltig im Reichthum iſt. Man denke nur an den deutſchen Kanzeleiſtyl. Welchen Ueberfluß, welche Abwechſelung bietet dieſer Styl, in dem unſere Obrigkeit das deutſche Volk an ſeine verfluchte Schuldigkeit erinnert! In dem deutſchen Kanzeleiſtyl iſt jeder Satz ein Balken, jede Periode ein Dutzend durch Zöpfe zuſammengebundene Klötze. Das iſt eichene Urkraft! Die armen Franzoſen haben in ihrer Sprache keine Waldung, aus der man ſolche hölzerne Grobheiten hauen könnte.

Welchen Reichthum beſitzt ſchon der Deutſche in der Anrede an eine zweite Perſon! Er ſagt: Du, Er, Man, Ihr, Sie; und nur ein Deutſcher kann wiſſen, welcher Schatz von Grobheiten in die breite und tiefe Kluft zwiſchen dem vertraulichen „Du“ und dem gemeſſenen „Sie“ geworfen werden kann. Die franzöſiſche Sprache aber kennt nur ein armſeliges „vous“ oder „tu“.

Der Franzoſe redet Jeden mit „Monsieur“ an. Der Chiffonnier wird eben ſo gut mit Monsieur angeredet, wie der Marſchall von Frankreich. Dieſes „Monsieur“ iſt ſtereotyp. Man kann nichts hinzu thun und nichts davon nehmen. Der Deutſche aber gebraucht das einſylbige „Herr“

gewöhnlich gar nicht; wenn er es indessen gebrauchen will, so kann er ihm so viel Grobheiten in die Taschen stecken, als ihm beliebt. Man denke sich einen deutschen Untersuchungsrichter, vor dem ein politischer Delinquent steht. Der Untersuchungsrichter kann den Delinquenten „Herr" anreden; aber wenn dieser sich eigensinnig benimmt und der kurzathmigen Geduld des Richters zu nahe tritt, so kann der Richter sagen: „Herrr, gestehen Sie die Wahrheit!" oder: „Herrrr, keine Verstellung!" oder: „Herrrrrrr, Sie soll ja gleich der Teufel holen!" Kurz, er kann in dem Wörtchen „Herr" so viele grobe R schnarren lassen, daß man einige Dutzend heftig bewegter Stricke darin zu vernehmen glaubte. Der arme Franzose kann aber sein „Monsieur", das so weich und sanft ist wie gewaschene Butter, gar nicht für grobe Zwecke verwenden.

Der Franzose nennt die Höflichkeit politesse, ein Wort, das sich gar nicht in's Deutsche übersetzen läßt. Der Franzose ist poli, d. h. gehobelt. Die Politesse ist ihm eigenthümlich, ist ihm angeboren, ist ihm anerzogen. Sie ist bürgerlich. Wir Deutsche aber beziehen die Hobeln vom Hof, und nur die Grobheit ist bei uns bürgerlich. Die bürgerliche Grobheit kommt bei uns nie an den

Hof und die Höflichkeit der deutschen Höfe kommt niemals in die niedere bürgerliche Luftschichte; und so oft bei uns die Fürsten mit dem Volke reden, werden sie noch viel grober als die Grobsten aus dem Volke. —

Nirgends kann man den Mangel oder den Reichthum an Politur bei den Menschen so genau kennen lernen, als wenn man sie zanken sieht. Sobald der Mensch in das heiße Bad eines Zankes springt, zieht er seinen Leidenschaften die Kleider aus; und derjenige, der im Zanke nicht wenigstens einen Theil seines Charakters verräth, hat nichts zu verrathen. Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zanke beobachtet; aber sie haben sich gewöhnlich nur Witze, keine Grobheiten an den Kopf geworfen. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein wie ein Topf Salzwasser; je mehr Zorn sie verdunsten desto mehr Salz lagern sie ab.

Wenn aber in Deutschland Leute aus dem Volke in einen heftigen Zungenwettstreit gerathen, so ist die Einleitung desselben gewöhnlich eine Einladung, von welcher der Eingeladene keinen Gebrauch macht, obgleich sie aufrichtig gemeint ist. Diese Einladung

iſt ſeit Jahrhunderten in Deutſchland ſo üblich, daß Göthe ſie dem Ritter Götz von Berlichingen in den Mund zu legen ſich nicht geſcheut. Eine ſolche edle Gaſtfreundſchaft dem Widerſacher gegenüber kennen die Franzoſen nicht. Man ſieht daraus, wie viel Tugend in unſerer Grobheit ſteckt.

Der Franzoſe iſt überhaupt zu konventionell, um grob zu ſein; vor Allem iſt es aber, wie geſagt, ſeine Sprache, die ihn daran hindert. In den Arſenalen der franzöſiſchen Sprache gibt's nur feingeſchliffene Klingen und ſcharf zugeſpitzte Lanzen. Sie können daher nur geiſtreich plänkeln, aber keine Schlachten liefern. In den Rüſtkammern unſerer Sprache aber iſt ſo viel Ueberfluß an grobem Geſchütz, daß uns nichts widerſtehen kann, wenn wir unſere Batterien auffahren. Der Franzoſe hat zwei Worte, die er gewöhnlich im Zanke ſeinem Gegner an den Hals wirft: „vous m'ennuyez“ und „vous m'embêtez.“ Der Franzoſe kennt nichts Schlimmeres, als die Qualen, die man ſeiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ihn ungeduldig machen, iſt das Aergſte, was man ihm thun kann. Die Langeweile iſt ihm ein tiefer Schmerz und er hat für Beides ein gemeinſchaftliches Wort: ennui.

Wer den Franzoſen gähnen macht, iſt ſein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt.

Was das Wort **embêter** betrifft, ſo hat die Akademie demſelben kein Obdach in ihrem Dictionnaire gegeben. Welche philologiſche Gründe ſie für dieſe Hartherzigkeit hat, weiß ich nicht; denn das Wort hat das Bürgerrecht im Munde jedes Franzoſen. **Embêter** heißt andummen; der geiſtreiche Franzoſe kann ſich aber keine größere Untugend denken, als die Dummheit. —

Der Franzoſe iſt gewöhnlich witzig, wo er grob ſein muß; der Deutſche iſt aber gewöhnlich grob, wo er witzig ſein ſoll. Ob aber der Witz oder die Grobheit mehr Vorzüge habe, das iſt eine Frage, die ſich leichter aufwerfen als beantworten läßt.

XII.

Wie man ſich in Paris ernährt.

So oft ich auf den Höhen des Montmartre, oder auf den Zinnen der Notre-Dame ſtand und hinab ſah auf die dichten Häuſermaſſen, auf die unzähligen Straßen, die ſich wie ſteinerne Gedärme durch die Rieſenſtadt winden, drängte ſich mir immer die Frage auf: Wie gewinnen die Hunderttauſende, die dieſe Stadt bewohnen, ihr tägliches Brod?

Von dem Premierminiſter, der von ſeinem Kabinet aus europäiſche Fragen verwirrt oder ſchlichtet, bis zum Chiffonnier, der mit dem Korb auf dem Rücken um Mitternacht die Straßen durchwandelt und gründliche Forſchungen im Rebricht anſtellt: welche unzählige, mannigfaltige, eigenthümliche Thätigkeiten!

Als ich einst einen Spaziergang auf den Boulevards machte, sah ich vor einem Hause unweit der Porte St. Martin eine Gruppe Neugieriger, und als ich mich derselben näherte, bemerkte ich in einem Schaufenster dieses Hauses, in welchem ein Panorama zu sehen war, eine menschliche Figur, die, als hätte sie ein Uhrwerk im Leibe, langsam und in genau abgemessenen Pausen den Kopf und den rechten Arm bewegte. Es entspann sich unter den Zuschauern ein Disput wegen dieser Figur. Einige behaupteten, sie wäre nicht von Wachs, wie der Anschein vermuthen ließe, sondern von Fleisch und Bein, was deßhalb Widerspruch fand, weil die Figur, die der blendenden Mittagssonne und unzähligen neugierigen Blicken ausgesetzt war, auch nicht im mindesten mit der Wimper zuckte.

Während man disputirte, machten sich mehrere Gamins den Spaß, durch verschiedene Albernheiten, die sie so zu sagen dicht unter der Nase der Figur ausführten, dieselbe zum Lachen zu bewegen. Sie lachte aber nicht und man hörte schon auf, an dem wächsernen Dasein dieser Gestalt zu zweifeln, als der Vorhang fiel und nach einigen Sekunden die fragliche Gestalt mit einer dampfenden Pfeife an die Thüre kam.

Der Mensch, hörte ich später, besitzt das Talent, stundenlang unbeweglich zu stehen; durch dieses Talent ernährt er sich.

So gibt es in Paris einen Kellner, der wegen seiner eigenthümlich dumpfen Stimme während der Sommersaison eine bedeutende Summe in einem Café des Palais-National verdient. Er ist Verseur, d. h. Einschenker; da nun oft mehrere hundert Gäste vor dem Kaffeehause im Garten sitzen, so rufen ihm die Kellner zu, an welchem Tische er einzuschenken. Er hat nur das Wort: „bon!“ mit seiner dumpfen Donnerstimme zu rufen, um anzudeuten, daß er es gehört. Dieser Bon-Ton des Kellners, der die Erfurter Glocke in der Brust zu haben scheint, ernährt ihn reichlich.

Es gibt in Paris Leute, denen ihr häßliches Gesicht ein leidliches Dasein verschafft. So habe ich in der Nähe meiner Wohnung einen Menschen kennen gelernt, der, ein wahres Affengesicht, sich dadurch Geld erwirbt, daß er Carrikaturmalern als Modell dient. Sein Mangel an Reiz sichert ihn vor Mangel an Brod. Man braucht in Paris nur irgendwie ungewöhnlich zu sein, um dem Glücke viele Schritte näher zu stehen. Und ein Mensch braucht gar kein Gehirn im Kopf, sondern nur ein

Horn auf demſelben zu haben, um ſich in Kurzem große Kapitalien zu erwerben.

So war dieſen Winter ein Rieſe in Paris, ein Baske, der nicht viel kürzer iſt, als ein geladener Heuwagen. Er war im Café Mühlhouſe zu ſehen und der Beſitzer deſſelben erwarb ſich durch den Giganten im Laufe einiger Monate ein bedeutendes Vermögen. Zugleich war aber auf der Rue Vivienne ein Zwerg zu ſehen, den ſein Pächter, wahrſcheinlich Reaktionär, Prince Colibri taufte. Die zwerghafte Durchlaucht beutete die Neugierde eben ſo ſehr aus, als die zweibeinige Vendomeſäule aus dem Lande der Basken.

Als die Neugierde des Publikums lau wurde, kamen die Intereſſenten auf den Gedanken, den mikroſkopiſchen Prinzen und deſſen baskiſches Gegentheil in demſelben Lokale zugleich zu zeigen. Ein großer Zettel verkündete der Weltſtadt Paris das erſte Zuſammentreffen des kleinen und des großen Ungeheuers. Im Wintergarten ſahen ſich Beide zum erſten Male und dieſer bedeutende Moment zog die Menge herbei.

Dann wurde Beiden in demſelben Garten ein Diner gegeben, an welchem, gegen ein Entrée, ſich Jeder betheiligen konnte. Der Rieſe aß, zur Ver-

wunderung des blödsinnigen Publikums, ein Dutzend Teller **Potage à la Julienne.** Scharfsinnige Beobachter sahen aber gleich, daß diese zwölftellerige Fresserei des Riesen nur eine schändliche Täuschung war. Um nämlich den Appetit des baskischen Goliath so kolossal erscheinen zu lassen, wie seinen Wuchs, hatten die Kellner den geheimen Auftrag, ihm den Teller, den sie vor ihn hingestellt, nach einigen Sekunden wegzunehmen und in derselben unveränderten Auflage gleich wieder hinzustellen. Eine Menge dienstfertiger Kellner umschwärmte auf diese Weise den Koloß, der vor lauter vollen Tellern nicht zum Essen kommen konnte. Es war eine Foppere des Magens, die das Publikum theuer bezahlen mußte.

Als auch dieser Puff vorüber war, kündete ein neuer Zettel an, daß der Riese und der Zwerg sich überworfen und daß deren Versöhnung vor den Augen des Publikums vor sich gehen sollte. Der feierliche Augenblick lockte wieder viele Neugierige herbei. Auf diese Weise ließen die zwei Naturseltenheiten die Geldbörse der Pariser nicht zu Athem kommen. —

Fast den ganzen Winter hindurch wurde im Cirque ein großes Spektakelstück: **Bonaparte,**

gegeben. Der Schauſpieler, der die Titelrolle gab, iſt ſehr mittelmäßig, ſehr unbedeutend und dennoch ward die Rolle keinem andern gegeben. Und warum? weil er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiſer hat. Sein Geſicht iſt ſeine Rente; ſein ganzes Genie beſteht darin, daß er dem größten Genie ähnlich ſieht.

Es gibt Menſchen in Paris, die ſich davon ernähren, daß ſie den Rohſtoff ihrer Phantaſie den Roman- und Vaudeville-Fabrikanten liefern. Sie erfinden nämlich pikante Intriguen, Fabeln für Luſtſpiele und Farcen, und verkaufen ſie den beliebten Poeten, die aus dieſem Phantaſie-Cocons novelliſtiſche oder dramatiſche Seide ſpinnen. Man denke ſich einen ſolchen Menſchen, den die Nothdurft des Lebens zwingt, ſeine Phantaſie auf's Jämmerlichſte zu maltraitiren, den die Tragik ſeines Magens auf's Gebiet der Komik jagt. Wie tragikomiſch iſt ein ſolcher Menſch und ſein Gewerbe!

Ein kurioſes Geſchäft haben die Epileuſes, die Frauen, die ihren eiteln Mitſchweſtern die Haare aus dem Kopfe reißen, die grauen nämlich. Dieſes Geſchäft rentirt ſich durchaus nicht ſchlecht; und da es in Paris viele Damen gibt, die mit der unartigen Zeit Händel anfangen und ſich deßhalb

in allerlei Verjüngungsprozesse einlassen, so haben diese Epileuses für ihre raufsüchtigen Finger immer Beschäftigung, besonders wenn sie ihr Metier gut verstehen. Ich kenne eine Epileuse, die sich ein bedeutendes Vermögen erworben.

Es gibt keine Leidenschaft, keine Albernheit, keine Dummheit, die nicht in Paris von der Industrie ausgebeutet würde. Wie viele Menschen leben in Paris vom Kartenschlagen! Aber das Kartenschlagen, das in deutschen Städten von alten häßlichen Weibern im Geheimen betrieben wird, ist hier ein Geschäft, ein öffentliches Gewerbe, der die äußere Eleganz durchaus nicht fehlt. Die berühmte Madame Lenormand hat hier unzählige Nachfolgerinnen, die ihre Orakel verkaufen. So wohnt auf der Rue St. Denis eine Madame de Villeneuve, die ihr Prophetentalent ziemlich großartig betreibt. Die Karten, durch die sie ihr Dasein bekannt macht, lauten folgendermaßen:

Madame de Villeneuve,

Physionomiste, Phrénologiste et Chiromancienne, donne l'Explication des cartes et des songes. Deux somnambules sont attachées à sa maison. Consultations médicales somnambuliques sous la direction d'un médecin. Visible tous les jours de 10 h. du matin à 7 h. du soir.

Das heißt doch die Charlatanerie gründlich betreiben! Madame de Villeneuve hat übrigens eine große Konkurrenz und es gibt Physiognomistinnen und Chiromantinnen, die mit ihren chaldäischen Künsten viel mehr verdienen. Es sind nämlich solche Zauberinnen, die, neben ihrer Kunst die Zukunft zu entschleiern, noch andere Künste ausüben, für welche niemals die Dilettanten fehlen. Eine Pythia, die jung, reizend und liebenswürdig ist, findet in der ganzen Welt Leute, die an Orakel glauben; und man kann sich leicht denken, daß viele dieser Seherinnen wol Priesterinnen des Apollo, aber nicht Priesterinnen der Vesta sind. —

Wie viele Menschen leben in Paris vom Abrichten der Hunde! Diese Lehrer der hündischen Jugend stehen sich oft viel besser, als die der menschlichen; jedenfalls sind sie unabhängiger, da sie von dem reaktionären Gesetz über den öffentlichen Unterricht, das Herr von Montalembert und seine Brüder in Jesu der französischen Republik bescheert, nicht berührt werden. Sie erfahren auch nie den Undank ihrer vierfüßigen Schüler, den ihre Kollegen so oft von den zweibeinigen erfahren. Viele Bestien in Paris genießen überhaupt einen trefflichen Unterricht; und ich habe außer gelehrten

Eſeln (der Franzoſe nennt ſie **anes savants**, der Deutſche nennt ſie Geheime Hofräthe) Papageien kennen gelernt, die viel vernünftiger ſprachen, als Herr Biedermann von Leipzig und das übrige Gothaer Federvieh zuſammengenommen. —

Die Sorge um das tägliche Brod zwingt den Erfindungsgeiſt zu der originellſten Thätigkeit. So habe ich beim Beginne des Frühlings Leute geſehen, die ganze Bataillone rauflustiger Maikäfer feilboten. Jeder dieſer Maikäfer ſtand aufrecht in einem papiernen Panzer und hatte an einem der Vorderbeine als Rappier einen Strohhalm, mit dem er ſeinem Gegner an den Rüſſel fuhr. Der Strohhalm war an das Vorderbein angeleimt und die Duellanten, die ſich gern ihrer Waffen entledigt hätten, machten zum Ergötzen aller Schaulustigen die poſſierlichſten Bewegungen und fanden leicht Käufer. Dieſe Ausbeutung der Maikäfer durch den Menſchen ernährt vielleicht einen Monat hindurch zahlreiche Familien.

Und doch haben dieſe und ähnliche Erwerbszweige, ſo ſonderbar und eigenthümlich ſie auch ſind, nichts, was mit dem Anſtand und der Sitte im Kampfe ſtünde. Wie tauſendfältig ſind erſt die Gewerbe, durch welche das Laſter in geheimen und

verborgenen Schlupfwinkeln ſich ernährt! Wie erfinderiſch an neuen Erwerbszweigen iſt die Gaunerei und die Proſtitution in dieſer Weltſtadt! Man nehme nur einen Jahrgang der **Gazette des Tribunaux** zur Hand und man wird die Zahl der Abwege bewundern, auf denen das Laſter vor der Tugend flieht.

Wie intereſſant wäre es für einen Schriftſteller, der Geiſt, Beobachtungsgabe, Darſtellungstalent und Geld genug beſitzt, ein Werk zu ſchreiben über die verſchiedenen erlaubten und unerlaubten Erwerbsquellen der Einwohner von Paris! Ein ſolches Werk, mit Kopf und Herz, mit Witz und Humor geſchrieben, könnte ein klaſſiſches Buch werden.

XIII.

Mein Haus in Paris.

Ich freue mich ſchon auf den Schrecken, der meine Freunde ergreifen wird, wenn ſie den Titel dieſes Capitels zu Geſichte bekommen. Sie werden gewiß glauben, ich hätte mir in Paris ein Haus gekauft, und ſich, ehe ſie das Capitel ſelbſt leſen, den Kopf zerbrechen, um ſich das Wunder zu erklären. Einige werden glauben, ich hätte den Weg zum Glücke durch die Börſe eingeſchlagen; Manche werden vermuthen, es hätte mich ein ſterbender Millionär zum lachenden Erben gemacht; und Andere, deren Glauben an die Charakterſtärke ihrer Freunde nicht ganz unerſchütterlich, werden vielleicht fürchten, ich hätte meine männlichen Tugenden ausgezogen und ſie an die Meiſtbietenden verkauft und ich ſei nun ein reicher Spitzbube und

habe in Paris mehr Gesinnungsgenossen als ich früher in Deutschland gehabt.

Wie angenehm entsetzt werden sie aber werden, wenn sie später erfahren, daß mein intimes Verhältniß mit der Tugend und der Geldnoth nicht den geringsten Stoß erlitten und daß der Titel dieses Capitels nur der Köder ist, an dem unerfahrene Leser anbeißen sollen!

„Mein Haus in Paris" ist nur der Gasthof, den ich in Paris bewohne. Dieser Gasthof ist eine wahre Arche Noah's, in welche Venetianer, Römer, Sizilianer, Ungarn, Polen und Deutsche vor der blutigen Sündfluth ihrer rachsüchtigen Regierungen sich gerettet. Außerdem kehren Engländer, Spanier und sogar Griechen in dasselbe ein; und so oft ich in dem Speisesaale sitze, wo sich Jeder einen Landsmann aufsucht, um mit ihm von der Heimath zu sprechen, glaube ich immer in Babylon zu sein. Wer nicht ein philologisch gebildetes Ohr besitzt, bekommt hier Kopfschmerzen.

Man kann sich in der That kein geräuschvolleres Haus denken!

Links neben meinem Zimmer wohnt ein französischer Lieutenant. Ich bin von diesem militärischen Nachbar nur durch eine postpapierene

Mauer getrennt, die meinen Ohren nichts verheimlicht. Dieser Nachbar benutzt den viermonatlichen Urlaub, der ihn aus einer kleinen Provinzialstadt nach Paris gebracht, mehr als er vor den Regeln der Vernunft, der Diät und der strengen Moral verantworten kann. Der junge Mann will sich in Paris für die Langweile rächen, die er in der Provinz ausgestanden und er benutzt die Zeit, um sie auf's angenehmste todtzuschlagen. So eine Lebensweise ist mir noch nicht vorgekommen. Er steht gewöhnlich erst um die Mittagsstunde auf, zuweilen auch einige Stunden später, und er nimmt sein erstes Frühstück ungefähr zu der Zeit, wo wir solide Deutsche mit der Verdauung des Mittagessens bereits fertig sind. Er kommt immer erst nach der Geisterstunde nach Hause; oft aber geht er erst zu Bette, wenn die Morgenstunde im Begriff ist, das Gold in den Mund zu nehmen. Wenn die Sonne aufwacht, schläft er ein. Bevor er aber dem Schlafe in die Arme sinkt, sucht er sich erst in schöneren Armen die Zeit so viel wie möglich zu vertreiben. Er schläft nämlich immer unter vier Augen. Daß er in dieser Beziehung den Wechsel liebt, versteht sich von selbst; denn den lyrischen Apparat, den wir deutsche Jünglinge in der Liebe

so nothwendig brauchen, kennt man in Paris nicht. Hier läßt man der Liebe nicht Zeit zu jenem süßen Schmachten, zu jener träumenden Sehnsucht, die uns deutsche Jünglinge so unbeschreiblich selig und unglückselig zugleich macht. Von jener süßen Hungerkur des Herzens, welche die heißesten Wünsche mit lauen Zähren tränkt und mit hohlen Seufzern speist, weiß man in Paris nichts. Wenn hier das Herz Appetit hat, setzt es sich gleich zur Tafel, ohne erst den Mond und den melancholisch fließenden Bach um Rath zu fragen. Man zerrt hier nicht mit schmerzlichem Wonnegefühl an dem Pfeil, der im Herzen steckt; man zieht ihn heraus und läßt die Wunde vernarben. Meinem Lieutenant fliegt täglich ein anderer Pfeil in's Herz; aber ich bin überzeugt, daß er sich nicht daran verbluten wird. —

Mein Lieutenant hat mit einem deutschen Lieutenant nicht viel Aehnlichkeit; denn er ist sehr liebenswürdig, sehr bescheiden, und obgleich er bereits vor mehreren Jahren dekorirt worden, spricht er doch niemals von seiner menschenfresserischen Courage und hält sich nicht für wichtiger als irgend ein anderer Bürger. Eins aber hat er mit deutschen Lieutenants gemein; wie bei diesen, ersetzt auch bei ihm der Ueberfluß an Gläubigern den Mangel an

baarem Gelde. Der erste Mensch, der ihn jeden Morgen besucht, ist immer ein Mahnender. Aber ich muß gestehen, daß mir noch Niemand vorgekommen, der eine solche Kunst in dem Umgang mit Gläubigern entwickelt hätte als er. Er befriedigt sie Alle, ohne einen Einzigen von ihnen zu befriedigen. Er stopft ihnen den begehrlichen Mund mit solch' süßen Versprechungen, mit so zierlich verzuckerten Redensarten, mit so schön kandirten Entschuldigungen; er appellirt mit so geistreich stylisirten Vernunftgründen an ihre Humanität, an ihr Billigkeitsgefühl und an ihren ritterlichen Sinn, daß sie beschämt die unquittirten Rechnungen wieder in die Tasche stecken. Manche unter ihnen lassen sich freilich nicht so leicht durch die Konditorei seiner Worte abspeisen; aber je größer die Schwierigkeiten sind, die sie ihm entgegenstellen, desto größer ist dann seine Kunst, mit der er diese Schwierigkeiten überwindet. Er umschifft dann auf dem Strome seiner Beredsamkeit die rauhen Klippen ihrer Forderungen mit einer solchen Gewandtheit, daß er niemals scheitert. Vorige Woche hat er indessen sein Meisterstück gemacht.

Ein mahnender **Marchand tailleur**, den mein kriegerischer Wandnachbar schon unzählige Male mit

gleißnerischen Hoffnungen auf die nächste Zukunft abgefertigt, der aber diese Hoffnungen immer auf den entschiedensten Lügen ertappt hatte, schien entschlossen gewesen zu sein, sich diesmal mit dem ganzen Zorne seiner gerechten Sache zu waffnen und seine menschlichen Gefühle in Eis zu legen. Ich hörte dieß schon an der Art und Weise, wie er die Treppe herauf kam und der Thüre seines Schuldners sich näherte. Seine Schritte waren unerbittlich; er zürnte mit den Füßen.

Mein Nachbar lag noch in süßen Träumen an der Seite einer provisorischen Ehehälfte, als der unbarmherzige Schneider wie das böse Gewissen an die Thüre klopfte. Mein Nachbar fuhr auf und öffnete. Der Gläubiger zog die Schleußen seiner zornigen Beredsamkeit auf und suchte den Schuldner mit Vorwürfen zu überschwemmen. Dieser aber verhielt sich ganz lautlos in den Fluten; als Jener indessen erschöpft und aus Mangel an Wasser zu sprudeln aufhörte, fing er an, eine Rede zu halten, die als Musterrede für Schuldner hätte dienen können. Er sprach von einer reichen Tante, die ihn zum Universalerben gemacht und ihn durch eine langwierige Krankheit hinhalte; er sprach von einem Vetter, der ihm gestern geschrieben, daß er ihm

dieſer Tage einen Wechſel ſchicken würde; er verſicherte ihm, daß ſein Bruder, ein reicher Kaufmann in Marſeille, noch dieſe Woche Paris beſuchen würde: kurz, er öffnete ſeinem Gläubiger ein halbes Dutzend Ausſichten auf das Land, wo die quittirten Rechnungen blühen. Als dieſer ihm ſeine Ungläubigkeit in lauten Worten entgegenſetzte, bedeutete er ihm, daß im anſtoßenden Zimmer ein zartes Weſen ſchlafe, und zwang ihn auf dieſe Weiſe plötzlich von dem Fortiſſimo zum Piano überzugehen. Das war ſchon ein Meiſterſtück. Denn ſobald ein Gläubiger gezwungen iſt, leiſe zu reden, iſt ſeine Sache halb verloren. Man fürchtet kein Gewitter, wenn man den Donner nicht hört. —

Mein Lieutenant ſchellte unterdeſſen und beſtellte bei dem eintretenden Garçon ein Frühſtück für zwei Perſonen. Dann holte er ein Album herbei und zeigte es dem Schneider. Dieſer ſagte, daß er nicht gekommen ſei, um ſich an einem Album zu ergötzen und wollte von dem Piano wieder zum Fortiſſimo überſpringen; der Andere aber erinnerte ihn an das ſchlafende Weſen im anſtoßenden Zimmer und an ſeine franzöſiſche Ritterlichkeit und ſo mußte er wieder flüſtern. Unterdeſſen machte mein Nachbar ſeine Toilette. Nun kam das Frühſtück.

Der Lieutenant bat den Gläubiger, sein Gast zu sein. Der Gläubiger schlug es ab. Der Schuldner aber drang so freundlich in ihn, daß er nachgab. Nun fing mein Nachbar wieder von seinen Aussichten an. Er schilderte die Unannehmlichkeiten, die ein Mensch, der einen natürlichen Widerwillen gegen Schulden habe, nothwendig empfinden müsse, wenn das erwartete Geld ausbleibe und goß dem **marchand tailleur** so viel Honig in's Ohr, daß er nach und nach ganz kirre wurde und versicherte, er sei gar nicht der hartherzige Mensch, der er scheine; er müsse aber die Schulden eintreiben, da er Verpflichtungen zu erfüllen habe; worauf mein Nachbar erwiderte, daß Jener ihm dieß nicht erst zu versichern brauche; wenn er ihn nicht als loyalen Mann gekannt hätte, würde er gar keinen Credit bei ihm in Anspruch genommen haben. Er borge nichts von Menschen, die er nicht hochachten könne. Nun stießen sie an und schlossen innige Freundschaft, wobei mein Nachbar nicht ermangelte, zu versichern, daß er noch heute zu ihm in's Magazin kommen und sich einen Rock anmessen lassen würde.

Nach einer halben Stunde trennte sich der Schneider von meinem Nachbar, der ihn bis an

die Treppe begleitete. Deutsche Lieutenants können sich das merken. —

Mein Nachbar zur rechten Seite ist ein Sänger, der plötzlich seine Stimme verloren. Das ist ein sehr unangenehmer Nachbar. Jeden Morgen nämlich, gleich nachdem er aus dem Bette gestiegen, sucht er seine verlorene Stimme in allen Winkeln seiner Kehle. Er läuft heulend die ganze Skala hindurch. Ich habe ihn fragen lassen, ob er nicht zu einer andern Zeit im Reiche seiner verlorenen Töne sich herumtummeln wolle? Er ließ mir antworten, daß es ihm unendlich leid thue, mich zu geniren; die Morgenstunde sei aber just die Zeit, wo man verlorene Stimmen wieder finden könne. Eine solche schreiende Ungerechtigkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen! Der Mann ist übrigens sehr pünktlich. Genau von acht bis zehn Uhr klettert er die Tonleiter hinauf und herab, ohne eine Minute auszuruhen. Meinen Ohren schwindelt's immer bei diesem halsbrecherischen Klettern. Er war früher an der komischen Oper engagirt, lebt aber jetzt in tragischen Verhältnissen. Ich muß also Nachsicht mit ihm haben.

Mein südlicher Nachbar ist ein reicher Engländer, der die Menschen verachtet. Ich weiß nicht,

was die Menſchheit ihm zu leid gethan; ich weiß nur, daß ſein Menſchenhaß ihm nicht den Appetit genommen. Der Menſch iſt vielleicht der größte Beefſteak-Eſſer auf dem Kontinent, dennoch iſt er ſo mager wie eine holländiſche Thonpfeife. Er hat keinen andern Umgang, als drei junge Neufoundländer Hunde, deren Erziehung ihn ſehr in Anſpruch nimmt. Es iſt mir nicht bekannt, nach welcher Methode er ſie erzieht; ich höre nur, daß er ſie häufig prügelt. Ich bin der einzige Menſch im Hotel, mit dem er ſich zuweilen unterhält. Er iſt ein Mann von vielfachen Kenntniſſen; auch hat er viel Verſtand. Nur ſchlägt dieſer Verſtand zuweilen ſehr abſonderliche Purzelbäume. Vorige Woche machte er mir einen Beſuch mit ſeinen drei Hunden. Er ſah ſehr angegriffen aus, drückte mir faſt krampfhaft die Hand und ſagte, daß er mir etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen habe. Er ſetzte ſich nieder und die drei Hunde legten ſich zu ſeinen Füßen ſo hin, daß ihre Köpfe zuſammengewachſen ſchienen. Das gab ihnen das Anſehen des Cerberus. Sie ſind von ihrem Herrn und Meiſter ſo zu liegen abgerichtet worden.

Als er einige Minuten lautlos dageſeſſen, drückte

er mir noch einmal die Hand und ſagte: **Sir, I am tired of civilisation!** und ſchwieg wieder.

Ich fragte ihn, ob dieß die Mittheilung ſei, die er mir zu machen habe? Er bejahete es und fügte dann hinzu, daß es die Pariſer Laſter ſind, die ihn ſo civiliſationsmüde gemacht. Er wolle in die Urwälder Amerika's gehen und dort als Wilder leben; denn die Wilden ſtünden der Natur und der Tugend viel näher als die Culturmenſchen.

Ich hatte meine Gründe, ihn in ſeinem Entſchluſſe zu beſtärken und rieth ihm, ſeinen Urwaldsplan ſo bald als möglich auszuführen. Er ſagte mir dann, daß ich der einzige vernünftige Menſch ſei, den er in Paris gefunden und betheuerte, daß ſein Entſchluß, Europa und die Civiliſation zu verlaſſen, auf Vernunftgründen beruhe, denen kein Vernunftgrund entgegengeſetzt werden könne. Ich ſollte ihn einen Augenblick entſchuldigen; er würde ſogleich wieder kommen.

Als er aufſtand, wollten ihm die drei Hunde folgen; er befahl ihnen aber, zu bleiben. Auf dieſe Weiſe war ich mit den Beſtien allein, die mich mißtrauiſch betrachteten. Meine Angſt war entſetzlich. Da mir der Engländer nicht geſagt, warum er mich verlaſſen und weßhalb er wieder

kommen wollte, ſo übermannte mich der ſchreckliche Gedanke, der engliſche Sonderling könnte mir in ſeiner Civiliſationsmüdigkeit den Hals abſchneiden, beſonders da ich wußte, daß er ganz vorzügliche Raſirmeſſer bei ſich hatte. Der Umſtand, daß er mich für den einzigen vernünftigen Menſchen in Paris hielt, gewährte mir nicht die geringſte Beruhigung; denn es wäre ja möglich, dachte ich, daß er mich gerade aus Hochachtung umbrächte, um mich nicht in dieſer Civiliſationsfäulniß zu laſſen.

In der unausſprechlichen Angſt meines Herzens wollte ich die Schelle ziehen; dieſe befand ſich aber hinter mir an der Thüre. Ich mußte alſo mehrere Schritte gehen, um an dieſelbe zu gelangen; ſo oft ich aber eine Bewegung zum Aufſtehen machte, warfen die Beſtien die Köpfe in die Höhe und ſperrten die Schnauzen auf, als wollten ſie mich verſchlingen. Mir wurde die Zeit ſehr lange in dieſer bündiſchen Geſellſchaft. Endlich kam der Engländer. Statt der gefürchteten Raſirmeſſer hatte er einen unermeßlich großen Papierbogen in der Hand. Er ließ ſich nieder und bat mich, ruhig zuzuhören; der Bogen enthalte die Vernunftgründe für ſeine Urwaldsgelüſte. Er las nun ein Regiſter aller Civiliſationsſünden ab. Dieſes Regiſter war

alphabetisch geordnet und bot eine solche reiche Auswahl von Lastern dar, daß das **A** allein eine Viertelstunde dauerte. Ich gähnte wie ein Abgrund. Kaum war er an der Schwelle des **B**, als ich ihn inständigst bat, einzuhalten, mit der Versicherung, daß ich vollkommen seiner Meinung sei und daß ich mir's noch gar nicht verschworen, selbst einmal in die Urwälder zu gehen, um mich dort moralisch verwildern zu lassen, d. h. durch Verwilderung moralisch zu werden. Es half aber nichts. Er las immer weiter und ich kam mir vor wie die Donna Elvira, welcher der grausame Leporello das Sündenregister seines Gebieters vorsingt. Meine Ungeduld stieg immer mehr und als er beim **F** war, sprang ich plötzlich auf. Die Neufundländer Bestien thaten zwar dasselbe; ich ließ mich aber in meiner Verzweiflung nicht abschrecken und versicherte ihm, daß einen Ueberzeugten mit aller Gewalt überzeugen zu wollen, eben so lächerlich sei, als auf ein offenes Thor Sturm zu laufen. Dieß leuchtete ihm jedoch nicht sehr ein und ich mußte mit ihm unterhandeln.

Wir kamen nun überein, daß er mir vorläufig bis zum **L**, am andern Tage aber die Fortsetzung bis zum Schluß vorlese. Er las bis zum **L** und

behauptete dann, daß vom **L** abwärts die Niederträchtigkeiten der Civiliſation erſt recht anfingen; im **R** beſonders ſteckten die Hauptinfamieen, wovon ich mich am andern Morgen um zehn Uhr überzeugen würde; um dieſe Stunde wolle er mir den zweiten Theil ſeines **ABC**-Werkes vortragen. Zugleich erſuchte er mich, um jene Zeit nicht zu rauchen; denn er könne den Tabaksqualm nicht vertragen. Da ich das wußte, ſo rauchte ich am andern Morgen ein Viertelduzend Cigarren; aber nicht nur ich, auch mein kranker Ofen, der ein leidenſchaftlicher Raucher iſt, that ſein Möglichſtes und dampfte aus allen Poren ſo ſtark, daß mein Zimmer bald in ein beißendes Gewölke gehüllt war. Pünktlich, wie die Engländer in der Regel ſind, kam der Civiliſationsfeind mit dem Schlage zehn Uhr, prallte aber an der Thüre, wo ihn meine graue Intrigue empfing, haſtig zurück. So ward ich ihn los.

Als er fort war, umarmte ich meinen Ofen in ungeheuchelter Dankbarkeit für den Dienſt, den er mir eben erwieſen und bat ihn um Verzeihung für die Fußtritte, die ich ihm in meinem Zorn wegen ſeines chroniſchen Rauch-Uebels ſo oft gegeben. —

Seit jener Zeit habe ich den Engländer nicht wieder geſehen. Er verläßt, wie mir die Concierge

ſagt, ſein Zimmer nur ſehr ſelten und nur auf kurze Zeit. Vielleicht bereitet er ſich auf ſeine Verwilderung vor; vielleicht übt er ſich, um in den Urwäldern nicht ganz als Laie zu erſcheinen, vorläufig im Skalpiren: genug, ich höre nichts mehr von ihm. Ich bin aber gern bereit, nichts von ihm zu hören, wenn ich nur das Vergnügen habe, ihn nicht mehr zu ſehen. —

Mein Zimmer hat zwei Fenſter, aus denen ich die Hintertheile dreier Häuſer ſehe, von welchen eins ſieben Stock hoch iſt. Die drei Häuſer haben über hundert Fenſter, die von den meinigen kaum fünfzig Fuß entfernt ſind, ſo daß ich faſt meinen ſämmtlichen Nachbarſchaften deutlich in's Geſicht ſehen kann.

Sobald ich aufſtehe, gehe ich an's Fenſter und laſſe meine Neugierde das Frühſtück nehmen. Der Nachbar, den ich jeden Morgen zuerſt gewahre, iſt ein Mohr. Wenn er den weißen Vorhang von dem Fenſter zieht und neugierig in das kleine Stück Himmel guckt, das über dieſen drei Häuſern hängt, um die Launen des Wetters zu erfahren, kommt er mir vor wie ein beweglicher Tintenkleks. Die Erſcheinung dieſes Menſchen erfüllt mich immer mit Wehmuth; denn ich bilde mir ein, er müſſe

ſich in unſerm kalten civiliſirten Europa, wo die Geſinnung viel ſchwärzer ſein darf als die Haut, ſehr unglücklich fühlen. Ich meine immer, er müßte unglücklich lieben, da die Empfindungen ſeines tropiſchen Herzens nur Widerwillen erwecken, aber keine Flammen entzünden können. Vielleicht fühlt er ſich auch glücklich und ſpottet unſerer kreidigen Geſichter. Wer weiß? In der Nacht, die auf ſeinem Geſichte lagert, kann man ſeine Freuden und Leiden, ſein Wohl und Weh nicht an dem Farbenwechſel erkennen.

Unter dem Mohren, in demſelben Hauſe, wohnt ein alter Wucherer. Er empfängt die Beſuche vieler vornehmen Pariſer, denen er ſo ſchnell wie möglich die Haut vom Leibe zieht. Er ſteht ebenfalls ſehr früh auf und ich habe jeden Morgen das Glück, ihn in einem Morgengewande zu ſehen, das vielleicht ſchon ſeit zehn Jahren der Auflöſung entgegen ſieht. Dieſes Morgengewand hat viel mehr Löcher, als der, welcher in ihm ſteckt, Prozente nimmt. Der Reichthum dieſes Menſchen ſoll unermeßlich ſein. Er iſt unverheirathet und zu geizig und mißtrauiſch, um ſich einen Domeſtiken zu halten; er bedient ſich daher ſelbſt. Noch nie hat wol ein

niederträchtigerer Herr einen niederträchtigeren Bedienten gehabt. Wenn es möglich wäre, diesen Menschen wie einen alten Rock umzuwenden, daß sein Inneres herauskäme, er würde gewiß viel schwärzer aussehen, als der Mohr, der über ihm wohnt. Er hat, so viel ich weiß, gar keine nähern Verwandten und wenn ihm einmal der Teufel seine Prozentenseele ausbläst, so wird das eine Freude und ein Champagnertrinken unter den lachenden Erben geben, daß die Engel im Himmel Wonnethränen darüber vergießen werden.

Ich habe ihn schon häufig in der Madelaine gesehen, wo er mit verzerrten Augen auf den Knieen liegt und den lieben Gott durch schmeichelhafte Gebete zu betrügen glaubt. So oft ich diesen Menschen sehe, denke ich immer: es sei doch Schade, daß wir rechtschaffene Menschen in's Paradies kommen und dergleichen Leute nicht auf dem höllischen Roste braten sehen. Es wäre dieß eine Genugthuung für unsere Tugend. —

In demselben Stockwerke desselben Hauses wohnt eine Somnambule, ein bleiches hageres Mädchen, deren Anblick etwas Grauenhaftes hat. Sie läßt sich nur selten am Fenster blicken und ich habe

bloß durch einen Zufall erfahren, daß ſie die Kunſt der Prophetie treibt. In meinem Hotel wohnt nämlich ein alter Palermitaner, der durch die jüngſte Revolution in Sizilien gezwungen wurde, ſeine Heimath zu verlaſſen. Der arme Greis war lange Zeit wie zerknickt; ſein ſchwacher Magen konnte das bittre Brod des Exiles nicht vertragen. Er iſt ein ſtarker Siebziger, der an der Schwelle des Grabes ſteht; aber der Gedanke, ſein Grab außerhalb ſeines Vaterlandes finden zu müſſen, machte ihn düſter und mürriſch, und mehr als einmal ſah ich heiße Thränen über ſeine hohlen Wangen fließen. Seit einigen Wochen aber iſt er heiter und guter Dinge. Ich konnte mir dieſe plötzliche Umwandlung in der Gemüthsſtimmung des alten Mannes nicht erklären, und als ich ihn theilnehmend um die Urſache dieſer Umwandlung fragte, ſagte er mir im Vertrauen, daß er die Somnambule im benachbarten Hauſe um das künftige Schickſal ſeines von Tyrannenwuth zerfleiſchten Vaterlandes gefragt und von ihr vernommen, daß es ſich die Freiheit erobere und glücklich ſein werde. Zugleich fragte er mich, was ich von dergleichen Prophezeihungen hielte. Ich verſicherte ihm natürlich, daß ich nicht im geringſten daran zweifelte.

Die Somnambule ſoll ſich bereits ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Gewiß iſt, daß ſie ſich ein ſchönes Landhaus gekauft und das iſt am Ende das größte Wunder, das ſie vollbracht.

Wer iſt aber das Mädchen, das, ganz in Schwarz gekleidet, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitet und auf deſſen bleichem Antlitz niemals ein freudiges Lächeln ſtrahlt? — Ich habe lange Zeit nicht erfahren können, wer dieſe meine Nachbarin ſei; ſo oft ich ſie aber ſah, konnte ich mich eines lebhaften Mitgefühls nicht erwehren. Die beſtändige Einſamkeit, in der ſie lebt; der ſtumme Schmerz, der auf dieſem Geſichte liegt, das noch deutliche Spuren einer großen, gewaltſam geſtörten Schönheit zeigt: erregten meine Neugierde. Es gelang mir endlich, Folgendes zu erfahren:

Eugenie, ſo heißt meine Nachbarin, hatte in der früheſten Kindheit ihre Eltern verloren. Eine arme Waiſe, war ſie angewieſen, ſich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren, lange bevor ſie das kindliche Alter überſchritten. Kaum hatte ſie das ſiebzehnte Jahr erreicht, als ſie für eine der größten Schönheiten galt. Wie die Fliegen um eine Kerze, flatterten nun die Verführer um Eugenie; aber ſie widerſtand. Da lernt ſie eines Tages einen jungen

Tonkünſtler, Alfred B***, kennen. Alfred war ſchön, geiſtreich, liebenswürdig. Er betheuerte Eugenien ſeine unbegrenzte Liebe für ſie; er ſchwor, ſie als Gattin heimzuführen und ſie glücklich zu machen. Eugenie gehorchte ſeinen Wünſchen. Alfred führte ſie nicht als Gattin heim; aber er ſchwur, dieß zu thun, ſobald er irgend eine geſicherte Stellung gefunden haben würde.

Eugenie war unausſprechlich glücklich, aber ihr Glück ſollte nicht lange dauern. Alfred gerieth in ſchlechte Geſellſchaft, die ſeiner romantiſchen Liebe ſpottete und ihn in den Strudel der Vergnügungen zog. Er ward endlich der Feſſeln müde, die ihm Eugenie angelegt. Er wollte wieder frei ſein. Er wurde immer kälter; er ſah ſie immer weniger und endlich verließ er ſie gänzlich. Die arme Eugenie! Seine Undankbarkeit brach ihr das Herz; aber ſie hörte nicht auf, ihn zu lieben.

Zwei Jahre vergehen, ohne daß ſie weiß, wo er weilt. Paris iſt ſo groß, daß es Jedem leicht wird, ſich darin, wie ein Tropfen im Meere, zu verlieren. Während dieſer Zeit nimmt der Leichtſinn Alfred's zu. Er ſtürzt ſich in Schulden, geräth in Noth und Elend und fällt endlich — eine Folge ſeiner Ausſchweifungen — auf's Krankenlager.

Die Freunde, die früher so gerne in seiner Gesellschaft waren, die an seinem Geiste, an seinem Witze, an seinen sprudelnden Einfällen sich so sehr erfreut, hatten jetzt andere Dinge zu thun, als sich um den kranken armen Alfred zu kümmern. So liegt er, von allen Menschen verlassen, auf dem Siechbette. Da erfährt Eugenie eines Tages das Schicksal ihres verirrten, ihres unglücklichen Geliebten. Ihr Entschluß ist schnell gefaßt. Sie eilt an sein Lager und will nicht mehr von demselben weichen.

Alfred ist anfangs heftig ergriffen von dieser Treue, die er nicht verdient, von dieser Liebe, die er so undankbar verscherzt hat. Morsch, zerknickt und im Innersten zerrissen, glaubt er bald, daß sie nur gekommen sei, um ein Gefühl der Rache zu befriedigen, um ihn zu vergiften. Wie sollte er, der so tief gesunken, an eine solche reine Liebe, an eine solche Aufopferungsfähigkeit glauben?

Die arme Eugenie sucht seinen finstern Argwohn durch die süßesten Worte des Trostes zu zerstreuen. Tag und Nacht wacht sie an seinem Bette, und ihr Auge beobachtet ängstlich jede Miene des Arztes, um darin das Schicksal ihres Freundes zu lesen. Da sagt ihr der Arzt eines Morgens, daß

er das Herannahen einer Kriſis erwarte und warnt ſie, dem Freunde, ſelbſt auf deſſen dringendſtes Begehren, einen Trank zu geben. Sie nimmt ſich's zu Herzen und harrt nun, bang und beklommen, am Lager Alfred's, der bald von einem wahren Höllendurſte gepeinigt wird.

Eugenie, der das Leben des Kranken ſo unausſprechlich theuer iſt, verweigert ihm lange unter Bitten und Flehen den Trank, bis ſie, von ſeinen Qualen auf's tiefſte erſchüttert, ihm ein Glas Waſſer reicht. Er trinkt und — nach einigen Stunden iſt er eine Leiche. Nur mit der größten Mühe gelang es, die Halbwahnſinnige von dem Lager des Todten zu entfernen. Der Gedanke, ſeinen Tod verurſacht zu haben, drohete ihren Geiſt zu verrücken.

Alfred ruht längſt im Grabe; aber Eugenie hat die innere und äußere Trauer um ihn noch nicht abgelegt. Abgeſchloſſen von aller Welt, hegt ſie ihren ſtillen Gram und friſtet durch unaufhaltſames Arbeiten ein Leben, das an Tugend und an Schmerzen ſo überreich iſt. Wer aber kennt dieſe Tugend, dieſe Schmerzen? Weiß doch kaum ihr Wandnachbar von ihrem Daſein! Während ſie ſchlaflos die Nächte durchweint und die Summe

ihrer Qualen zusammenrechnet, tönt ihr der widerwärtige Jubel aus den gegenüberliegenden Zimmern entgegen. In diesen Zimmern wohnt eine Lorette, die zwar ihre Gunst sehr theuer verkauft, aber noch immer sehr viele Käufer findet, obgleich sie ziemlich lange über den Frühling der Jahre hinaus ist. Die Geschäfte, die sie mit ihren Reizen macht, haben sie in den Stand gesetzt, von Renten leben zu können, wenn die Zeit sie zwingt, sich von den Geschäften zurückzuziehen und tugendhaft zu werden. Sie macht indessen noch keine Anstalten zu diesem Rückzuge. Sie wirft noch immer ihre Netze emsig aus, läßt die gefangenen Goldfische in denselben so lange zappeln, bis sie die goldenen Schuppen verloren und setzt sie dann auf's Trockene. Vor jedem ihrer Fenster hängt ein großer Käfig, in welchem je ein Turteltaubenpaar sich schnäbelt. Es sind dieß wahrscheinlich lebende Aushängeschilde, die das Metier der praktischen Liebe andeuten sollen. —

Die übrigen Bewohner dieses Hauses kenne ich nicht. Ich weiß nicht, wie viel Tugend und Laster, wie viel Glück und Elend, wie viel Geist und Talent hinter diesen Fenstern verborgen ist. Ein Haus in Paris ist oft eine Stadt im Kleinen und

zuweilen viel intereſſanter als manche kleine Stadt. Das Schickſal würfelt hier Menſchen und Zuſtände ſo bunt durcheinander und dichtet ſolch' pikante Novellen, daß die lebhafteſte Phantaſie unſerer pikanteſten Novellendichter ſich nur als Stümperin dagegen erweiſt. Könnten die Häuſer in Paris ihre Geſchichten erzählen, wahrlich, wir würden die Erfindungsgabe des Schickſals bewundern müſſen!

Druck von Kohler und Teller
in Offenbach a. M.

Paris und London.

Von

Ludwig Kaliſch.

Zweiter Band.

London.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Kohler und Teller in Offenbach a. M.

London.

Inhalt.

		Seite
I.	Von Paris nach London	1
II.	Ein Londoner Sonntag	32
III.	Ein Londoner Barbier, oder zehn Minuten in Todesangst	61
IV.	Smithfield	76
V.	Die Londoner Polizei	101
VI.	Die englische Küche	114
VII.	Ein Besuch in Bethlem	129
VIII.	Der Empfang des kaiserl. königl. österreichischen Feldzeugmeisters Havnau in London . .	149
IX.	Zwei Stunden unter den Quäkern . .	163
X.	Ueber das Flaniren in London . . .	179
XI.	Ein Prätendent	190
XII.	Merry Christmas	208
XIII.	Freiheit und Gleichheit	221
XIV.	Judge and Jury Society	237
XV.	Geld	255

I.

Von Paris nach London.

Als ich im Bahnhofe den um eilf Uhr abgehenden Zug erwartete, der mich nach Calais bringen ſollte, war es mir, als müßte ich mich von einer Geliebten trennen. Ich war in einer ſehr gedrückten Stimmung. Dazu kam noch, daß meine Freunde, die mich an den Bahnhof begleitet hatten, nicht aufhörten, Paris zu loben. Jeder zählte eine Reihe vortrefflicher Eigenſchaften der Hauptſtadt Frankreich's auf und fühlte ſich überaus glücklich, zurückbleiben zu können.

Während wir indeſſen über Paris ſprachen, füllte ſich der Warteſaal immer mehr mit Reiſenden aus den verſchiedenſten Nationen. Auch viele Deutſche waren darunter, meiſtens Flüchtlinge, die von London aus nach der neuen Welt gehen woll-

ten, um dort die Freiheit zu finden, für welche sie in ihrem Vaterlande umsonst Alles geopfert. Da gab es ein Küssen, ein Umarmen, ein Händedrücken und ein heimliches Thränenvergießen. Die Männer hielten sich ziemlich standhaft; die Frauen und Mädchen aber schluchzten laut und weinten sich die Augen roth. Der Himmel weiß, welche zarte, welche innige Bande durch dieses Scheiden auf immer getrennt wurden!

Endlich ging die Bahnhof-Thüre auf und Alles stürzte auf die Wagen zu, um sich einen guten Platz zu erobern. Ich erkeuchte mir einen Eckplatz und richtete mich so bequem wie möglich für die Nacht ein. Meine Bequemlichkeit sollte aber nicht lange dauern. Als nämlich der Zug abgehen wollte, stürzte eine Dame in den Wagen und brachte unsere Bänke in Unordnung. Sie hatte in der Mitte des Wagens Platz genommen; kaum war aber der Zug in Bewegung, als sie über Unwohlsein klagte. Sie war, in der Angst sich zu verspäten, so sehr dem Bahnhofe zugeeilt, daß sie jetzt die Folgen spürte und über Mangel an Luft klagte. Mein **vis-à-vis** räumte ihr sogleich den Platz ein und so saß sie nun mir gegenüber. Ich suchte ihr so viel wie möglich behülflich zu sein. Ich öffnete die Wagen-

fenſter: ich fächelte ihr Kühlung zu und goß ihr Kölniſches Waſſer auf's Schnupftuch. Nichts aber half. Nach einigen Minuten fiel ſie mir ohnmächtig in's Geſicht. Meine Verlegenheit war unbeſchreiblich. Die Ohnmächtige war eine ſehr junge, ſehr ſchöne Dame und die Ohnmacht vermehrte ihre Reize ſo ſehr, daß ich ſie, trotz der Unbequemlichkeit, recht gerne eine Viertelſtunde in meinen Armen gehalten hätte; zugleich ging mir aber der Zuſtand des armen Weibes ſehr zu Herzen.

In dieſem Kampfe zwiſchen meinem Egoismus und meinem beſſern Ich gewann dieſes ſchnell den Sieg und ich brachte die Ohnmächtige mit Hülfe meiner Nachbaren nach einigen Minuten wieder zur Beſinnung. Sie drückte mir dankbar die Hand und ſah mich dabei mit ſolchen warmen Augen an, daß mein armes Herz faſt zerſchmolz.

An der nächſten Station ſtieg ſie aus und wurde von ihrem Gatten, der ihrer wartete, in Empfang genommen. Ich ſah der Scheidenden einen Augenblick nach und ſuchte mein verblüfftes Herz wieder in Faſſung zu bringen. —

In meinem Wagen waren nun außer mir nur noch zwei Paſſagiere zurückgeblieben. Von dem Einen, der mir zur Rechten ſaß, konnte ich nichts

ſehen, als einen ungeheuern Schnurbart; denn er hatte die Kapuze ſeines Abdelkaders über den Kopf geſchlagen; von dem Andern, der mir gegenüber ſaß, konnte ich nicht viel mehr ſehen. Mein Gegenüber war ein kleines Männchen, dem die baumwollene Zipfelmütze bis an die Zähne ging.

Mein Nachbar zur Rechten drückte den Kopf in die Wagen-Ecke, legte ſeine langen Beine auf die Bank und ließ zwiſchen meinen Rippen und den Sohlen ſeiner Stiefeln kaum einen Fuß breit Raum übrig. Er ſchnarchte bald ſo heftig, daß er mir faſt die Ohren taub ſchlief. Mein kleines Gegenüber in der baumwollenen Schlafmütze ſchlummerte zwar nicht ſo hörbar; aber er hatte einen ſehr beweglichen Schlummer. Morpheus warf ihn nach kurzen Pauſen immer aus ſeinen Armen in die meinigen. So oft ich an der Hand des Schlafes in's Reich der Träume gehen wollte, fiel er mir an den Hals und ich mußte ihn wieder zurückwerfen. Bei dieſen Bewegungen machte die Quaſte ſeiner Schlafmütze die phantaſtiſchſten Sprünge. Sie richtete ſich bald ſtolz in die Höhe; bald flog ſie wie ein muthwilliger Schmetterling nach rechts und links, und bald ſenkte ſie ſich wie eine welke Lilie in unnennbarer Wehmuth tief hernieder, um

nach einigen Sekunden mir ſchelmiſch in's Geſicht zu fliegen, oder ſich mit meiner Naſe einen dummen Spaß zu erlauben.

So ging es die ganze Nacht hindurch. Ich verfluchte das kleine Männchen und alle Schlafmützen und war froh, als der Morgen zu dämmern begann. Mein ausgeſtreckter Nachbar zur Rechten erwachte und bemerkte, daß man nirgends ſo gut ſchlafe, als in einem weichen Bette. Während er dieſe Bemerkung machte, ſchraubte er ſich die Gelenke wieder in Ordnung.

Mein kleines vis-à-vis ſchlug endlich auch die Augen auf, wünſchte meinem Nachbar einen guten Morgen und wollte wieder einſchlafen; da ich aber jetzt an der Grenze angelangt war, wo ſich die Geduld von der blöden Gutmüthigkeit zu trennen pflegt und ihn alſo, wenn er mir an die Bruſt fallen wollte, nicht mehr menſchenfreundlich in die Ecke zurückwarf, ſo fiel er einige Male ſo hart auf meine Knie, daß er es für gut fand, auf die Fortſetzung ſeines Schlummers zu verzichten.

Er zog ſich nun die Schlafmütze vom Kopfe, rieb ſich die Augen, gähnte wie ein Abgrund, reckte ſich, gähnte wieder und knüpfte endlich ein Geſpräch mit meinem Seiten-Nachbar an, deſſen

Freund er zu ſein ſchien. Ich wurde bald mit in das Geſpräch gezogen und meine phyſiognomiſche Kenntniß erlitt einen nicht geringen Stoß, als ich den Namen meines vis-à-vis erfuhr. Ich hatte das kleine Männchen für ein Krämerchen gehalten, für ein Häringsſeelchen, das nicht über die Grenze ſeines Kramladens hinausreicht; aber wie hatte ich mich getäuſcht! Das kleine Männchen war der große Himmelſtürmer, der vielbeſprochene, vielbewunderte Poitevin, der vor einigen Tagen erſt auf einem Schimmel in die Wolken geritten war.

So wenig kann man dem Aeußern trauen!

Ich hörte nun von ihm, daß er nach London gehe, um dort einen Luft-Ritt zu verſuchen. Der Mann mit dem großen Schnurbart war ein Stallmeiſter und Eigenthümer des Pferdes, das ſchon viel höher geſtiegen war, als der Pegaſus irgend eines modernen Poeten.

Als ich Herrn Poitevin ein Kompliment über ſeine Courage machte, lächelte er beſcheiden und ſagte, daß die Sache viel gefährlicher ausſähe, als ſie in der That ſei. Man dürfe nur keinen Schwindel haben. Er ſitze, wenn er in und über den Wolken ſei, nicht immer auf dem Pferde, ſondern ſteige die Leiter auf und ab, die von der

Oeffnung des Ballons zu dem obern Ende deſſelben führe, um zu ſehen, ob Alles in gehöriger Ordnung ſei.

Schon die bloße Erzählung dieſes Auf- und Abſteigens erregte mir Schwindel und in der Angſt, aus dem Wagen zu fallen, bat ich ihn, einzuhalten. Er lachte und ſagte, es ſei eben Alles nur Gewohnheit. Wer immer an's Fallen denke, der würde niemals hoch ſteigen; und der Menſch könne ja doch nicht mehr als einmal den Hals brechen.

Gegen dieſe letzte Behauptung hatte ich nicht das Geringſte einzuwenden, fühlte aber, als er ſie machte, unwillkürlich an meine Kravatte und empfand mit innerem Wohlbehagen, daß mein Hals noch nicht aus den Fugen gegangen. —

Es war ein wüſter, unerquicklicher Morgen. Die Sonne ſchmollte hinter dem weinenden Gewölke, das von einem launiſchen Südweſt gejagt ward. Die Reiſe war alſo nicht ſehr angenehm; dazu kam noch, daß ſie ſich ſehr in die Länge zog. Wir glaubten nämlich, um acht Uhr Morgens in Calais anzulangen und hörten nun zu unſerm Verdruſſe, daß wir Calais vor der Mittagsſtunde nicht erreichen würden. Ergeben in den Willen der eiſernen Nothwendigkeit, ſchloſſen wir die Wagen-

fenſter, ſetzten uns ſo dicht wie möglich zuſammen und ſuchten uns durch Geplauder die Zeit ſo gut wie möglich zu vertreiben.

Gegen Mittag langten wir endlich in Calais an und hier erfuhren wir, daß vor vier Uhr kein Schiff nach Dover ginge, daß wir aber, wenn wir nicht durch ungünſtigen Wind auf der See aufgehalten würden, gleich nach unſerer Ankunft in Dover mit dem von dort abgehenden Zuge nach London kommen könnten.

Das Wetter hatte ſich unterdeſſen aufgeklärt und wir machten daher vor Tiſche einen Spaziergang durch das kleine, aber höchſt freundliche und gewerbthätige Städtchen, dem man das hohe Alter wohl anſieht. Die Engländer können es heute noch nicht verſchmerzen, daß ihnen Calais unter der Regierung der eben ſo bigotten als grauſamen Marie durch einen Handſtreich des Herzogs von Guiſe entriſſen worden.

An der Table d'hote kam ich zwiſchen Peitevin und einen alten Engländer zu ſitzen. Als man dieſem eine halbe Bouteille Wein vorſetzte, wies er das Getränke mit ſtolzer Verachtung zurück und forderte Cognac. Der Wirth, dem die Herzensneigung dieſes Engländers genau bekannt zu ſein

schien, machte dem Kellner Vorwürfe, daß er seine Gäste nicht besser kenne und setzte dem Engländer eine ziemlich ausgewachsene Karaffe Cognac vor, mit welcher dieser noch vor der Suppe eine vertraute Unterhaltung begann. Der alte Mann trank den Branntwein, wie man in der Gräfenberger Heil-Anstalt das Wasser trinkt. Da er kein Wort französisch verstand, knüpfte ich ein englisches Gespräch mit ihm an. Der Alte freute sich, daß mir die englischen Poeten so genau bekannt; und um mir zu zeigen, daß auch er sie gelesen, zitirte er nicht nur einzelne Strophen, sondern ganze Gedichte aus den englischen Klassikern, von Shakespeare bis Byron. Byron besonders war sein Liebling und er wußte dessen Werke im strengsten Sinne des Wortes auswendig. Währead er mich aber auf diese Weise mit einer Blumenlese der englischen Poesie regalirte, vergaß er durchaus nicht, süßen Trost aus der Cognac-Flasche zu schöpfen und mit einer ungeheuern Bravour in das Rindfleisch einzuhauen. Er aß, trank und deklamirte durcheinander und ich wußte nicht, ob er mit der Deklamation seine Tafelfreuden würzen, oder ob er durch die Tafelfreuden sich für die Deklamation kräftigen wollte.

Als ich ihn um sein Alter fragte, erwiderte er, daß er bereits das sechs und siebzigste Jahr zurückgelegt. Sechs und siebzig Jahre und ein solches Gedächtniß! Sechs und siebzig Jahre und ein solch' himmelschreiender Appetit! Und dabei war er noch ein poetisch fühlender Mensch. Ich konnte gar nicht begreifen, wie solch' ein ästhetisches Herz in der Nähe eines so weltbezwingenden Magens nicht aufgerieben würde.

Er hatte gerade eine schöne Stelle aus Byron's Giaour beendigt, als er wahrnahm, daß er auch die Karaffe Cognac beendigt hatte; er bestellte daher eine zweite und suchte ihr in aller Gemüthsruhe das Leben zu verkürzen. Ein anderer, mit gewöhnlichen Nerven begabter Mensch wäre nach so reichlichem Genusse des gebrannten Trankes seiner Zunge nicht mehr mächtig gewesen, oder hätte vielleicht gar schon unter dem Tische die Sünden gebüßt, die er am Tische begangen; der Alte aber blieb sich vor wie nach ganz gleich. Der Cognac spürte ihn viel mehr, als er den Cognac spürte. Eine solche gußeiserne Constitution ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ach, ich muß zu meiner Schande gestehen, daß der ehrwürdige Greis

einen kaum zu unterdrückenden Neid in mir erweckte. —

Als das Deſſert gebracht wurde, kam das Geſpräch auf Poitevin und ſeinen himmelſtürmenden Ritt. Der unbekannte, beſcheidene Poitevin wurde kirſchroth, als er ſich nennen hörte und ſein Muth allgemein gerühmt wurde. Ein junger Menſch, der mir gegenüber ſaß, ergriff nun das Wort. Der unſchüchterne Jüngling, ein Weinreiſender von Bildung und Geſinnung, hielt eine Vorleſung über Aeronautik und entfaltete dabei einen ſolch' reichen Mangel an Kenntniſſen, als ihm nur immer möglich war; und es war ihm Alles möglich! Als ihn Jemand fragte, ob er Poitevin habe aufſteigen ſehen, ſagte er: „Gewiß! Herr Poitevin iſt einer meiner intimſten Freunde. Ein prächtiger Menſch dieſer Poitevin! Ein Kerl wie ein Rieſe und verwegen wie der Teufel. Wir haben mancher Flaſche den Garaus gemacht und ich könnte ſehr intereſſante Geſchichten von ihm erzählen, wenn ich wollte."

Die Tiſchgeſellſchaft wurde neugierig und man bat ihn von vielen Seiten, einige dieſer intereſſanten Geſchichten zum Beſten zu geben. Er war ſchon im Begriff, der Aufforderung zu genügen,

als ich Poitevin, der nicht recht wußte, wie er dem Renommisten am besten in's Zeug fahren könnte, laut beim Namen rief.

Aller Augen richteten sich nun auf den Aeronauten und die Frage: „C'est Monsieur Poitevin?“ wurde allgemein.

In welche Verlegenheit der arme Weinreisende durch die unvermuthete Anwesenheit des Luftreiters gerieth, kann man sich leicht denken. Die Gesellschaft, die diese Verlegenheit und die Ursache derselben sogleich merkte, lachte laut und forderte ihn auf, seinen alten Freund zu begrüßen. Der artige Poitevin, der mit dem vorlauten Schwätzer Mitleid hatte, sagte, daß er sich wohl erinnere, einst mit ihm in Gesellschaft gewesen zu sein. „Aber „„der Kerl wie ein Riese““, wo steckt denn der?“ fragte man lachend von allen Seiten, indem man den kleinen Poitevin betrachtete.

„Es ist schon lange her, daß ich den Herrn gesehen“, antwortete Poitevin; „seit jener Zeit bin ich vielleicht gewachsen.“

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese satyrische Antwort. Der Weinreisende fand es jedoch für gut, sich so unbemerkt wie möglich zu entfernen.

Indessen war die Zeit zur Abreise herangenaht;

die „Königin von Belgien“ erwartete uns an der Hafenbrücke. Sie, die Königin nämlich, ſchien ſehr ungeduldig: ſie wiegte ſich von einer Seite zur andern, als würde ihr die Zeit zu lange. Der Himmel war klar und die Sonne blickte lächelnd auf das Meer, mit deſſen Wellen eine muntere Briſe ſchäkerte. Die Hafenbrücke war ungewöhnlich belebt. Reiſende, die aus Angſt, ſich zu verſpäten, herbeieilten; Hausknechte, mit buntem Gepäcke beladen, und müßige Zuſchauer drängten, drückten und ſchoben ſich nach rechts und links. Um dieſe Scene noch maleriſcher zu machen, kamen Gruppen hochaufgeſchürzter Fiſcherinnen vom Meeresſtrande, Netze auf den Schultern und Körbe auf den Köpfen tragend. Es waren meiſtens ſchöne weibliche Geſtalten mit ſonnverbrannten Geſichtern und ſchwarzen, lebhaften Augen.

Ich weidete mich an dieſem lebhaften Treiben und athmete mit unbeſchreiblichem Behagen die Seeluft ein.

Aber eine Viertelſtunde nach der andern verging; vier Uhr war längſt vorüber und noch machte die Königin keine Anſtalt zur Abreiſe. Ich hatte mir immer die Seeleute ſo pünktlich gedacht und konnte dieſe Saumſeligkeit nicht begreifen. Ich er-

kundigte mich nun nach der Urſache derſelben und hörte, daß man noch auf einen höchſt vornehmen Paſſagier, auf einen deutſchen Prinzen, warte. Sämmtliche Reiſende gaben ihren Unwillen über dieſe Verzögerung laut zu erkennen; ich aber, der ich ein deutſches Herz habe, aus welchem die natürlichen Unterthanengefühle noch nicht verſchwunden, faßte mich in Geduld und ſagte meinen Reiſegefährten, daß Prinzen im Allgemeinen und deutſche Prinzen im Beſondern nicht gerne für das Fortkommen Anderer ſorgten; das läge in ihrer Natur.

Nach einiger Zeit kam die prinzliche Bagage, nämlich die Effekten und ein halb Dutzend Domeſtiken, an Bord. Die Domeſtiken trugen an ihrer Livree große gekrönte Knöpfe und blickten mit ſouveräner Verachtung auf unſere ungekrönten. Nun gab es ein Rutſchen, ein Schieben, ein Karren auf dem Verdecke und Alles wurde von den vielen Koffern, Schachteln, Kiſten und Kaſten hin- und hergeſtoßen. Der Prinz ſchien ſein ganzes irdiſches Gut aufs Schiff geſchickt zu haben. Ich zählte nicht weniger als dreiundzwanzig durchlauchtigſte Nachtſäcke. Endlich kam der Prinz mit ſeiner Gemahlin; er, ein ſchmächtiger, ariſtokratiſch zugeknöpfter Vierziger mit einem unumſchränkten Ge-

sichte; sie, ein junges, schönes, schlankes Weib mit feinen, vornehmen Zügen. Der Prinz hatte am rechten Arme seine Gemahlin und unter dem linken trug er ein elegantes Etui; er hielt dieses Etui so fest an's Herz gedrückt, daß ich überzeugt bin, es hat sein Scepter und seine Krone darin gelegen.

Nach der Ankunft des Prinzen stellte sich der Kapitän auf den Radkasten. Die Königin von Belgien wurde nun vom Brückenpfeiler losgebunden und nach einigen Minuten befanden wir uns in der See. Die Gesellschaft war durch das heitere Wetter sehr heiter gestimmt. Die Männer rauchten behaglich ihre Zigarren und die Damen scherzten mit den Herren und waren guter Dinge. Mein Herz pochte vor Freude, als ich das Brausen der dunkeln Meereswogen vernahm, die sich wie junge ungezügelte Rappen bäumten. Lange Zeit stand ich am Gitter des Verdeckes und sah hinaus in's Weite, mit tausend verschiedenen Gedanken beschäftigt, von tausend lebhaften Gefühlen bewegt.

Aber das Meer wurde immer unruhiger und warf die Königin von Belgien so heftig hin und her, daß es mir schwer ward, aufrecht stehen zu bleiben. Als ich mich umwendete, fand ich die

Gesellschaft sehr verändert. Die Herren hatten die Zigarren weggeworfen und ließen die Köpfe hangen und die meisten Damen hatten die Kajüte aufgesucht. Die Prinzessin lag auf dem Verdecke hingestreckt, gehüllt in einen veilchenblauen seidenen Mantel. Ihr schönes Gesicht war auffallend bleich. Vor ihr stand eine Porzellan-Vase, auf welcher Apollo und die neun Musen gemalt waren. In unsäglicher Wehmuth richtete die Prinzessin das matte Auge auf die griechischen Gottheiten. Einige Schritte von ihr entfernt saß auf einem ungeheuern, schwarzledernen und mit unzähligen blanken messingenen Nägeln geschmückten Koffer ihr Gemahl, der Prinz von dreiundzwanzig Nachtsäcken, und schien um seine Gattin ängstlich besorgt. Was halfen ihr in diesem Augenblicke, wo sich ihr ganzes Innere gegen sie empörte, ihre Durchlaucht? Sie hätte in ihrem bittern Weh gewiß das halbe Dutzend Domestiken für ihre Genesung hingegeben.

Ich gemeiner Demokrat befand mich wohl und munter und freute mich der aufgeregten Wellen, deren dumpfes Brausen mir wie heilige Orgeltöne klang. Indessen dauerte mich doch der unästhetische Zustand, in welchem die Prinzessin sich befand. Ihr unästhetischer Zustand wurde immer unästhe-

tischer, und Apollo und die neun Musen auf der Porzellan-Vase erhielten durch die durchlauchtige Uebrigkeit ein ganz miserabeles Ansehen. Noch niemals sind die schönen Künste von einer fürstlichen Person so schlimm behandelt worden.

Der Prinz, der im Augenblicke nicht wußte, wie er seinem Schmerz über den Zustand seiner Gattin Luft machen sollte, zankte mit den Bedienten. Sein Zorn schien indeß nicht sehr geistreich zu sein. Er nannte jeden seiner Domestiken „Esel", ohne Abwechselung, ohne verzierendes Epitheton. Höchst komisch war es, daß sich jeder Domestik tief verneigte, sobald er mit seinem grauen Titel entlassen wurde. Die Prinzessin wurde indessen durch die Grobheit ihres Gemahls den Bedienten gegenüber von ihrem Uebel nicht geheilt.

Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch bald von einer andern Seite in Anspruch genommen. Eine junge Französin legte sich nämlich mit gebrochenem Herzen zu meinen Füßen hin und wartete mit halbgeschlossenen Augen auf die abscheuliche Krisis. Den schwarzen Lockenkopf auf die rechte Hand und den Ellenbogen auf den Boden gestützt, lag sie vor mir hingestreckt wie die büßende Magdalena von Coreggio, höchst malerisch für den Zuschauer, aber

höchſt unangenehm für ſie ſelbſt. Sie ſchien indeſſen eine ſtärkere Conſtitution zu haben, als die deutſche Prinzeſſin; denn die gefürchtete Kriſis trat nicht ein und ſobald wir die engliſche Küſte gewahrten, ſchlug ſie die großen, dunkeln, lebhaften Augen auf und erhob ſich vom Boden.

Nach einer Fahrt von dritthalb Stunden langten wir in Dover an.

Alles drängte nun dem Landungsplatze zu; ich aber, der ich erſt mein Beſitzthum in Sicherheit wiſſen wollte, ſtand noch in der Nähe meiner Effekten und ſah mich mit ſehnſüchtigem Auge nach einem Packträger um. Meine zeitlichen Güter beſchäftigten mich ſo ſehr, daß ich erſt nach einer Weile einen Menſchen am Ufer bemerkte, der, höchſt freundlich und wie es ſchien als ein alter Bekannter, mir zurief zu ihm zu kommen, meine Effekten würden nach dem Guſtom Houſe geſendet werden. Ich eilte nun an's Ufer, wo mich der bekannte Unbekannte gleich am Arme faßte und mir verſprach, für mich und das Meinige Sorge zu tragen. Der Menſch überhäufte mich ſo ſehr mit Liebkoſungen und Freundſchaftsverſicherungen, daß ich in die angenehmſte Verwunderung gerieth. Als ich ihn fragte, wann der nächſte Zug nach London

ginge, erwiederte er, daß wir davon ſpäter ſprechen würden, ich ſollte ihm nur in das Hotel folgen, wo Alles zu meiner Erholung und Erfriſchung bereit wäre. Er ſprach ein ſehr ſchlechtes Engliſch, und als ich ihm ſagte, daß ich ein Deutſcher ſei, fing er an, ſeine Freundſchaftsverſicherungen gegen mich in ein noch ſchlechteres Deutſch zu überſetzen.

Kaum hatte ich fünfzig Schritte an ſeinem rechten Arme zurückgelegt, als ein anderer Menſch mit ſprudelnden Freundſchaftsbetheuerungen auf mich zuſtürzte, mich am andern Arme faßte und ſtierlich ſchwur, auf's Beſte für mich ſorgen zu wollen. Als ich ihm ſagte, daß mein hochachtbarer Freund am rechten Arme die menſchenfreundlichſte Sorge um mich bereits übernommen, erwiederte er, daß ich keiner falſchen Freundſchaft leichtgläubig trauen ſollte, zog mich näher an ſich und drückte ſich an mein Herz. Das konnte mein Freund am rechten Arme nicht ſtillſchweigend hingehen laſſen. Er beſchwor mich bei Allem, was Allen heilig iſt, nicht auf einen Heuchler zu hören, deſſen überzuckerte Redensarten nur dazu dienten, den harmloſen Wanderer in verderbliche Netze zu locken, und zog mich heftig an ſich; worauf aber der Freund an meinem linken Arme mich noch heftiger an ſich zog.

Dieſes Hin- und Herziehen wurde immer lebhafter und bald wurde ich von dem Freundſchaftsfieber der beiden Menſchen ſo gewaltig geſchüttelt, daß es mir um meine Gelenke bange ward. Meine Schmerzen zu vermehren, kam nach einigen Minuten ein Dritter hinzu, der die beiden Erſten an Heftigkeit der Zuneigung gegen mich weit übertraf. Da ich keine Arme mehr zur Verfügung hatte, faßte er mich an der Bruſt, machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich mich mit den zwei Menſchen eingelaſſen, die mich auf Abwege führen wollten und beſchwor mich, die Augen zu öffnen, ehe es zu ſpät ſei, und ihm, dem wahren, dem aufrichtigen Freunde zu folgen. Er geberdete ſich dabei ſehr heftig gegen die beiden Anderen, welche mich jetzt noch feſter an den Armen hielten. Es entſtand nun ein lebhaftes Dreigeſpräch zwiſchen ihnen, und während ich ſie umſonſt bat, mir ihre ſchätzbare Freundſchaft zu entziehen und mich der Freiheit wieder zu geben, kam ein Vierter, faßte mich von hinten an den Rockſchößen und verſicherte, indem er ſeinen Kopf auf meine Schultern legte und mir mit ſeinem borſtigen Backenbarte das Geſicht aufkratzte, daß ich unfehlbar meinem Verderben entgegengehen würde, wenn ich mich nicht ſogleich

von den drei Verführern losriſſe; ſie trügen Honig auf der Zunge und Galle im Herzen; er hingegen ſei ein Feind von ſüßen Worten und ſchönen Redensarten und ich ſollte ihm vertrauen und ihm in ein Gaſthaus folgen, wo ich wie im Schooße meiner eigenen Familie ſein werde.

Die drei Freunde warnten mich nun ihrerſeits vor dem Vierten, den ich nicht ſehen konnte, da er mir ſeine Freundſchaft ſo zu ſagen meuchlings aufdrang. Er befand ſich hinter meinem Rücken und ließ, trotz der Anſtrengung der Uebrigen, ihn zu verdrängen, meine unglückſeligen Rockſchöße nicht los. Ich wurde nun von dieſen Menſchen nach allen vier Himmelsgegenden gezogen. Kaum hatte mich ein Freund nach Oſten gezerrt, ſo ſchob mich der Andere nach Weſten; und während mich der Dritte nach Norden riß, ſuchte der Vierte mich rücklings nach Süden zu ſchleppen. Ich fürchtete ernſtlich, von dieſer fanatiſchen Freundſchaft geviertheilt zu werden und kam auf den Gedanken, es müßte mir eine Zauberin bei meiner Landung in England eine unwiderſtehliche Grazie verliehen haben, die Jedermann unwillkürlich in meine Nähe ziehe, um mir ſklaviſch zu dienen.

Die Zudringlichkeit wurde mir indeſſen doch zu

arg und ich fing einen Kampf auf Tod und Leben mit den vier Quälern an. Bald sah ich auch, daß es keinesweges meine zauberische Anmuth war, welche mir die vier zudringlichen Freunde an den Hals gezogen; ich gewahrte nämlich, als ich mich von ihnen losriß, einige Schritte von mir meine zwei Reisegefährten, den Herrn Poitevin und den Stallmeister, von einem ganzen Haufen solcher dienstfertigen Menschenfreunde umgeben und vergebens bemüht, sich aus dem Knäul heraus zu arbeiten. Bald flossen meine Freunde mit denen meiner Reisegefährten wie zwei Tintenklekse in einen zusammen und nun war gar keine Hülfe mehr zu hoffen. Wenigstens zwei Dutzend Hände hatten uns nun gefaßt und zerrten uns nach den verschiedensten Gasthäusern. Da kam ich endlich auf den glücklichen Gedanken, die Asche der Zwietracht, die in dem Busen unserer Nebenbuhler bereits tückisch glimmte, zur lichten Lohe anzufachen. Ich hetzte durch gleißnerische Worte Einen gegen den Andern und sah bald meinen Zweck vollkommen erreicht. Nachdem sie sich einige Minuten die heftigsten Grobheiten in's Gesicht geworfen, warfen sie sich die Fäuste in's Gesicht und es entstand ein Monstre-

Boxen, während deſſen meine beiden Reiſegefährten und ich das Weite ſuchten.

Wir flohen in's Cuſtom Houſe und dankten dem Schickſale für unſere Rettung. Poitevin bemerkte, er wolle eher auf einem Beſenſtiele in die Wolken reiten, als noch einmal in die Hände ſolcher zudringlichen Menſchen gerathen; der Stallmeiſter aber bemerkte gar nichts, ſondern brummte in den Bart und ordnete ſeinen Anzug, der im Kampfe gegen die Menſchenfreunde aus den Fugen gegangen war.

Die enge Flur des Cuſtom Houſe war von Reiſenden gefüllt, die auf die Unterſuchung ihrer Effekten harrten. Die Thüre des Saales, in welchem die Unterſuchung vorgenommen wird, war von innen verſchloſſen und wurde nur immer geöffnet, wenn eine gewiſſe Anzahl Reiſender abgefertigt war. An der innern Seite dieſer Thüre war ein hölzerner Schieber, der von einem im Saale ſich befindenden Wärter aufgeſchoben wurde, ſobald er eine neue Anzahl Harrender einzuladen hatte. Ich wollte gerne mit dem nächſten Zuge nach London abreiſen und drängte mich mit vielen Anderen, die eben ſo klug waren wie ich, an die verhängnißvolle Thüre, um ſchneller abgefertigt zu

werden; ich hörte aber bald zu meinem Schrecken, daß von den Zollbeamten die reisende Menschheit in zwei Klassen getheilt würde, in eine Klasse, die nur ein einziges Stück Bagage und in eine andere, die deren mehrere besitzt. Die erste Klasse werde zuerst abgefertigt. Da ich nun leider zwei Koffer und eben so viel Nachtsäcke und noch obendrein eine lederne Hutschachtel alten Styls besaß, so gehörte ich zur zweiten Klasse und mußte warten. In meiner Ungeduld verfluchte ich meinen ledernen Reichthum und ward von giftigem Neid erfüllt gegen das lumpige einpackige Geschlecht, das mir nun den Rang abgewinnen sollte. „Ach, was wir Besitzenden nicht Alles zu leiden haben!“ dachte ich und biß die Zähne grimmig zusammen.

Ueber eine Stunde harrte ich vor dem hölzernen Schieber. Einer nach dem Andern wurde abgefertigt und konnte seiner Bestimmung nachgehen; nur ich hatte noch keine Aussicht auf Erlösung. Ich knirschte mit den Zähnen und verzweifelte schier in dem drückenden Bewußtsein meiner Koffer und Nachtsäcke. Endlich, nach zwei Stunden entsetzlichen Harrens, wurde ich in den Saal eingelassen. Ich war der Letzte, dessen Effekten untersucht wurden. Hastig öffnete ich nun die Kerker, in denen meine

Schätze schmachteten; als ich aber die Nachtsäcke entriegeln wollte, sah ich zu meinem Schrecken, daß sich nur einer davon vorfand. Der schönere, der bessere fehlte. Ich gerieth in heftigen Zorn; ich stampfte mit den Füßen und ballte die Fäuste. So verzweiflungsvoll lief Ceres nicht nach der geraubten Tochter herum, als ich im Saale des Custom House nach meinem entführten Nachtsacke lief. Aber er war nicht zu finden. Endlich kam einer der Wärter auf den Gedanken, er, mein Nachtsack nämlich, müßte irrthümlicher Weise unter die Nachtsäcke des Prinzen gerathen sein. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß der Prinz trotz seines unzähligen Gepäckes dennoch zuerst abgefertigt worden. Ach, vor Prinzen beugt sich das Gesetz in jedem Lande, und die Justiz ist immer blind, wenn eine Durchlaucht haben will, daß sie nicht sehen soll. Aber ich muß gestehen, daß dieser Umstand gerade keinen sonderlich günstigen Eindruck in Bezug auf die Beamten des freien Albion's auf mich hervorbrachte.

Es wurde nun ein Eilbote an Se. Durchlaucht gesendet, während ich in banger Erwartung da saß und mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit die Scheiben zählte. Endlich kam der Bote mit meinem vermißten Gute zurück. Mein demokratischer Nacht-

ſack hatte ſich wirklich unter den legitimen Nachtſäcken des Prinzen befunden. Er wird dort durch ſeine plebejiſche Gegenwart einen ſchönen Schrecken verurſacht haben!

Faſt drei Stunden waren nun ſeit meiner Ankunft in Dover unter Sorgen und Mühen, unter Verdruß und Aufregung verſtrichen. Der letzte Zug nach London war längſt abgegangen und ich war nun genöthigt, in Dover zu übernachten.

Müde durch die zwanzigſtündige Reiſe und durch die ausgeſtandenen Plackereien, ging ich ſo früh wie möglich zu Bette und fiel bald dem Schlaf in die Arme. Kaum aber hatte mich derſelbe in die romantiſche Welt der Träume geführt, als ich durch einen Dialog im Nebenzimmer zur Linken geweckt wurde. Dieſer Dialog war höchſt lebhaft, und ich überzeugte mich bald, daß in dem Nebenzimmer ein Drama aufgeführt wurde, das ſich weniger durch die Neuheit des Stoffes, als durch die Auffaſſung und Behandlung deſſelben auszeichnete. Die handelnden Perſonen waren ein Gatte und ſeine Gattin. Die Gattin — ſo erfuhr ich aus dem Dialoge — hatte ihren Gatten verlaſſen, um in Dover den Mann zu finden, dem ſie in Paris ihr Herz geſchenkt. Dieſer Mann hieß

Eduard und war einfältig, schlecht, niederträchtig. So wenigstens hörte ich den Gatten behaupten, dessen Urtheil aber in diesem Falle wahrscheinlich nicht kalt genug war, um unbedingten Glauben zu verdienen.

Die Vorbereitungen zur Flucht seiner Gattin blieben ihm nicht verborgen. Er hatte einen Brief aufgefangen, den Eduard an sie gerichtet und in welchem die Zeit zu ihrer Flucht genau bestimmt war. In Dover sollten sich die Liebenden begegnen und dann auf den Fittigen der Liebe, oder in's Unpoetische übersetzt: auf der Eisenbahn, nach London fliegen. Der Gatte (wie zum Hohne hieß er Felix) siegelte den geöffneten Brief so geschickt wieder zu, als wäre er im schwarzen Kabinet in Wien ein halbes Jahrhundert lang angestellt gewesen; und als er merkte, daß seine Frau nichts merkte, daß er etwas gemerkt habe, sagte er ihr, daß er in Geschäfts-Angelegenheiten nach Dijon reisen müsse, küßte und umarmte sie, ging nach Dover und wartete dort ihre Ankunft ab, in der grausamen Absicht, einen Liebesbund zu trennen, den er in seiner schlichten Einfalt nicht für berechtigt hielt.

Kaum war Monsieur Felix abgereist, als Madame Felix, keine Arglist wähnend und nicht ahnend,

daß auch sie einmal von ihrem Gatten hintergangen werden könnte, Kisten und Kasten mit dem Werthvollsten im Hause füllte und nach Dover ging. In Dover suchte sie den vergebens, den sie zu finden so sicher war, nämlich Eduard, den Geliebten ihres Herzens; sah aber, als sie einige Zeit im Zimmer ihres Hotels war, den, welchen zu sehen sie nicht gehofft, oder vielmehr nicht gefürchtet hatte, nämlich Monsieur Felix.

Dies ist die Exposition des Dramas; den Augenblick des Wiedersehens der beiden Ehehälften hatte ich leider verschlafen. Monsieur Felix sagte, daß ihre Untreue ihn gar nicht so schmerzen würde, wenn der Gegenstand ihrer Liebe geistreich oder schön wäre; der Gegenstand ihrer Liebe sei aber keins von Beiden und dies mache ihrem Verstande und ihrem Herzen wenig Ehre und thue ihm wehe, sehr wehe. Madame Felix, an deren Stimme ich meine Reisegefährtin zu erkennen glaubte, die bei der Ueberfahrt von Calais Coreggio's büßende Magdalena darstellte, Madame Felix schluchzte, seufzte, weinte und begleitete diese Ausbrüche des Schmerzes häufig mit den dramatischen Worten: **Barbare! monstre! traître** und **Judas!** (Der letzte Titel bezog sich wahrscheinlich auf die Küsse,

die ihr Gemahl ihr gegeben, als er die verrätherische Reise antrat.)

Monsieur Felix hätte den dramatischen Effekt bedeutend verstärken können, wenn er die Ankunft des Geliebten seiner Gattin abgewartet hätte und dann wie ein Donnerwetter zwischen die Scene des Wiedersehens gefahren wäre. Aber erstens schien Monsieur Felix kein dramatisches Talent zu besitzen; zweitens ließ Monsieur Eduard, wahrscheinlich durch einen Vorfall aufgehalten, auf sich warten, statt in banger Sehnsucht am Hafen zu Dover die Ankunft seiner Geliebten erwartet zu haben und endlich drittens liebte Monsieur Felix die Madame Felix zu sehr, um mit ihr zu brechen. — Ach, wie viel Weiber gibt's doch unter uns Männern!

Madame Felix schluchzte, seufzte und weinte so lange und rief so oft **barbare, monstre, traître** und **Judas**, bis Monsieur Felix die Madame Felix förmlich um Verzeihung bat. Diese ließ sich aber nicht so leicht erweichen und erst nach seinen wiederholten Bitten und nach heißem Flehen und nach den feierlichsten Versicherungen, das Briefgeheimniß künftig mehr zu achten, nahm sie ihn wieder in

Gnaden auf und versprach, am folgenden Morgen mit ihm nach Paris zurück zu kehren.

Mich ließen meine gemischten Empfindungen nach dem friedlichen Schlusse des Dramas im Nebenzimmer nicht schlafen. Ich schäumte vor Wuth über das Hornvieh Felix und erst nachdem ich meinen Zorn an den unschuldigen Kopfkissen ausgelassen und mir dabei an der Kopflehne des Bettes fast das linke Auge ausgestoßen, gab ich mich sanfteren Regungen hin und fühlte einen überaus süßen Trost in meinem ehelosen Dasein. Nicht um die Welt hätte ich in diesem Augenblicke verheirathet sein mögen.

Nach einer langen konfusen Gedanken-Kritik über das von meiner Wandnachbarschaft aufgeführte bürgerliche Schauspiel und über die Ehe im Allgemeinen, schlief ich endlich ein. Am andern Morgen hatte ich zum ersten Mal den Vollgenuß einer englischen Gasthof-Rechnung. Die Augen gingen mir über, als ich die spitzbübischen Zahlen auf dem Papiere sah. Jede Ziffer war ein Todesschreck für meine nervenschwache Börse. Mit blutendem Herzen zahlte ich die Rechnung und hatte in meiner Zerknirschung nur die schöne Beruhigung, daß ich nicht das einzige Opfer dieser Beutelschneiderei

war. Meinen Reisegefährten war es nicht besser, ja Einigen von ihnen war es noch viel schlimmer ergangen.

Wir überzeugten uns bald; daß die Gastwirthe in Dover mit den dortigen Zollbeamten in einem geheimen Einverständniß stünden und daß von diesen die Reisenden absichtlich aufgehalten würden, damit sie in Dover übernachten müssen.

Und doch mußte Jeder von uns, dem nur ein Bischen Frömmigkeit im Herzen schlummerte, dem Schöpfer danken für die Rettung aus einer großen Gefahr, die uns bevorstand. Wären wir nämlich eine Stunde später in Dover angekommen, so würde man uns an demselben Tage nicht mehr untersucht haben, und da der folgende Tag ein Sonntag war, so hätten wir vielleicht bis Montag in Dover warten müssen und wären sammt und sonders eine Beute der dortigen Gastwirthe geworden.

Um sieben Uhr Morgens verließ ich Dover und langte um die Mittagsstunde in London an.

II.

Ein Londoner Sonntag.

Wenn ich, um von dem Londoner Sonntag zu sprechen, mit dem Sonnabend-Abend beginne, so liegt der Grund weder in der deutschen Gründlichkeit, die gerne mit dem Uranfange jedes Anfanges anfängt, noch in einer sklavischen Nachahmung der biblischen Schöpfungsgeschichte, die jeden Tag mit dem ihm vorhergehenden Abend beginnen läßt: sondern deßhalb, weil ein Londoner Sonntag ohne den Sonnabend-Abend gar nicht verständlich ist. Ein Sonnabend-Abend in London gehört auch zugleich zu dem Interessantesten, was man in dieser ungeheuern Stadt sehen kann. An diesem Abend erhält die arbeitende Klasse ihren Wochenlohn und holt sich ihren Vorrath für den kommenden Tag. Da sie nun erst gegen Abend ihren Lohn erhält,

ſo bleiben ihr für die herbei zu ſchaffenden Lebensmittel nur einige Stunden übrig; und wenn man bedenkt, wie groß die Zahl dieſer Klaſſe in London iſt und wie dicht gedrängt ſie in einzelnen Theilen der Rieſenſtadt zuſammen wohnt, ſo kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, wie lebhaft das Treiben in jenen Stunden ſein muß.

Nur an einem Samſtag-Abend kann man ſehen, wie ungeheuer die Bevölkerung London's iſt. Wer dann zwiſchen acht und zehn Uhr die armen und ärmſten Straßen beſucht, die in Clerkenwell, Shoreditſch und ähnliche gewerbtreibende Stadttheile einmünden, der wird von einem Schauſpiele überraſcht werden, das in der ganzen Welt ſeines Gleichen nicht mehr hat. Es iſt ein Treiben, ein Drängen und Drücken, ein Eilen, Jagen und Hetzen nach Mundvorrath, als ob es gälte, ſich auf ſieben Hungerjahre zu verproviantiren. Nicht nur ſind die Metzgerläden voll gefüllt, ſondern die ganze Fronte der Metzgerhäuſer, vom Erdgeſchoſſe bis zum Giebel hinauf, ſind von Hammels- und Kalbskeulen, von Schinken, Lendenſtücken und geräuchertem Specke ganz bedeckt, ſo daß dieſe Häuſer das Ausſehen ungeheuerer Fleiſchberge gewinnen. Vor dieſen Häuſern gehen die Metzger, wie die Markt-

ſchreier vor den Meßbuden, auf und ab und ſuchen durch ihr unausgeſetztes „buy! buy! buy!“ ſich Kunden herbeizuheulen. Die Fleiſchhändler ſtehen aber auch zuweilen in der Mitte der Straße, ſo recht in der Brandung der Menſchenwogen, und bieten unter entſetzlichem Geſchrei ihre Waaren feil. So habe ich ſehr häufig Metzgerburſchen geſehen, die in der Mitte der Gaſſe auf einem Stuhle oder auf einem Tiſche ſtanden und in den hoch emporgehobenen Händen Hammelskeulen hielten und die Herrlichkeiten des Fleiſches laut anprieſen. Sie thaten dies nicht ohne gewiſſe Beredſamkeit, aber mit ſolch' kreiſchender Stimme, daß jedes nur einigermaßen zart organiſirte Trommelfell krampfhaft erzittern mußte.

Der Engländer gehört zu den fleiſchfreſſenden Thieren. Fleiſch iſt der erſte und letzte Gedanke, der einen engliſchen Magen beſchäftigt; alles Andere iſt ihm Nebenſache. Daher iſt denn an den Samſtag-Abenden das Gedränge hauptſächlich an den Metzgerläden; und Diejenigen, deren Mittel nicht hinreichen, in dieſen Läden Einkäufe zu machen, ſind eben ſo ſchweren Gemüthes, wie einſt die Juden, als ſie von der heißen Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen Egypten's übermannt wurden. Dieſe Armen

müſſen ſich dann mit den Fiſchen begnügen, die auf dieſen Straßen in ungeheuerer Menge in Läden oder auf Ständen feilgeboten werden. Man kann kaum zehn Schritte gehen, ohne auf einen ſolchen Stand zu ſtoßen. Es ſind Fiſche, die jede Naſe auf's unangenehmſte erinnern, daß ſie den Verweſungsprozeß bald überſtanden haben werden. Ja, viele unter dieſen Fiſchen ſind beinahe ſo lange auf dem Lande todt, als ſie im Waſſer gelebt haben. Und doch gibt es noch eine große Zahl, deren Mittel ſelbſt zur Anſchaffung dieſer ekelhaften Koſt nicht hinreicht, die ihren leeren Magen mit leeren Hoffnungen abſpeiſt und die nur von der Gunſt des Zufalls die Befreiung von dem tyranniſchen Hunger erwartet.

Manche, deren Gewiſſen ſo weit iſt, daß ſich darin der Unterſchied zwiſchen Mein und Dein gänzlich verliert, benutzen das Gedränge in dieſen Straßen, um durch eine nicht genug zu bewundernde und zu fürchtende Fingerfertigkeit das Dein in Mein zu verwandeln. Dieſe Verwandlung geſchieht ſo ſchnell, daß der rechtmäßige Eigenthümer, ſobald er den Verluſt ſeines Eigenthums bemerkt, von Bewunderung für die Virtuoſität des unrechtmäßigen hingeriſſen wird. Es iſt keine

Tasche unergründlich genug, um die langen Finger abzuhalten, sich in dieselben zu versenken. „Nichts haben" ist die beste Waffe gegen solche Eingriffe; denn kein Scharfsinn, um das Seinige zu verbergen, ist so groß, wie der Scharfsinn Derjenigen, die durch Studium, Talent, Neigung und bittere Noth gelehrt worden, das Verborgene aufzufinden und sich anzueignen. Sie werden auf den Straßen, von denen hier die Rede ist, an den Samstag-Abenden durchaus nicht von der Dunkelheit unterstützt; denn diese Straßen sind dann durch dicke Gasflammensäulen, die vor jedem Hause und vor jedem Laden brennen, tagesbell erleuchtet. Aber sie benutzen das Gedränge, und während man Einem ausweichen will, von dem man an der rechten Seite gedrängt wird, hat ein Anderer, der mit ihm im Einvernehmen steht, die linke Seite geplündert. —

Eben so lebhaft, wie auf diesen Straßen, ist es in den Public Houses, in den Bier- und Branntweinschenken. Diese sind an jenen Abenden stets überfüllt. Jedes Geschlecht, jedes Alter ist hier vertreten. Der Jüngling und der Greis am Stabe leert hier, gleichsam vor Thorschluß, eine Pinte nach der andern, und Mancher beschließt den

Sonnabend damit, daß er erſt aus ſeinem Rauſch erwacht, wenn die Hälfte des Sonntags bereits vorüber. Die Frauen wetteifern in dieſer ſchönen Gewohnheit des Daſeins und des Wirkens mit den Männern, und das widerwärtige Schauſpiel, Frauen betrunken zu ſehen, ein Schauſpiel, das jeden nur halbwegs Feinfühlenden mit Ekel, Verachtung und tiefem Mitleid erfüllen muß, zeigt ſich beſonders am Vorabend der heiligen Sonntagsfeier in London ſo häufig, daß man ſich unter Barbaren verſetzt glaubt.

Wenn ich hier von betrunkenen Frauen ſpreche, ſo verſtehe ich darunter nicht einen leiſen Anflug von einem Rauſche, ſondern das Stadium des abſoluten Von-ſich-ſeins. Man hat auf dem Kontinente gar keinen Begriff von der beſtialiſchen Saufluſt, die in London herrſcht und deren abſcheuliche Wirkung man hier auf öffentlicher Straße ſo häufig ſieht.

Ich werde den Eindruck nie vergeſſen, den ich empfand, als ich in London zum erſten Male eine betrunkene Frau geſehen. Da ihr die Füße jeden Dienſt verſagten, hatte ſie ſich in der nächſten Nähe einer Goſſe hingeſtreckt, ſo daß man über ſie wegſtolpern mußte; und hier blieb ſie ſo lange, bis

ſie an jedem Arme von einem Policeman gefaßt und mit unſäglicher Mühe davongetragen wurde. Ich war durch dieſe Scene von einem ſolchen Abſcheu erfüllt, daß ich mich faſt ſchämte, ein menſchliches Antlitz zu tragen. Als ich einem Engländer mein Entſetzen vor einem ſolchen Anblicke ſchilderte, kam ich ihm faſt wie ein Wahnſinniger vor. Die Engländer ſind an dergleichen Schauſpiele gewohnt. Ich habe ſie zwar ſeit jener Zeit unzählige Male geſehen; aber mein innerſtes Gefühl empört ſich immer noch dabei.

Ich habe zwei Jahre in München gelebt, deren Einwohner doch wegen ihrer Trunkſucht in Deutſchland ſo ſehr berüchtigt ſind. Und in der That herrſcht in München zwiſchen den Einwohnern und den Bierfäſſern die liebenswürdigſte Wechſelbeziehung. Des Morgens ſind die Münchener leer und die Fäſſer voll, und des Abends ſind die Fäſſer leer und die Münchener beinahe voll. Dennoch aber ſind die Münchener in Beziehung auf Trunkſucht wahre Kinder gegen die Londoner: ja, man ſieht verhältnißmäßig in London mehr betrunkene Frauen, als man in München betrunkene Männer ſieht. Dann iſt dem Münchener das Bier ein Nahrungsmittel und wenn er trinkt, trinkt er

nur Bier; das Londoner Volk ist aber nicht so einseitig, und wenn einem Londoner Trinker die Wahl zwischen Gin und Bier einige Qual macht, so befreit er sich von dieser Qual dadurch, daß er Bier und Gin zugleich trinkt und von den Geistern beider Getränke zu Boden geworfen wird.

Und dennoch bin ich versichert worden, daß die Trunksucht in London außerordentlich abgenommen, daß jetzt bei weitem nicht mehr so viel getrunken wird, wie vor einigen Jahrzehnten. Wenn das wahr ist, so muß es vor einigen Jahrzehnten in London herrlich ausgesehen haben!

Es ist an den Samstag-Abenden oft ein solcher Zudrang nach den Bierschenken, daß eine nicht unbeträchtliche Menschenmenge vor den Thüren derselben Queue machen muß. Dieser schöne Eifer, die letzten Stunden vor dem Beginne des Sonntags nützlich zu verwenden, ist nicht nur in den armen Stadttheilen wahrzunehmen, sondern auch im Westend, in den Straßen, die an Regentstreet und Piccadilly grenzen. Auch ist es nicht ausschließlich die niedere Volksklasse, die in Porter und Stout die Vernunft ersäuft; man sieht nicht selten ganz anständig gekleidete Herren, in deren Beinen eine völlige Anarchie herrscht und die aus

Furcht, mit dem Straßenpflaster in unangenehme Berührung zu kommen, ſich ſo dicht wie möglich an die Häuſerreihen halten und mit unſäglicher Mühe ihre Zickzack-Schritte fördern.

Sind nun an jenen Abenden die Bierhäuſer gedrängt voll, ſo iſt das Gedränge zu den Pfandhäuſern nicht minder lebhaft. Jeder, der nur noch etwas auf ſein Aeußeres hält, beeilt ſich, aus jenen Anſtalten das Kleidungsſtück für den Sonntag einzulöſen, um es — am Montage wieder zu verpfänden. Die Pfandhäuſer in England ſind ein Privatunternehmen; die Regierung hat nichts damit zu ſchaffen. Sie ertheilt dem Pfandverleiher, dem Pawn broker, die Erlaubniß, ein Pfandhaus zu etabliren und kümmert ſich nicht weiter um ihn. In London ſind über vierthalbhundert Pfandhäuſer. Daß der größte Theil derſelben gerade in den ärmeren und ärmſten Stadttheilen ſich befindet, verſteht ſich von ſelbſt. Der arme Mann braucht nicht weit zu gehen; es iſt in dieſer Beziehung für ſeine Bequemlichkeit auf's Vollkommenſte geſorgt. Aber eben dieſe Bequemlichkeit richtet ihn zu Grunde. Der Pfandverleiher nimmt dem Verpfänder wenigſtens zwanzig Prozent auf direkte Weiſe und durch Einſchreibgebühren ab. Der arme

Mann nun, der genöthigt iſt, ſeinen Sonntagsrock in's Pfandhaus zu tragen, ſucht die ganze Woche hindurch ſo viel zu erarbeiten, daß er Samſtag das Pfand wieder einlöſen könne, um am Sonntage anſtändig zu erſcheinen. Er löſt am Samſtag-Abend ſein Pfand ein, und da mit dem Sonntags-Abend der letzte Heller aus ſeiner Taſche ſchwindet, ſo muß er Montag Morgens wieder zum Pawn broker ſeine Zuflucht nehmen. Auf dieſe Weiſe zahlt er in einem Zeitraume von zwei Monaten dem Pawn broker mehr Intereſſen, als der ganze Rock werth iſt.

Es iſt zwar durch eine Parlamentsacte feſtgeſetzt, wie viel Prozente der Pawn broker nehmen darf; aber wer kontrollirt ihn? Der Allerärmſte gerade am allerwenigſten. Denn da es ſich bei ihm immer nur um einige Schillinge handelt, ſo weiß er nicht, wenn er einen Penny mehr Intereſſen zahlt, daß er bewuchert worden.

Jedes Londoner Pfandhaus iſt durch ein eigenthümliches Aushängeſchild, durch drei vergoldete, einen Triangel bildende Kugeln, leicht erkennbar. Der Volkswitz meint, daß dieſe drei Kugeln, von denen die zwei obern die Baſis, die dritte, untere, die Spitze bildet, andeuten ſollen: es ſei Eins

gegen Zwei anzunehmen, daß jedes Pfand wieder ausgelöst würde. Wahrscheinlich ist es wohl, daß jene drei Kugeln das Wappen einiger Lombarden waren, die in London zuerst Pfandhäuser etablirt. Dem sei aber, wie ihm wolle, genug, an den Samstags-Abenden sind die Thüren jener Häuser sehr belebt. Da huscht ein Mädchen mit einem Bündel unter dem Arm heraus. Ach, es ist vielleicht der Rock ihres alten Vaters. Sie hat den Kopf tief gesenkt; sie will nicht erkannt werden und eilt von dannen. An der Thüre ist ihr ein stämmiger, ein großes Paquet tragender Mann begegnet. Nach einigen Minuten kommt er wieder heraus. Das Paquet, das er jetzt unter dem Arme trägt, ist viel kleiner, viel leichter. Wie kommt das? Ganz einfach daher, daß er, ein Handwerker, sein Werkzeug versetzt und dafür seinen Sonntags-Anzug eingelöst. Am Montage wird er wieder kommen, seinen Sonntags-Anzug abermals verpfänden, sein Werkzeug abermals einlösen und abermals doppelte Interessen zahlen. Kommt er nicht, desto schlimmer; dann muß er feiern und seine Familie Hunger leiden.

Wer ist aber der vierschrötige, frech umherblickende Bursche, der jetzt das Pfandhaus verläßt?

Mit den Händen in der Taſche klimpernd, biegt er ſchnell um die nächſte Ecke. Er hat eine Uhr verſetzt und dafür das Geld ſicher in der Taſche. Wem hat die Uhr gehört? Wer das ſagen könnte! Vielleicht hat der Wicht ſchon die Hälfte des Geldes verpraßt, bevor der Eigenthümer der Uhr bemerkt, daß ihm ſein Eigenthum abhanden gekommen. Der Pawn broker iſt zwar genöthigt, geſtohlene Gegenſtände wiederzugeben und iſt deßhalb vorſichtig. Aber wie ſelten vermag der Beſtohlene ſein Gut zu reklamiren! Oft muß er am andern Tage abreiſen; oft ſchämt er ſich, den Ort zu nennen, wo er beſtohlen worden; und wegen einer Uhr die Polizei auf die Beine zu bringen und in ganz London nachforſchen zu laſſen, das iſt ſo umſtändlich und außerdem der günſtige Erfolg ſo ungewiß, daß er ſich lieber in ſein Schickſal fügt und den löblichen Entſchluß faßt, durch den Schaden klug zu werden.

Wie viele Uhren mögen auf dieſe indirekte Weiſe in die Pfandhäuſer London's gekommen ſein!

Eine Klaſſe, die an den Samſtag-Abenden ſich beſonders geſchäftig zeigt, iſt die unglückliche Klaſſe der Proſtituirten. An jenen Abenden durchziehen ſie in größeren Schaaren die Straßen London's

und bieten zudringlicher als an anderen Abenden ihre geschminkten Reize feil; man hat dann Gelegenheit die verschiedenen Klassen dieser verlorenen Wesen kennen zu lernen. Von der aristokratisch thuenden Viertelstugend, die peripathetisch Regentstreet durchschreitet, bis zum verworfensten Geschöpfe, das in Lumpen gehüllt in dunkelen Straßen mit frechen Worten die Vorübergehenden verfolgt: kurz, die Vertreterinnen aller Rangstufen, die von der Tugend abwärts bis zur tiefsten Versunkenheit führen, drängen sich an jenen Abenden besonders in zahlreicher Menge dem Auge auf. Sie wissen, daß mit dem Beginne des Sonntags ihr unseliger Erwerb abgeschnitten ist und beeilen sich nun, so viel Kunden wie möglich zu erhaschen. Da ist ein Rennen, ein Eilen, ein wildes Hin- und Herlaufen, daß der ruhige Beobachter um so mehr mit Widerwillen und tiefem Bedauern erfüllt wird, als hier das Laster ohne alle Grazie ist.

Dieses bunte Treiben nimmt mit dem Glockenschlag zwölf ein Ende. Alle Läden, alle Schenken, alle Theater und Vergnügungsorte werden dann geschlossen. Es ist Sonntag und London gibt den Geist auf. — —

Der erste Eindruck, den ich empfand, als ich

in London ankam, war kein freundlicher. Der Sonntag war in seinem Zenith; es war Mittag. Der Londoner Himmel hing wie ein nasser grauer Lumpen über der ungeheuern, von Kohlenruß geschwärzten Stadt, in welcher jedes Haus geschlossen war. Das Hotel, vor welches mir anfuhren, kam mir wie ein Kloster vor und unser Kutscher mußte einige Minuten klopfen, bis die Thüre geöffnet wurde. Als ich den Reise-Anzug abgelegt und mich so viel wie möglich sonntäglich gemacht, verließ ich den Gasthof, um mich ein wenig umzuthun. Ich hatte eben das heitere, lebendige, geistreiche Paris verlassen und wollte flaniren; aber kaum hatte ich hundert Schritte zurückgelegt, als mich eine unnennbare Schwermuth erfaßte. Der düstre Himmel, die unendlich langen Straßen mit den geschlossenen Häusern, vor deren Fenstern die Schaltern ebenfalls dicht geschlossen waren, als hielten sie es für gottlos, das Tageslicht durchblicken zu lassen; die ungeheure Leere, die mich überall angähnte und die Todtenstille, die überall herrschte und nur zuweilen durch das Rollen eines Omnibus unterbrochen wurde, — dieses alles erweckte in mir einen unüberwindlichen Trübsinn. Um mich zu zerstreuen, las ich die Grabschriften auf den Leichen-

steinen; denn fast jede der so zahlreichen Kirchen in London hat ihren mit einem eisernen Gitter umgebenen Kirchhof, und man begegnet oft auf einer Straße einem Viertelduzend Kirchhöfe, die den vorübergehenden Staubgeborenen erinnern, daß die Verwesung auf ihn wartet. Diese Kirchhöfe befinden sich meistens zwischen den Wohnhäusern. Die Londoner nun sind an den Anblick dieser Memento's schon gewohnt; auf den Fremden aber, der sie in der Sonntagsstille und bei trüber Witterung zum ersten Male sieht, machen sie einen eigenthümlichen, melancholischen Eindruck.

Nachdem ich eine halbe Stunde mit der Lektüre von Leichensteinen zugebracht und die Tugenden von einem Dutzend Johns, Johnsons und Thomsons erfahren, ging ich langsam nach meinem Gasthofe zurück und war froh, als endlich der Abend nahte und ich zu Bette gehen konnte.

Man hat bei uns keinen Begriff von einem englischen Sonntag, von dieser gottesfürchtigen Langeweile, die mit ihrem bleiernen Scepter das freie Albion unumschränkt beherrscht. Der Engländer ist an einem Sonntag unnahbar. Er hält sich hinter Schloß und Riegel vor jedem Besuche gesichert, und der Ausländer, der hier nicht einen

Landsmann hat, wird dann das Opfer der Zeit, die ihm an einem ſolchen Tage zur Ewigkeit wird. An einem engliſchen Sonntage dehnen ſich die Minuten zu Stunden aus; ja, es ſcheint, als ob ſelbſt die Uhren den ſabathlichen Starrkrampf bekommen hätten und nicht fortrücken wollten. Das gänzliche Stocken aller Pulſe des Lebensverkehrs macht auf den Fremden einen peinlichen Eindruck, der nicht zu beſchreiben iſt.

Aber die Sabathomanen ſind damit noch lange nicht zufrieden; ihnen iſt der engliſche Sonntag noch nicht ſonntäglich genug. Sie ſind nicht damit zufrieden, daß die Gaſthäuſer geſchloſſen, daß die Poſtämter keine Briefe befördern, ja, daß die Apotheker nur in ſehr dringenden Fällen Medizin verabreichen: ſie wollen auch noch, daß der Verkehr auf der Eiſenbahn an Sonn- und Feiertagen aufhöre. Dieſe Zeloten, die den Floh, der am Sonntag einen Chriſten beißt, erſt am Montage zu knicken erlauben, würden das Chriſtenthum gefährdet glauben, wenn es den Bäckern geſtattet würde, auch nur eine Stunde während des Sonntags dem armen Manne einen Laib Brod zu verkaufen; obgleich ſie wenig dafür ſorgen, daß der arme Mann am Samſtag Abend Geld für Brod habe.

Freilich haben dieſe Sabatharier ihre Gegner gefunden; aber es ſcheint mir, daß dieſe Gegner bis jetzt noch nicht den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie faſſen dieſe Frage zu viel von der theologiſchen, zu wenig von der humanen Seite auf. So hat jüngſt ein Anti-Sabatharier mit vielem Scharfſinn in einer Abhandlung bewieſen, daß der Tag, an dem der Schöpfer von den Strapazen der Schöpfung ausgeruht, gar nicht der Sonntag, ſondern der Sonnabend geweſen, daß man alſo am unrechten Tage ruhe. Es iſt aber in dieſer Frage ganz gleich, ob der liebe Gott am Sonnabend oder am Sonntage geruht; es handelt ſich hier nur darum, ob Heuchler- und Frömmlerwahn dem geſunden Menſchenverſtande Geſetze aufdringen und den freien Willen unter das Ochſenjoch beugen ſoll; es handelt ſich darum, ob durch eine buchſtäbliche, grobſinnliche Auffaſſung des Schöpfers und der Schöpfung der Menſch während vier und zwanzig Stunden an jeder nützlichen Thätigkeit gehindert und der Dürftige zur Trägheit und zum Hungerleiden gezwungen werden ſoll.

An der engliſchen Sabathomanie und an der Art, wie darüber diskutirt wird, ſieht man wieder ſo recht deutlich, daß die Kirchenreformation in

England nicht vom Volke, ſondern von dem Trotze und dem Eigenſinne eines elenden Despoten ausging. Die Fackel der Aufklärung wurde hi nicht von Männern wie Reuchlin, Melanchton, Oekolampadius vorangetragen, nicht von Männern, die, aus dem Volke hervorgegangen, dem Volke zeigten, daß man den Weg zum Himmel nicht über Rom zu nehmen brauche, ſondern von einem Tyrannen, der dem Papſtthume den Rücken kehrte, weil ein Papſt juſt nicht aufgelegt war, einen Kuppler abzugeben.

Man weiß, welche ſaubere Kirchenſatzungen Heinrich der Achte ſeinem Volke aufdrang. Dieſe „Blutgeſetze", wie ſie von dem Volke mit Recht genannt wurden, waren ein Gemiſch von ſtarrem Katholizismus und mißverſtandenem Proteſtantismus. Während in dieſen Geſetzen Tod und Verderben Jedem angedroht ward, der durch Wort oder Schrift die Transſubſtantiation leugnete, ward wiederum Jedermann mit Tod und Verderben bedroht, der das Abendmahl in beiderlei Geſtalten für nothwendig erachtete, ſo daß Niemand ſeines Lebens ſicher war, er mochte dem Papſtthume oder dem Proteſtantismus anhängen. So mußten Bainham und ſeine Meinungsgenoſſen ihre antipäpſtlichen Anſichten auf dem Scheiterhaufen büßen, und

Thomas Moore und Fischer mußten unter dem Henkerbeile verbluten, weil sie das Supremat des Königs nicht anerkannten.

Die Reformation ist in England völlig verpfuscht worden und was sich später als englische Hochkirche bildete, ist ein zusammengeflicktes Ding, ein katholischer Protestantismus, ein lederner Katholizismus, voll Vorurtheile, Mißbräuche und Unduldsamkeit. Es ist in der That unglaublich, wie beschränkt der Engländer in religiösen, oder vielmehr in konfessionellen Dingen ist und wie sehr ihm in dieser Beziehung jede freie Ansicht widerstrebt. Er zeigt hierin seinen konservativen Kniff so recht deutlich. Man kann ihn auf tausend Mißbräuche, auf tausend Albernheiten und Widersprüche in seinen hochkirchlichen Satzungen aufmerksam machen — er will nichts davon hören. Ein freier Geist ist ihnen sogleich ein Freigeist, von dem sie sich, wie vor dem Gottseibeiuns, entsetzt abwenden. Man weiß, wie es dem armen Shelley ergangen und es ist bekannt, daß die von Canova gearbeitete Statue Byron's nicht in der Westminster-Abtey aufgerichtet wird, weil der Dichter des Don Juan seinen Landsleuten die orthodoxe Maske etwas unsanft vom Gesichte gezogen.

Wenn man von dem geiſtreichſten Engländer etwas Einfältiges hören will, braucht man nur das Geſpräch auf religiöſe Dinge zu lenken. Antäus wurde ſtark, ſobald er mit den Füßen die Erde berührte, und der Engländer wird dumm, ſobald er im Geſpräch den Himmel berührt. Ob dieſe Dummheit aufrichtig iſt, weiß ich nicht; höchſt auffallend iſt ſie aber gewiß.

Es ſteckt viel Puritanismus in den Engländern; und das ſtrenge Feſthalten an allem Aeußerlichen muß nothwendig zur Heuchelei führen. Wirklich gibt es mehr Tartüffe unter den Engländern, als man gewöhnlich glaubt. Die ſüße Klaſſe, die man im Wupperthal ſo häufig findet, jene Klaſſe, die mit verdrehten Augen beſtändig nach dem Himmel blickt, aber auf der Erde ihren Zweck ſo gut wie möglich zu erreichen ſucht, iſt in England ſehr zahlreich.

Wie auffallend ſich oft das heuchleriſche Weſen verräth, möge folgendes Beiſpiel zeigen. Der Aeroſtat Poitevin war nach London gekommen, um dort mit ſeinem Pferde aufzuſteigen. Es wurde ihm aber die Erlaubniß verweigert und zwar aus dem Grunde, daß man keine Thierquälerei geſtatten wolle. Dem bekannten Aeronauten Green,

der nach ihm dieselbe Erlaubniß nachsuchte, wurde sie zuerst ebenfalls abgeschlagen und ihm erst dann die Bewilligung zur Fahrt ertheilt, nachdem er sich der Bedingung unterworfen, seinem mit ihm aufzusteigenden Pony ein Brett unter die Beine zu binden! Wenn man nun an die englischen steeple-chases und an die verschiedenen races und fox huntings denkt, bei denen die armen Pferde zu Tode gehetzt werden, wird man leicht begreifen, wie lächerlich jenes erheuchelte Mitleid mit dem Pony war. • Der Engländer kann in London kaum zehn Schritte gehen, ohne auf das fürchterlichste Menschen-Elend zu stoßen; er kann kaum zehn Schritte gehen, ohne halbnackte, hungerige Kinder zusammengekauert liegen zu sehen, ohne der bittersten Noth, dem herzerschütterndsten Jammer zu begegnen; aber er kann diesen Anblick sehr gut vertragen und er geht vorüber, ohne daß eine Thräne sein Auge netzt. Er ist gegen solche Scenen nur allzusehr abgehärtet, und so kann man dieses Entsetzen vor Thierquälerei nur einem erheuchelten Gefühle zuschreiben, dem man überall begegnet, wo man so ängstlich an der Form, an dem Aeußerlichen, an dem Ueberkommenen hält.

So hat der Engländer, der bekanntlich ein

Freund der Fiſchangel iſt, die künſtlichen Fliegen erfunden, um durch das Tödten der Regenwürmer ſich nicht der Thierquälerei ſchuldig zu machen. Er bedenkt aber nicht, daß es den armen Fiſchen noch ſchmerzlicher ſein muß, durch ein doppelt heuchleriſches Mittel in's Verderben gelockt zu werden.

Um aber wieder auf den Sonntag zurückzukommen, ſo überzeugt man ſich doch, wenn man einige Zeit in London zugebracht, daß das Volk ſich ſo viel wie möglich von der Sabbathomanie zu befreien ſucht. Das iſt ganz natürlich! Der Reiche, der Wohlhäbige hat am Sonntag gut ruhen. Während der freundlichen Jahreszeit verbringt er den Sonntag in ſeinem Landhauſe und während des Winters läßt er ſich in der bequem eingerichteten Wohnung, im Schooße ſeiner Familie, die ſonntägliche Ruhe wohl bekommen. Er hat eine Bibliothek, ein Klavier im Zimmer und kann ſich die Zeit ſehr angenehm vertreiben. Ihm iſt die ſonntägliche Ruye eine Erholung, eine Erquickung, ein Wohlbehagen. Die ärmere Volksklaſſe aber, die von allem dieſem Comfort nichts hat, harrt Stunden lang mit banger Sehnſucht vor den Thüren der Bier- und Branntweinſchenken, bis ſich dieſe Thüren öffnen und dann ſucht man ſich in einer

einzigen Viertelſtunde für die vielen Stunden der Entbehrung zu entſchädigen. Gierig ſtürzen ſie in die Ginpalläſte und Viele ſtürzen mehr als befriedigt wieder hinaus und laſſen den Verſtand und das Gleichgewicht ihrer Füße zurück. An Sonntag-Abenden ſieht man in London faſt eben ſo viel Betrunkene, wie an Samſtag-Abenden.

Ich bin feſt überzeugt, daß dieſe Sabathſtrenge demoraliſirend auf's Volk wirkt. Indem man ihm etwas aufdrängt, was nicht in ſeiner innern Natur liegt, ja, was ſeiner innern Natur geradezu widerſtrebt, zwingt man es zu tauſend Mitteln, ſich von jenem Zwange zu befreien. Iſt man wirklich von dem Streben beſeelt, dem Volke einen Tag der Ruhe und der Erholung zu gönnen, ſo erleichtere man vor allen Dingen den ſchweren Druck, der auf dem Volke laſtet. Man befreie es von der harten Laſt der Abgaben, unter der es ſeufzt. Man mache ihm die Ruhe möglich und laſſe Jeden ruhen und feiern, *wann* er will. Fühlt ſich doch der Staat nirgendwo berufen und berechtigt, den Reichen, welche ſich's die ganze Woche hindurch wohlergehen laſſen, ohne die geringſte Arbeit zu vollbringen, den Müßiggang zu verbieten! Welches Recht und welchen Vernunftgrund hätte er, dem

Armen, der, um Weib und Kind zu ernähren, keinen einzigen Tag müßig zubringen kann, das Arbeiten zu verbieten? Hat der Staat kein Recht, den reichen Müßiggänger zur Arbeit zu zwingen, so hat er doch wahrlich ein noch geringeres Recht, dem armen fleißigen Manne die Ruhe aufzunöthigen. Daß der Staat die Weihe des Sonntags vorschützt, ist eine leidige Anmaßung; denn der Staat hat mit der Religion, die doch eine Herzens-Angelegenheit ist, nichts zu schaffen und wahrlich, es wäre viel mehr Himmel auf der Erde, wenn der Staat sich gar nicht um den Himmel kümmerte. —

Ich weiß nicht, ob der Kampf, der in England durch die Ernennung des Dr. Wiseman zum Kardinal von Westminster entbrannt ist, der Sache der Aufklärung zu Gute kommen wird; die Art und Weise, wie der Kampf bis jetzt geführt wird, gibt nicht viel Hoffnung dazu. Man bekämpft mit einem wahrhaft fanatischen Eifer die päpstlichen Eingriffe; aber während man bei diesem Fanatismus gegen die papal agression mit so viel Reinlichkeitsgefühl auf den Unrath an der Schwelle St. Peter's hinweist, vergißt man doch gar zu sehr, vor der eigenen Thüre zu fegen. Die Mißbräuche in der englischen Kirche sind ungeheuer. Nirgendwo sind

die Sinekuren so unverschämt, das Proletariat so stark ausgesprochen wie unter der Geistlichkeit dieser Kirche. Der Curate ist oft ein weißer Sklave, der das ganze Jahr hindurch sein Amt für vierzig bis sechzig Pfund versehen muß, während der Rector, der Pfarrer in Neapel Maccaroni speist, oder in Paris auf die angenehmste Weise die Zeit todt schlägt. Der Bischof von London steht sich vielleicht auf zwanzigtausend Pfund das Jahr und die jährlichen Einkünfte des Erzbischofs von Canterbury betragen wenigstens zwei Mal so viel; und während diese Knechte Gottes unermeßliche Schätze verschlingen, wüthen Noth und Elend in den Hütten der Arbeiter.

Die englische Kirche ist eben so intolerant, eben so exclusiv, wie die römische. Sie hält sich für die alleinvernünftigmachende der alleinseligmachenden gegenüber; die gesunde Vernunft findet sie aber eben so unnahbar, wie den Felsen, auf welchen Christus seine Kirche gebaut haben soll.

Es war ein entsetzlicher Lärm in London, als die Nachricht von jener Kardinals-Ernennung dort anlangte. Man besprach die Angelegenheit nicht; man schrie Zeter. Leiermänner gingen herum und orgelten antipäpstliche Lieder und an jeder Straßen-

ecke, in jeder Kneipe ſang man Gaſſenhauer, in denen vor Ketzergerichten, vor Scheiterhaufen, vor haarſträubenden Folterinſtrumenten, kurz, vor dem römiſch-katholiſchen Henkerthume gewarnt wurde. Man konnte keine halbe Straße zurücklegen, ohne ſich eine Gänſehaut anzuhören. „**No Popery!**“ war an jeder Mauer zu leſen und auf unzähligen Kirchenthüren ſtanden die bedenklichen, aber dem Papſte durchaus nicht gefährlichen Worte: „**Hang the Pope!**“ Täglich ſah man den ausgeſtopften Papſt mit der Tiara auf dem wackelnden Kopfe unter dem Geſchrei der Menge durch die Straßen ſchleppen, und am fünften November, der Jahresfeier der großen Pulververſchwörung, hatte man den Genuß, unzählige **Guy Fawks** unter dem kreiſchenden Refrain:

„Remember, Remember
The fifth of November!“

und unter dem Geheule „**No Popery!**“ auf den Towerplatz führen und dort unter dem Abbrennen von Raketen dem Feuertode übergeben zu ſehen.

Die engliſche Geiſtlichkeit fanatiſirt das Volk gegen Rom, und die Regierung unterſtützt hierin die Geiſtlichkeit, um ſich populär zu machen und ſich dadurch ſpäter tauſend Verlegenheiten an den

Hals zu ziehen. Wenn nun die gesunde Vernunft auf die Mißbräuche in der englischen Kirche aufmerksam machte, hielt man sich die Ohren zu und schrie über frechen Radikalismus.

Die Hinneigung zum Katholizismus in England ist viel stärker, als man glaubt. London zählt 170,000 Katholiken; folglich bilden die Katholiken nur den fünfzehnten Theil der Gesammtbevölkerung. Und dennoch besitzt London, das am Anfange dieses Jahrhunderts nur wenige katholische Kapellen zählte, jetzt deren eine ungeheure Menge. Daß der Puseyismus nur ein Krypto-Katholizismus ist, sieht auch in England Jeder ein, und das Ankämpfen gegen denselben hat nur dessen Anhänger vermehrt. Wie erklärt man sich nun diese Erscheinung? Man hört in England tausend Gründe; aber man vermeidet oft absichtlich, den wahren Grund auszusprechen. So behauptete einst ein Engländer in einer größern Gesellschaft, daß die Hinneigung zum Katholizismus in England hauptsächlich durch die hohe Aristokratie entstanden. Mehrere Mitglieder der hohen Aristokratie wären bei ihrem längern Aufenthalte in Rom in Familienverbindungen mit dem römischen Adel eingegangen und so zum Katholizismus verleitet worden. Da

nun in der englischen Aristokratie die Leidenschaft bald zur Mode wird, so wäre der Uebergang von der englischen zur römisch-katholischen Kirche ebenfalls Mode geworden, und es sei gar nicht daran zu zweifeln, daß der Papst zu der übereilten Ernennung des Dr. Wiseman zum Kardinal von Westminster durch Engländer selbst ermuntert worden.

Diese Behauptung, so gewagt und absurd sie auch ist, stieß nicht einmal auf starken Widerspruch. Andere stellten nun andere Behauptungen auf; aber keine derselben war richtig. Die Hinneigung zum Katholizismus in England ist durch die Mißbräuche im Schoße der englischen Kirche selbst entstanden, deren Hierarchie sich zwar durch protestantische Kleider, aber nicht durch protestantische Gesinnung von der römisch-katholischen unterscheidet, so, daß Viele den wahren römischen Katholizismus einem Protestantismus vorziehen, der doch keiner ist. Der wahre Protestantismus wird durch seine Fortschrittsfähigkeit bedingt; sobald er stabil wird, gibt er sein innerstes Wesen, gibt er sich selbst auf. Die englische Kirche aber ist stabil. Sie hat bei ihrem Entstehen zu viel von Rom behalten und statt im Laufe der Zeit das, was von Rom ihr anhing, auszustoßen, ist sie eben so fest stehen ge-

blieben und hat ſich gegen jede neue Idee eben ſo gut abgeſperrt, wie das unfehlbare Papſtthum, das man nur beſiegen kann, wenn man die Fackel der Vernunft, aber nicht die Fackel des Fanatismus ſchwingt.

Wenn man dem Fortſchreiten des Papſtthums in England ſchon dadurch allein zu begegnen glaubt, daß man intolerante Geſetze gegen daſſelbe vorſchlägt, ſo irrt man ſehr. Man entzündet dadurch die Gemüther und ſetzt das Land einem Glaubenskampfe aus, deſſen Ausgang ſich nicht vorherſagen läßt. Das Papſtthum iſt eine Idee, und Ideen laſſen ſich nur wieder durch Ideen bekämpfen und beſiegen. Alle Heere der Hohenſtaufen haben dem Papſtthume nicht ſolche unheilbaren Wunden beigebracht, wie die paar Theſen, mit denen Luther gegen daſſelbe auftrat. So lange nicht der Geiſt des wahren Proteſtantismus die engliſche Kirche belebt, wird der römiſche Katholizismus ſich in England nicht zurückbannen laſſen; und ſo lange Staat und Kirche nicht völlig getrennt, werden beide in ewigen Konflikten leben und die Geiſter verwirren.

III.

Ein Londoner Barbier,

oder

Zehn Minuten Todesangſt.

Ich würde es gewiß der Mühe nicht werth halten, meinen Leſern mitzutheilen, daß ich mich ſelbſt raſire, wenn es nicht der Inhalt dieſer blutigen Erzählung nothwendig erforderte.

Ja, ich raſire mich eigenhändig und täglich. Als ich indeſſen am Morgen des vier und zwanzigſten Juli (ich werde dieſen Morgen niemals vergeſſen) dieſe ſo nothwendige Verſchönerung mit mir vornehmen wollte, fand ich zu meinem Verdruſſe, daß meine Raſirmeſſer nicht zu finden waren. Ich hatte ſie wahrſcheinlich in meiner erſten Wohnung liegen laſſen. Ich fragte nun meine Haus-

wirthin, ob kein Barbier aufzutreiben wäre; sie antwortete mir aber, daß die englischen Barbiere es mit den zu Rasirenden gerade so machten, wie es der Berg mit dem Propheten Mahomet gemacht. Die Barbiere kämen niemals zu den Kunden, sondern diese müßten zu den Barbieren kommen; es wohne zwar kein solcher in der Nähe, aber ich sollte nur die engen und die engsten Gäßchen aufsuchen und sobald ich eine roth und weiß gestreifte Stange an einem Hause entdeckte, sollte ich eintreten.

Ich trat meine Entdeckungsreise an und nachdem ich unzählige schmutzige Gäßchen durchwandert, sah ich endlich in dem schmutzigsten und engsten die heiß ersehnte Stange vor einem kleinen Häuschen. Ich trat ein und befand mich sogleich in der Barbierstube. Götter, welch' eine Stube! Ein solches Gegentheil von holländischer Reinlichkeit war mir noch nie vorgekommen. Und welch' ein Möbel! Unter dem Vierteldutzend Stühle, die ich sah, war kein einziger, der nicht wenigstens ein halbes Dutzend Gebrechen gehabt hätte. Lahm waren sie alle. Dem einen fehlte ein Bein; der andere hatte nur dritthalb Beine und lag an die Wand gelehnt, als ob er zu viel getrunken hätte;

und was den dritten Stuhl betrifft, so war er der Art defekt, daß er eigentlich nur aus hölzernen Wanden bestand.

Ein mystisches Halbdunkel herrschte im Zimmer; denn die Fenster hatten den grauen Staar und sie wurden zwar von der Sonne gesehen, sie selbst aber sahen die Sonne nicht. Diese Dunkelheit verhinderte mich, gleich bei meinem Eintreten in die Stube dieselbe in allen ihren furchtbaren Einzelheiten zu überblicken; doch ich hatte genug gesehen, um nicht von dem Wunsche, wieder im Freien zu sein, auf's lebhafteste beseelt zu werden.

Ich wollte auch wirklich umkehren: da mir aber keine passende Ausrede einfiel, so mußte ich bleiben. Bald saß ich auf dem wankenden Stuhle und war dem Barbier in die Hände gegeben.

Er hatte ein ingrimmiges, verbissenes Gesicht und sah aus, als ob ihm das Blutvergießen eine innige Freude machte. Ich schauderte, als ich ihm in's Gesicht sah, und nun kamen noch andere Umstände hinzu, die meine Angst vermehrten. Während er nämlich auf dem langen und breiten Tische, der vor dem Barbierstuhle stand und auf dem sein Werkzeug lag, herumstöberte, sah ich, daß die Wände mit bunten Bilderbogen beklebt waren.

Aber dieſe Bildergallerie erfüllte mich mit Furcht und Entſetzen. Da war kein einziges Bild, das nicht eine Mord- und Würgſcene darſtellte; Räuber und Kehlabſchneider waren die Helden in dieſen Kompoſitionen. Da nun Privat-Gallerieen auf den Geſchmack und die Gemüthsrichtung ihrer Beſitzer ſchließen laſſen, ſo war meine Angſt hinlänglich gerechtfertigt.

Der Barbier wandte ſich nun um, und ſtatt eines blechernen oder porzelanenen Beckens, wie ſich deſſen die Barbiere auf dem Kontinente bedienen, hatte er einen ungeheuern hölzernen Becher, in welchem er mit dem Pinſel herumarbeitete. Dieſer Pinſel war von ſo ungeheuerm Umfange, daß man damit den Kölner Dom hätte anſtreichen können. Es war ein hartborſtiger Maurerpinſel.

Statt mir eine Serviette umzubinden, legte er mir ein Stück Lappen von unergründlichem Stoff und unerforſchlicher Farbe auf die linke Schulter; und nachdem er mich mit dieſer Epaulette geſchmückt, ſteckte er den Becher, der unten einen langen Stiel hatte, in ein entſprechendes Loch, das ſich am Rande des Tiſches befand. Nun nahm er den Pinſel und ſchlug mir damit in's Geſicht. Er that dabei ſo finſter, ſo mürriſch, daß mir das

Blut in den Adern gerann und er ſeifte mir nicht nur die Wangen, ſondern auch die Augen ein. Ich ſagte ihm ſo ſanft und mild als möglich, daß ich nur den Bart, aber nicht die Augenwimpern wegraſirt haben wollte und daß er etwas behutſamer mit ſeiner Seife umgehen ſollte. Er gab mir aber keine Antwort und ſtatt meine Bitte zu berückſichtigen, vermehrte er ſeine Mißhandlungen.

Wenn er an meiner rechten Wange hantiern wollte, gab er meinem Kopfe einen heftigen Stoß, damit ich ihn nach der linken Schulter ſenke, und ruhte mein Kopf auf der linken Schulter, ſo ſtieß er ihn wieder nach der rechten Schulter hin. Mein armes Haupt flog von einer Seite zur andern, wie ein vom Sturm geknickter Mohnkopf. Endlich ward es mir doch zu arg und ich wollte auffahren und meinem Peiniger ſeine grauſame Behandlung vorwerfen; da fiel mir aber ein, daß der fürchterliche Menſch mich nur quäle, um meine Galle zu reizen, um mich zum Zorn aufzuſtacheln, damit es ihm dann, wenn ich Händel mit ihm anfinge, nicht ſo ſchwer fiele, mir den Hals abzuſchneiden. Ich fing deßhalb an zu lächeln, ſo ſanft und ſüß, wie ein Märtyrer lächelt. Meine Sanftmuth ſchien ihn aber aufzubringen, und je ſüßer ich lächelte, deſto

wilder fuhr er mit ſeinem Pinſel in meinem Geſichte herum, deſto heftiger wurden die Stöße, die er mir gab.

Ich wurde immer mehr in dem Glauben beſtärkt, daß der Barbier ein höchſt zweideutiges Subjekt ſei, der das Raſirhandwerk nur zum Schein betreibe. Das abgelegene ſchmutzige Gäßchen, die blutdürſtigen Bilder, der verdächtige Blick, das bedeutungsvolle Stillſchweigen und die grauſamen Stöße erweckten meinen ganzen Argwohn und ſteigerten ihn zu einer ungeheuern Höhe, als eine Katze mit einem einzigen Satz in die Stube und auf den Tiſch ſprang. Es war eine graugeſtreifte Katze von rieſiger Größe, eine Katze, wie man ſie nur in London und in London nur bei den Metzgern ſieht. Man hätte drei deutſche Katzen aus ihr machen können.

Sie hatte ſich auf den Tiſch gerade vor mir in lauernder Stellung hingepflanzt und ſtarrte mir mit ihren grüngelben Augen in's Geſicht. Was hat eine Katze in einer Raſirſtube zu ſchaffen? Warum hält ſich ein Barbier eine Metzgerkatze? — Dieſe fürchterlichen Fragen wollte meine Angſt beantwortet wiſſen, ach! und meine Angſt erhielt die fürchterlichſte, die unzweideutigſte Antwort.

Ich ſagte dem Barbier, der ein ungeheueres Meſſer an dem Streichriemen ſchärfte, daß ich einen ungemeinen Widerwillen gegen Katzen hätte und erwartete nun, daß er die Beſtie aus der Stube jagen würde; aber er würdigte meine Anſpielung keiner Antwort. Die Katze blieb in ihrer lauernden Stellung und ſchien ſich an dem Glanze des Raſirmeſſers, das der Barbier mit einer ungeheuern Fertigkeit ſchleifend hin und her ſchwang, ſehr zu weiden. Es kam mir vor, als ob ſie, auf Menſchenfleiſch abgerichtet, mich ſorgfältig muſterte, um zu erfahren, welcher Theil an mir der wohlſchmeckendſte wäre.

Mein Haar fing an zu Berg zu ſtehen und es ward dunkel vor meinen Blicken, als der Barbier das Raſirmeſſer meinem Antlitze nahe brachte. Da ward mir ein kurzer Augenblick des Troſtes. Es ſprang nämlich ein etwa dreijähriger, goldlockiger Knabe in's Zimmer.

„Iſt das Ihr Kind?“ fragte ich den Barbier.

„**Yes**!“ antwortete er.

Dieſes unbedeutende, einſilbige **Yes**, deſſen ganzer Reichthum aus drei armſeligen Buchſtaben beſteht, erfüllte mich mit ſüßen Wonneſchauern. Es war das erſte Wort, das der Barbier geſprochen

und mir ſagte, daß er Familienvater ſei. Ich machte dieſes **Yes** zu meinem Hoffnungs-Anker und begann:

„Ich bin auch Familienvater.“ (Gott verzeihe mir dieſe Nothlüge!) „Ich habe ein hoffnungsvolles Weib und drei holde Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Sie ſind mein ganzer Reichthum.“ (Dies ſagte ich, um dem Barbier anzudeuten, daß es nicht der Mühe werth ſei, mir den Hals abzuſchneiden.) „Ich beſitze nichts, als dieſe drei Kinder, von denen das älteſte dieſem holden Knaben ſehr ähnlich ſieht.“ (Dies ſagte ich, um ſein Herz am tiefſten zu rühren.) „Und was mein gutes Weib betrifft, ſo würde ſie mich keinen Augenblick überleben. Sie iſt ſo fromm, ſo“ —

Ich wollte gerade das Lob meiner Gattin mit den ſchönſten oratoriſchen Farben ausmalen, als ich dadurch unterbrochen wurde, daß der Barbier den Knaben aus dem Zimmer ſtieß und die Thüre zuſchlug. Durch dieſe Handlung zerriß der Barbier (Barbar hätte er heißen ſollen!) das Tau meines Hoffnungs-Ankers und mein Herz begann wieder, todesängſtlich zu klopfen.

Warum jagt er den ſchönen Knaben aus dem Zimmer und läßt die fürchterliche Metzgerkatze ruhig

ſitzen, ſtatt, wie ich wünſchte und es die Menſchlichkeit verlangte, gerade das Gegentheil zu thun? Verräth dieß nicht eine blutdürſtige Abſicht?

Wie ich dieſe neue Frage an mich ſtellte, gab mir der Barbier einen heftigen Stoß vor die Stirne, ſo daß ich zurückfuhr, und brachte ſein ſcharf geſchliffenes Meſſer an mein Geſicht.

Der Barbier gebrauchte das Meſſer nicht als Sichel, um die ſchwarze Saat meines Bartes abzumähen; er betrachtete vielmehr mein Geſicht als ein friſch zu ackerndes Stoppelfeld und handhabte ſein Meſſer als Pflug, mit welchem er mir die ſchmerzhafteſten Furchen in die Wangen riß. Ja, er ackerte ſo wild auf meinem Geſichte herum, als ſollte es erſt urbar gemacht werden.

In der entſetzlichen Angſt, der Pflug könnte mir in die Kehle fahren, drückte ich unwillkürlich mein Kinn an die Bruſt. Das war aber meinem Peiniger nicht recht, und ſo oft ich den Kopf zur Bruſt ſenkte, gab er mir einen ſolch' heftigen Stoß an die Stirne, daß ich auffahren und ihm den Hals Preis geben mußte.

Er hatte kaum eine Wange umgepflügt, als er mich bereits ein Halbdutzend Mal vor den Kopf geſchlagen hatte. Das wurde mir doch endlich zu

arg und als er mir auf dieſe Weiſe zum ſiebenten Male den Kopf zurechtſetzte, wollte ich vom Stuhle aufſpringen. Aber, ach! welch' ein neuer, welch' ein unerwarteter Schmerz ergriff mich da!

Der Barbier pflegte wahrſcheinlich ſein gebrechliches Möbel ſelbſt zu heilen. Der Stuhl nun, auf dem ich ſaß, gehörte zu den gebrechlichſten und da beſonders an dem Sitze deſſelben die Wunden häufig ausbrachen, ſo hatte der Barbier dieſen Theil durch Nägel ſo gut wie möglich zuſammengeheilt. Ein Nagel nun, der in den untern Theil des Sitzes hineingeſchlagen war, ragte mit der Spitze zum obern Theile heraus. Als ich nun heftig auffahren wollte, fuhr ich gerade in dieſe Spitze hinein. Ich war auf dieſe Weiſe an meinen Sitz angenagelt, und während ich mir im unſäglichſten Schmerze das Eiſen aus dem Fleiſche treiben wollte, hackte mir der Barbier (mein Blut komme über ſein Haupt) im Geſichte ſo wild herum, als ob er aus meinen Zügen ein Haché hätte machen wollen.

Durch Mühe und Behartlichkeit hatte ich mich endlich von dem blutgierigen Nagel losgemacht und mich an die linke Kante des Stuhles hingerutſcht. Unterdeſſen hatte der Barbier mein Ge-

ſicht fertig gefügt und ging mir nun an den Hals. Wie ich dieſen aber unter den entſetzlichſten Empfindungen hinreichen wollte, ging die Thüre auf und hereintrat ein Menſch mit einem Geſichte, in welchem ich nichts als Mord- und Raubſcenen leſen konnte. Jeder Zug in dieſem Geſichte enthielt eine Kriminal-Geſchichte. Er lächelte meinem Barbier zu, der dieſes Lächeln mit einem ſonderbar freundlichen Blicke beantwortete, drückte die Thüre ſorgfältig zu, zog ſeinen Rock aus und ſetzte ſich nieder.

Warum war der Unbekannte in das Zimmer getreten gerade in dem Augenblicke, als es mir an den Hals ging? Warum hatte er die Thüre ſorgfältig zugedrückt? Warum hatte er beim Eintreten gelächelt? Warum hatte er ſich den Rock ausgezogen? Warum war der Barbier gegen *ihn* freundlich und nicht gegen *mich*? — Dieſe Fragen konnte ich mir nur beantworten, indem ich ein Einverſtändniß zwiſchen Beiden vorausſetzte. In dieſer Vorausſetzung wurde ich noch dadurch beſtärkt, daß die Katze auf den Fremden freundlich zuſprang, und nachdem ſie ihn auf dieſe Weiſe bewillkommt, wieder ihren alten Platz auf dem Tiſche einnahm und mich höhniſch angrinſte. Es war

mir kein Zweifel mehr; ich war zum Opfer auserkoren und betrachtete den Rand des Stuhles als den Rand meines Grabes. „O Himmel", dachte ich in meiner geängstigten Seele, „o Himmel, noch so jung und schon sterben! In der schönsten Lebenshoffnung hingeschlachtet zu werden wie ein Lamm, ohne daß es vielleicht je ein Mensch erfährt, ohne daß mein Tod beweint oder besungen wird. Jetzt sitze ich noch da. Aber sobald der Abend graut, hat mich ein Anatom gekauft; und meine Zähne, die jetzt so todesängstlich klappern, zieren vielleicht in einigen Tagen schon das Schaufenster eines Londoner Zahnarztes!"

Meine Sinne fingen an zu vergehen und es kam mir vor, als ob die Bilder an den Wänden lebendig würden und die fürchterlichen Gestalten mich hohneckten. Die ganze Stube, mit Allem was darin war, drehete sich in immer schnelleren Schwüngen um mich herum: da fühlte ich plötzlich einen heftigen Stoß an der rechten Schulter. Ich kam wieder zu mir und — war gerettet. Der Stoß kam von dem Barbier her, der mir dadurch andeutete, daß sein Werk an mir vollbracht sei.

Ohne erst meine Kravatte in Ordnung zu bringen und mein blutiges Gesicht abzutrocknen,

oder abzuwarten, bis der Barbier auf den Schilling, den ich ihm hingelegt, mir den Rest herausgeben würde, eilte ich aus der fürchterlichen Stube.

In meiner wilden Hast warf ich einen, an der Ecke des Gäßchens stehenden Austernkrämer fast zu Boden und bekam für diese meine That ein Sumpfbad von Flüchen und Schimpfworten über den Kopf geschüttet.

Ohne Ruh' und Rast, und rechts und links mich und Andere stoßend, eilte ich durch unzählige Gassen und Gäßchen, bis ich endlich in meine Wohnung kam.

Als ich mich in meinem Zimmer vor den Spiegel stellte, fuhr ich entsetzt zurück. Das war kein Gesicht; das war ein blutiges Schlachtfeld, auf welchem die verstümmelten Züge sich krampfhaft bewegten. Aber der Schmerz über meine mißhandelte Schönheit schwand vor dem freudigen Bewußtsein, daß mein Hals nicht abgeschnitten war, daß mich das Schicksal nicht hat verbluten lassen unter dem Messer eines elenden englischen Baders. —

Die Moral dieser schrecklichen Erzählung aber, mein theurer Leser, ist folgende:

Ehe du nach London kommst, lerne erst dich selbst rasiren und wenn du diese Kunst

beſitzeſt, bewahre wohl deine Raſirmeſſer, damit du nicht gleich mir in ſolche Todesangſt geräthſt.

In London, in dieſer größten Stadt der Welt, gibt es kaum einen einzigen Barbier, der ſein Handwerk beſſer verſtände, als derjenige, der mir ſo viel Schreck eingejagt, kaum eine einzige Barbierſtube, die viel ſauberer wäre, als die in dieſer Erzählung geſchilderte.

In den vornehmen Theilen London's gibt es gar keine Barbierſtube und in den nicht vornehmen Theilen nur in den geringſten und gemeinſten Gaſſen. Das kommt daher, daß der vornehme Engländer ſich von ſeinem Bedienten raſiren läßt und der mittlere Bürgerſtand ſich ſelbſt raſirt. Nur die Canaille, die vile multitude, kurz, die Klaſſe, die überall geſchunden wird, geht in die shaving-shops, um ſich ſchinden zu laſſen.

Es iſt unglaublich, wie viel Blut in dieſen shaving-shops täglich vergoſſen wird. Die ſogenannte niedere Klaſſe London's braucht gar keinen Aderlaß. Wenn ein armer Teufel zu vollblütig iſt, braucht er ſich nur einmal mehr als gewöhnlich raſiren zu laſſen.

Was mich betrifft, ſo werde ich die zehn Minuten,

die ich in jener Barbierſtube zugebracht, niemals vergeſſen. In dieſen zehn Minuten, in welchen ich nur eine Raſirmeſſer-Breite vom Grabe entfernt zu ſein glaubte, habe ich erfahren, wie ſehr der Menſch am Leben hangt und daß man auf der ganzen irdiſchen Pilgerfahrt nicht ſo viel hoffen, als man in einer einzigen Minute fürchten kann.

IV.

Smithfield.

Smithfield iſt einer der ſchmutzigſten, aber auch einer der merkwürdigſten und eigenthümlichſten Plätze in London. Smithfield hat wenigſtens ſo viel erlebt wie der Tower; jedenfalls ſind ſeine Erlebniſſe mannigfacher; und während der Tower nur eine düſtere Vergangenheit hat, iſt Smithfield noch jetzt der für die Stadt London wichtigſte Platz.

Smithfield war im Mittelalter der Ort, wo Freud' und Leid ſich gegenſeitig verdrängten; hier fanden die tollſten, die luſtigſten, aber auch die furchtbarſten, die entſetzlichſten Feſte ſtatt. Smithfield war der Platz für die Tourniere und zugleich für die Hinrichtungen. Heute zeigten unter dem Jubel ſchmetternder Fanfaren die Ritter auf ſtolzen Roſſen und mit flatternden Helmbüſchen die Kraft

ihrer Lanzen, von tausend holden Frauenaugen betrachtet, und am folgenden Tage schon hauchte ein edler Denker, ein aufopferungsvoller Patriot in den Flammen, am Galgen, oder unter dem blitzenden Henkerbeile seinen letzten Seufzer aus. Smithfield's Boden ist mit dem Blute der Tapfersten getränkt, mit der Asche der Edelsten bedeckt.

Wenn aus den Gebeinen der in Smithfield Hingewürgten sich Rächer erhüben, es würde eine furchtbar große Schaar werden; so sehr hat hier rohe Gewalt und blindes Vorurtheil dem Henker in die Hand gearbeitet. Hier war es, wo der heldenmüthige Schotte William Wallace, der sein Vaterland von dem Joche England's befreien wollte, am Galgen geendet und wo Watt Tyler unter den Streichen William Walworth's, des Mayors von London, gefallen.

Die Geschichte dieses Watt Tyler ist eine unter absoluten Regierungen so häufig sich wiederholende. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Das Drama: Watt Tyler spielt unter Richard dem Zweiten. Richard der Zweite, Sohn des schwarzen Prinzen, war als eilfjähriger Knabe auf den Thron England's gelangt. Die vielen Kriege, die sein Großvater, Edward der Dritte, führte,

hatten das Land erschöpft. Das Volk war ausgesaugt und murrte; und der Adel war hochmüthig, widerspänstig, unbändig. Die Herzoge von Lancaster, York und Gloucester, Richard's drei Oheime, hatten während der Minderjährigkeit ihres Neffen die Zügel der Regierung ergriffen und lenkten den Staatswagen nach ihrem Gutdünken. Die Kriege, die Edward der Dritte begonnen, sollten fortgesetzt werden; aber es fehlte an Geld. Durch die schlechte Verwaltung war der Schatz erschöpft und es mußten wieder neue Geldquellen gefunden werden. Da besannen sich die Staatslenker nicht lange. Es wurde eine Steuer von drei Groats ausgeschrieben für jeden Unterthan, der das fünfzehnte Jahr überschritten; und diese unvernünftige Steuer, die dem Armen dasselbe Gewicht wie dem Reichen auflegte, und daher Jenen drückte, während sie Diesem kaum fühlbar war, diese Steuer wurde mit aller Strenge eingetrieben.

Da begann das Volk, das längst schon unter der Last der Abgaben seufzte, laut zu murren und es bedurfte nur einer Veranlassung, um die schlummernden Funken zu einer wilden Flamme der Empörung anzufachen.

Diese Veranlassung ließ nicht lange auf sich

warten. Die Beamten, welche in den verſchiedenen Provinzen die Steuern eintrieben, waren roh und ungeſchlacht und kannten keine Rückſicht, keine Schonung, keine Milde. In Eſſex beſonders geberdeten ſie ſich auf die empörendſte Weiſe. Einer derſelben kam in das Haus des Schmiedes Watt Tyler. Tyler hatte eine Tochter, und der Steuerbote verlangte die für dieſelbe zu entrichtende Steuer. Watt Tyler, der an ſeinem Ambos ſtand, bedeutete, daß ſeine Tochter das in dem Steuergeſetze vorgeſchriebene Alter von fünfzehn Jahren noch nicht erreicht und weigerte ſich, zu zahlen. Der rohe Beamte aber behauptete, daß das Mädchen dieſes kindliche Alter bereits überſchritten und um dieß zu beweiſen, erlaubte er ſich gegen das Kind das unſittlichſte Benehmen. Da konnte der Vater, der das Schaamgefühl ſeiner Tochter auf's ſchnödeſte verletzt ſah, nicht mehr an ſich halten. Den ſchweren Hammer mit kräftigem Arme ſchwingend, verſetzte er dem Steuerboten einen ſolch' gewaltigen Hieb, daß er todt zu Boden ſtürzte.

Dieſe That war nicht ohne Zeugen geſchehen. Mehrere Nachbarn und Freunde Tyler's hatten der ganzen Scene beigewohnt. Unter demſelben Drucke ſeufzend, unter derſelben Willkürherrſchaft

duldend, wie er, freuten ſie ſich ſeiner That, beſchloſſen das ſchwere Joch abzuſchütteln und wählten ihn zu ihrem Führer.

Die kleine Schaar ſchwoll bald zu einem Heere an; und nicht nur in Eſſex, ſondern auch in Kent, Suffolk, Norfolk, Cambridge und in anderen Provinzen entbrannte die Flamme der Empörung und fraß ſo wild um ſich, daß nach kurzer Zeit über hunderttauſend Mann gerüſtet waren, ihr gutes Recht gegen die unerträgliche Tyrannengewalt zu behaupten.

Watt Tyler rückte mit ſeiner Schaar in London ein und ſtellte ſich kampfbereit in Smithfield auf. Der kaum ſechszehnjährige König, dem es um ſeine Krone bange war, kam nach Smithfield und lud Tyler zu einer Unterredung mit ihm ein, um aus deſſen Munde die Beſchwerden zu hören und zu erwägen. Tyler war bereit, dieſer Einladung zu folgen. Er befahl ſeinen Leuten, ſich zurückzuziehen und wenn er ihnen ein Signal gäbe, wieder vorzurücken. Unerſchrocken näherte er ſich nun dem Könige, der mit ſeinem Gefolge des furchtbaren Rebellenhäuptlings wartete.

Watt Tyler verlangte, daß alle Sklaven freigegeben, daß alle Gemeindetriften den Armen eben

ſo gut wie den Reichen zur Nutznießung gegeben werden ſollten und daß eine allgemeine Amneſtie ausgeſprochen würde. Während er dieſe vernünftigen und billigen Forderungen ſtellte, griff er mehrere Male an ſein Schwert, um anzudeuten, daß wenn dieſe Forderungen nicht beachtet würden, er Muth und Entſchloſſenheit genug beſäße, dieſelben durch Gewalt der Waffen geltend zu machen. Dieſe drohende Andeutung von Seiten des Rebellen brachten den in der Nähe des Königs ſtehenden Mayor von London, William Walworth, in ſolche Wuth, daß er mit ſeinem Stabe dem Schmied einen Streich verſetzte, der ihn betäubte, worauf ein Ritter aus dem Gefolge des Königs herbeieilte und den unglücklichen Parteiführer mit dem Schwerte tödtete.

Tyler's Schaar, die ihren Liebling ſo ſchnöde hingemordet ſah, wurde wüthend und war im Begriff, die grimmigſte Rache zu nehmen. Schon waren ihre Schwerter entblößt, ihre Bogen geſpannt — als der König ihnen zurief: „Willſt du, mein gutes Volk, deinem König an's Leben? Ihr habt euren Führer verloren, wohlan! ich ſelbſt will jetzt euer Führer ſein. Folgt mir in's offene Feld!

Dort theilt mir eure Wünsche, euere Forderungen mit und sie sollen erfüllt werden."

Tyler's Schaaren, verblüfft durch die Geistesgegenwart des sechszehnjährigen Königs, folgten ihm in's Gefilde. Hier wurden ihnen viele Freiheiten versprochen, viele Gerechtsame verheißen und die schönste Zukunft in Aussicht gestellt. Das Volk war zufrieden und legte in kindischer Leichtgläubigkeit die Waffen nieder, um nach kurzer Zeit die Erfahrung zu machen, daß Könige kein Wort halten und keine Versprechungen erfüllen, am wenigsten aber dann, wenn ihnen die Versprechungen durch ein bewaffnetes Volk abgezwungen werden. —

Auf Smithfield wurden gewöhnlich die Ketzer verbrannt; und als man voriges Jahr in der Nähe des auf diesem Platze stehenden Bartholomäus-Hospitals den Boden aufschürfte, fand man angeräuchte steinerne Einfassungen von Scheiterhaufen und eine Menge verbrannter Gebeine. Auch an Galgen fehlte es diesem Platze nicht. Das hochnothpeinliche Halsgericht gab hier dem Henkerthume die verschiedenartigste Beschäftigung. Es wurde hier verbrannt, gehängt, geköpft, gerädert und geviertheilt zur Ehre der himmlischen und zum Ruhme

der irdiſchen Majeſtät. Dieß hat ſich jetzt geändert. Die Todesurtheile werden nicht mehr auf Smithfield vollzogen; aber Todesopfer anderer Art und in viel größerer Menge werden dieſem Platze allwöchentlich zugeführt. Smithfield iſt nämlich der Viehmarkt London's und zwar der einzige, der ausſchließliche; und man bekommt ungefähr einen Begriff von der ungeheuern Gefräßigkeit London's, wenn man Montags dieſen Markt beſucht, wo an fünf Tauſend Ochſen und zwanzig Tauſend Schafe feilgeboten werden. An anderen Tagen wird anderes Vieh hier verkauft; und ſo gewaltig iſt der Umſatz, daß er im Durchſchnitt mehr als fünf Millionen Pfund Sterling oder ſechszig Millionen Gulden jährlich beträgt. So unerſättlich iſt das fleiſchfreſſende London.

Seit mehreren Jahrhunderten iſt Smithfield auch ein Pferdemarkt, ein Markt, wo Derjenige am glücklichſten fährt, der am meiſten betrügt, oder am wenigſten betrogen wird. Ein in Smithfield gekauftes Pferd iſt oft reicher an verborgenen Laſtern, als an Zähnen, und man muß, wie bei einem charakterſchwachen Journaliſten, jeden Augenblick fürchten, daß es die Farbe wechſelt. Wie Mancher ſchon hat in Smithfield einen Rappen

gekauft, den der erſte beſte Regen in einen ſchmutzigen Schimmel verwandelt hat.

Smithfield's Pferdemarkt war ſchon zu Zeiten Shakeſpeare's berüchtigt, wie man ſich aus deſſen Heinrich IV. überzeugen kann, und Dryden behauptet, daß es in London zwei Dinge gäbe, die keinen Heller tangten, nämlich: ein Weib von Coventgarden und ein Pferd von Smithfield.

Smithfield iſt ein unregelmäßiges Vieleck, das von unzähligen hölzernen, für das Vieh beſtimmten Pferchen bedeckt iſt, was ihm ein ganz eigenthümliches Anſehen verleiht. Der Platz iſt von vielen kleinen Häuſern, Bier- und Branntweinkneipen begrenzt und nur an der öſtlichen Seite ſteht ein großes, anſehnliches Gebäude, die jetzt in ein Spital umgewandelte Bartholomäuskirche, vor welcher im Mittelalter die Ketzer verbrannt wurden. Das Geſicht der armen Opfer mußte immer den Pforten dieſer Kirche zugewendet ſein.

Smithfield ſcheint vom Schickſal als ein Schauplatz der ſonderbarſten Widerſprüche auserkoren zu ſein. Wie nämlich im Mittelalter hier die luſtigſten Feſte und die ſcheußlichſten Hinrichtungen ſtattfanden und das Ohr heute von den Jubeltönen der Schalmeien entzückt, am andern Morgen von dem Weh-

geheul der armen Sünder oder dem letzten Röcheln der Märtyrer zerfleischt wurde: ſo bietet auch noch heut' zu Tage Smithfield die ſonderbarſten Gegenſätze dar. An Wochentagen das Geſchrei der Viehtreiber, Viehhändler und Metzger, das Brüllen der Ochſen, das Blöcken der Schaafe, das Wiehern der Pferde und das Yah'n der Eſel; an Sonn- und Feiertagen aber ein frommes Gebahren, Beten, Predigen, Prügeln, Stehlen und ein eifriges Proſelytenmachen unter freiem Himmel.

Wer nach London kommt und an dem Volksleben dieſer ungeheuern Stadt, oder richtiger: dieſes Ungeheuers unter den Städten einiges Intereſſe nimmt, darf nicht unterlaſſen, an einem Sonntage zwiſchen eilf Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags Smithfield zu beſuchen. Er wird dann, wenn auch nicht von dem gottesfürchtigen Treiben erbaut, doch gewiß überraſcht werden. Nur knöpfe ſich Jeder, der hier am Sonntage unter den frommen Predigern und Zuhörern Studien machen will, ſorgfältig den Rock zu, ſtecke ſeine Hände vorſichtig in die Taſchen und vergeſſe keinen Augenblick die Aufmerkſamkeit auf ſein Eigenthum; denn Smithfield liegt in einem verdächtigen Stadttheile und die Straßen, die in dieſen Platz

einmünden oder in der Nähe deſſelben ſich befinden, beherbergen zum Theil ſolche Chriſten, deren Begriffe von Mein und Dein ſehr verworren ſind und deren Finger in den Taſchen Anderer faſt eben ſo viel Beſcheid wiſſen, als in den eigenen. —

Es war an einem heitern Juli-Sonntage, als ich am Arme eines Freundes zum erſten Male Smithfield beſuchte. Wir bemerkten mehrere Gruppen und näherten uns einer derſelben. In der Mitte dieſer, aus etwa fünfzig Perſonen beſtehenden Gruppe, ſtand ein Irländer mit entblößtem Haupte, und ſuchte den Umſtehenden den Unterſchied zwiſchen „spirit“ und „soul“ begreiflich zu machen. Es gelang ihm aber nicht ſonderlich; denn erſtens hatte er ſelbſt ſo viel spirit zu ſich genommen, daß er wie ein dünnes, vom Winde bewegtes Rohr hin und her ſchwankte, zweitens wurde er jeden Augenblick von ſeinen Zuhörern unterbrochen. Dieſe Zuhörer waren zum größten Theile nur in Lumpen gehüllte Lumpen. Dem Einen fehlten die Aermel am Rocke; dem Andern fehlte der Rock an den Aermeln, und während dem Dritten Gottes liebe Sonne in den deckelloſen Hut herein ſchien, griff der Vierte in ſeinen Buſen, nicht um ſein

Gewiſſen zu unterſuchen, ſondern blutige Rache an ſeinen Peinigern zu nehmen.

Nachdem verſchiedene Individuen den Prediger unterbrochen hatten, kam ein junger, dicker Burſche, ein Metzgergeſelle wie ich ſpäter erfahren, und erlaubte ſich allerlei dumme Späße mit ihm. Er zupfte den Irländer, der noch immer im Seelen- und Geiſteslabyrinthe herumtaumelte, am Aermel; er ſchrie ihm in's Ohr und drehte ihm Naſen. Der Irländer ertrug dies einige Zeit mit chriſtlicher Geduld; als aber der Metzger ihm mit der Hand in's Geſicht fuhr, brach der Irländer, der juſt mit der kritiſchen Anatomie der Seele beſchäftigt war, plötzlich ab, ſetzte ſeinen Hut auf und verſetzte dem Metzger eine ſolche Ohrfeige, daß dieſer ſich unwillkürlich im Kreiſe drehte.

Der Schmerz und das Bewußtſein der erlittenen Schmach brachten den Metzger bald in ſolche Wuth, daß er mit geballten Fäuſten auf den irländiſchen Prediger losfuhr; der Irländer war aber darauf vorbereitet und ſetzte den Metzgerfäuſten ſeine eigenen entgegen. Bald fuhren die zwei Gegner mit den Fäuſten nach allen Regeln der Boxkunſt ſo geſchickt an einander, daß die fromme Gemeinde ehrfurchtsvoll Platz machte, dem intereſſanten Kampfe

mit ſichtbarem Vergnügen zuſah und ihn zum Theil durch laute Beifallsbezeugungen belebte. Der ſchmächtige Irländer entfaltete bei dieſem Kampfe eine ſolche Gewandtheit, eine ſolche Behendigkeit in der Bewegung ſeiner Arme, daß die Umſtehenden jetzt von der Gewalt ſeiner Schläge viel mehr erbaut und hingeriſſen wurden, als früher von der Gewalt ſeiner theologiſchen Erörterungen. Nach einigen Minuten hatte er, unter dem lauten Jubel der Verſammlung, den Metzger in die Flucht gebozt.

Er ordnete nun ſeinen von Natur mit ſchwächlicher Geſundheit begabten Anzug, befeſtigte die am letzten Lebensfaden hängenden Knöpfe, ſchob die Fetzen ſeines Hemdes wieder vor die entblößte Bruſt, knüpfte ſich die vogelfreien Enden ſeines Halstuches in einen möglichſt kunſtgerechten Knoten, leckte ſich die blutigen Flecken von den Fingern und begann dann wieder, durch den Kampf etwas ermattet, ſeinen oratoriſchen Seelenwandel. —

Wir näherten uns jetzt einer benachbarten Gruppe. In der Mitte derſelben ſtand ein junger, unterſetzter, langhaariger, blondbärtiger Unitarier. Er ſuchte den Zuhörern zu beweiſen, daß Chriſtus zwar ein göttlicher Menſch, aber kein Gottmenſch geweſen ſei und fand natürlich den heftigſten Wider-

ſpruch. Ein lang aufgeſchoſſener, junger Menſch mit hohlen Wangen und ſchwärmeriſch blauen Augen ſuchte den Unitarier zu widerlegen und wurde dabei ſehr aufgeregt; der Unitarier aber blieb ruhig und gelaſſen, beantwortete jede an ihn geſtellte Frage mit ſo viel Logik, als ihm zu Gebote ſtand und ſuchte ſeine Behauptungen durch Bibelſtellen zu begründen. Ich folgte dieſem Diſpute mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit, daß ich meine Umgebung gar nicht merkte; bald aber fühlte ich eine unruhig bewegte Hand an meiner linken Seite und zwar in der Gegend, wo der Puls meines Herzens und meiner Uhr klopft. Da ich mir nicht denken konnte, daß eine fremde Hand ein beſonderes Intereſſe an meinen Herzens-Angelegenheiten habe, ſo mußte ich natürlich ſchließen, daß jene neugierigen Finger nur unterſuchen wollten, auf welche Weiſe meine koſtbare Zeit aus meiner Taſche zu holen ſei, und da ich fürchtete, daß dieſe Neugierde viel ſchneller, als ich wünſchte, befriedigt werden möchte, drehte ich mich haſtig um und erkannte ſogleich den Eigenthümer der Hand, welche eine ſolche Vorliebe für gewagte Entdeckungsreiſen in unbekannte Taſchengegenden hatte. Es war ein breitſchulteriger, rothhaariger, ungekämmter Geſelle, in deſſen ver-

ſchmiztem Auge deutlich zu leſen war, daß er ſeinen letzten Seufzer zwiſchen Himmel und Erde aushauchen würde.

Ich fand es für gut, mich aus dem Gedränge zu winden und mich einer andern, minder dichten Gruppe zu nähern. Während ich mir aber durch Hülfe meiner Ellenbogen einen Ausgang zu verſchaffen ſtrebte, ſuchte ich meinen Freund, den ich im Gedränge aus den Augen verloren. Er ſah mich gleich und rief, als er mich in dem allerdichteſten Menſchenknäul bemerkte, mir laut zu: „**mind your watch!**“

Als ich, dem Gedränge entkommen, mich ihm näherte, fragte er mich, ob ich noch meine Uhr hätte? Ich bejahte es und erzählte ihm, daß ein junger Romantiker, wahrſcheinlich von ihren Reizen geblendet, ſie zu entführen getrachtet. Mein Freund, der ſeit einer langen Reihe von Jahren in London lebt, ermahnte mich, nur ja vorſichtig zu ſein und bei dergleichen Gelegenheiten weder Geld, noch Preziosen, noch ſonſt etwas, was den Namen „Eigenthum“ verdient, ſehen zu laſſen. Mein vorſichtiger Freund zeigte bei dieſen Ermahnungen eine wahrhaft beneidenswerthe Gabe der Beredſamkeit; als er aber, durch das Gedränge und ſeine Eloquenz

warm gemacht, ſich die Stirne wiſchen wollte, fand er zu ſeiner Beſchämung, daß ſein oſtindiſches Foulard, welches er friedlich ſchlummernd im Sicherheitshafen ſeiner Taſche wähnte, von einem kühnen Piraten gekapert worden. Aber nicht nur das Foulard fehlte, auch die Taſche war nicht mehr anweſend. Einer der andächtigen Zuhörer hatte ſie, deren Daſein ſo feſt und innig an dem Schooße des Rockes hing, mit der Schärfe des engliſchen Stahls abgeſchnitten, ohne daß mein Freund es merkte. Ich lachte ihn tüchtig aus und ermahnte ihn, von ſeinen eigenen Ermahnungen künftig einen beſſern Gebrauch zu machen.

Verdrießlich und unausgeſetzt mit ſeiner wunden Taſche beſchäftigt, wollte mein Freund ſogleich Smithfield verlaſſen, und nur auf meine dringenden Bitten entſchloß er ſich endlich, mir ferner Geſellſchaft zu leiſten.

Wir näherten uns jetzt einer andern Gruppe, die einem lebhaften Diſpute aufmerkſam zuhörte. Ein Katholik ſuchte hier für ſeinen alleinſeligmachenden Glauben neue Anhänger zu gewinnen, fand aber unter den Zuhörern einen Widerſacher, der ihm unausgeſetzt widerſprach und beſonders das Papſtthum heftig angriff.

„Ihr haltet eure Päpſte für Stellvertreter Gottes auf Erden", ſagte er. „Und was ſind eure Päpſte? Statt Stellvertreter Gottes zu ſein, ſind ſie Stellvertreter des Teufels!"

Der katholiſche Proſelytenmacher verwies ſeinem Gegner dieſe Aeußerung und ſagte, daß er jeden Widerſpruch, der ihm ruhig und anſtändig entgegengeſtellt würde, ruhig und anſtändig widerlegen würde; aber die Wichtigkeit und Weihe der Erörterung vertrage keine Grobheit und Gemeinheit.

„Gut!" rief der Andere; „ich will ruhig ſprechen. Habt ihr nicht ſogar ein Weib zum Papſte gehabt, die Päpſtin Johanna? War dies Weib etwa eine Stellvertreterin Gottes? **O for shame!**" rief er höhniſch, **„a woman shall teach men? That is a disgrace! that is an insult toth to God and men!"**

Der Katholik wollte das von ſeinem Gegner erwähnte Faktum in Abrede ſtellen, konnte aber bei dem Geſchrei, dem Gelächter und den Witzen, die von allen Seiten auf Koſten der armen Päpſtin gemacht wurden, nicht zu Worten kommen und mußte ſich endlich entfernen. Der Mann hätte aber auch wiſſen ſollen, wie thöricht es ſei, wenn

ein Einzelner unter lauter Gegnern eine Meinung geltend machen will.

Nicht weit von dieſer Gruppe ſtand mit entblößtem Haupte ein Greis, aus der Bibel, die er in der zitternden Hand hielt, mit gebrochener Stimme erbauliche Stellen vorleſend. Die Stimme dieſes greiſen Mannes, der nicht da ſtand um theologiſche Seiltänzerſprünge zu machen, ſondern Andacht in dem Herzen der Zuhörer zu erwecken, hatte etwas wahrhaft Ergreifendes. Wirklich war auch die Gruppe, die um dieſen alten Mann herumſtand, voll Sammlung. Ich bemerkte auch mehrere Frauen und unter dieſen fiel mir eine junge Wittwe auf, die, an einer Hand ein Mädchen und an der andern einen Knaben haltend, heiße Thränen vergoß.

Man erkennt die engliſchen Wittwen an der weißen, eigenthümlich gemachten Haube (**widow's cap**), die ſie unter dem ſchwarzen Hute tragen. Dieſe Haube vor der Wiederverheirathung abzulegen, wird nicht für ſchicklich gehalten. Es gibt viele Damen, die zwar noch nie einen Mann durch den Tod verloren, aber gern unter die Haube kommen möchten und die ſich deßhalb die Wittwenhaube aufſetzen, um ſich intereſſanter zu machen und die Aufmerkſamkeit der Heirathsluſtigen zu

erregen. Daß die Frau indessen, die mit ihren Kindern dem silberlockigen Manne zuhörte, wirklich eine Wittwe war und zwar eine solche, die den Verlust bitter empfand, sah man ihr gleich an. Es lag ein tiefer Schmerz auf ihrem äußerst schönen Gesichte und durch die Andacht, mit der sie den tröstenden Worten der heiligen Schrift zuhörte, erregte sie mein innigstes Mitgefühl.

In tiefe Betrachtungen versenkt, stand ich eine Weile in der Nähe dieser Gruppe; bald aber weckte mich ein lauter Redner in der Nähe dieser interessanten Scene aus meinen Träumen und ich sah etwa hundert Menschen um ein schmächtiges Männchen gedrängt, das den Strom seiner Beredsamkeit mit reißender Schnelligkeit hinfluthen ließ. Das Männchen war ein etwas konfuser Sozialist und suchte seinen Zuhörern zu beweisen, daß die Armuth zwar das *größte*, aber durchaus kein *nothwendiges* Uebel sei.

„Schufte und Schelme", rief der Redner, „Schufte und Schelme fahren in Karossen und ehrliche Leute haben oft kaum, ihre Blöße zu bedecken. Ist das nothwendig? Muß das so sein? Schwillt der goldene Segen des Feldes, grünt die Ueppigkeit der Wälder nicht für Jedermann?

Steht es etwa geſchrieben im Evangelium, daß die Trägheit ſchwelgen und der Fleiß im Schweiße des Angeſichtes hungern ſoll?“ —

Der Redeſtrom des Sozialiſten wurde aber oft an der eigentlichen Quelle verſtopft. Ein junger Taugenichts fuhr ihm nämlich von Zeit zu Zeit mit der ungewaſchenen Hand an den Mund, um ihn zum Stillſchweigen zu bringen.

„That's all humbug!“ rief der Taugenichts, der mehr Löcher in der Kleidung, als Kleidung für die Löcher hatte; „that's all nonsense!“

Ein Theil der Zuhörer verwies dem Wichte das rohe Benehmen; Andere aber, die durch das Band der Gemeinheit innig mit ihm zuſammenhingen, munterten ihn durch beifälliges Gelächter zu fortgeſetzter Frechheit auf, wahrſcheinlich in der Abſicht, Händel zu erregen und in dem dadurch entſtehenden Wirrwarr ihren langen Fingern eine profitabele Beſchäftigung zu geben.

Der Redner duldete aber die unverſchämten Störungen des Buben mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ruhe. Er verwies ihm nicht ſein gemeines Betragen; ja, er würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. Ob er durch dieſen paſſiven Widerſtand den loſen Buben ermüden, oder ob er

seine Vertheidigung dem bessern Theile seiner Zuhörer überlassen wollte, oder ob ihn sein Rede-Eifer so sehr beschäftigte, daß er für nichts Anderes Aug' und Ohr hatte, kann ich nicht sagen; genug, der Redner benahm sich wie ein weiser Dulder und nöthigte selbst Denjenigen, die der Entwickelung seiner Theorieen nur mit ungläubigem Kopfschütteln zuhörten, Theilnahme und Hochachtung ab. Bei weitem der größte Theil der Umstehenden ermahnte den Ruhestörer, sein rohes Betragen einzustellen, oder seines Weges zu gehen, und als er diese Aufforderung dadurch beantwortete, daß er den Redner mit einer Hand am Kragen faßte und mit der andern Hand ihm den Mund fest zuhielt, wurde er von mehreren starken Armen gefaßt und es entstand nun ein bedeutendes Handgemenge.

Mein Freund, dem das Schicksal seines entführten Foulards und seiner unglückseligen Tasche noch frisch im Gedächtniß war, zog mich aus dem Gewühl und wir sahen nur von Ferne dem wüsten Schauspiele zu, das damit endigte, daß der freche Wicht mit einigen seiner Gesinnungsgenossen im strengsten Sinne des Wortes aus dem Felde geschlagen wurde.

Fluchend und jeden Augenblick sich umwendend

und die Fäuste gegen ihre siegreichen Feinde ballend, gingen sie von dannen und suchten in einem benachbarten Gin-Pallace, zu deutsch: Branntweinkneipe, ihren Verdruß zu ersticken, während der Sozialist, nun ungestört, alle Schleusen seiner Beredsamkeit erschloß. —

Der Eindruck, den Smithfield an einem Sonntag-Mittag auf den ruhigen, nicht englischen Beobachter hervorbringt, ist eigenthümlich genug. Einerseits wird man von vielem Widerwärtigen, das sich dem Ohr und Auge darbietet, abgestoßen, ja angeekelt. Von Bigoterie, Dummheit, Armuth, Trunksucht, Rauflust und den abgefeimtesten Diebeskniffen liefert Smithfield an Sonn- und Feiertagen, und gerade während solcher heiligen Gespräche und gottesfürchtigen Vorträge, die merkwürdigsten Beispiele.

Die Smithfielder Gottesfurcht riecht stark nach Schnaps und die Hände, die sich zu Gebeten falten sollen, ballen sich oft zu Fäusten, um das Gesicht des Nächsten bunt zu färben, oder suchen so unbemerkt wie möglich in den Taschen ihres Nebenmenschen, was sie in ihren eigenen nicht finden können. Die Spitzbuberei treibt hier sogar mit der Religion eine eigenthümliche Industrie. Sie

ſpekulirt auf die gläubigen Gemüther, die während der Andacht die Außenwelt vergeſſen und ſelten merken, daß ihnen unterdeſſen das Eigenthum aus den verborgenſten Schlupfwinkeln der Taſchen geholt wird. Oft iſt der fromme Redner, der ſo erbaulich und beſchaulich ſpricht, nichts anders als ein verſchmitzter Dieb, und während er ſeinen Zuhörern mit ſalbungsvollen Worten den Weg zur ewigen Seligkeit zeigt, finden ſeine Helfershelfer, die ſich unter das Auditorium gemiſcht, den Weg zur Geldbörſe oder zu den Tabaksdoſen der behäbigſten Zuhörer. Sind die Zuhörer aber nicht geſammelt genug für die himmliſchen Güter, um die Aufmerkſamkeit für die irdiſchen zu verlieren, ſo werden Händel angeregt und während des Handgemenges die heimlichen Plünderungen vorgenommen.

Dieſe Art Spitzbuberei zählt in London ungemein viel Anhänger und — Anhängerinnen. Dieſe ſuchen und finden ihren Wirkungskreis beſonders in Kirchen, wo ſie neben den frommſten Damen hinknieen und, während ihre Lippen betend flüſtern, mit bewundernswürdiger Fingerfertigkeit das achte Gebot nasführen.

Es findet ſich in Smithfield unter den Zuhörern jener ſonntäglichen Diskuſſionen wol hier

und dort ein anſtändig gekleideter Menſch; der größte Theil aber iſt à la Vogelſcheuche gekleidet und kennt den Gebrauch der Seife nur von Hörenſagen. Ja, ich habe in Smithfield Leute geſehen, deren Anzug ſchon ſeit Jahr und Tag reif für die Papiermühle geweſen zu ſein ſchien. Stiefeln, die ſich unmöglich mehr erinnern können, wann ſie die Sohlen verloren, Beinkleider, die wie zerfetzte Fahnen im Winde flattern, und Röcke, die ſeit undenklicher Zeit in völliger Auflöſung begriffen, ſind hier am Sonntag, wo doch Jeder ſein Beſtes anzieht, ſo häufig, daß das Gegentheil davon zur Ausnahme gehört. Solche phantaſtiſche Lumpen — ich ſpreche hier von Lumpen im eigentlichen Sinne — wie in London, ſieht man ſonſt nirgends, es ſei denn in Amſterdam und ſelbſt dort verhältnißmäßig nicht ſo häufig.

Wie ſehr man nun durch dieſes moraliſche und materielle Elend abgeſtoßen wird: ein Deutſcher findet doch auch hier etwas ſehr Beneidenswerthes; es iſt die ungebundene, durchaus unbeſchränkte Redefreiheit. Sinn und Unſinn dürfen ſich hier, wie überall in England, frei ausſprechen. Man braucht hier aus Furcht vor geheimer oder öffentlicher Polizei kein Blatt vor's Maul zu nehmen.

Jeder ſpricht, wie ihm der Schnabel gewachſen, und wahrlich! es ſind nicht ſehr delikate Schnäbel. Daß dieſe Freiheit ein unſchätzbares Gut ſei, fühlt der Deutſche am lebhafteſten, der arme Deutſche, der von tauſend Beamten, für die er im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeiten muß, in ſteter Unmündigkeit gehalten wird und der für eine einzige freie Gedanken-Aeußerung, die ſeinen Duodez-Tyrannen nicht gefällt, in Kerker und Banden büßen muß.

V.

Die Londoner Polizei.

Ein in der Wolle gefärbter deutſcher Demokrat, dem das rotheſte Roth noch nicht roth genug erſcheint, hat die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen, als er hörte, daß ihm die Polizei in London keine Auskunft über den Aufenthalt eines ſeiner dort lebenden Freunde geben könne und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Londoner Polizei ſich um Niemand kümmert, der nicht Spitzbube iſt. Ja, der deutſche Demokrat hat darob die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen, die großen, breiten Hände, mit denen er ſo oft in Volksverſammlungen auf die Tribüne geſchlagen, und hat ſich gewundert und geärgert, daß in London eine ſolche unverzeihliche Unordnung herrſche.

Aber ſo ſind wir Deutſche! Wir ſind ſo ſehr gewohnt mit Gendarmen und Polizeibegleitung durch's Leben zu gehen; all' unſer Thun und Laſſen wird ſo ſehr von polizeilichen Behörden überwacht, daß uns jede Staatsordnung, die nicht auf Polizeibüttelthum beruht, eine unbegreifliche Unordnung dünkt. —

Die jetzige Organiſation der Londoner Polizei datirt, wenn ich nicht irre, vom Jahre 1829 und iſt ein Werk des unſterblichen Robert Peel. Vor dieſer Zeit beſtand die Polizei in London aus den Watchmen oder Charlies, wie ſie genannt wurden, meiſtens aus bejahrten Leuten, die dem Orden der langen Finger mehr ein Gegenſtand des Geſpöttes als der Furcht waren. Auch waren ſie ungleichmäßig in der ungeheuern Stadt vertheilt und erfüllten daher ihren Beruf, die Sicherheit der Stadt zu überwachen, ſo wenig, daß eine neue Organiſation ein nothwendiges Bedürfniß wurde.

Die jetzige Londoner Polizei beſteht aus der City- und Metropolitan-Polizei. Sowohl dieſe wie jene iſt in Diviſionen getheilt. Jede Diviſion wird durch einen Buchſtaben bezeichnet und jeder Polizeidiener trägt ſowohl den Buchſtaben der Diviſion, zu der er gehört, ſowie die Nummer der

Ordnung, die er in dieſer Diviſion einnimmt, auf dem Rockkragen. Es iſt alſo jeder Einzelne der aus ungefähr zwölf Tauſend Mann beſtehenden Polizei-Mannſchaft jeden Augenblick von Jedermann zu kontrolliren. Man hat ſich nur den geſtickten Buchſtaben und die Nummer auf deſſen Kragen zu merken.

Es werden bloß junge, kräftige Männer, auf deren ſittlichen Charakter nicht der geringſte Makel ruht, als Policemen angeſtellt. Das geringſte Verſehen, deſſen ſich ein Policeman ſchuldig macht, eine Nachläſſigkeit im Dienſte, Trunkenheit oder eine Ueberſchreitung ſeiner Befugniſſe, hat augenblicklich ſeine Entlaſſung zur Folge.

Bei uns heißen die Wächter der Sicherheit, vor denen kein ehrlicher Mann ſicher iſt, Polizeidiener; ſie ſind aber in der That Polizeiherren, denen jeder Bürger unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt. Das kleinſte Städtchen des kleinſten deutſchen Fürſtenthümchens, wo man das Gräschen wachſen hört, hat ſeine Polizeityrannen mit dem Schnurbart unter der Naſe, der Waffe an der Seite und dem Abſolutismus im Geſichte. Wir wachſen mehr in der Polizeifurcht, als in der Gottesfurcht auf und

wir ſchrecken die Kinder, indem wir ihnen mit dem entſetzlichen Worte „Polizei“ drohen.

Ich weiß nicht, ob es bei uns mehr ehrliche Leute unter der Polizei, oder mehr Polizei unter den ehrlichen Leuten gibt; ſo viel jedoch weiß ich, daß von der deutſchen Polizei die Tugend mehr verfolgt, als befolgt wird. Muſter der Moral geben ſich in Deutſchland nicht zu Polizeidienern her und würden auch durchaus nicht dazu genommen werden.

Die Londoner Polizeidiener heißen Policemen; ſie ſind aber wahre Diener, Diener der Bürger, von denen ſie beſoldet werden. Die Londoner Policemen ſind die dienſtwilligſten, die höflichſten Leute und namentlich für den Fremden, der ſich ſehr häufig in der unermeßlichen Stadt nicht zurechtfinden kann, von unſchätzbarem Werthe. In ſpäter Nacht durchwandeln ſie die Straßen ihrer Diviſion, unterſuchen, ob die Hausthüren und Fenſterläden feſt verſchloſſen ſind und machen, wo dies nicht der Fall, die Hausbeſitzer aufmerkſam darauf.

Es war mir immer eine höchſt angenehme Beruhigung, wenn ich in ſpäter Nacht durch vereinſamte Straßen nach Hauſe ging, einem Policeman zu begegnen und nicht ſelten geſchah es, daß mich

ein ſolcher bis an meine Hausthüre begleitete. Daß dieſes ohne alles niedrige Intereſſe von ſeiner Seite geſchah, verſteht ſich von ſelbſt. Ein Policeman würde ſeine Stelle ſogleich verlieren, wenn er irgend eine Belohnung für derartige Dienſtleiſtungen annähme. Die deutſchen Polizeidiener ſind nicht ſo menſchenfreundlich, weder gegen Einheimiſche, noch gegen Fremde. Ein deutſcher Polizeidiener pflegt ſein Herz menſchlichen Gefühlen gar häufig nur dann zu erſchließen, wenn eine Geldbörſe den Mund zum Reden öffnet.

Es gibt keinen gefährlichern Poſten, als den eines Londoner Policeman; denn da London bei weitem reicher iſt an Spitzbuben, als die größten Städte Deutſchland's an ehrlichen Leuten, ſo ſind ſie jeden Augenblick in Lebensgefahr. Sie fallen ſehr oft als Opfer ihrer Dienſtpflicht; denn die Gauner und Beutelſchneider ſind natürlich den „blue bottels“ nicht ſehr hold, und ſchon mancher brave Policeman hat unter den Meſſerſtichen der Spitzbuben ſein junges Leben ausgehaucht.

Wenn ein Deutſcher nur einigermaßen der Londoner Polizei ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, ſo muß er die deutſche Polizei-Einrichtung eben ſo lächerlich als verächtlich finden. In deutſchen Städten

iſt jeder Polizeidiener bewaffnet und wo er nur irgend eine Gefahr, nicht für die Bürger, ſondern für ſich wahrnimmt, ruft er gleich die bewaffnete Macht zur Hülfe. Gendarmerie, Cavallerie und Infanterie ſtehen ihm augenblicklich zu Gebote und nicht ſelten habe ich in unſerm lieben Vaterlande wegen ein Paar betrunkenen Handwerksburſchen zwei Dutzend Bayonette in Bewegung geſehen.

Der Londoner Policeman hat keine Waffe. Er hat nichts als ſeinen Dienſteifer, ſeine Beſonnenheit und ſeinen männlichen Muth; denn der Truncheon, ein kurzer, mit dem britanniſchen Wappen verſehener und zum Theil mit Blei ausgefüllter hölzerner Stab, den er in der Taſche nachträgt, würde ihm höchſtens nützen, wenn er einem Einzelnen gegenüber ſteht; im Kampfe mit Mehreren müßte er, und wäre er ein Herkules, immer unterliegen. Aber er hat eine Stütze an den Bürgern, die da wiſſen, daß von der Sicherheit der Polizei ihre eigene Sicherheit abhängt. Bei unbedeutenden Konflikten zwiſchen der Polizei und den Individuen, die einer polizeiwidrigen Handlung ſich ſchuldig gemacht, bleiben die Bürger ganz neutral. Ich habe in dieſer Beziehung gleich nach meiner Ankunft in London ein merkwürdiges Beiſpiel erlebt.

Als ich nämlich eines Tages in eine jener niederen Straßen kam, wie sie nur in London zu finden sind, sah ich einen Policeman mit einem jungen Weibe in einem Ringkampfe begriffen. Das Weib widersetzte sich, dem Policeman zu folgen und ihre Wuth und Verzweiflung gaben ihr solche Kraft, daß alle Anstrengungen des Policeman, ihrer Meister zu werden, nichts halfen. Im Kampfe, dem Policeman zu entwischen, hatte sie ihren Hut verloren und ihr langes Haar flog ihr nun wie einer Megäre wild um Brust und Schultern; dabei schrie sie so furchtbar, daß mich ein Schauder überlief. Es dauerte nicht lange, so warf sie den Policeman zu Boden, fiel aber, da Jener sie bei den wallenden Haaren gefaßt hatte, zugleich mit ihm nieder.

Man kann sich denken, daß diese merkwürdige Scene eine ungeheure Menschenmenge herbeizog; Niemand aber mischte sich in den sonderbaren Zweikampf, bei dem ich nicht umhin konnte, die Geduld, die Ruhe, ja die philosophische Sanftmuth des Policeman zu bewundern. Weder sein gekränktes Beamtengefühl, noch sein Ehrgefühl als Mann, das in dem Kampfe mit einem Weibe und mit einem *solchen* Weibe so sehr verletzt wurde, noch die vielen Zuschauer, die diesem Kampfe wie einem

Schauspiele zusahen und durch ihre gespannte Erwartung auf den Ausgang ihn gleichsam zur Anstrengung aller seiner Kräfte reizten, vermochten seinen Gleichmuth zu stören. Er sprach kein zorniges Wort; er erlaubte sich nicht die geringste Mißhandlung; und ich muß gestehen, daß ich die lebhafteste Theilnahme für den Mann empfand, der seine schwere Pflicht so treu erfüllte. Durch den Sturz auf das Pflaster waren seine Kleider sowie sein Gesicht schmutzig geworden und ich sah, daß er an den Händen stark blutete.

Endlich waren die Kräfte des Weibes erschöpft und sie ließ sich lautlos von dem Policeman in die nächste Wachtstube führen, während die Menge sich ruhig verlief.

Man denke sich eine solche Widersetzlichkeit gegen einen Polizeidiener in Deutschland. Wie viel Prügel, wie viel Säbelhiebe, wie viel Grobheit und wie viel Verhaftungen hätte eine solche Widersetzlichkeit zur Folge! Ja, wer weiß, ob nicht ein Belagerungszustand, dieser allgemeine deutsche nachmärzliche Zustand, daraus entstände!

In jedem Polizeistaate, in jedem Staate, wo man nur nach hoher obrigkeitlicher Vorschrift reden und handeln darf, wo das von den Bürgern bezahlte

Büttelthum unumschränkt über das Bürgerthum herrscht und der blinde Gehorsam als erste und letzte Pflicht betrachtet wird, da herrscht natürlich Haß und Mißtrauen gegen die Polizei und man betrachtet sie mit Recht als Feindin, nicht als Beschützerin der öffentlichen Sicherheit. Man sieht in ihr nur die Spür- und Bluthunde eines mißtrauischen und übermüthigen Tyrannenregiments, dem jeder Freiheitshauch ein Pesthauch und ein Sträuben gegen das unerträgliche Joch eine gottlose Empörung dünkt. In einem solchen Staate wird jede Bürgertugend vergiftet. Angeberei, Bestechlichkeit und blinde Verfolgung zerstören dort die besten Keime, die edelsten Kräfte, die schönsten Talente. Männer werden zu Sklaven erniedrigt und Schurkerei herrscht, während die Redlichkeit im finstern Kerker schmachtet. In solchen Staaten werden Gauner zu Ministern gewählt, und ehrlos sein gibt dort ein Recht zu den ersten Ehrenämtern.

Nichts ist widerlicher, nichts ist empörender als ein Polizeistaat; man wird so recht mit unüberwindlichem Ekel dagegen erfüllt, wenn man einige Zeit in England lebt, wo das Hauptstreben der Regierung ist, so wenig wie möglich zu regieren; wo die Polizei nicht herrscht, sondern dient und

wo der Kreis ihrer Wirksamkeit mit einer wahrhaft ängstlichen Genauigkeit umschrieben ist.

Ein Londoner Policeman hat achtzehn Schillinge, also kaum eilf Gulden, die Woche; gewiß kein großer Gehalt, wenn man bedenkt, wie theuer selbst die allernothwendigsten Bedürfnisse in London sind, welch' sauerer Dienst ihm obliegt und welchen Gefahren und Mißhandlungen er jeden Augenblick ausgesetzt ist.

So kam vor kurzem ein Policeman mit zerrissenem Gesichte und Halse in eine Apotheke und forderte eine Salbe zum Einreiben. Kaum war er aber einige Minuten mit der Pflege seiner blutigen Wunden beschäftigt, die er sich in einem Kampfe mit einem wüthenden Taugenichts geholt, als ein Mann hastig in die Apotheke stürzte und ihn aufforderte, ihm schnell in ein benachbartes Gäßchen zu folgen, wo ein heftiger Streit ausgebrochen. Der Policeman folgte auf der Stelle, ohne erst sein Halstuch umzubinden und seine Kleidung in Ordnung zu bringen. So sehr sind diese Leute von der Wichtigkeit, ja ich möchte sagen, von der Heiligkeit ihres Berufes erfüllt.

Es gibt in London auch eine geheime Polizei; sie befaßt sich aber durchaus nicht mit politischen

Dingen. Sie schleicht sich nicht in Gast- und Kaffehäuser oder gar in Privat-Kreise, um unter der Maske der Freundschaft die Leute auszuhorchen, und sie dann als Hochverräther zu denunziren. Die geheime Polizei oder detective police in London dient nur dazu, das Verbrechen aus den geheimsten Schlupfwinkeln an's Tageslicht zu ziehen. Es sind gescheidte, höchst gewandte Leute, die den Spitzbuben das Handwerk sehr erschweren. Ihr Dasein ist Jedem bekannt und Jedem, der nicht selbst zum Orden irgend einer unsaubern Industrie gehört, sehr angenehm.

Als ich am Tage der Prorogation des Parlamentes im Jamespark mit vielen Tausenden auf die Ankunft der Königin und ihres glänzenden Gefolges harrte, sagte mir ein Policeman, der mich freundlich über tausend Dinge belehrte, daß außer der Polizei in Uniform eine große Anzahl Polizei-Agenten in Zivilkleidung zugegen sei. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wie wenig die englische Polizei sich um die politische Meinung der Bürger kümmert. Man hatte Spaliere gebildet und, um die Reihen in Ordnung zu halten, stand in einer Entfernung von je zehn Schritten ein Policeman. Ich befand mich an der Seite eines

ſolchen und in der Nähe einer etwas demokratiſch gefärbten Gruppe, die jede glänzende Karoſſe im königlichen Gefolge mit ſatyriſchen Bemerkungen begleitete. Der Policeman, ſtatt ihnen die Reden zu verweiſen, ſtimmte ihnen ganz bei und lachte über die witzigen Gloſſen, die von vielen Seiten gemacht wurden. Dieſe Gloſſen waren der Art, daß ſie, in Deutſchland in der Nähe eines Polizei-Beamten geäußert, wenigſtens ein Jahr Gefängnißſtrafe nach ſich gezogen haben würden.

Ich weiß nicht, was der königlich preußiſche Polizeidirektor Dunker über die engliſche Polizei-Einrichtung denkt. Er hat indeſſen Gelegenheit genug gehabt, ſie kennen zu lernen, als die Berliner März-Revolution ihn veranlaßte, einen Ausflug von den Ufern der Spree an die Ufer der Themſe zu machen. Er hat damals mehrere Monate in London geweilt, wo er ſich als ein von der deutſchen Demokratie unbegriffener Demokrat ausgab. Wie geſagt, ich weiß nicht, was der Herr Polizeidirektor Dunker von der engliſchen Polizei denkt: ich weiß nur ſo viel, daß faſt jeder Engländer täglich ſolche Dinge und Aeußerungen ſich erlaubt, die in unſerm Vaterlande den fürchterlichſten Ingrimm der Polizei-Allmacht er-

regen würden; und eben ſo ſehr bin ich überzeugt, daß unter dem Regimente eines Dunker oder eines ähnlichen Sbirrenhäuptlings Niemand ſo ſicher lebt, als der wahre Schelm.

Seit die deutſche Reaction ſich den Reſt der Schminke von dem Antlitz gewiſcht und ſich nicht mehr ſchämt, in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu zeigen, iſt in Deutſchland nichts ſo ſehr gefährlich, als ein ehrlicher Mann zu ſein. Am Ende kommt es noch ſo weit, daß in Deutſchland ein wahrer Biedermann — ich meine hier nicht den Leipziger Profeſſor — ſeines Gleichen nicht eher finden wird, bis er von der Polizei in's Zuchthaus geſperrt wird. —

VI.

Die englische Küche.

Der Fürst Pückler behauptet irgendwo, die Consumtion der Seife in einem Lande sei der richtigste Maßstab für den Kulturzustand desselben. Je mehr Seife, desto mehr Bildung, je weniger Bildung, deste weniger Seife.

Diese Behauptung ist aber weiter nichts, als ein Kompliment, das der Fürst sich und seinem Stande macht. Der Fürst weiß, daß die Aristokratie mehr Seife verbraucht, als die anderen Stände und will ihr den größten Bildungsgrad vindiziren. Ich weiß nun nicht, wie oft sich die deutsche Aristokratie einseift und wie häufig sie die Wäsche wechselt; daß sie aber die deutsche Bildung weder ausschließlich verbreitet, noch ausschließlich in sich aufnimmt, weiß in Deutschland Jeder, der

nicht zur deutschen Aristokratie gehört. Der Fürst Pückler, der indirekt behauptet, daß Professoren und Seifensieder sich gegenseitig in die Hand arbeiten, hätte mit eben so viel Recht behaupten können, daß der Bildungsgrad eines Landes nach der Anzahl der Sporen bestimmt werden müßte, die dort getragen werden.

Doch ein deutscher Fürst, er mag zu den regierenden oder zu den regierten gehören, behauptet gar viel, von dem die deutsche Philosophie sich nichts träumen läßt. —

Was mich betrifft, so bin ich der Ansicht, daß man den Geist, den Charakter und die Bildung eines Volkes viel richtiger nach dessen Küche beurtheilen kann. Die Neigungen des Magens stehen in viel näherer Beziehung zu dem Geiste, dem Herzen und der nationalen Eigenthümlichkeit, als man gewöhnlich glaubt, und die französische Küche ist von der englischen gerade und nur gerade so viel verschieden, als Franzosen und Engländer von einander verschieden sind.

Ein halbwegs geübter Beobachter braucht kaum eine Woche in England zu sein, um in tausend Dingen den konservativen Tik der Engländer sogleich wahrzunehmen. Das Ueberkommen ist dem

Engländer heilig; er hält feſt daran mit einer Zähigkeit, die oft höchſt komiſch iſt. So ſind die Fenſter an den engliſchen Häuſern nicht wie bei uns mit Flügeln verſehen und zum Oeffnen und Schließen eingerichtet; die engliſchen Fenſter werden vielmehr, wie ein Fallgatter an Feſtungsthoren, hinauf und herab geſchoben, ſo daß man beim Hinausſehen auf die Straße in ewiger Angſt ſchwebt, geköpft zu werden. Dieſe guillotinartige Einrichtung der engliſchen Fenſter befindet ſich an allen Häuſern ohne Ausnahme und iſt ſelbſt vielen Engländern ſo widerwärtig, daß die Times vor Kurzem die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf hinlenkte und daſſelbe aufforderte, in dieſer Beziehung von dem Kontinente zu lernen. Aber ich bin feſt überzeugt, daß die Times vor tauben Ohren gepredigt; denn der Engländer hat einen ſolchen Widerwillen gegen jede Neuerung, gegen jede Aenderung, daß er ſich nur dazu verſteht, wenn er ſich dazu verſtehen muß, wenn er durch die unumgänglichſte Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Der größte Comfort des Engländers beſteht in der Unveränderlichkeit ſeiner Einrichtungen.

So iſt es in England Brauch und Sitte, daß kein Frauenzimmer, weſſen Standes und Alters es

auch sei, die Straße betrete, ohne einen Hut auf dem Kopfe zu haben. Diese Sitte wird so streng beobachtet, daß das Töchterchen meines Hauswirthes, ein Kind von zehn Jahren, jedes Mal nach dem Hute griff, wenn es in den benachbarten Spezereiladen ging. Selbst das verworfenste Weib läßt sich nicht ohne Hut auf dem Kopfe in der Straße sehen. Wie komisch ist es nun, wenn man Frauenzimmer sieht, die einen Sammthut auf dem Kopfe tragen, aber ohne Schuhe und Strümpfe durch den Koth waten! Es gibt kein Bettelweib in London ohne eine solche Kopfbedeckung. Daß unter solchen Umständen diese Hüte weder von außerordentlicher Eleganz, noch in rosiger Jugendblüthe, versteht sich von selbst. Auf dem Kontinente wird jedes Frauenzimmer, so dürftig sie auch sein mag, doch zuerst für eine solide Fußbekleidung sorgen, und in Frankreich sucht auch die Allerärmste sich eine anständige, wo möglich schöne Chaussüre zu verschaffen; aber ich bin fest überzeugt, daß die eben erwähnte lächerliche und unpraktische Sitte in diesem Jahrhundert noch nicht abgeschafft wird.

In gewissen Schulen London's tragen die Zöglinge noch dieselbe Kleidung, die sie zur Zeit

Eduard's des Sechsten getragen: Schnallenschuhe, saffrangelbe Strümpfe und Hosen, einen langen, bis auf die Füße reichenden Priesterrock, einen ledernen Gürtel um die Lenden und Bäffchen am Halstuche, was den Buben ein ganz pfäffisches Aussehen verleiht. Die Priester der Justiz tragen noch immer Perrücken mit derselben Unterscheidung in der Zahl der Zöpfe, wie ehedem. Die Todten werden noch großentheils in der Stadt begraben, wie vor einem Jahrtausend, und die Leichenbitter tragen noch dieselbe Kleidung, wie vor Jahrhunderten.

Ob dieses starre Festhalten am Ueberkommenen, ob diese Abneigung gegen jede Neuerung eine Tugend oder ein Laster sei, soll hier nicht untersucht werden; genug, es springt Jedem in die Augen.

Nirgend aber spricht sich jener konservative Tik des Engländers und sein eigenthümlicher Charakter so deutlich aus, wie in der englischen Küche. Die englische Küche ist noch heute, wie sie vor Jahrhunderten gewesen. Sie hat keine neuen Ideen aufgenommen, sie hat keine Revolutionen erlitten, sie hat kaum einige Reformen erfahren. Die englische Küche hat weder philosophische, noch poetische Gedanken. In ihr wird das Fleisch nie Geist, und

sie ist nicht auf den Appetit, sondern auf den Hunger berechnet. Sie will nicht reizen, sie will gründlich sättigen und sie hat es nie mit der Phantasie, sondern einzig und allein mit dem Magen zu thun. Man muß ein ächt englisches Steak gesehen haben, um diese Behauptung wahr zu finden.

Als mir zum ersten Male in einer City-Taverne ein Rumpf-Steak vorgesetzt wurde, erfaßte mich ein gewaltiges Erstaunen. Dieses Steak war so groß, daß man bei uns eine kleine Familie damit hätte sättigen können. Es maß ungefähr einen Quadratfuß und ragte zu beiden Seiten über den Teller hinaus. Ich glaubte anfangs, der Kellner müßte sich geirrt haben und betrachtete ihn mit fragenden Blicken; mein Erstaunen zu vermehren, fragte er mich aber, ob ich auch Brod wünschte? Als ich es natürlich bejahete, brachte er mir ein Stückchen Brod, das jede Dame als Brosche hätte tragen können, so winzig war es.

Der Engländer ist kein Brod-Esser, wie sein Nachbar diesseits des Kanals; der Engländer verschmäht überhaupt Alles, was seinen Magen im geringsten täuschen kann. Brod ist ihm nur ein Lückenbüßer, weiter nichts. Er ißt auch keine Suppe und ist kein Freund von Vegetabilien. Fleisch ist

ihm die Hauptſache und die Hauptſache beim Fleiſch iſt ihm die große Quantität deſſelben. Ich glaube, daß die Nibelungen-Helden nicht mehr und nicht anders gegeſſen haben, als die Engländer jetzt eſſen. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat ſich auf die engliſche Küche noch nicht erſtreckt. Die Kochkunſt, die von ſehr vielen Menſchen zu den ſchönen Künſten gerechnet wird, kennt der Engländer gar nicht. In ſeiner Küche iſt weder Kunſt noch Wiſſenſchaft, ſondern ſchlichte Natur-Einfalt. Die Fleiſchmaſſen, die auf einen engliſchen Tiſch kommen, ſind nur etwas weniger als roh. Zwiſchen den Ochſen, der auf der Weide frißt und das Rindfleiſch, das auf der Tafel iſt, hat ſich kein kunſteifriger Koch gedrängt. Der Metzger und das Feuer ſind die zwei Hauptfaktoren in der engliſchen Küche. Dieſe patriarchaliſche Einfalt mag ſehr geſund ſein; aber es gehört ein engliſcher Magen dazu. Ausländer haben daher bei ihrem erſten Aufenthalt in England viel von der engliſchen Küche zu leiden und Manche gerathen dadurch in eine wahre Verzweiflung. Eine ſolche Verzweiflung hat ſich eines Flüchtlings bemächtigt, den die königlich preußiſche Regierung wegen ſeiner demokratiſchen Beſtrebungen verurtheilt hat, über das, was er in Volkover-

ſammlungen geſprochen, einige Zeit in Spandau nachzudenken. Dieſer Flüchtling hatte anfangs das unbefeſtigte London dem wohlbefeſtigten Spandau vorgezogen; aber, ach! die engliſche Freiheit bot ihm keinen Erſatz für die deutſche Küche. Das Heimweh nach vaterländiſchem Sauerkraut lag ſchwer auf ſeinem Gemüthe und drohte, ſeine Geſundheit zu zerrütten und er zog es vor, der königlich preußiſchen Juſtiz in den Rachen zu laufen und nicht länger die halbrohen Steaks der Verbannung zu eſſen. —

Der Engländer lebt nicht, um zu eſſen; er ißt nur, um zu trinken. Den Cayennepfeffer, der im Stande iſt, eine Feuersbrunſt in den Eingeweiden zu erregen, genießt er mit einer Behaglichkeit, als ob es Zucker wäre. Welch' ein feuerfeſter Magen gehört nicht dazu, um **mack turtle** zu eſſen! **Mack turtle** iſt eine heuchleriſche Schildkrötenſuppe, eine Suppe, die wie eine Schildkrötenſuppe zubereitet und ſo dick iſt, daß man ſie mit Meſſer und Gabel eſſen kann. Eine ſolche Suppe iſt weiter nichts, als gepfeffertes Fegfeuer; man kann Schwefelhölzer daran anzünden. Aber der Engländer ſchüttet ſich gewöhnlich noch Cayennepfeffer dazu. Wie viel Stout, Porter oder Ale dazu gehört, um

die Flammen zu löschen, die die scharf gewürzten Speisen in den Eingeweiden entzünden, davon kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen.

Brillat-Savarin sagt: „L'Anglais mange, le Français seul sait manger.“ Das ist vielleicht die einzige unbestreitbare Wahrheit, die in Bezug auf die beiden Nationen gesagt worden. Dem Franzosen ist selbst das Essen eine Art geistiger Unterhaltung. Die französische Küche ist reich an guten Einfällen und witzigen Gedanken. Dem Franzosen kommt es niemals auf die Quantität, sondern auf die Mannigfaltigkeit an; denn eben so wenig wie sein Geist, hat sein Appetit Geduld genug, bei einem und demselben Gegenstande lange zu verweilen. Ein französischer Speisezettel enthält daher tausenderlei Dinge, und ein Ausländer braucht in Paris wenigstens einen Monat gründlicher Studien und eifriger Nachforschungen, um einen solchen Küchenzettel zu verstehen. Dem Engländer aber ist das Essen weiter nichts, als die Befriedigung seines Hungers. Wenn der Engländer ißt, so ißt er mit einer Gründlichkeit, die jeden oberflächlichen Witz verschmäht. Er kennt keine kulinarischen Lappalien; wenn ein Stück Rindfleisch auf eine englische Tafel kommt, so erzittert die Tafel unter der unge-

heuern Last. Ein englischer Küchenzettel hat kaum den achten Theil so viel Artikel wie die englische Kirche, ist aber eben so stereotyp wie diese. —

Der Franzose nascht, selbst wenn er ißt; der Engländer aber ißt, wenn er nur naschen will. Naschen, diese geistreiche Spielerei hyperkultivirter Zungen, kennt der Engländer gar nicht; man wird daher dieses Wort in einem englischen Wörterbuche vergebens suchen.

Wie verschieden der Genius beider Nationen ist, kann man deutlich an dem sehen, was sie sich in kulinarischen Dingen abborgen. Der Franzose, der seit einigen Jahren das Beefsteak eingeführt, wie lächerlich macht er sich damit in den Augen eines Engländers! Ein Pariser Beefsteak verhält sich zu einem ächt englischen Beefsteak, wie sich die Landgrafschaft Hessen-Homburg zu Großbritannien verhält. Es ist so niedlich, daß es sich auf dem Teller verliert. Ein Dutzend französischer Beefsteaks machen kaum ein englisches aus; und ich glaube, daß ein wahrhafter Engländer mehr als ein Dutzend davon essen kann, ohne sich sonderlichen Zwang anzuthun.

Der Engländer borgt nun zwar wenig, oder gar nichts von dem Franzosen, weil er dazu, wie

gesagt, zu viel Vorliebe für seine alten Gewohnheiten hat; wo er aber von der französischen Küche etwas aufnimmt, verengliscbt er es dermaßen, daß man den französischen Ursprung kaum wahrnimmt. Er vergrößert es so, daß in der Quantität die ursprüngliche Qualität verschwindet. Ja der Engländer, der eine Antipathie gegen den Franzosen hat, nennt diesen „frog eater", Frosch-Esser, und glaubt dadurch das Unsolide und Oberflächliche in dem Charakter seines Nachbars auf der andern Seite des Kanals am besten anzudeuten.

Wenn ein Engländer vom Tische aufsteht, so ist er satt; und wenn er satt ist, weiß er warum. Er hintergeht seinen Magen nicht.

Daß hier von der Mittelklasse die Rede ist, versteht sich von selbst; denn die unteren Klassen haben oft leider gar keine Küche und den höheren Klassen ist die englische Küche zu roh. In jedem vornehmen englischen Hause ist ein französischer Koch. Die Königin geht hierin der Aristokratie mit gutem Beispiel voran. Der erste Koch Ihrer Majestät, **Monsieur Moret, chef de la cuisine de sa Majesté britannique**, hat achthundert Pfund Sterling jährliches Gehalt, ein Gehalt, das weder in Frankreich noch in Deutschland der erste Pro-

ſeſſor hat. Monſieur Moret hat noch mehrere Künſtler unter ſich, die ſeine genialen Ideen ausführen. Dieſes Gehalt iſt, beiläufig geſagt, für den Koch einer engliſchen Königin viel zu hoch, da in England die Krone kein anderes Recht hat, als die Rechte des Volkes zu ſchützen und aufrecht zu erhalten. In abſolut regierten Staaten aber iſt es für das Volk viel wichtiger, daß der Fürſt einen guten Koch, denn einen guten Miniſter habe.

Nach der Anſicht vieler Philoſophen und einer berühmten Schriftſtellerin nämlich hat jedes Glück und Unglück, haben alle Tugenden und Laſter nur in der guten oder ſchlechten Verdauung ihren Urſprung. In England nun liegt ſehr wenig daran, wenn die Königin ſich den Magen verdirbt; denn ihre Miniſter ſind verantwortlich. Aber wenn einer der deutſchen Fürſten, die trotz der Conſtitutionen unverantwortliche Miniſterien haben und die, je beſchränkter ſie ſind, deſto unumſchränkter herrſchen: wenn einer der deutſchen Fürſten, ſag' ich, ſich den Magen verdirbt, ſo ſind die traurigen Folgen davon gar nicht zu berechnen. Wer weiß, ob nicht alle Hinrichtungen und Einkerkerungen, alle grauſamen Verfolgungen und Hochverrathsprozeſſe, von denen ſeit dritthalb Jahren Deutſchland heimge-

ſucht wird, ihre Urſache in den fürſtlichen Küchen haben! Das deutſche Volk mag ſich noch ſo oft den Magen verderben, es wird die deutſchen Fürſten wenig anfechten; leidet aber ein deutſcher Fürſt nur einen Tag an Unverdaulichkeit, ſo hat die deutſche Polizei alle Hände voll zu thun. Ja, wenn in Deutſchland eine fürſtliche Zunge belegt iſt, ſo fällt die Zunge an der Waage der Gerechtigkeit höchſt unvernünftig; und ein Katzenjammer in einem deutſchen Pallaſte kann ein Jammer für viele Millionen Deutſche werden. Das deutſche Volk ſollte alſo beten, daß es den deutſchen fürſtlichen Küchen niemals an guten Köchen fehle; auf das, was die Miniſter und geheimen Staatsräthe kochen, kommt es gar nicht an. —

Der Engländer rühmt ſich ſelbſt, ein **matter of fact** = Menſch zu ſein. Alles Abſtrakte, alles Ideelle widerſtrebt ſeinem Genius. Der Engländer denkt mit den Händen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Er muß greifen können, was er begreifen ſoll. Kaufmann von Natur, verſchmäht er Alles, was ſich nicht aufs genaueſte berechnen läßt. Er hat einen Widerwillen gegen das Experimentiren und deßhalb hält er oft ſelbſt das Schlechte feſt, ſo lange das Beſſere ihm nicht ſo nahe liegt, daß

er nur darnach zu greifen braucht, um es ſich anzueignen. Wo ein beſtimmtes Ziel ihm vor Augen ſchwebt, ſtrebt er darnach und wenn es auch noch ſo fern wäre. Aber er geht nie aus, um ein Ziel zu ſuchen. Iſt der Engländer überzeugt, daß ſich eine Schwierigkeit überwinden läßt, ſo ſchreckt er nicht davor zurück und überwindet ſie endlich; ja, er wird ſogar dadurch gereizt, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um den Sieg davon zu tragen. Aber er wird ſich nur dann anſtrengen, wenn ein praktiſcher Vortheil ſeine Bemühungen zu lohnen verſpricht. Aus Ehrgeiz, aus Ruhmſucht aber thut er nichts, auch nicht das Allergeringſte. Der Engländer iſt kein Himmelſtürmer, und kein Baum hat ſo wenig Werth für ihn, als der Lorbeerbaum.

Bei ſolchen Anlagen iſt es ganz natürlich, daß er das, was er thut, gründlich und praktiſch thut. Da nun aber Eſſen und Trinken das Allerpraktiſchſte iſt, was der Menſch auf dieſer Erde thun kann, ſo zeigt der Engländer darin am meiſten, daß er Engländer iſt. Seine Tafelfreuden ſind keine erheuchelten Freuden, keine ſüßen Illuſionen. Die Poeſie des Eſſens kennt er nicht, ſondern nur die Proſa deſſelben. Sein Magen hat keine

poetiſchen Gefühle; aber er iſt geſund und zwar ſo geſund, daß wir ſchwache Kontinental-Menſchen faſt ſchon ſatt werden, wenn wir einen ächten Engländer eſſen ſehen.

VII.

Ein Beſuch in Bethlem.

„Das iſt Bedlam!“ rief mein Freund, ein junger Arzt, als wir vor einem pallaſtähnlichen, in der Mitte eines Gartens liegenden Gebäude ſtanden. Mein Freund zog die Schelle und bald trat ein junger Pförtner aus dem nahe am Gartengitter ſtehenden Häuschen und öffnete die ſchwere eiſerne Thüre. Wir ſchritten nun durch den höchſt freundlichen Garten, deſſen Raſenplätze, trotz dem, daß wir tief im Winter lebten, ſo friſch, ſo ſmaragden waren, als ob ſie von den Strahlen der Maiſonne erwärmt geweſen.

Je mehr wir uns dem Gebäude näherten, deſto impoſanter ſchien es uns. Es beſteht aus einem mit einer Kuppel verſehenen Mittelbau und zwei langen Seitenflügeln. Den Eingang bildet ein

von sechs jonischen Säulen getragener Portikus, der in die geräumige Vorhalle führt. Man kann sich nichts Fremdlicheres denken, als diese Vorhalle, und wenn man in derselben nicht die zwei plastischen, den Wahnsinn und die Melancholie vorstellenden Figuren sähe, so würde man gewiß nicht glauben, sich in einer Anstalt zu befinden, wo die Opfer des fürchterlichsten Siechthums nachtumhüllte Tage verbringen.

Wir traten in den Wartesaal und während der Diener dem Arzte der Anstalt die Karte meines Freundes brachte, blätterten wir in dem Fremdenbuche. Auf dem ersten Blatte, das uns in die Augen fiel, lasen wir die Namen des Feldzeugmeisters Hayman, des Professors Mittermaier und des nepaulesischen Prinzen Dschang-Bahadur. Die Unterschrift dieses Prinzen, der in London und Paris weniger durch seinen interessanten Kopf, als durch seine unschätzbare Kopfbedeckung außerordentliches Aufsehen erregte, konnten wir nicht lesen, da sie in indischen Charakteren geschrieben war; aber man hatte nicht vergessen, sie mit einer Uebersetzung und einem kleinen Commentar zu begleiten. Neben diesem Buche lag ein anderes, das für Bemerkungen über die Anstalt bestimmt ist. Englische

und auswärtige Aerzte, Gelehrte und Künstler hatten es nicht an lobenden Bemerkungen fehlen lassen. Manche derselben waren geistreich und viele wollten es sein. Während wir Bemerkungen über die Bemerkungen machten, kam der Arzt, ein junger, freundlicher Mann mit einer offenen, ansprechenden Physiognomie, und nach einer kurzen Unterhaltung übergab er uns einem Diener, dem wir nun folgten.

Wir erfuhren bald, daß das Gebäude, das jetzt eine Länge von fast sechshundert Fuß hat, erst im Laufe der Zeit allmählig herangewachsen, bis es diese Ausdehnung gewonnen, durch welche es im Stande ist, vierhundert Individuen aufzunehmen. Der eine Flügel ist für weibliche, der andere für männliche Patienten bestimmt. Die Leidenden sind in drei Klassen eingetheilt. Die erste Klasse, die Wüthenden und Bösartigen, wird in den Erdgeschossen gehalten; die zweite Klasse, aus Neuangekommenen, aus gewöhnlichen Patienten und aus solchen bestehend, deren gebesserter Zustand eine Entfernung aus dem Erdgeschosse möglich gemacht, befindet sich im zweiten Stocke, und im dritten Stocke sind diejenigen, welche die meiste Hoffnung auf völlige Genesung darbieten. Der

dritte Stock im Mittelbau iſt für jene Unglücklichen beſtimmt, deren Zuſtand unheilbar iſt.

Wir beſuchten zuerſt den für männliche Patienten beſtimmten Flügel. Er beſteht aus drei übereinander liegenden Corridors, an deren einen Seite ſich eine Reihe von Zellen hinzieht, und zwar ſo, daß die Thüren derſelben ſich den Fenſtern der Corridors gegenüber befinden. Die Zellen ſind mit einem nahe an der Decke angebrachten kleinen Rundfenſter verſehen, das nur ein ſehr ſpärliches Licht einläßt. Sie machen einen ſehr düſtern Eindruck. Deſto freundlicher ſind die Corridors. Sie haben eine Länge von mehr als zweihundert Fuß und bilden den gemeinſchaftlichen Aufenthalt der Kranken, die in gleichem Stadium des Seelenleidens ſich befinden. Die Fenſter der Corridors ſind an der Südſeite und, wie bereits erwähnt, den Zellenthüren gegenüber angebracht, ſo daß die langen Gänge ein heiteres Licht erhalten.

Nachdem wir einige Corridors zurückgelegt und mit den trübſten Empfindungen jene Unglücklichen betrachtet hatten, die einſam und ſchweigend ſich ergingen, näherte ſich uns, als wir die Treppe hinabgehen wollten, ein Mann von mittleren Jahren mit den Worten: „Vous êtes Français, Mes-

sieurs?“ und fügte dann ſchnell hinzu: „Oder ſind Sie etwa Deutſche? — Ich bin ein Deutſcher. — Ich ſpreche alle Sprachen, franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch, italieniſch, polniſch, ruſſiſch, türkiſch und alle übrigen. Ich habe lateiniſche und griechiſche Wörterbücher herausgegeben; aber der Prinz Albert hat mich in dieſe Anſtalt geſchickt. Verwenden Sie ſich doch für mich beim Profeſſor B***. Er iſt mein Freund und kennt mich gut. Die ganze Welt kennt mich. Ich bin der Doktor P***, rühmlichſt bekannt als Verfaſſer lateiniſcher und griechiſcher Wörterbücher.“

Der Unglückliche, deſſen Namen ich aus Pietät nicht nennen mag, iſt, wie wir bald erfuhren, wirklich ein Gelehrter. Er hat mehrere Werke dem Prinzen Albert zugeſchickt; dieſer aber hat keine Notiz davon genommen. Ob jene Werke ſchon Produkte eines verbrannten Gehirnes waren, weiß ich nicht; genug, der bemitleidenswerthe Doktor ſpricht ſtets von dem Prinzen Albert und hofft, daß ſich dieſer endlich für ihn intereſſiren würde. Er iſt der einzige Deutſche in der Anſtalt. Ich kann nicht ſagen, welche ſchmerzlichen Gefühle mich bewegten, als ich in dieſem Hauſe des Jammers in unſerer Sprache von einem Landsmanne ange-

redet wurde, dessen Zustand der Art ist, daß er nur in der Stunde des Todes die Stunde der Genesung erleben wird.

Gewaltsam rissen wir uns von ihm los; aber noch auf der untersten Stufe der Treppe hörten wir seine nachrufende Stimme.

Bald gelangten wir an eine andere eiserne Gitterthüre. Unser Begleiter zog die Schelle und übergab uns dem öffnenden Aufseher, der uns durch den Gang führte. Auf diesem Gange war ein eigenthümliches Leben rege. An dem langen Tische, der in der Mitte desselben stand, waren Mehrere mit verschiedenen Handarbeiten, mit Nähen, Häkeln und Flechten von Bändelschuhen beschäftigt. Ich sprach mit Einigen von ihnen und sie gaben mir sehr artige und vernünftige Antworten. Ein etwas ältlicher Mann klöpfelte Spitzen und zwar mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit. Ich fragte ihn, ob ihn diese Beschäftigung nicht ermüde, worauf er mir in freundlichen Worten versicherte, daß im Gegentheile diese Arbeit ihm zur Erholung gereiche. Während Diese am Tische arbeiteten, ergingen sich Andere auf der andern Hälfte des Corridors. Unter ihnen war mir gleich beim Eintreten ein junger, bleicher Mann mit einer hohen Stirne, einem fein-

geschlitzten Munde und einer gewissen stolzen Haltung aufgefallen. Er ging mit raschen Schritten auf und ab und stach durch ein gewisses Etwas sehr vortheilhaft von seinen Leidensgefährten ab. Ich fragte den Aufseher um Auskunft über diesen Unglücklichen.

„O das ist ein Gentleman, Sir", antwortete der Wärter, „ganz und gar ein Gentleman; er ist Maler und liefert sehr hübsche Werke."

Und mit diesen Worten holte er aus einer Fensternische ein auf einen Rahmen gespanntes Stück Leinwand herbei und sagte uns, daß die darauf gezeichnete Skizze für ein neues Bild bestimmt sei, das der unglückliche Künstler bald ausführen wollte. Die Skizze war mit einem sehr feinen Bleistifte angelegt, so daß mir die Komposition als Ganzes nicht klar werden konnte. Ich sah nur einen hohen, zackigen, von tiefen Schluchten zerrissenen Berg, auf dessen Gipfel ein alter König stand. Die Krone auf dem Kopfe, das wilde Gelocke dem Zorn der Stürme Preis gebend, schaute der greise König hinab in's Thal. Sein Inneres schien eben so zerklüftet, wie der Felsengipfel, auf dem er stand. Auf einigen Stufen des Berges befanden sich Gruppen, die aber so dünn angelegt

waren, daß ich ihre Bedeutung in der Kompoſition nicht zu erkennen vermochte. Die Hauptfigur aber, der König nämlich, war ganz vortrefflich gezeichnet.

Der Wärter ſagte uns, als wir mit geſteigertem Intereſſe uns nach den näheren Schickſalen des Künſtlers erkundigten, daß dieſer, ein ſanfter, in jeder Beziehung gebildeter junger Mann, in einem Anfalle wilden Wahnſinns ſeinen Vater ermordet. Ich ſchauderte, als ich dies hörte. Welch' ein gräßliches, welch' ein entſetzliches Loos! Welche furchtbare Laune des Geſchicks, die den harmloſeſten Menſchen zum unſchuldigen Werkzeuge des ſchwärzeſten Verbrechens wählt, das reinſte und edelſte Herz mit Furien bevölkert und mit unbarmherziger Fauſt die herrlichſten Geiſtesblüthen zerpflückt!

Der Aufſeher, der doch durch ſeinen Beruf ziemlich abgeſtumpft für die Leiden der ihm anvertrauten Patienten ſein mußte, ſprach von ihm mit einer auffallend lebhaften Theilnahme. Der Künſtler hat oft lichte Augenblicke, in denen er ſich mit aller Wärme ſeiner Kunſt hingibt. Was aber mag er in ſolchen Augenblicken denken und empfinden? —

Als wir unſern Rückweg durch den Corridor antraten, blieb ich eine Weile an der Ausgangs-

thüre stehen und betrachtete den auf- und abgehenden Künstler. Ich war so sehr mit ihm beschäftigt, daß ich den alten Mann nicht merkte, der in dem, durch die offene Thüre gebildeten Winkel auf den Knieen herumrutschte und mit ihnen etwas auszumessen schien.

„Wer ist der alte Mann?“ fragte ich den Wärter.

„Er ist bereits fünfundzwanzig Jahre in der Anstalt“, antwortete dieser; „er hat seinen Bruder umgebracht“, flüsterte er mir dann in's Ohr.

Der Bejammernswerthe ist im Irrenhause ergraut. Stunden lang rutscht er auf den Knieen herum, das Grab ausmessend, in welches seine mörderische Faust den Bruder gebracht.

Wiederum rasselten die Schlüssel und dröhnend schloß sich die eiserne Thüre. Wir gingen die Treppe hinab und bald befanden wir uns in dem untersten, für die gefährlichsten Individuen bestimmten Geschosse. Ein hochstämmiger, breitschulteriger Wärter empfing uns hier und führte uns durch den düstern, nur spärlich beleuchteten Gang, der ziemlich belebt war. In diesem Geschosse sind nicht nur die gefährlichsten Geisteskranken, sondern Alle, die des Versuchs des Königsmordes sich schuldig

gemacht. Von diesen befanden sich Einige auf dem Gange; der Wärter wollte sie uns aber nicht zeigen. Es herrscht nämlich in der Anstalt die schöne Pietät, daß dem Besuchenden kein Name irgend eines Individuums in der Anstalt genannt wird. Der Wärter sagte uns übrigens leise in's Ohr, daß die anwesenden Hochverräther nichts weniger als geisteskrank wären. Welche furchtbare Tage müssen diese Menschen hier verbringen! Wie langsam müssen ihnen die Stunden hinschleichen in dieser Behausung, wo Kopf und Herz in schrillenden Dissonanzen sprechen, wo das Lachen herzzerreißender als die Seufzer, und das Leben nur athmender Tod ist!

Ich weiß nicht, ob diese Verurtheilten nicht endlich auch eine Beute des Wahnsinns werden; gewiß aber gehört viel Verstand dazu, um ihn nach langem Aufenthalte unter Geisteszerrütteten nicht zu verlieren.

Als wir den Gang verließen, folgten uns die die Blicke einiger Männer, denen ich ein vollkommenes Bewußtsein anzusehen glaubte. Ich richtete einen fragenden Blick auf den Wärter und dieser nickte bejahend mit dem Kopfe. —

Wir hatten jetzt den für Leidende männlichen

Geschlechts bestimmten Flügel mit der Küche, den Bädern, den Gesellschaftszimmern und der Kirche gesehen. Die Kirche, ein niedlicher Saal, ist durch eine Wand in zwei Abtheilungen getrennt, von welchem die eine für die Frauen, die andere für die Männer bestimmt ist. Beide Geschlechter dürfen sich nirgendwo in der Anstalt sehen.

Wir wurden nun durch einen schönen, weiten Hofraum geführt, der den Patienten als Erholungsplatz dient. In der Mitte dieses Hofes sind Bänke angebracht mit einer breiten Ueberdachung, die hinlänglichen Schutz gegen einbrechenden Regen gewährt. Unter den Kranken, die in diesem Hofe sich befanden, fiel mir ein junger Mann mit sehr feinen Zügen auf. Er lächelte beständig und bewegte leise die Lippen. Er hatte Philosophie studirt und zwar mit einem Eifer, dem sein Geist früher als sein Körper unterlag. Der Unglückliche! Er hatte sich vermessen, den Schlüssel zu den Geheimnissen des Weltgenius zu finden; er hat den Urgeist in seiner Werkstätte belauschen und das ewig Unerfaßliche erfassen wollen! Und nun stand er in einem engen Winkel von Bedlam, eine Satyre auf sich selber. Es lag etwas Ironisches in seinem Lächeln, das zu sagen schien: „Ihr blickt in hoch-

müthigem Mitleiden auf mich, wie Millionäre auf einen an eine Straßenecke geduckten Bettler blicken. Seid nicht so hochmüthig! Es ist Niemand, der in philosophische Spekulationen sich einläßt, vor einem geistigen Bankrotte sicher. Und bin ich auch der einzige Philosoph in Bedlam, so sind doch gar viele außerhalb Bedlam, die meine Gefährten hier zu sein verdienten." —

Nachdem wir den Hof durchschritten, befanden wir uns in einer Halle, die zu verschiedenen Corridors für die weiblichen Patienten führt. Der Wärter übergab uns hier der Führung einer Aufseherin, einer bejahrten, hagern Matrone. Sie zeigte uns zuerst mehrere Arbeitszimmer, wo wir verschiedene Gruppen jüngerer und älterer Frauen mit Nähen, Sticken und Stricken beschäftigt fanden. Wir grüßten höflich, fanden aber unsern Gruß nicht erwiedert. Keine der Anwesenden würdigte uns eines Blickes. Hierauf sahen wir das Gesellschaftszimmer, in dessen Mitte ein großer runder Tisch stand, auf welchem verschiedene Bücher lagen; unter diesen bildeten Walter Scott's Romane die größere Hälfte.

Als wir sodann in einem der Corridors die Zellen betrachteten, bemerkten wir in einer derselben

eine große, stattlich gekleidete Puppe auf dem Bette liegen. Wir wollten eben unsere Führerin nach der Bedeutung dieser Puppe fragen, als die Bewohnerin der Zelle, eine Fünfzigerin, aus dem andern Ende des Corridors herbeieilte und, uns vom Bette und aus der Zelle drängend, hastig rief: „Was geht mein Kind euch an? Laßt mein gutes, mein liebes Kind in Ruh'! Niemand soll mein Kind anrühren, Niemand!"

Nachdem wir die Zelle geräumt, ging sie an's Bett, küßte und umarmte die Puppe und deckte sie sorgfältig zu; dann begleitete sie uns, in einem Zustande heftiger Aufregung unverständlich vor sich hinmurmelnd, durch den langen Gang. Sie ging an meiner Seite, und ich muß gestehen, daß es mir in ihrer Gesellschaft höchst unheimlich ward. Die Bejammernswerthe! Der Verlust ihres einzigen Kindes hat ihren Geist in ewige Nacht gehüllt. In der Puppe sieht sie ihr theueres Kind, dem sie die unermüdlichste Sorgfalt widmet, dem sie die zarteste Pflege angedeihen läßt. Wilder Wahnsinn tobt in ihrem Kopfe; aber er konnte aus ihrem Herzen nicht die Mutterliebe reißen, jene heilige, nie erkaltende Liebe, die an der Wiege uns anlächelt und deren wir am Rande des Grabes,

nach einem Leben voll bitterer Täuschungen und trügerischer Hoffnungen, in kindlicher Rührung, mit feuchter Wimper gedenken. Heilige Mutterliebe! in diesem Leben voll Schein und Trug bist du die einzige Wahrheit, die keinen Zweifel zuläßt, die einzige Leidenschaft, deren reine Flamme nur mit dem Leben selbst erlischt. —

Erst am entgegengesetzten Ende des Ganges verließ uns die Unglückselige. Hier sahen wir in einer offen stehenden Zelle eine bejahrte, äußerst sorgfältig gekleidete Frau. Sie erwiederte unsern Gruß mit einer Verbeugung und drückte die Hand der Wärterin auf's herzlichste. Diese knüpfte ein Gespräch mit ihr an und Jene äußerte sich so besonnen, so vernünftig, daß Niemand in ihr eine unter Aufsicht stehende Bewohnerin Bedlam's entdeckt hätte. Ihre Sprache hatte etwas Gutmüthiges, Ueberzeugendes; so wie denn in ihrem Gesichte sich die ungetrübteste Herzlichkeit und Sanftmuth kund gaben. Und diese Frau hatte einen Mord begangen! Vor mehr als zwanzig Jahren hatte sie in einem Anfalle schrecklichen Wahnsinns ihren Gatten erdrosselt. Seit jener Zeit lebt sie in der Anstalt. Sie hat ein harmloses, liebenswürdiges Naturell; aber von Zeit zu Zeit wird sie wie von

finsteren Dämonen gefaßt und dann muß sie sorgfältig bewacht werden. Ihr Zustand ist der Art, daß sie nur auf der Bahre die Schwelle Bethlem's verlassen wird. —

Wir fragten unsere Führerin, ob sie, die sie doch so schmächtig und schwächlich aussähe, genug körperliche Kraft für ihr schweres Amt habe. Sie antwortete uns, daß Energie, fester Wille und besonders Geistesgegenwart die körperliche Kraft vollständig zu ersetzen im Stande wären; sie sei übrigens nicht so schwach, wie sie aussehe. Wir hatten bald Gelegenheit, uns von der Wahrheit dieser letzten Behauptung vollkommen zu überzeugen. Als wir uns nämlich einige Minuten später vor der zu den Zellen des Erdgeschosses führenden Gitterthüre befanden, sahen wir ein junges, etwa achtzehnjähriges Mädchen, das uns unbemerkt gefolgt war und nun zu der bereits geöffneten Thüre sich einschmuggeln wollte. Die Aufseherin verwies es ihr und gebot ihr, wieder in den Hof zurückzukehren. Sie weigerte sich und klemmte sich hartnäckig in unsere Mitte. Da wurde sie von unserer Führerin an den Armen gefaßt, schnell hinweggedrängt, und als sie sich wieder der Thüre nähern wollte, hatte sich diese wieder geschlossen. Das

Mädchen, ein hübsches Kind, dessen dunkelblauem Auge der stille Wahnsinn einen eigenthümlich reizenden Ausdruck verlieh, lehnte das Köpfchen an die Stäbe der Gitterthüre und sah uns weinend nach. Ich hatte Mitleid mit dem armen Kinde und bemerkte es der Aufseherin. Diese aber äußerte, daß man in Bezug auf Disciplin in solchen Anstalten kalt und eisern sein müsse. Sie sagte dies mit einem tiefen Seufzer. Die arme Frau, die vor Kurzem ein theueres Familienglied verloren zu haben schien, erregte mein lebhaftestes Mitgefühl; denn nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Züge verriethen die tiefste Trauer. Wir folgten ihr schweigend durch den düstern Gang, wo die Unglücklichsten der Unglücklichen weilen, jene Leidenden nämlich, in denen der Wahnsinn sich am ungestümsten äußert.

Neue Jammergestalten! Neue Scenen furchtbaren Menschenelends! Soll ich den Leser mit Schilderungen derselben peinigen? —

Nachdem wir diesen Gang durchschritten und den weiten für die Leidenden weiblichen Geschlechts bestimmten Hofraum gesehen, übergab uns die Aufseherin dem Diener, der uns an den Wartesaal zurückbegleitete. —

Die jetzige Organisation der Anstalt datirt vom Jahre 1816. Bis zu jener Zeit soll sie mehr einem Zuchthause für die grausamsten und verworfensten Verbrecher, als einem Asyle für die Heilung unglücklicher Wesen, welche die menschenfreundlichste Rücksicht am meisten verdienen, ähnlich gesehen haben. Die Mißbräuche, die im Laufe der Zeit in Bethlem (das ist der richtige Name der Anstalt) sich eingeschlichen, waren so empörender Art, daß sie endlich die Aufmerksamkeit des Parlaments erregten und dieses eine Kommission zur Untersuchung der Uebelstände wählte. Die Mitglieder jener Kommission wurden bei ihrem Besuche in Bethlem von den furchtbarsten, von den abscheulichsten Scenen erschreckt. Sie fanden halb nackte, durch schwere Eisenfesseln zusammengekettete Menschen, die, scheußlichen Gerippen ähnlich, dergestalt an die feuchte Mauer gekettet waren, daß sie kaum von der schmutzigen Pritsche sich erheben konnten und in Wuthanfällen sich gegenseitig zerfleischten. Sie sahen Frauen, deren ganze Kleidung aus einem zerrissenen Bettlaken bestand, in fensterlosen Zellen auf faulem Stroh gebettet, die zarten Glieder von Eisenbanden wund gerieben. Sie erfuhren zu ihrem

Entſetzen, daß oft mehrere Monate vergangen waren, ohne daß die Anſtalt von irgend einem Arzte beſucht worden und daß der Arzt ſelbſt häufig in einem Zuſtande unbeſtreitbaren Wahnſinnes ſich befand. Die Kunde von dieſen Gräueln erregte allgemeine Entrüſtung und die Anſtalt wurde bald Gegenſtand der umſichtigſten Sorgfalt. Seit jener Zeit erfuhr ſie die mannigfachſten Verbeſſerungen, wie die Humanität und der Fortſchritt der Wiſſenſchaft ſie gebieteriſch forderten.

Auffallend war mir's bei meiner Wanderung durch die Anſtalt, die Leidenden faſt ohne Ausnahme ſo ſtill und ruhig zu finden. Ich ſah keinen einzigen Raſenden unter den Hunderten; ja, bei weitem der größte Theil ſprach kaum ein Wort, ſo daß ich nicht umhin konnte, meinen Freund, der, wie bereits erwähnt, ſelbſt Arzt iſt, um Aufſchluß darüber zu bitten. Mein Freund ſchrieb es, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, dem Nationalcharakter zu. Er ſagte, daß er dieſelbe Bemerkung gemacht und nach genauen Beobachtungen in engliſchen Irrenhäuſern erfahren, daß der engliſche Wahnſinn gleichſam beſonnener ſei, als der deutſche oder franzöſiſche. Der Arzt der Anſtalt, der uns am Warteſaal begegnete, nahm keinen Anſtand, die

Ansicht meines Freundes zu bestätigen. Er sagte, daß ihm jeder Ausländer, der die Anstalt besuchte, die Verwunderung über die Ruhe selbst der aufgeregtesten Patienten ausdrückte. Der Grund dieser Erscheinung sei wol zum Theil in der sorgfältigen Pflege zu suchen, deren sich die Leidenden in dieser Anstalt erfreuen, besonders aber in dem phlegmatischen Temperamente der Engländer. —

Wir empfahlen uns dem freundlichen liebenswürdigen Arzte und verließen das Haus. Das Wetter war ungewöhnlich schön. Die Sonne, eine seltene Erscheinung in London, blickte so klar und heiter auf die Erde, als ob auf derselben kein Jammer wäre, kein Elend, das in tausenderlei Gestalten tausendfach das Herz des armen Sterblichen zerfleischte. Erschüttert von den düstern Eindrücken, die ich im Laufe einer Stunde empfunden, duckte ich mich in den Winkel eines Omnibus und richtete eine Frage an das Schicksal, jene alte Frage, warum dem armen Menschen so viel unnennbares, so viel unverdientes Leid zugemessen ward?

Unnütze Frage! Die Erde dreht sich vor wie nach um die Sonne; es wechseln die Tage und die

Jahreszeiten und die Menschengeschlechter und nach vielen Jahrtausenden wird der Kreislauf der Dinge nicht aufhören. Der Mensch wird immer noch das Schicksal um Aufschlüsse über das große Räthsel seines Daseins und seiner Bestimmung fragen; aber das Schicksal wird das furchtbare Schweigen nicht brechen. —

VIII.

Der Empfang des kaiſerl. königl. öſterreichiſchen Feldzeugmeiſters Haynau in London.

Die Bierbrauerei der Herren Barklay, Perkins u. Comp. läßt ſich mit keinem andern Etabliſſement der Welt vergleichen. Sie iſt einzig in ihrer Art, und was man dort ſieht, iſt ſo rieſenhaft, daß man durch ein Vergrößerungsglas zu ſehen glaubt.

In dieſer Brauerei ſind die Katzen ſo groß wie die Hunde, die Hunde ſo groß wie kleine Pferde, die Pferde ſo groß wie Elephanten und die Menſchen ſo ſtark wie Nibelungenrecken.

Ich werde mich wol hüten, dieſe Anſtalt genau zu beſchreiben; denn je genauer ich ſie beſchriebe, deſto eher würde mich jeder Leſer für einen Aufſchneider halten. Wer würde mir glauben, wenn

ich ſagte, daß in dieſer Anſtalt Fäſſer ſind, deren Inhalt nicht weniger als zehntauſend Zentner wiegt? — Wer würde es nicht für eine elende Münchhauſiade halten, wenn ich behaupte, daß man mit dem hier vorräthig liegenden Biere alle ſtehenden Heere Europa's (die baieriſche Armee mit gerechnet) betrunken machen könnte? Wer würde nicht zweifelnd den Kopf ſchütteln, wenn ich verſicherte, daß in der Bierbrauerei von Barklay und Perkins Fäſſer ſtehen, in denen der deutſche Bund in corpore über Deutſchland's Wohl berathen könnte, wenn er es einmal müde iſt, über Deutſchland's Wehe zu berathen? — Oder wer würde nicht ungläubig lächeln, wenn ich betheuerte, daß der Betrag der Malzſteuer, welche die Firma Barklay, Perkins u. Comp. alljährlich dem Staate zahlt, gerade ſechs Mal ſo viel beträgt, als die Summe des in Wien zirkulirenden baaren Geldes? — Und doch iſt dies Alles buchſtäblich wahr; und eben ſo buchſtäblich wahr iſt es, daß in dem Etabliſſement der Herren Barklay, Perkins u. Comp. faſt eben ſo viel Bier als in Deutſchland Tinte gebraut wird. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß das Gebräu der Firma Barklay, Perkins u. Comp. größtentheils exportirt wird, während die

deutſche Tinte nicht ganz für den Bedarf unſeres Vaterland's ausreicht, ſo daß mancher deutſche Diplomat ſeine Tinte von Rußland beziehen muß.

Doch kommen wir wieder auf die Fäſſer zurück!

Als ich auf einem jener Rieſenfäſſer mit einem Engländer ſpazieren ging, ſagte er mir mit dem ganzen Stolze eines Engländers: „Ihr Deutſchen thut euch ſo viel zu gut auf euer Heidelberger Faß; nun, Sie befinden ſich auf dem Deckel eines Faſſes, das zwar bei weitem noch nicht zu den größten Fäſſern in dieſer Brauerei gehört; aber dennoch könnte in dieſem Faſſe Ihr Heidelberger Weltwunder und der Rektor Magnificus der dortigen Univerſität ganz bequem herumſchwimmen."

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, ſo beſchämt, wie ſie der Deutſche oft niederſchlagen muß, wenn er ſich im Auslande befindet, wo man unſerer Größen ſpottet und vor unſeren philoſophiſchen Talenten gar keinen Reſpekt hat. Aber bald verwandelte ſich mein Schaamgefühl in bitteren Groll und ich ſagte ihm, daß das Heidelberger Faß das einzig Große ſei, das ein deutſcher Fürſt dem deutſchen Vaterlande und der deutſchen Poeſie hinterlaſſen und ich wolle es nicht heruntерſetzen laſſen. „Das Heidelberger Faß", ſagte ich, „iſt

zwar hohl und hölzern, wie ſo mancher Profeſſor der ehrwürdigen Ruperto-Carolina und an einigen Stellen ſo durchlöchert, wie der deutſche Rechtsboden; aber wir Deutſche achten Alles, was von unſeren Fürſten herrührt. Dieſer Reſpekt wurzelt nicht nur in dem, „jedem Deutſchen angeborenen Gehorſam", wie Hofrath Dahlmann behauptet, ſondern in dem Gefühl der Dankbarkeit, das uns gegen unſere Fürſten, gegen unſere Väter unſerer Vaterländer beſeelt; denn unſere Fürſten haben uns immer wie die Kinder behandelt. Man hat die alten Römer ein Volk von Senatoren genannt; wir Deutſche ſind ein Volk von Fürſten. Wir verſehen ganz Europa mit gekrönten Häuptern, wie ihr Engländer ganz Europa mit Baumwollenwaaren verſeht. Ihr habt nur baumwollene Schlafmützen für Europäiſche Köpfe; wir aber liefern die Köpfe für Europäiſche Kronen. Wenn irgend einem Europäiſchen Volke die Herrſcher ausgehen, wendet man ſich an uns. Und ſo dürfen wir mit gerechtem Stolze ſagen, daß wir in unſeren Herrſchern ganz Europa beherrſchen." —

So ſprach ich, und ich hatte die Genugthuung, daß der Engländer, von der Wahrheit und dem Gewichte meiner Worte niedergedrückt, ſeinerſeits

beſchämt die Augen niederſchlug. Dies geſchah am vierten Auguſt in der weltberühmten Brauerei von Barklay, Perkins u. Comp. Wer hätte aber denken ſollen, daß gerade einen Monat ſpäter dieſe Brauerei der Schauplatz einer Begebenheit ſein werde, in welcher ein kaiſerl. königl. öſterreichiſcher Held eine Hauptrolle ſpielen würde?

Es war am vierten September des Jahres Eintauſend achthundert und fünfzig, als der kaiſerl. königl. öſterreichiſche Feldzeugmeiſter von Haynau die weltberühmte Bierbrauerei von Barklay, Perkins u. Comp. beſuchte. Der unſterbliche Heros von Brescia war in England unter dem Volke wenig bekannt. Das engliſche Volk hatte wol einige Male von ſeinen Heldenthaten geleſen; aber es hatte ſeinen Namen wieder vergeſſen und wußte von ihm nicht viel mehr, als von Schinderhannes, oder irgend einem andern deutſchen hochnothpeinlichen Helden. Die in jener oft genannten Brauerei beſchäftigten Arbeiter haben jedoch eine genauere Kenntniß der neueſten deutſchen Geſchichte und es iſt ziemlich bekannt, welche Aufnahme ſie ihm bereiteten, als ſie ſeinen Namen im Fremdenbuche ſahen. Ich ſage: es iſt „ziemlich“ bekannt; denn leider hat die Parteileidenſchaft jene Empfangs-

feierlichkeit hier und dort absichtlich verzerrt. So viel ist sicher, daß der kaiserl. königl. Feldzeugmeister durch diesen unerwarteten Empfang überrascht wurde, daß er sich ihm, bescheiden wie er ist, durch die Flucht entziehen wollte und zum Theil auch entzog.

Der Held von Brescia hat zwar einige Wochen später in Wien behauptet, daß er sich tapfer gewehrt und mit seinem Stocke so gewaltig d'reingeschlagen habe, daß er, der Stock nämlich, in Stücke ging. Aber das ist ein kleiner, leicht verzeihlicher Irrthum von Seiten Sr. Excellenz. Se. Excellenz lief so gewaltig vor den Traymen, auf deutsch: vor den Braunrechten der Herren Barklay, Perkins u. Comp., als ob eine Schwadron ungarischer Husaren hinter ihr gewesen wäre. Feldzeugmeister Haynau lief so schnell, wie er immer zu laufen pflegte, wenn er nicht von einigen Dutzend russischer Regimenter unterstützt wurde; und er wäre vielleicht noch schneller gelaufen, wenn er nicht gerade an einer Unverdaulichkeit gelitten hätte, die er sich an der Tafel des preußischen Hofes, wo man ihn für seine unsterblichen Thaten in Italien und Ungarn so huldreich bewirthete, unglücklicher Weise zugezogen hätte. Ja, er lief so schnell davon, als ob er auf dem Felde der Ehre gewesen wäre. In seiner

blinden Eile rannte er mit dem Kopfe die Thüre einer Bierſchenke ein, und nachdem er auf dieſe Weiſe beſagte Schenke erſtürmt, ſchlug er ſein Hauptquartier unter dem Bette der Wirthin auf.

Man hat es den Brauknechten der Herren Barklay, Perkins u. Comp. vorgeworfen, daß ſie ſich an dem kometenartigen Schnurbart des Helden vergriffen; dies geſchah aber nur, um ein theueres Angedenken von dem Helden zu haben, der als Menſch, als Chriſt und als General gleiche Hochachtung verdient und der die habsburgiſchen Aufträge auf eine ſo ächt habsburgiſche Weiſe erfüllte.

Einige Tage nach dieſer merkwürdigen Begebenheit kamen die Organe der guten deutſchen Preſſe nach London. Sie waren ſämmtlich mit blutigen Thränen gedruckt. Sie behaupteten, indem ſie von der Aufnahme des Feldzeugmeiſters in London ſprachen, daß ſo etwas nur in England Statt finden könne. Die engliſche Conſtitution ſei ſo ſchwach, daß ſie keine Haynau's vertragen könne, und das deutſche Volk könne jetzt ſehen, wie tief ein Volk ſinke, wenn es keine ſtehenden Heere habe. Ein ſolches Volk wiſſe nie einen öſterreichiſchen General zu würdigen. Uebrigens ſei die ganze Kataſtrophe durch die Europäiſche rothe Demokratie hervor-

gerufen worden, die in dem unglückſeligen England ſich eingeniſtet. Die Europäiſche rothe Demokratie, die in dem unglückſeligen England ſich eingeniſtet, habe ſich gegen die Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Kultur des Kontinents verſchworen und den harmloſen kaiſerl. königl. öſterreichiſchen General-Feldzeugmeiſter, Herrn von Haynau, durch geheime Kniffe von Wien nach der Bierbrauerei der Herren Barklay, Perkins u. Comp. gelockt, um dort durch die Fäuſte engliſcher Bierbrauerknechte dem öſterreichiſchen Heldenthume die verderblichſten Streiche zu verſetzen.

So ſprachen die gemäßigten Organe der deutſchen Preſſe im Allgemeinen. Was aber die Augsburger Allgemeine im Beſondern anlangt, ſo erſchien ſie mit einem ſchwarzen Rande und ſagte in mehreren elegiſchen Artikeln, daß zwar jedes Volk, den Adel und die Beamten abgerechnet, Pöbel ſei, daß aber das engliſche Volk zu dem allerpöbelhafteſten Pöbel gerechnet werden müſſe. Das Ereigniß in Bankſide ſei betrübend, empörend, gräulich; aber wenn man nur mit der tiefſten Zerknirſchung daran denken könne, ſo bleibe doch für jeden wahren Deutſchen der ſüße Troſt und das erhebende Bewußtſein, daß das deutſche Volk,

trotz der unabläſſigen Beſtrebungen der rothen Wühler, noch nicht ſo tief geſunken ſei. Das deutſche Volk, fuhr die Augsburger Allgemeine in ſchwungreichem Jeremias-Style fort, hat noch Sinn für Anſtand und Gefühl für Sittlichkeit. Das deutſche Volk hat mit beiſpielswürdiger Ruhe zugeſehen, als die ſchwäbiſche ſchwere Kavallerie mit Säbelhieben die in Stuttgart tagende Reichsverſammlung auseinander ſprengte; das deutſche Volk hat ruhig zugeſehen, als ein greiſes Mitglied jenes Reichstages von Pferdeshufen faſt niedergetreten worden wäre und das deutſche Volk hat ſich auch nicht geregt, als an jenem glorreichen Tage ſein ehrwürdiger Sänger Ludwig Uhland nur durch einen Zufall dem ihm von rohen Soldaten drohenden Tode entging. Das deutſche Volk hat noch gar andere Dinge ruhig zugeſehen, ſagte die Augsburger Allgemeine; was es aber bereits ruhig zugeſehen hat, iſt noch gar nichts gegen das, was es noch ruhig zuſehen wird. Und dieſes ruhige Zuſehen iſt das Ergebniß der deutſchen Volksbildung, ein Ergebniß der Erziehung, welche die deutſchen Regierungen ihren Unterthanen angedeihen laſſen. Das engliſche Volk hat ſich aber leider keiner ſolchen Erziehung von Seiten ſeiner Regie-

rung zu erfreuen und daher kommt es auch, daß die Bierbrauerknechte der Herren Barklay, Perkins u. Comp. keine Achtung vor langen Schnurbärten haben.

Während aber die gute deutſche Preſſe ſo ſprach, war der kaiſerl. königl. öſterreichiſche Feldzeugmeiſter, Herr von Haynau, von London abgereiſt und hatte dort nichts zurückgelaſſen, als einen Theil ſeiner Rockſchöße, einen Theil ſeines Schnurbartes und ſeinen Hut. Seine Ehre aber ließ er in London nicht zurück; dieſe war ihm unter den Trümmern Brescia's abhanden gekommen. —

Wer indeſſen zur Zeit, als jene Begebenheit vorfiel, ſich in London befand, hatte Gelegenheit zu ſehen, wie ſchnell ein Menſch populär werden kann, wenn das Glück ihm günſtig iſt. Haynau, deſſen Namen am dritten September in London kaum erwähnt wurde, war dort einige Tage ſpäter im Munde Aller. Man konnte keinen Schritt in dem unermeßlichen London thun, ohne die Epitheta: „women flogger“, „austrian butcher“, „austrian caitiff“, „barbarian Haynau“ zu hören, und ich bin feſt überzeugt, daß ſeit der Gründung London's noch Niemand dort ſo ſchnell und ſo allgemein bekannt worden iſt, wie er; wohin

man sich auch wendete, hörte man Gespräche, deren Gegenstand er war.

Bald bemächtigte sich die Poesie des günstigen Stoffes und wohin man ging, hörte man Lieder, in denen der Held von Brescia und Bankside verherrlicht wurde. Kalliope hörte während eines ganzen Monats nicht auf, in die Trompete zu stoßen, und die Leierkasten wurden heiser unter der übergroßen Anstrengung. Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, in Regentstreet und Piccadilly sowohl, wie in Clerkenwell und Sevendials sangen Kinder und Greise, Männer und Frauen das große Ereigniß, das sich in Bankside zugetragen, und man konnte keine zehn Schritte zurücklegen, ohne daß Einem ein fliegendes Blatt aufgenöthigt wurde, in welchem Haynau's Empfang in der größten Bierbrauerei der Welt beschrieben war. Eines derselben war besonders lebendig und hieß: **The culprit Haynau tried by a jury of British brewers, and found guilty of lacerating the delicate flesh of brave and noble women with bloody whips in the hands of a brutal soldiery. Sept. 4, 1850.**

Dieses fliegende Blatt war in Knittelversen und so heftiger Art, daß wenn ein deutscher Dichter

ſo etwas in Deutſchland verfaßte, er für jede Zeile wenigſtens ein Jahr im Zuchthauſe ſpulen müßte. So was kann man nur in England ſchreiben, — in England, wo man ſchreiben und ſprechen darf, was man will, ohne in die Zuchthausjacke oder in ſchwere Eiſen geſteckt zu werden; deßhalb iſt England auch nicht berufen, die Cultur nach Oſten zu tragen. Dieſer ſchöne Beruf bleibt ausſchließlich den Habsburgern, wie Heinrich, der große Gagern, mit Recht behauptet hat. —

Aber nicht nur die redenden, auch die zeichnenden Künſte ſuchten den Empfang, der dem an deutſchen ſo wie an andern ruſſiſchen Höfen gefeierten Helden in Bankſide geworden, der Vergeſſenheit zu entreißen. So vielfach iſt noch kein Heros in wenig Tagen illuſtrirt worden. An jeder Ecke, in jedem Schaufenſter der Zeitungs- und Bilderbogenhändler drängten ſich dem Kunſtfreunde Kompoſitionen auf, in denen der Feldzeugmeiſter die Hauptfigur war. Auf einem Blatte ſah man ihn, wie einſt Marius auf den Trümmern von Karthago, auf dem Miſthaufen im Hofe der oft genannten Brauerei ſitzen: auf einem andern war er und ſeine Adjutanten von Heugabeln und Beſenſtielen umgeben, und auf einem dritten Blatte ſah man ihn

auf den Knieen liegen und um Gnade bitten. Ach, ich muß geſtehen, der ächte Kunſtgeſchmack wurde bei dem Anblicke dieſer Bilder ſehr beleidigt; aber das engliſche Volk hat wenig Kunſtſinn und kaufte ſie. So ſah ich ein halbes Dutzend Illuſtrationen auf baumwollenen Schnupftüchern. Auf jedem Schnupftuche war eine andere Scene der Empfangsfeierlichkeit in Bankſide dargeſtellt, ſo daß der Liebhaber bei der Qual der Wahl gezwungen wurde, das halbe Dutzend zugleich zu kaufen.

Während jener Tage ſtrömten Tauſende nach der Brauerei der Herren Barklay, Perkins u. Comp. und nach dem Wirthshauſe „**The George**“ genannt, allwo der kaiſerl. königl. öſterreichiſche Feldzeugmeiſter von Haynau von dem engliſchen Grund und Boden Beſitz genommen.

Das Wirthshaus „**The George**“ hat indeſſen ſeinen alten Namen abgelegt und heißt jetzt „**Haynau's Refuge**“; hier wird noch immer der Hut gezeigt, den der öſterreichiſche Held, der Held nach dem Herzen Habsburg's, im Drange der Verhältniſſe zurückgelaſſen. —

Die Engländer ſind ein induſtrielles Volk, Handelsleute, die allen Dingen ſogleich die rentable Seite abſehen; das hat man ſo recht deutlich

an der Ausbeutung der Haynau-Schlacht in Bankſide wahrnehmen können. Haynau nämlich, der in Deutſchland keinen Heller werth iſt, hat hier zum Umſatz von manchem Hundert Pfund Sterling Veranlaſſung gegeben. Buch-, Kattun- und Steindrucker haben durch ihn Beſchäftigung erhalten. Der Bänkelſänger-Heros iſt ein gangbarer Artikel geworden. Noch nie aber iſt ein öſterreichiſcher Feldherr mit ſolch' geringem Aufwande von Taktik ſo gründlich geſchlagen worden, wie jener Haynau, den das engliſche Volk ſtets **Hyena** nennt. Es iſt wahr, die Strafe war gemein, ſehr gemein; aber ſie war noch lange nicht gemein genug für einen Ritter ſolcher Art. Und wenn die Nemeſis jemals einen glücklichen Einfall hatte, ſo hatte ſie ihn am 4. September 1850 in der weltberühmten Brauerei der Herren Barklay, Perkins u. Comp.

IX.

Zwei Stunden unter den Quäkern.

Es war an einem verzweiflungsvollen Londoner Sonntag-Nachmittage. Ich hatte tauſend Verſuche gemacht, die Zeit todt zu ſchlagen; alle meine Mordverſuche waren aber geſcheitert. Die Zeit ſchien von Blei; je mehr ich darauf losſchlug, deſto mehr dehnte ſie ſich aus und es kam mir vor, als ob ſelbſt die Wetterhähne Sabatharier geworden und aus Furcht, eine Sünde zu begehen, ſich am Sonntage nicht drehen wollten.

In der Verzweiflung meines Herzens lief ich durch die Straßen; dieſe gähnten mich aber ſo ſonntäglich an, daß ich ſie ebenfalls angähnte. O es iſt ein ſchreckliches Gefühl, wenn ſich Einem die Sekunden mit ſchweren Gewichten an die

Phantaſie hängen! Von dieſem ſchrecklichen Gefühle gepeinigt, hatte ich eine Unzahl Straßen und Gaſſen durchwandert und befand mich nun in Hounsditch. In dieſer Straße übermannte mich die Langeweile ſo ſehr, daß ich nicht mehr fort konnte. Ich wollte umkehren und nach Hauſe gehen, um doch wenigſtens einen gewiſſen Zweck, eine halbſtündige Beſchäftigung zu haben; da merkte ich, daß ich mich vor der Thüre der Quäkerkapelle befand. Ich hatte noch niemals einem Quäker-Gottesdienſte beigewohnt und faßte den Entſchluß, dies heute zu thun.

Ich fragte einen Policeman, wann die Kapelle geöffnet würde; er konnte mir jedoch keine Auskunft ertheilen und wies mich an einen ſeiner Kameraden. Aber dieſer war eben ſo wenig unterrichtet. Ich fragte nun alle Vorübergehenden; Niemand aber konnte mir Beſcheid geben. Da faßte ich Muth und zog die Schelle. Die Thüre wurde bald geöffnet und eine äußerſt hagere, übermäßig ſchlanke Matrone trat mir entgegen. Sie trug ein ſchwarzes Kleid, ein ſchneeweißes Halstuch und eine Haube von höchſt eigenthümlichem Schnitte. Die Dame ſtand ſo ernſt und unbeweglich vor mir, daß ich meinte, ſie ſei eines jener ſteinernen

Bilder, die man in Kirchen auf mittelalterlichen Grabſteinen ausgehauen ſieht.

Ich äußerte meinen Wunſch, dem Gottesdienſte beizuwohnen und fragte, wann derſelbe Statt finde? Sie antwortete, daß er um ſechs Uhr beginne. Es war aber kaum fünf Uhr vorüber und ich wußte nicht, wie ich der zähen Stunde den Hals umdrehen könnte. Die Matrone, die meinen innern Seelenkampf merkte, ſagte, wenn ich wollte, könnte ich in die Kapelle gehen und dort den Beginn des Gottesdienſtes erwarten.

Als ich mich mit dieſem Vorſchlage einverſtanden erklärt, drehte ſie mir ohne Weiters den Rücken und ging in ihr Zimmer, das ſich am Eingange des Hofes befand. Ich durchſchritt nun den überaus reinlichen viereckigen Hof, der an der, der Eingangsthüre entgegengeſetzten Seite von der Kapelle begränzt wird. Dieſe Kapelle iſt aber nichts mehr als ein kleiner viereckiger Saal, in welchem zwei Reihen eichener Bänke ſtehen und ſo von der Eingangsthüre drei Durchgänge bilden. Rings an den Wänden ſind ebenfalls Bänke; und das iſt Alles, was in dieſer Kirche zu ſehen iſt. In jeder Ecke derſelben brannte eine Lampe, doch ſo

düſter, daß ſie die Dunkelheit mehr zeigte, als zerſtreute.

Kaum war ich in der Kapelle, als der Verwalter derſelben zu mir kam und mir an dem obern Ende des Saales einen Platz anwies. Es war ein alter Mann in Quäkertracht, d. h. in kurzen ſchwarzen Hoſen und in einem Fracke mit aufſtehendem Kragen. Um mir bis zum Beginne der Andacht Beſchäftigung zu geben, überreichte er mir eine kleine Broſchüre, welche die Doktrinen der Quäker, oder, wie ſie ſich nennen: der religiöſen Geſellſchaft der Freunde (religious society of friends), in kurzen Paragraphen enthält.

Da die Quäker glauben, daß man Gott nur im Geiſte dienen könne, ſo verſchmähen ſie jedes äußere Gebet, jedes Gebet durch Worte und halten demnach das Schweigen für die erſte Bedingung eines wahrhaften Gottesdienſtes.

Die Quäker ſind ferner der Meinung, daß die Eigenſchaft, das Evangelium zu predigen, nicht durch Gelehrſamkeit bedingt wird. Sie halten daher jede Vermittelung zwiſchen ſich und der Gottheit für überflüſſig, ja für ſchädlich, und glauben, daß jeder Chriſt ohne Einmiſchung eines Geiſtlichen mit dem heiligen Geiſte verkehren könne und daß

die Gabe und das Recht zu predigen den Frauen eben ſo gut wie den Männern verliehen worden.

Die Quäker verwerfen jedes Ceremoniel und, ſich berufend auf die Ermahnung des Heilands, nicht zu ſchwören, ſondern es bei einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ bewenden zu laſſen, enthalten ſie ſich jedes Eides ſo wie jeder Betheuerung. — Sie behaupten, die erſte Tugend ſei die Demuth und erkennen deßhalb keine Titel an, machen vor Niemand eine Verbeugung und nehmen vor keinem Menſchen den Hut ab.

Sie betrachten es als eine ſündhafte Nachgiebigkeit gegen den Hochmuth und die Eitelkeit, einen einzelnen Menſchen mit „Sie“ anzureden und bedienen ſich deßhalb nur des einfachen „Du.“ Eben ſo halten ſie die größte Einfachheit in der Kleidung für eine unumgängliche Pflicht gegen Gott, dem gegenüber man ſich nicht in äußerm Schmuck und Prunke zeigen ſolle, und da nach ihrer Meinung der Menſch nur auf Erden iſt, um Gott zu dienen und ſich zu demüthigen, ſo haſſen ſie jedes Spiel, verachten jede Kunſt und halten es für Sünde, Conzerte oder Schauſpielhäuſer zu beſuchen.

Sie haſſen und verachten Alles, was heidniſch iſt oder an das Heidenthum erinnert, und da die

Namen der Monate und der Tage theils der römiſchen, theil der nordiſchen Mythologie entlehnt ſind, ſo bezeichnen ſie die verſchiedenen Monate und Tage durch Ordinalzahlen, ſo daß bei ihnen der Monat März „der dritte Monat“ und Freitag „der ſechſte Tag“ heißt. —

Ich hatte gerade die Lektüre des Schriftchens beendigt, als ſich die Gemeinde zur Andacht einſtellte. Die Männer nahmen ihre Plätze auf den Bänken zur Linken, die Frauen auf denen zur Rechten ein. Die Männer hatten großentheils kurze ſchwarze Hoſen an, einen Frack von dem bekannten Schnitte und einen runden, breitkrämpigen Hut, den ſie nicht abnahmen. Es waren meiſtens robuſte Leute, denen man die Fülle von Geſundheit und eine ungemeine Behäbigkeit gleich anſah. Den Damen, die höchſt geſchmacklos gekleidet waren, konnte ich nicht in's Geſicht ſehen; denn ſie trugen Hüte, deren vorderer Theil faſt zwei Fuß über das Geſicht hinausragte. Man kann ſich in der That nichts Häßlicheres denken, als einen ſolchen Hut. Es kam mir vor, als ob jede Quäkerin einen ſeidenen Souffleurkaſten auf dem Kopfe trüge.

Tiefe Stille herrſchte im Saale. Die Andächtigen rührten und regten ſich nicht, ſondern warteten

auf die Erleuchtung des heiligen Geiſtes. Der Eine hatte den Kopf zwiſchen die Hände gelegt; der Andere hielt ſich die Hand vor die Augen; der Dritte ſaß mit gekreuzten Armen und ſtarrte vor ſich hin; ein Vierter hatte das Kinn auf den Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs geſtützt und zog die Stirne in immer tiefere Falten; ein Fünfter ſah mit verzückten Augen beſtändig nach dem Plafond und ein Sechſter hielt ſeinen Kopf im Buſen verſteckt, als wollte er die Schläge ſeines Herzens belauſchen. Was mich betrifft, ſo hielt ich meine rechte Hand vor den Mund, um durch meinen profanen Schnurbart kein Aergerniß zu geben.

Eine Viertelſtunde nach der andern verging, ohne daß irgend ein Mitglied der Gemeinde zum Reden inſpirirt worden wäre. Ich ſaß an dem obern Ende des Saales und mußte ihn der ganzen Länge durchſchreiten, wenn ich ihn verlaſſen wollte. Das wäre, ohne Störung zu verurſachen, nicht möglich geweſen und ich wollte keine Unſchicklichkeit begehen. Ich blieb alſo ruhig und ergeben auf meinem Platze und ließ meine Gedanken die tollſten Sprünge machen.

Der erſte Gedanke, der ſich mir aufdrang, war folgender: Nur in England konnte das Quäkerthum

auftauchen; nur ein wahrhafter Engländer kann ein wahrhafter Quäker ſein. Eine franzöſiſche Quäkergemeinde iſt kaum denkbar. Wie könnten Franzoſen und beſonders Franzöſinnen ſo verſteinert daſitzen? Ja, was die Letzteren betrifft, ſo würden ſie gewiß keiner Religion anhängen, die ſolche häßliche Hüte vorſchreibt und ſich mit dem guten Geſchmacke auf feindlichen Fuß ſetzt. — Dann drang ſich mir folgende Frage auf: Wenn jedes Mitglied der Quäkergemeinde zu gleicher Zeit von der Inſpiration überraſcht würde und zu reden anfinge, wer würde den Vorrang behaupten? Dieſe Frage aber wurde bald von einer andern verdrängt. Wie iſt es möglich, dachte ich, daß hundert Frauen über eine Stunde zubringen, ohne ein Wort zu ſprechen? Zeigt dies Schweigen nicht mehr von einer gewaltigen Inſpiration, als die ſchönſte Rede?

Hierauf beſchäftigte mich die Frage, ob ein Poet oder ein Künſtler überhaupt Quäker ſein könne? Würde er nicht, während er unter den Mitquäkern ſäße, ſeine Phantaſie auf den Helikon oder Parnaß tragen und ihn dort mit den keineswegs geſchmacklos gekleideten Muſen und anderen gottloſen Gottheiten unerlaubten Umgang pflegen laſſen? Würde er nicht mit Venus — —

Hier wurde ich durch die Inſpiration eines Quäkers unterbrochen, der von ſeinem Sitze aufſtand und die Gemeinde anpredigte. Es war ein junges, hageres, glatt gekämmtes Männchen, welches das Köpfchen nach der linken Schulter hangen ließ und die Aeuglein feſt zugeſchloſſen hatte. Das Männchen gab die Worte ſo langſam und bedächtig von ſich, als ob jedes derſelben in eine Fünfhundertpfund-Note eingewickelt geweſen wäre. Ein Apotheker kann das Roſenöl nicht ängſtlicher ausgießen, als das dünne Quäkerchen ſeine Rede in die Ohren ſeiner Glaubensgenoſſen goß. Und was ſagte das Männchen? Es ſagte, wir Menſchen ſeien nur elende Würmer, die im Staube kriechen müßten; Geſchöpfe voll Elend und Siechthum, die aber ihrer Niederträchtigkeit wegen noch mehr Elend und Siechthum verdienten. Darum ſollten die Menſchen Gott danken, daß ſie nicht noch elender ſeien. —

Dieſe Rede dauerte ungefähr zehn Minuten; ſie hätte aber kaum halb ſo viel Zeit weggenommen, wenn der Redner ſeine Worte, ja die Sylben derſelben nicht ſo ſorgfältig gezählt hätte.

Der Redner ſetzte ſich nieder und das tiefe Stillſchweigen herrſchte wieder unumſchränkt in der

Gemeinde. Ich war sehr enttäuscht. Ich hatte geglaubt, daß der heilige Geist, der fast zweihundert Menschen eine Stunde auf sich warten läßt, am Ende doch etwas ganz Anderes inspiriren müßte, als eine solche abgedroschene Tartüffiade und es fielen mir Beranger's Worte ein:

„Saint-Esprit, descends jusqu'en bas!
Non, dit l'Esprit-Saint, je ne descend pas." —

Ich gerieth aber auch in heftigen Zorn; denn nichts ist mir so sehr zuwider als jene erheuchelte Hundedemuth; als jener Wahn, der Schöpfer könne nur dadurch größer werden, daß der Mensch sich als ein kriechender Wurm bekennt. Mein Zorn inspirirte mich und ich hielt in Gedanken folgende Rede an die Gemeinde:

„Narren und Heuchler!

„Die Wahrheit suchen, heißt die Wahrheit finden; wer sie aber gefunden zu haben glaubt, der findet sie nimmer und nimmer mehr. Ihr glaubt die Wahrheit gefunden zu haben, weil ihr schwarze Fräcke und breitkrämpige Hüte tragt. Ihr glaubt der Gottheit zu gefallen, wenn ihr sie zur Oberaufseherin eurer Schneider-Angelegenheiten macht. Ihr wollt keine Priesterkaste anerkennen; aber Jeder von euch wird sein eigener Pfaffe. Ihr

glaubt Gott zu erhöhen, indem ihr euch erniedrigt; das aber iſt eben der alte Pfaffenwahn. Man erhebt Gott nur, indem man ſich ſelbſt erhebt; und derjenige Menſch nur iſt ein Wurm, der ein Wurm zu ſein glaubt, oder heuchleriſch vorgibt.

„Niemand verachtet die Gottheit ſo ſehr wie ihr; denn ihr verachtet das Schöne, und das Schöne iſt die unbeſtreitbarſte Offenbarung Gottes. Der Wahn, den beſten Weg zum Himmel gefunden zu haben, hat die Erde mit Blut getränkt und den friedlichen Pflug in mordgierige Schwerter umgewandelt. Allen geoffenbarten Religionen ſind unzählige Menſchenopfer gefallen und wo der kämpfende Glaube ſeine Siege gefeiert, hat die Liebe und die Barmherzigkeit trauernd das Haupt verhüllt. Was früher als Irrthum verfolgt wurde, das wurde ſpäter als höchſte Wahrheit verehrt; und ſo wurde, was man früher als einzige Wahrheit geprieſen, ſpäter als Lug und Trug verſchrieen und mit blutigen Waffen verfolgt. Aber nur das Schöne iſt ſich gleich geblieben durch alle Zeiten; und die Kunſt hat die Menſchheit verbrüdert und die Geiſter erleuchtet, wo der Glaube gewüthet und Menſchen zu Würgern gemacht hat. Die Gebilde der Kunſt ſind ewig, wie die Sonne, welche Allen leuchtet; erquickend wie

der Frühling, der Allen blüht. Die Werke eines Phidias und Skopas haben einen Raphael begeistert, und das Christenthum wäre durch keine Kunst verherrlicht worden, wenn das Heidenthum sie ihm nicht gegeben hätte. Ja, die Kunst ist die schönste Offenbarung. Der Künstler bringt mehr Himmel auf die Erde, als irgend ein Heiliger; und Jesajas ist nur da Prophet, wo er Poet ist.

„Ihr seid emsige Kaufleute, rastlose Krämer, und so viel Prozente als möglich zu verdienen ist euch weder Sünde noch Gemeinheit; aber Gemeinheit und Sünde scheint es euch, im Schauspielhause zu sitzen. Nach euch also hätte entweder die Natur einen Fehler begangen, indem sie einen Shakespeare schuf, oder Shakespeare hätte gesündigt, indem er von seinem Genie einen so schlechten Gebrauch gemacht, indem er, statt Gewürzkrämer zu werden, seine ewigen Werke schrieb.

„Und ihr glaubt, die Wahrheit gefunden zu haben? Ihr, die ihr die Phantasie in Fesseln schlagt und aus dem warmen, lebensfrohen Herzen einen zähen Muskel macht, der keiner Begeisterung, keiner Gluth mehr fähig? Wahrlich, bestände die Menschheit aus lauter Quäkern, es wäre nicht der Mühe werth, zur Menschheit zu gehören!“ —

Kaum hatte ich dieſe Rede beendigt, als die Gemeinde, ohne irgend ein mir ſichtbares oder hörbares Zeichen, ſich erhob. Der Gottesdienſt hatte faſt zwei Stunden gedauert. Faſt zwei Stunden hatte alſo die Gemeinde auf die Inſpiration des heiligen Geiſtes gewartet, ohne daß dieſer ſich zu etwas mehr als zu jener erwähnten Rede verſtanden hätte. Einen ſolchen Geiz von Seiten des heiligen Geiſtes hätte ich nicht erwartet.

Als die Gemeinde den Saal verließ, wollte ich natürlich auch den Saal verlaſſen. Aber das war mir ein Ding der Unmöglichkeit. Ich hatte zwei Stunden regungslos mit übereinandergeſchlagenen Beinen dageſeſſen und fand nun, daß mein linkes Bein unter dem rechten eingeſchlafen war. Es ſchlief ſo feſt, daß ich es nicht fortzubringen vermochte.

Der Gemeindediener, der nun in den Saal trat, um die Lampen auszulöſchen, wußte gar nicht, was mich ſo lange feſſelte, beſonders da er wußte, daß Nicht-Quäker, welche Neugier halber die Kapelle beſuchen, kaum Geduld genug haben, um eine Viertelſtunde zu bleiben, und ich war doch bereits eine Stunde früher als die Gemeinde gekommen. Ich

hatte keinen Grund, dem Diener die Wahrheit zu verheimlichen und ſagte ihm, ich müßte mein linkes Bein, das überhaupt ſehr ſchlaftrunken ſei, erſt wach rütteln.

Der Diener fragte mich nun, wie mich der Gottesdienſt der Quäker angeſprochen; aber ſtatt ihm zu antworten, fragte ich ihn, woher es komme, daß die Quäker, die doch ſo viel auf die Inſpiration des heiligen Geiſtes hielten, an einem beſtimmten Orte, an beſtimmten Tagen und zu beſtimmten Stunden ſich verſammelten, um jene Inſpirationen zu empfangen. Es ſei doch ſonderbar, von dem heiligen Geiſte zu verlangen, daß er ſich juſt Sonntags Abend zwiſchen ſechs und acht Uhr in Hounsditch einfinden ſolle. Ich könne nicht glauben, daß der heilige Geiſt ſich ſo kommandiren laſſe.

Der alte Mann ſchien von meiner Frage überraſcht und erwiederte mir nur, daß er mir nichts erwiedern könne; es ſei einmal ſo und nicht anders.

Unterdeſſen war mein ſchläfriges Bein völlig nüchtern geworden und ich verließ die Kapelle.

So viel iſt ſicher, daß man nicht Quäker zu ſein braucht, um die Tugenden zu beſitzen, welche

die Quäker mit ſo viel Oſtentation zur Schau tragen. Man kann die Freiheit und die Selbſtſtändigkeit lieben, ohne die ganze Welt zu duzen; man kann ſein gegebenes Wort halten, ohne ſich von der übrigen Menſchheit abzuſondern, und man kann ſchlicht, einfach und redlich ſein, ohne daß man kurze Hoſen und einen Hut mit einem breiten Rande trägt. Die Tugenden der Quäker ſind kein ausſchließliches Gut des Quäkerthums; wohl aber hat das Quäkerthum ſeine ſpezifiſchen Laſter. Sie ſondern ſich von den übrigen Menſchen ab, wie Brahminen ſich vornehm von anderen Kaſten abſondern, und es ſind unter ihnen verhältnißmäßig viel mehr Heuchler, als unter anderen Sekten.

Am meiſten hat mich bei dem Gottesdienſte der Quäker gewundert, daß während deſſelben kein Einziger einſchlief oder nur gähnte, was doch in Kirchen, wo mehr Abwechslung für Aug' und Ohr iſt, bekanntlich oft genug geſchieht.

Die Quäker ſind meiſtens reich, oft ſogar ſehr reich; eigentlich arme Leute aber gibt es unter ihnen gar nicht. Sie ſind ſehr kluge Geſchäftsleute und ihre Religion hindert ſie durchaus nicht, ihren eigenen Profit von dem ihres Nebenmenſchen

sehr genau zu unterscheiden. Sie verachten alle schöne Künste; aber die schöne Kunst, sich sehr viel Geld zu erwerben, verachten sie durchaus nicht, und in dieser Kunst besitzen sie eine, in der Handelswelt oft bewunderte Meisterschaft.

X.

Ueber das Flaniren in London.

Der Pariſer hat das Wort „flaner“ erfunden, ein Wort, das ſich in keiner andern Sprache erſchöpfend wiedergeben läßt. Paris iſt aber auch die einzige Stadt der Welt, wo der wahrhafte Flaneur, der Flaneur von Beruf und Talent, ſeinem zweckloſen Zwecke nachgehen kann.

In Paris, wo die Häuſer und die Menſchen offen ſind, wo jeder Individualität das unbeſchränkteſte Recht eingeräumt iſt, mit ihren Spitzen und Zacken ſich zu zeigen, wenn ſie mit dieſen nur nicht verwundet; in Paris, wo die Ideen in einem ewigen Gährungsprozeſſe begriffen und wo das Leben ſo vielſeitig und daher nach jeder Seite ſo intereſſant iſt: da wird faſt Jeder mehr oder weniger zum Flaniren gezwungen.

Man kann zwar in manchen anderen Städten auch flaniren; aber in anderen Städten ist der Flaneur vereinzelt und die Abwechselung ist dort zu spärlich, um seiner Neigung zum Mangel an Beschäftigung hinreichende Nahrung zu geben. Nirgends aber kann ein wahrer Flaneur so wenig aufkommen und gedeihen wie in London.

Keine Stadt ist so monoton wie London. Das Leben ist hier stereotypirt und mehr nach innen als nach außen. Der Engländer lebt nur im Hause, und sein Wahlspruch: „My house is my castle", ist so mit seiner innersten Natur verwachsen, daß man es den Häusern sogleich ansieht. Fast jedes englische Haus ist mit einem massiven eisernen Gitter umgeben, hinter welchem sich eine Art Graben befindet; über diesem Graben bildet die Hausschwelle die Brücke zur Hausthüre. Jede Hausthüre ist verschlossen und mit einem Klopfer und einem Schellengriff versehen. Als ich in London den ersten Besuch machte, zog ich an der Hausschelle. Ich mußte ziemlich lange warten, bis mir die Magd öffnete, die mich mit sonderbaren und ziemlich verächtlichen Blicken betrachtete. Ich konnte mir diese unverdiente Verachtung gar nicht erklären. Ich hatte doch einen Pariser Frack an, einen Frack

d'une coupe merveilleuse, einen Frack, der den Ruhm der französischen Schneiderkunst laut verkündete; meine gelben Handschuhe waren so blendend wie frischgefallener Schwefel und mein Hut war erst vor ein paar Tagen aus der Werkstätte des Meisters hervorgegangen. Von meinen lackirten Stiefeln will ich gar nicht reden; sie waren indessen so blank, daß die Sonne sich mit Wohlbehagen darin gespiegelt hätte, wenn sie gerade auf Besuch in London gewesen wäre. Kurz, mein Aeußeres war so vollendet wie möglich. Aber der Hausherr, ein Deutscher, erklärte mir bald das Räthsel. Ich hatte die Schelle gezogen und die Schelle ist nur für Bediente. Ein Gentleman muß klopfen.

Leider aber hatte mein Landsmann, wahrscheinlich während seiner längern Abwesenheit von Deutschland, die vaterländische Gründlichkeit vergessen und zeigte sich sehr oberflächlich in seiner Belehrung. Er sagte mir zwar, daß ein Gentleman klopfen muß; er sagte mir aber nicht, wie ein Gentleman klopfen muß und durch diese unverzeihliche Oberflächlichkeit kam ich bald wieder in Verlegenheit.

Als ich nämlich am folgenden Tage einen zweiten Besuch machte, wurde ich von einem deutschen

Schriftſteller, der ſeit längerer Zeit in London lebt, begleitet und von ihm unterwegs über engliſche Sitten und Gebräuche aufgeklärt. Ich hatte endlich das Haus erreicht, welchem mein Beſuch galt. Mein Freund blieb in einiger Entfernung ſtehen, ſchlug aber die Hände über den Kopf zuſammen, als er mich klopfen hörte. Ich wußte nicht, welches Verbrechen ich begangen und gerieth in große Angſt.

„Sie haben geklopft wie ein Bedienter, nicht wie ein Gentleman", ſagte mein Freund, als ich, zurückgekehrt, ſeinen Arm faßte.

Ich hörte nun von ihm, daß durch die Art des Klopfens an der Hausthüre die Stände ſich genau unterſcheiden. Der Geſchäftsmann oder ein Mitglied des Hauſes gibt einen einzigen kräftigen Schlag mit dem Klopfer, der Briefträger gibt zwei Schläge und ein Gentleman ſchlägt einen Wirbel. Dieſer Wirbel muß ziemlich kräftig ſein und von Uebung zeigen; doch muß man ſich ſehr in Acht nehmen, daß er nicht allzukräftig wird; man würde ſonſt für einen Domeſtiken gehalten werden. Wenn nämlich eine Equipage zum Beſuche vorfährt, ſo klopft der Bediente ſo ſtark wie möglich an der Hausthüre, um ſeine Herrſchaft anzukündigen; denn durch den Grad der Heftigkeit ſeines Klopfens zeigt

er die Rangstufe seiner Herrschaft an. Je vornehmer er diese machen will, desto ungestümer klopft er. Da es nun den Domestiken daran liegen muß, sich in die Gunst ihrer Herrschaft zu setzen, so kann man sich leicht denken, mit welcher Kraft sie den Klopfer handhaben. —

Diese wohlbefestigten, sorgfältig verschlossenen Häuser, die durch den weltbekannten Londoner Rauch geschwärzt sind, geben den Straßen ein düsteres, melancholisches Ansehen. Die Londoner Häuser sehen aus, als ob sie eingepökelt wären.

In den Straßen der City, die zur Bank führen, ist zwar ein bewegtes Leben und Treiben, wie in keiner andern Stadt der Welt; aber dieses Leben und Treiben ist hier so gewaltig, das Drängen, Drücken und Durcheinander-Rennen so ungestüm, daß flaniren hier so viel heißen würde, als auf einem stürmischen Meere in einer Gondel eine Spazierfahrt machen wollen. Durch diese Straßen während der Geschäftsstunden zu gehen, erfordert eben so viel Vorsicht als Geschicklichkeit, wenn man nur etwas Vorliebe für seine Rippen hat.

Nur in einigen Theilen des West-End kann man flaniren; aber es ist der Mühe nicht werth. Das Leben ist hier nicht dramatisch genug und die

Menschen bieten keine Abwechselung. Ein Engländer ist wie der andere. Sie tragen Alle dieselben steifen Vatermörder; sie haben Alle eine und dieselbe Frisur; sie sind Alle so zu sagen über einen Kamm geschoren. Die Konvenienz, das Herkömmliche wird auch in den kleinsten Dingen von dem Engländer streng beobachtet. Wie die Zahlen in ihren Handelsbüchern, sind sie in gewisse Linien gebannt, die sie nicht überschreiten dürfen. Der Engländer kennt kaum einen Unterschied zwischen der Sitte und der Sittlichkeit und ein Verstoß gegen jene ist ihm ein Verstoß gegen diese.

Am interessantesten ist es in den Stadttheilen, wo das niedere Volk wohnt; aber hier ist so viel Elend und Noth, so viel Laster und Verworfenheit, daß man mit Mitleid und Abscheu erfüllt wird. Das Flaniren ist hier sogar mit Gefahr verbunden und es gehört schon ein gewisser Grad von Muth dazu, solche Stadttheile ohne Begleitung zu durchwandeln. Es gibt Straßen in London, wo vielleicht kein einziger ehrlicher Mann wohnt, und in Saffron Hill, einer der berüchtigsten Straßen der ungeheuern Stadt, waren die Spitzbuben früher so frei von religiösen Vorurtheilen, daß der Pfarrer des Sprengels, zu dem diese Straße gehörte, sich

ohne Begleitung von verkleideten Polizeidienern niemals hineinwagte. Ich weiß nicht, ob in Saffron Hill jetzt weniger Aufklärung oder mehr Ehrlichkeit herrscht; wer sich aber in später Abendstunde in jene Gegend wagt, ohne sein Eigenthum zu verlieren, der hat nichts zu verlieren. —

Wenn dem Flaneur in Paris die Witterung nicht günstig ist, so stehen ihm unzählige Kaffeehäuser offen, in denen er Unterhaltungen anknüpfen und die Zeit behaglich todtschlagen kann. Es gibt nun in London auch unzählige Kaffeehäuser; aber ein Londoner Kaffeehaus ist nichts Anders, als ein pensylvanisches Zellengefängniß. Die hölzernen Bänke an den hölzernen Tischen sind mit so hohen Rückenlehnen versehen, daß sie eine Art Alkoven bilden. Diese Tische und Bänke sind an den Boden befestigt. In einem Londoner Kaffeehause herrscht ein tiefes Schweigen, eine Todtenstille, die nur zuweilen durch eine vorlaute Tasse, oder durch das Geräusch der Zeitungsblätter unterbrochen wird. Die Gäste sind so hölzern und unbeweglich, wie die Tische und Bänke; denn die lautlose Stille auch nur durch das kürzeste und leiseste Gespräch zu unterbrechen, gilt jedem Engländer für unschick-

lich, für Mangel an Lebensart, für eine Entweihung der heiligen Langweile.

Der Engländer ist einsylbig wie seine Sprache; oft aber ist er ganz unsylbig. Er knüpft fast nie ein Gespräch mit einem Fremden an; und wenn der Fremde mit ihm ein Gespräch anknüpfen will, so schneidet er es gewöhnlich mit einem „Yes“ oder „No“ oder einem „I don't know“ ab. Er ist schüchtern und mißtrauisch gegen den Ausländer und spricht das Wort „foreigner“ mit einer eigenthümlichen, durchaus nicht freundlichen Betonung aus. Ein englischer Schriftsteller behauptet, dieses Mißtrauen des Engländers gegen den Ausländer rühre daher, daß England in früheren Zeiten von fremden Völkern erobert und geknechtet worden. Diese Behauptung ist sehr gewagt und ließe sich selbst mit wenig Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit gründlich widerlegen. Italien ist bei weitem mehr von Fremden geknechtet worden und wird noch bis auf den heutigen Tag von Fremden geknechtet, ohne daß der Italiener darum Mißtrauen gegen den Ausländer hegt. Das Mißtrauen des Engländers hat nicht den Grund in den Eroberungen der Sachsen und Normannen, sondern darin, daß er in jedem Nicht-Engländer

einen Menſchen ſieht, der nach England nichts mitbringt als die Luſt, es ſo viel wie möglich auszubeuten. Der Engländer iſt eben ein geborener und erzogener Handelsmann, der Alles vom merkantiliſchen Geſichtspunkte aus betrachtet.

Der Engländer iſt gewohnt, Alles als ein Geſchäft, als ein **Matter of business** anzuſehen, in welchem er ſich nicht gern unterbrechen läßt. Wenn er ſeine Times lieſt, ſo iſt er todt für Alles, was ihn umgibt. Er ſchließt ſich ſo gerne ab, daß an ſeiner Theaterloge der Vorhang nicht fehlen darf, damit er in derſelben nach Belieben ſich unſichtbar machen könne. Der Engländer liebt keine Nachbarſchaft. Er fühlt nicht das Bedürfniß der Mittheilung wie der Franzoſe, dem der Geiſt, wenn auch nicht das Herz, immer auf der Zunge ſitzt. Daher iſt die franzöſiſche Konverſationsſprache die am vollkommenſten ausgebildete. Der Franzoſe ſpricht viel, ja, vielleicht am meiſten gerade über unwichtige Dinge; der Engländer ſpricht ſelbſt über wichtige Dinge ſehr wenig. Wie in der franzöſiſchen Küche das Fleiſch die Nebenſache und die würzige Sauce die Hauptſache iſt, ſo iſt dem Franzoſen in der Konverſation das Thema nur Nebenſache, während Witz und Geiſt, dieſe Würze der Unterhaltung,

ihm die Hauptsache ist. In der englischen Küche ist das Fleisch immer die Hauptsache und die Sauce so sehr Nebensache, daß sie gar nicht existirt, und so ist dem Engländer bei jeder Unterhaltung immer nur der Gegenstand derselben wichtig. Den Witz, die prasselnden und funkelnden bon mots verschmäht er gänzlich. Der Geist des Franzosen glänzt am meisten in Gesellschaft: der Engländer aber ist ungeselliger Natur. Sein Geist hat nicht Expansivkraft genug, um große gesellige Kreise auszufüllen; nur im Kreise seiner Familie fühlt er sich wohl und behaglich. Der Engländer liebt so sehr, sich abzuschließen, daß er, wenn er nur einigermaßen bemittelt ist, ein Haus allein bewohnt, ein Umstand, durch welchen sich die ungeheuere Ausdehnung London's erklären läßt. Der Engländer glaubt nicht Herr in seinem Hause zu sein, wenn er nicht Herr seines Hauses ist. Er betrachtet seinen häuslichen Heerd als einen Altar, den er nicht entweihen läßt; seine Tugenden sind häusliche Tugenden; seine Liebenswürdigkeit ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Familien-Liebenswürdigkeit.

So wie die englischen Häuser ihren Glanz und ihren Comfort gleichsam schüchtern verbergen, so

verbirgt der Engländer seinen ganzen innern Menschen vor der Außenwelt und zeigt ihn nur innerhalb seiner vier Pfähle. Weil aber der Familienkreis ein eng umschriebener ist, so muß der Engländer sorgfältig, ja ängstlich alle störenden Elemente von demselben entfernt zu halten suchen. Es ist daher sehr schwer, Zutritt in englische Familien zu erhalten, und der Fremde, den nicht ein Beruf an London fesselt, muß sich daher in dieser Riesenstadt, über welcher nur selten ein heiterer Himmel lächelt, isolirt fühlen und der trostlosesten Schwermuth anheimfallen.

Das Londoner Pflaster ist nicht für Flaneurs gemacht. Das Straßenleben in London ist ohne Grazie, ohne Poesie, ohne Abwechselung, und keine Arbeit wird dem Menschen hier so sauer, wie der Müßiggang.

XI.

Ein Prätendent.

„Schweigen Sie mir von den deutschen Fürsten! Großartige Leute! Staatsschiffe wollen sie lenken — und verlieren Muth und Besinnung, wenn ein leiser Wind die Wellen kräuselt; Ruhe und Ordnung wollen sie schaffen — und sie tödten jedes fruchtbare Leben! Statt männlichen Muthes — tyrannischen Hochmuth; statt bewußter Stärke — mitleidslose Härte; statt kühnen Handelns — ein ewiges Unterhandeln ohne Treue, ohne Glauben, ohne Würde. Sie verwirren, verfinstern und bringen die Elemente in den Kampf und fliehen dann erschreckt vor ihrer eigenen Unfähigkeit.“

So ungefähr sprach einst ein Engländer in Hyde-Park zu mir, als im Laufe der Unterhaltung die Rede auf Deutschland und seine Lenker gekom-

men war. Ich ſage: „ungefähr"; denn er, der nicht in der Polizei-Furcht auferzogen worden, drückte ſich ſo engliſch-zenſurwidrig aus, daß wenn ich ſeine Worte treu überſetzen wollte, ich mich wenigſtens einem Dutzend deutſcher Hochverrathsprozeſſe ausſetzen würde. Da ich nun aber zum Spinnen und Spulen weder Talent noch Neigung habe, ſo will ich es lieber bei dieſer ſchwachen Ueberſetzung bewenden laſſen.

So viel iſt ſicher — und ich muß es mit dem tiefſten Schmerze bekennen — daß man in England nicht ſehr viel Hochachtung vor den deutſchen Fürſten hat. Zur Verbreitung dieſes Mangels an Hochachtung aber hat gerade ein deutſcher Fürſt nicht wenig beigetragen. Er hat in England ſeine gekrönten Kollegen noch mehr herabzuſetzen geſucht, was ihm ſehr leicht gelungen iſt. Dieſer Fürſt iſt kein Anderer, als Karl Friedrich Auguſt Wilhelm Herzog von Braunſchweig, der am ſiebenten September des Jahres achtzehnhundert und dreißig, aufrühreriſchen Andenkens, ſich genöthigt geſehen, eine Reiſe auf unbeſtimmte Zeit aus ſeinem Herzogthume im Beſondern und aus Deutſchland im Allgemeinen nach andern europäiſchen Ländern zu machen.

Der ehemalige Herzog von Braunſchweig, der

in London in Brunswick House, Brunswick Place, ſehr zurückgezogen lebt, der einzige gekrönte Flüchtling unter ſo vielen ungekrönten, iſt der Anſicht, daß nicht Er das Herzogthum Braunſchweig, ſondern daß das Herzogthum Braunſchweig Ihn verloren. Achtzehn Jahre lang hat Er gewartet, daß Seine Unterthanen Ihn zurückrufen und mit loyalen Thränen der Reue wieder auf den Thron Seiner Väter ſetzen würden. Von Tag zu Tag hat Er eine Deputation erwartet; alle Vorbereitungen, dieſe Deputation zu empfangen, waren getroffen. Die Erwiederung auf ihre Anrede lag im Pulte. Sie war kurz, edel, großmüthig. Sie war ein Meiſterſtück. Er hätte ihnen die Bitte, das Scepter Braunſchweig's zu ergreifen und ſich wieder auf den herzoglichen Thron zu ſetzen, nicht abgeſchlagen. Er hätte Sein zartes Brudergefühl erſtickt, um Sein Volk, das Ihm ſo ſehr am Herzen liegt, zufrieden zu ſtellen. Aber verlaſſe ſich Einer auf die Menſchen und beſonders auf die Braunſchweiger! Die Verblendeten riefen Ihn nicht; die Deputation kam nicht und die kurze, edle und großmüthige Erwiederung auf die gehoffte Anrede lag achtzehn Jahre im Pulte, alſo doppelt ſo lange, als Horaz für jedes literariſche Kunſtwerk begehrt.

Während der achtzehn Jahre hätte der Herzog gewiß Zeit genug gehabt, die Braunschweiger zu verfluchen; aber der edle Herzog verfluchte Seine Braunschweiger nicht. Er bedauerte sie nur, wie ein Weiser die Thorheit der Thörichten bedauert; denn Er ist überzeugt, daß Er Seinen Thron nur durch die Tücke und den Verrath Seiner deutschen Kollegen verloren. Er hat die Ueberzeugung, daß diese Ihn geopfert, weil Er der Einzige unter ihnen war, der Sein Volk frei und glücklich machen wollte; und Er folgt nur dem Triebe Seines Herzens, wenn Er die Bosheit und Niedrigkeit Seiner deutschen gesalbten Kollegen mündlich und schriftlich bekannt macht.

Daß der Herzog während der achtzehn Jahre, während des langen Zeitraums vom 7. September 1830 bis zur deutschen Märzrevolution in träger Ruhe zugebracht, können nur Diejenigen glauben, die den durchlauchtigen Flüchtling nicht kennen, oder Sein großes Streben zu begreifen nicht genug Scharfsinn und Seelengröße besitzen.

Haben wir nicht während dieses Zeitraums oft genug von den Prozessen gelesen, in die der durchlauchtige Verbannte verwickelt war, oder richtiger: in die Er zu verwickeln Sich veranlaßt sah? Haben

wir nicht oft genug gelesen, daß Er vor Gericht stand, weil Er eine Schuld nicht bezahlen wollte? Aber wenn der verbannte Durchlauchtige eine Schuld nicht bezahlen wollte, so geschah dies aus keinem der zwei Gründe, durch welche die Sterblichen im Allgemeinen keine Schulden bezahlen, nämlich aus Mangel an gutem Willen, oder aus Mangel an Geld, sondern aus einem tiefern, edlern, nicht genug anzuerkennenden Grunde. Es geschah aus Liebe zu Seinem Volke. Der Herzog, der die Gebrechen des Justizverfahrens in Braunschweig genau kannte, wollte Seinen Aufenthalt in fremden Ländern, und besonders in England, zum Studium der Jurisprudenz und zwar auf die praktischste Weise verwenden. Er wollte der Solon Seines Volkes werden. Deßhalb weigerte Er sich oft, Rechnungen zu berichtigen, oder warf einen Sheriff zur Thüre hinaus, oder that sonst etwas, wodurch die englische Gerechtigkeit sich beleidigt fühlen mußte. Er erschien dann selbst vor Gericht, um zu sehen, wie die Justiz sich gegen Ihn, den scharfen Beobachter, benehmen würde. Die Erfahrungen, die Er durch diese Prozesse machen mußte, sollten Seinem Volke zu Gute kommen.

Aber diese fortgesetzten Beziehungen zu den

Justizbehörden, welche die Verleumdung dem durchlauchtigen Verbannten als Skandal- und Händelsucht auslegte, war Ihm noch nicht genug für die künftige Glückseeligkeit Seines Volkes. Er fing an, Geschäfte zu machen! Er handelte mit Diamanten, mit Perlen, mit Zylinder-Uhren, mit goldenen Dosen und mit Pferden und vermehrte dadurch Sein an und für sich schon großes Vermögen um ein Beträchtliches. Was sagten aber der blasse Neid, die giftige Verleumdung und die beschränkte Kurzsichtigkeit zu diesen Geschäften des Herzogs? — Der blasse Neid, die giftige Verleumdung und die beschränkte Kurzsichtigkeit sagten, daß nur Gewinnsucht Ihn treibe, mit Bruchsilber, mit alten Pretiosen und Pferden Geschäfte zu machen, und wie Seine Händel betrachteten sie auch Seinen Handel von einem falschen Gesichtspunkte. Der Herzog Karl Friedrich August Wilhelm trieb und treibt jetzt noch Geschäfte, weil Er weiß, welch' wichtiges Element der Handel in jedem Lande ist und weil Er die National-Oekonomie nicht besser studiren kann, als wenn Er sie praktisch studirt; denn dadurch ist Er sicher, daß Er einst, wenn ein Scepter wieder in Seinen Händen ruht, nicht Unwürdige zu Commerzienräthen ernennen würde.

Zu gleicher Zeit warf sich der Herzog von Braunschweig, oder der souveräne Herzog von Braunschweig, wie Er im Bewußtsein Seines guten Rechtes sich nennt, auf die Journalistik, nicht weil Er Schriftstellertalent hatte, sondern weil Er es für die Größe und Wohlfahrt Seiner künftig zu beherrschenden Unterthanen unumgänglich nothwendig glaubte. Hätte Er wirklich schriftstellerisches Talent, oder innern Beruf zur Journalistik, so würde Er nur dem Drange Seines Talentes gefolgt sein und Er hätte nicht mehr Verdienst, als irgend ein anderer Literat oder Journalist; aber zu schriftstellern, ohne daß man durch Talent oder bittere Finanznoth dazu gezwungen wird, ist ein Opfer, das doch selbst die eifrigsten Feinde des souveränen Herzogs anerkennen müßten, wenn sie nicht ganz verblendet wären. Weil sie aber ganz verblendet sind, behaupten sie, der Herzog gebe nur die Deutsche Londoner Zeitung heraus, um Seine Widersacher, nämlich den König von Preußen und die andern deutschen Fürsten, zu ärgern. Wie lächerlich und ungerecht! —

Die schlechten Fürsten sind nicht immer gute Schriftsteller; aber die guten Fürsten sind gewöhnlich schlechte Schriftsteller. Friedrich der Große,

der abgedankt habende König Ludwig von Baiern und der Fürst von Reuß können als Beweis für diese Behauptung gelten. Und indem der Herzog von Braunschweig zeigt, wie wenig Talent Er zum Schriftsteller habe, zeigt Er zugleich, wie viel Herrschertalent Er besitzt.

Wäre Er vor dem verhängnißvollen Jahre Achtzehnhundert und dreißig als Literat aufgetreten, die Braunschweiger hätten Ihm gewiß nicht zur schnellen Abreise Ursache gegeben; denn sie hätten sich sogleich überzeugt, daß wer so ungeschickt die Feder führe, gewiß mit außerordentlicher Geschicklichkeit das Scepter führen müßte. Leider aber warf sich der Herzog erst nach dieser Katastrophe auf die Schriftstellerei.

Wer indessen glaubt, der souveräne Herzog von Braunschweig habe sich mit allen diesen erwähnten Thätigkeiten zum Behufe Seiner Wiedererlangung zum Throne Seiner Väter begnügt, der würde sich sehr irren und sehen, daß er sich geirrt habe, wenn er in den London Docks nachfragte. In den London Docks liegen seit vierzehn Jahren, in Kisten und Tonnen wohlverpackt, sechstausend dunkelblaue Waffenröcke, sechstausend rothe Pantalons, sechstausend Paar rothe Epaulettes, sechstausend dreifarbige

Gürtel mit Schnallen, sechstausend Paar Gamaschen, sowie sechstausend vollständige militärische Montirungen, ganz neu und ungebraucht. Sie gehören dem souveränen Herzog von Braunschweig und sind für Seine künftige Armee bestimmt.

Vom ersten Juni bis zum ersten Mai schlummern diese sechstausend Uniformen in den Kisten und Tonnen; aber an jedem ersten Mai, sobald die ersten Rosen schüchtern die Augen aufschlagen, kommt des souveränen Herzogs Leib-Ausklopfer und schlägt die Deckel von den Kisten und Tonnen und nimmt die Uniformen heraus und klopft sie gewissenhaft und gründlich durch. Dieser Prozeß dauert bis zum sechszehnten Mai. Sobald aber die rosenfingerige Eos am sechszehnten Mai den Osten küßt, kommt des souveränen Herzogs Oberpfefferer mit einem Zentner fein gestoßenen Canada-Pfeffers in die London Docks und pfeffert die sechstausend dunkelblauen Waffenröcke, die sechstausend Paar rothe Pantalons, die sechstausend Paar rothe Epaulettes, die sechstausend Paar dreifarbige Gürtel mit Schnallen und die sechstausend Paar Gamaschen. Dieses Einpfeffern dauert bis zum letzten Mai.

Nachdem diese Uniformen auf diese Weise durch-

klopft und durchpfeffert worden, werden ſie wieder eingepackt und ſchlummern in den Kiſten und Tonnen, bis ſich der holde Lenz erneut und der Zephyr mit den Primeln ſcherzt. —

Vierzehn Zentner Pfeffer hat der ſouveräne Herzog ſchon verbraucht und unzählig ſind die Prügel, die den ſechstauſend Uniformen bereits zu Theil geworden; aber noch immer hält es die exilirte Hoheit nicht zeitgemäß, die ſechstauſend Mann in die Uniformen zu ſtecken. Er will dieſelben, die Uniformen nämlich, noch mehr an gepfefferte Prügel gewöhnen und ſie ſo abhärten, daß ſie vor keiner Gefahr mehr zurückſchrecken. Denn Er iſt überzeugt, daß ſo wie Kleider Leute machen, die Uniform den Soldaten macht. Aber das Herzogthum Braunſchweig iſt nicht mehr ausſchließlich das Ziel Seiner Eroberung; der ſouveräne Herzog hat ſeit ungefähr zwei Jahren ein größeres, ein ſchöneres, ein ruhmwürdigeres Ziel vor Augen.

Als nämlich in dem ewig denkwürdigen Jahre Achtzehnhundert vierzig und acht die größten Söhne Deutſchland's in der Paulskirche zu Frankfurt am Main tagten und im Schweiße ihres Angeſichtes an der Verfertigung eines deutſchen Kaiſers arbei-

teten; als endlich Heinrich, der edle von Gagern und Dr. Gabriel Rieſſer durch Unterſtützung aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde ſo weit mit ihrem Kaiſer fertig waren, daß ihnen nichts weiter mehr fehlte als der Kaiſer und ſie alſo nach Berlin gingen, um den König von Preußen unterthänigſt zu bitten, daß er die Kaiſerkrone annähme und ſich und ihr Werk kröne; als der König von Preußen aber aus gewiſſen Gründen die Kaiſermachermeiſter hart anfuhr und äußerte, ſie ſollten heim gehen und ſich nicht um Dinge kümmern, die ſie nichts angingen; als ſie darauf aus gewiſſen Gründen Berlin ſo ſchnell wie möglich verließen, ohne den Kaiſer zu Stande gebracht zu haben und ſich darob ſehr grämten; als kurz darauf die Paulskirche geſchloſſen wurde und die deutſchen Grundrechte zu Grunde gingen; als dieſes Alles und noch mehr geſchah: da blitzte es durch den Kopf des ſouveränen Herzogs von Braunſchweig und er rief: „Die Eſel! Warum haben ſie Mich nicht zum Kaiſer gemacht? Hab' Ich nicht ſo viel Talent zum Regieren wie der König von Preußen? War nicht ein Welf ſchon deutſcher Kaiſer, als die Zollern noch weniger als nichts waren, nämlich gar nichts? — Ich hätte ihnen ihre unterthänigſte Bitte nicht

abgeſchlagen; Ich hätte die Kaiſerkrone angenommen und wäre nach Deutſchland gegangen mit einer Reichsarmee von ſechstauſend Mann, ſämmtlich in trefflich ausgeklopften und wohlgepfefferten Uniformen. Die Eſel! die Eſel!“ —

So rief der Herzog damals in ſeinem gerechten Unwillen. Seit jener Zeit aber iſt Sein Entſchluß gefaßt, daß Er nicht ſterben wolle, ohne die deutſche Kaiſerkrone getragen zu haben. Er hat zwar immer noch Prozeſſe; Er ſchreibt zwar immer noch die Deutſche Londoner Zeitung und hat den Handel mit Bruchſilber, Zylinder-Uhren und Pferden zwar noch nicht aufgegeben; aber ſein Hauptziel, die Erlangung der deutſchen Kaiſerkrone, hat Er dadurch keineswegs aus den Augen verloren. Und man muß geſtehen, daß Er, wie Er ſich über Seine künftige Regierung als deutſcher Kaiſer ausgeſprochen, die Unterſtützung jedes wahrhaft deutſchen Patrioten im höchſten Grade verdient. Er ſieht dabei gar nicht auf's Geld. Er will nicht mehr als einen jährlichen Gehalt von drei Millionen Gulden, Koſt und Logis mit einbegriffen. Sollte dieſer Gehalt nicht ausreichen, ſo glaubt Er den etwaigen Ausfall durch den Profit eines Geſchäftes, das Er in den kaiſerlichen Muſeſtunden betreiben will, hinlänglich

decken zu können. Was die Unkosten bei Seiner Krönung betrifft, so sollen dieselben dem deutschen Reiche durchaus nicht zur Last fallen. Den Wein, der während Seiner Krönung herkömmlicher Maßen auf dem Römerberge zu Frankfurt fließen muß, will Er selbst liefern. Ebenso will Er sich auch die Reichskleinodien selbst stellen und die alten, wenn sie nicht schon durch die österreichische Finanznoth zu Geld gemacht worden, der deutschen Nation zur beliebigen Verfügung stellen. —

Seit drei Jahren findet sich in jeder Nummer der von dem souveränen Herzog von Braunschweig redigirten Londoner Deutschen Zeitung folgende Anzeige:

„Zu verkaufen ein Brillant von 168 Grän und 300 weiße und farbige Brillanten, welche per Stück 20 bis 120 Grän wiegen."

Oberflächliche Menschen nun — und leider gibt es solche selbst unter den Deutschen — oberflächliche Menschen, sag' ich, lesen diese Anzeige, wie sie andere Dinge lesen, nämlich ohne etwas dabei zu denken. Aber Leuten von tieferem Geiste ist es doch aufgefallen, daß dieser Brillant von 168 Grän und die dreihundert weiße und farbige Diamanten

in dem reichen London keinen Käufer finden können, und ihnen, den Leuten von tieferem Geiste nämlich, ist endlich dieses Räthsel auf folgende Weise gelöst worden: Diese zum Verkauf ausgebotene Diamanten befinden sich in der Kaiserkrone, die der souveräne Herzog von Braunschweig hat anfertigen lassen; die stereotype Anzeige aber hat keinen andern Zweck, als die Aufmerksamkeit des Publikums indirekt auf den kaiserlichen Prätendenten zu lenken und wach zu erhalten. Die Krone soll, nach der Versicherung von Sachkennern, denen der Herzog sie gezeigt, sehr geschmackvoll gearbeitet sein; namentlich wird der Brillant von 168 Grän sehr gerühmt. Es ist daraus zu schließen, daß auch der Reichsapfel und das Scepter sich den Beifall der Sachkenner erwerben wird. —

Aus allem Diesem nun geht deutlich genug hervor, daß der Herzog Karl Friedrich August Wilhelm von Braunschweig während Seiner Abwesenheit von Deutschland nicht geruht und gerastet, und daß Er keinen Augenblick das Wohl Deutschland's aus den Augen verloren. Er lebt, wie bereits erwähnt, sehr zurückgezogen in Brunswick House, Brunswick Place, mit nichts Anderem be-

ſchäftigt, als mit Seinen Handelsgeſchäften und der Zukunft Deutſchland's.

Kurzſichtige Menſchen haben Ihn des Geizes beſchuldigt, weil Er Seinen Reichthum ſorgfältig verſchließt und keinem Dürftigen eine Unterſtützung angedeihen läßt. Dieſe Kurzſichtigen wiſſen aber nicht, wie ſparſam der ſouveräne Herzog ſein muß, wenn Er bei der künftigen Ausführung Seines Kaiſerplanes nicht ſcheitern will. Er würde gewiß mehr geben, wenn Er nicht Seine guten Gründe hätte, nichts zu geben. So wendete ſich vor einigen Jahren der Ausſchuß, der ſich zur Anſchaffung einer deutſchen Flotte in London gebildet hatte, an den Herzog mit dem Erſuchen um einen erklecklichen Beitrag. Der Ausſchuß gab Ihm einen genauen Bericht über den dermaligen Zuſtand der beſagten Flotte. Es wurde Ihm mitgetheilt, daß die Flagge für dieſelbe bereits ſauber gemalt und daß Wilhelm Jordan, Verfaſſer des „Schaum" und anderer Gedichte, denen es an aufgeblaſenem Waſſer nicht fehlt, bereits geheimer Marinerath ſei; es fehle nur noch an der Flotte ſelbſt, weil es an Geld fehle und der ſouveräne Herzog möge alſo Sein patriotiſches Herz und Seine Börſe öffnen,

damit die deutſche Flotte ſobald wie möglich flott werden könne.

Der ſouveräne Herzog aber antwortete darauf, ſichtbar ergriffen, folgende Worte:

„Nicht einen Heller geb' ich, nicht einen rothen Heller! Deutſchland's Wohl liegt Mir viel zu ſehr am Herzen, als daß Ich ein Unternehmen unterſtützen ſollte, das meine Plane und folglich das künftige Glück Deutſchland's auf ewig vernichten würde. Meine Feinde ſind noch viel zu zahlreich und viel zu mächtig, und käme die deutſche Flotte zu Stande, ſo würde deren Mannſchaft, ſobald Ich mit Meinen ſechstauſend Mann in den durchgeklopften und durchgepfefferten Uniformen in die Elbe einliefe, auf Mich ſchießen und Mir und Meinem deutſchen Vaterlande ewiges Unheil bringen. Darum nicht einen rothen Heller!"

So ſprach der Herzog Karl Friedrich Auguſt Wilhelm. Er verſprach feierlich, keinen rothen Heller zu geben, und als Mann von Ehre hielt Er Sein Verſprechen. Niemand weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert; ſicher aber iſt, daß wenn Deutſchland ſich wieder aufrafft, und einen Kaiſer braucht, es ſich an keinen paſſendern Mann wenden kann, als an Karl Friedrich Auguſt Wilhelm.

Seine vielfachen Schickſale, Seine gemachten Erfahrungen, Sein Talent als Handelsmann, Seine Talentloſigkeit als Schriftſteller, Seine ſechstauſend Uniformen, Seine vorräthige Krone und das verhältnißmäßig geringe Salair, das Er beanſprucht (vielleicht läßt er mit ſich handeln und nimmt ein Paar tauſend Gulden weniger), dies ſind Umſtände, welche die reiflichſte Erwägung, die genaueſte Berückſichtigung verdienen. Deutſchland hat es ſchon mit vielen Kaiſern probirt, die ihm theuer zu ſtehen kamen; warum ſollte es nicht einmal den Verſuch mit einem ſo ſpottwohlfeilen Kaiſer machen? Und gelingt der Verſuch nicht, was iſt dabei verloren? Der Herzog Karl Friedrich Auguſt Wilhelm bietet den Vortheil, daß Er ſchon einmal dem Volkswillen nachgegeben und mehr Uebung im zeitgemäßen Zurückziehen hat, als irgend ein anderer deutſcher Fürſt. Auch fürchte man nicht, daß Er als Kaiſer ſich demſelben Fehler wie ſo viele frühere deutſche Kaiſer, der Vorliebe nämlich für ſein Stammland, allzueifrig hingeben würde. Nein, der Herzog Karl Friedrich Auguſt Wilhelm hat keine ſolche Vorliebe für Braunſchweig, daß die anderen deutſchen Lande darunter zu leiden haben würden.

Meine Stimme wird Ihm alſo, wenn Deutſchland einſt durch einen Kaiſer gerettet werden kann, gewiß nicht fehlen; und ich hoffe, daß auch die Stimmen der übrigen vernünftigen Deutſchen ſich für Ihn ausſprechen würden. Deutſchland's Auge ſollte ſtets auf Brunswick Houſe, Brunswick Place, gerichtet ſein. —

XII.

Merry Christmas.

Das Weihnachtsfest ist das populärste Fest des Engländers. Er freut sich ein halbes Jahr darauf und konsumirt dann den Vorrath von Lust und und Fröhlichkeit des ganzen Jahres. Wenn der Engländer auch das ganze Jahr hindurch nicht liebenswürdig ist, zur Weihnachtszeit ist er gewiß liebenswürdig — wenigstens so viel, als er es sein kann.

Die Vorbereitungen dazu beginnen schon am Anfange des Dezember. Das Vieh macht den Anfang. Da nämlich der Engländer nicht lustig sein kann, wenn er nicht ißt; da sein Herz nur jubelt, wenn sein Magen keine Ursache hat, mit dem Schicksal zu grollen: so muß vor allen Dingen für Fleisch gesorgt sein. Dem Weihnachtsfeste gehen

die Cattle-Shows, die Viehausstellungen, voraus. Die Ausstellung, die in diesem Jahre Statt fand, hat die gerechte Bewunderung aller Sachkenner erregt. Ich bin nun zwar kein Sachkenner; aber ich muß gestehen, daß ich mit Staunen erfüllt worden, als mir einige Exemplare aus jener Ausstellung zu Gesichte kamen. Ich habe Ochsen gesehen, die im strengsten Sinne des Wortes die Last ihres Körpers nicht tragen konnten und die je nach einigen, mit unsäglicher Mühe vollbrachten Schritten, verzweiflungsvoll auf das Pflaster sanken. Hämmel, die sich in ihrem Fette verlieren und an denen kaum die Beine sichtbar sind; Schweine, die mit ihren Bäuchen das Pflaster fegen, und Kälber, denen die Haut zu eng ist, sieht man zur Zeit der Viehausstellung in Menge. Nach dieser Viehschau brachte der Viehmarkt auf Smithfield die herrlichsten Exemplare und an dem der Weihnachtswoche vorhergehenden Montage wurden auf diesem Markte nicht weniger als siebentausend Ochsen und sieben und zwanzigtausend Hämmel verkauft.

Die ersten Spuren des herannahenden Weihnachtsfestes bemerkt man daher an den Metzgerläden. Diese sind mit den Prachtstücken des als

Opfer menſchlicher Gefräßigkeit gefallenen Viehes geſchmückt, an denen man die Fettwerdung des Fleiſches bewundern kann, und es geht ſelten ein Engländer vor einem ſolchen Laden vorbei, ohne einen ſchmachtenden Blick darauf zu richten. Beſonders aber erregt dieſe Herrlichkeit die ſüße Sehnſucht der niedern Klaſſe. Ich habe während jener Zeit manchen armen Teufel vor einem Lendenſtücke wol zehn Minuten ſtehen ſehen, es mit hungerigen Augen verſchluckend und die Worte: „**Beautiful! Splendid! Capital!**“ mit unbeſchreiblicher Extaſe rufend.

Neben den Metzgerläden bemerkt man an den Spezereiläden die herannahende Weihnachtszeit. Ganze Bergketten von Roſinen, Korinthen, überzuckerten Pomeranzen und Lemonenſchalen ſind hinter den Schaufenſtern aufgehäuft. Wenn ich von Bergketten rede, ſo iſt dies nicht ganz eine rhetoriſche Figur; es ſind wirklich ungeheuer hoch aufgethürmte Maſſen jener ſüßen Früchte, die zur Bereitung des Chriſtmas-Pudding unumgänglich nothwendig ſind. Der Engländer liebt überhaupt das Maſſenhafte; die engliſchen Läden zeichnen ſich daher nicht durch geſchmackvolle Anordnung, ſondern durch Waarenreichthum aus. An jenen, dem Weih-

nachtsfeſte vorangehenden Tagen aber iſt jeder Laden noch viel maſſenhafter gefüllt.

Dem Engländer iſt das Weihnachtsfeſt ein Feſt der Freude; an Weihnachten legt er ſein kaltes, ernſtes Geſicht ab und will auch überall heitere, lebensfrohe Geſichter ſehen. Zu keiner Zeit iſt er ſo freundlich, ſo zuvorkommend und ſo wohlthätig. Alle Armen-Anſtalten erhalten reichliche Beiſteuern, um das ſchöne Feſt auf's freudigſte begehen zu können, und dem Hülfsbedürftigen wird zu jener Zeit ſelten eine Gabe verweigert. Jeder nur einigermaßen wohlhäbige Engländer aber zeigt an dieſem Tage die unbegrenzteſte Gaſtfreundſchaft, und der Ausländer, der nur irgend eine engliſche Bekanntſchaft hat, kann ſicher darauf rechnen, daß er zum Weihnachts-Abend eine Einladung erhält und daß ihn der freundlichſte Empfang, die zuvorkommenſte Bewirthung erwartet.

Ein Weihnachtsdiner in England unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen engliſchen Diners nicht nur durch den Reichthum, ſondern auch durch gewiſſe Gerichte, die dabei durchaus nicht fehlen dürfen, nämlich: durch das überaus fette Rindfleiſch, durch den welſchen Hahn und vor Allem durch den Pudding. Ich weiß nicht, welche ſym-

bolische Bedeutung der Pudding hat; ich habe es trotz meiner mit ächt deutscher Gründlichkeit angestellten Forschungen nicht herausbringen können; sicher aber ist, daß der allerärmste Engländer am Christ-Abend seinen Pudding haben muß. Ein englischer Christ-Abend ohne Pudding ist kein Christ-Abend, sondern ein Unsinn, ein Anachronismus, eine Blasphemie. Alle Wohlgerüche Arabien's ersetzen dem Engländer den Duft des Puddings nicht an Weihnachten, und von der Tafel der Königin in Windsor bis zur niedrigsten Hütte des Allerärmsten muß am Weihnachts-Abend der Pudding dampfen.

Der Pudding, der auf die Tafel kam, an die eine freundliche Einladung mich gerufen, war sehr korpulent und mit einem Stechpalmenzweige geschmückt, der ihm im dunkelbraunen Busen steckte. Die Stechpalme spielt eine Hauptrolle in der englischen Christmasfeier. Sie pranzt in jedem Laden. Die Metzger spicken ihre Fleischmassen damit und man sieht vor Weihnachten kein Hinterviertel, in welchem nicht ein halbes Dutzend solcher Zweige steckte. Sie haften tief in dem oft fußhohen Fette, was sich eigenthümlich genug ausnimmt. Man glaubt hängende Fettgärten zu sehen. Die Stech-

palme mit ihren rothen Beeren iſt aber nur das Surrogat für die Miſtel, welche eine tiefere Bedeutung hat und allgemein als ein aus den Zeiten der Druiden herrührendes Symbol gehalten wird; in welcher Beziehung dieſe Pflanze zum Chriſtenthume ſteht, das wußte mir Niemand zu ſagen.

Am Chriſtabend iſt ein Miſtelzweig an der Zimmerdecke befeſtigt und jeder Herr, der mit einer Dame unter einen ſolchen Zweig zu ſtehen kommt, hat das Recht, ſie zu küſſen; ein Recht, das — unter gewiſſen Umſtänden — ſehr angenehm iſt. Daß die Herren viel Liſt anwenden, die Damen unter den Zweig zu bringen, verſteht ſich von ſelbſt. Der Ausländer aber, der die Bedeutung des am Plafond hängenden Zweiges nicht kennt, wird oft von einer Dame ſelbſt unter denſelben gelockt und, da er in ſeiner Unwiſſenheit von ſeinem Rechte keinen Gebrauch macht, weidlich ausgelacht.

Die engliſchen Weihnachten unterſcheiden ſich ſehr von deutſchen. Man kennt in England die Chriſtbäume nicht und es fehlt dort an jenem poetiſchen Etwas, das ſich nur empfinden, aber nicht klar in Worte faſſen läßt. Der Deutſche fühlt an jenem Abend mehr Heimweh als gewöhnlich. Der Duft des Puddings vermag ihm nicht

den Geruch der Tanne zu erſetzen; und im Glanze der Gasflammen ſehnt er ſich nach den kleinen bunten Wachskerzchen, die zwiſchen den grünen Nadeln und den vergoldeten Nüſſen und Pfefferkuchen mährchenhaft glitzern.

Dem Engländer iſt das Weihnachtsfeſt eine Art Carneval, ein Feſt, an welchem man dem Scherze den Zügel ſchießen läßt und dem Humor, wo er ſich einſtellt, ſehr durch die Finger ſieht. Man tanzt, man ſingt, man ſpielt und fühlt ſich froh, daß man wenigſtens einmal im Jahre luſtig ſein darf, ohne daß die Konvenienz, oder das „**heavy decorum**“, wie es der Engländer in Selbſtverſpottung nennt, mit ſtrafender Geberde, dazwiſchen fährt. Die Merry Chriſtmas iſt noch das einzige Feſt, welches der finſtere Puritanismus nicht zerſtören konnte, — der Puritanismus, der alle Lebensfreudigkeit zu zerſtören ſuchte und nach meiner feſten Ueberzeugung den größten Theil des Humors vernichtete, der einſt im engliſchen Volke lebte. Die natürliche Gutmüthigkeit des Engländers bricht an dieſem Feſte durch das Eis, das die ſtrenge Sitte um ſeine Bruſt gelegt und das befreite Herz athmet der Freude in lebhafteren Pulſen entgegen.

Am Weihnachtsabend wird in engliſchen Familienkreiſen nicht gegähnt, was an andern Abenden gewöhnlich geſchieht, wenn die Unterhaltung über das Wetter und über eine zufällige Tagesneuigkeit erſchöpft iſt. Ich habe nirgendwo ſo viel gähnen ſehen, wie in engliſchen Familien. Kaum hat man ſich in einem ſolchen Familienkreiſe angeſprochen, ſo hat man ſich auch ſchon ausgeſprochen. Die Worte fließen dann nicht von den Lippen, ſondern ſickern in langſamen Pauſen wie Waſſertropfen durch eine Filtrirmaſchine, bis ſie endlich ganz verſiegen und jeder Mund ſich öffnet und man ſich gegenſeitig die Zähne zeigt.

Dieſe Armuth an Unterhaltung rührt davon her, daß den Mädchen wenig oder gar keine Theilnahme daran gegönnt wird; daß der Engländer nicht mittheilſamer Natur und daß der Kreis der Konverſation durch Vorurtheile mancher Art ſehr eng umſchrieben iſt. Am Weihnachtsabend indeſſen thaut, wie geſagt, der Engländer auf; ja, er wird warm und iſt dann ein angenehmer Wirth, ein luſtiger Geſellſchafter. Er iſt dann für Muſik, von der er nichts verſteht, ſehr paſſionirt und befindet ſich ein Deutſcher in Geſellſchaft, ſo wird er ſo lange mit Bitten beſtürmt, „a german song“

hören zu lassen, bis er, er mag Talent haben oder nicht, sich dazu verstehen muß. Der Engländer hat wol etwas Gefühl für Musik, aber keinen Musiksinn, und da wir Deutsche mit Recht als die musikalischste Nation betrachtet werden, so gilt jeder Deutsche ohne Ausnahme dem Engländer als ein ausgemachter Musiker. Ich selbst bin in vielen englischen Kreisen häufig genug zum Singen aufgefordert worden und man hat mir trotz meiner heiligsten Schwüre nicht glauben wollen, daß ein knarrender Wetterhahn bessere Töne von sich gebe, als meine von der Natur stiefmütterlich behandelte Kehle. Es hieß dann immer: **„Don't be too modest. Pray, Sir, oblige us with a german song!"**

Da man mir nirgends meine singende Unfähigkeit glauben wollte, schützte ich später bei dergleichen ungestümen Mahnungen eine Erkältung vor. Andere Deutsche, die eben so wenig Stimme, aber mehr Muth haben, sich selbst singen zu hören, lassen sich nicht vergebens bitten. So sang einmal einer meiner Landsleute in einer größern Gesellschaft das Lied: „O du lieber Augustin" mit einer Stimme, die über ihre eigenen Beine wegstolperte. Ich konnte kaum das Lachen unterdrücken; aber

das übrige Auditorium war sehr erbaut davon. Ein donnernder Applaus belohnte ihn und er mußte auf allgemeines Bitten das Lied wiederholen. Noch komischer als diese musikalische Produktion war die einer englischen Matrone. Diese Dame, obgleich sechszig Jahre alt, sang das bekannte „O wie herrlich strahlet der Morgen" und ließ sich dabei von einem Mädchen am Klavier begleiten. Es geschah dies in einer sehr zahlreichen Gesellschaft und ich muß gestehen, daß ich während des schauderhaften Gesanges meine Hände mit aller Gewalt in der Tasche zurückhalten mußte; so viel Lust hatten sie, meine Ohren vor den heftigen Angriffen der Anti-Sirene zu schützen.

Wird nun die Weihnachtszeit in allen Kreisen mit Lust und Heiterkeit begangen, so bemächtigen sich Kunst und Literatur auf ihre Weise der frohen Festtage, jene durch die Christmas-Books, diese durch die Aufführung von Pantomimen und Farcen. Die Christmas-Books sind von dem trefflichen, herz- und geistvollen Dickens wieder zu einigem Kredit gebracht worden, den sie dadurch verloren hatten, daß kein Schriftsteller höhern Ranges seine Muse dafür in Anspruch nehmen wollte. Andere

Schriftſteller ſind dann, durch den günſtigen Erfolg gelockt, dem Beiſpiele Dickens' gefolgt.

Die Chriſtmas-Books bringen den Autoren viel Geld, aber wenig Unſterblichkeit. Es ſind kleine, illuſtrirte, vergoldete Dingerchen, die irgend eine Bluette enthalten. Der Buchbinder thut mehr dafür, als der Verfaſſer, und kaum ſind ſie geleſen, ſo ſind ſie auch vergeſſen. Manche werden ſogar vergeſſen, ehe ſie geleſen werden; was ſie jedoch von vielen anderen literariſchen Erzeugniſſen nicht beſonders unterſcheidet. Dickens freilich hat dieſen Chriſtmas-Books eine tiefere Bedeutung dadurch zu geben gewußt, daß er in ihnen eine volksthümliche, gemüthliche Saite anzuſchlagen gewußt. Seinen Nachfolgern und Nachahmern fehlt dazu Luſt und Talent. Dickens hat dies Jahr kein Chriſtmas-Book geſchrieben, dafür hat er aber in ſeiner trefflichen, viel geleſenen und auch dem deutſchen Publikum zu empfehlenden Wochenſchrift „Household-words" einen ſchönen, tief empfundenen Aufſatz über das Weihnachtsfeſt gebracht. Der kauſtiſche Thackeray hat dies Jahr ebenfalls ein Chriſtmas-Book, **The Kickelburys on the Rhine**, herausgegeben, ohne indeſſen ſeinen wohlbegründeten Ruhm dadurch ſonderlich zu vermehren.

Was die Pantomimen und Farcen betrifft, so sind sie noch ein Ueberbleibsel jener längst dahingeschwundenen Zeit, in welcher die ungeheuchelte Wahrheit unter der Maske der Narrheit erschien und die Gebrechen der Zeit schonungslos geißelte. In diesen Farcen tritt der Clown auf sammt seinen ausländischen Brüdern, dem Harlequin, dem Polichinel und dem Pierrot. Es ist viel Spektakel, viel Coulissenpracht in diesen, gewöhnlich nach Feenmährchen gearbeiteten Stücken, aber so wenig Witz und Humor, daß ein halbwegs vernünftiger Mensch es wol kaum eine halbe Stunde dabei aushalten kann. Der ursprüngliche Zweck dieser Stücke war wol kein anderer, als die während des ganzen Jahres verübten Thorheiten in Stadt und Land durch die satyrische Hechel zu ziehen. Sie ähneln daher den sogenannten „Revues", die beim Beginne des Jahres in den Pariser Theatern aufgeführt werden; allein die Pariser Revues, obgleich eben auch nicht sehr kunstgerecht zusammengefügt, sind doch bei weitem reicher an Witz und heiterer Laune. Die englischen Farcen und Pantomimen sind meistens sehr derb und zwar so sehr derb, daß ein guter Magen dazu gehört, um sie nicht unverdaulich zu finden. Sie beginnen mit der Weihnachtsfeier und

dauern den ganzen Januar, ja oft den ganzen Februar hindurch. Ich habe sie fast sämmtlich gesehen; aber mein Zwerchfell hat dadurch nicht die geringste Erschütterung erlitten, obgleich ich für einen, nur halbwegs leidlichen Witz sehr empfänglich bin und gegen die Behauptung Hegel's, daß ein guter Spaß so viel werth sei als eine schöne Gegend, kaum etwas einzuwenden habe.

Die eigentliche Weihnachtszeit, **Christmas time**, findet mit dem Dreikönigs-Abend ihren Abschluß. Dieser Abend wird in Familienkreisen lustig verbracht und dem **twelfth cake**, dem Dreikönigskuchen, tüchtig zugesprochen. Nachdem der Dreikönigskuchen angebissen, ist die Christmas time vorüber. Der Engländer zieht sich die Liebenswürdigkeit aus und man gähnt wieder in Gesellschaften, bis die Merry Christmas sich erneut und Scherz und heitere Laune wieder ihre legitime Herrschaft antreten.

XIII.

Freiheit und Gleichheit.

Es gibt in England nur eine politiſche, keine adminiſtrative Centraliſation. Der Selbſtbeſtimmung der Gemeinden tritt nichts hindernd entgegen; denn der erſte Beruf der Regierung in England iſt, ſo wenig wie möglich zu regieren und ſo viel wie möglich die Bürger ihren eigenen Kräften, ihrem eigenen geſunden Menſchenverſtande zu überlaſſen. Wenn eine Gemeinde in Yorkſhire es für gut findet, einen Kanal durch ihr Dorf zu ziehen, oder eine Brücke aufführen zu laſſen, ſo wird der Kanal gegraben und die Brücke aufgeführt, ohne daß man erſt von London die Bewilligung oder die Anſichten der Regierung abzuwarten braucht. Man weiß in England, daß der Staat keine Maſchine, ſondern ein gegliederter Organismus iſt und daß man den

Organismus nicht ſtärkt, wenn man die Glieder feſſelt. Man weiß in England, daß die Regierung nicht allwiſſend iſt und ſie alſo unmöglich beſſer wiſſen kann, was den einzelnen Gemeinden nützt und frommt, als die Gemeinden ſelbſt. —

Dieſe unantaſtbare Selbſtſtändigkeit der Gemeinden hat von jeher alle Kräfte in England zu der unermüdlichſten Thätigkeit angeſpornt. Ihr verdankt England ſeine weltbeherrſchende Macht. Das Prinzip der Selbſtregierung hat England vor dem Krebsſchaden der Bureaukratie bewahrt und erfüllt den Engländer mit dem ſchönen Bewußtſein, daß er Herr ſeiner ſelbſt iſt und in ſeinem Thun und Laſſen nicht von einer Schaar Beamten abhängt, die er ernähren muß, um ſich von ihnen beherrſchen und ſchulmeiſtern zu laſſen.

Herr ſeiner ſelbſt ſein iſt des Engländers erſter Grundſatz. Soll ein großartiges Unternehmen in's Leben gerufen, ſoll ein Mißbrauch abgeſchafft, eine Verbeſſerung eingeführt werden, ſo thun ſich die Bürger zuſammen und tauſchen in Verſammlungen ihre Anſichten aus. Das Recht der Vereinigung iſt unbeſchränkt und weil es unbeſchränkt iſt, zeigt es ſich von unſchätzbarem Werthe; ebenſo die Preßfreiheit, die durch keine beſondere Geſetze geſichert

iſt, ſondern als eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, unangetaſtet bleibt.

Dieſe Freiheiten haben England ſo groß und ſtark gemacht, daß man in den Büchern der Geſchichte ein ähnliches Beiſpiel von der ungeheuern Ausdehnung und ſogleich von der innern Stärke eines Reiches vergebens ſuchen wird. So manches Jahrhundert nun erfreut ſich England ſeiner koſtbaren Inſtitutionen; wie kommt es aber, daß die Maſſen in England trotz der Freiheit ſo roh, ja viel roher ſind, als in irgend einem Lande auf dem Kontinente? Wie kommt es, daß in England die höhere Bildung ausſchließliches Gut der höheren Klaſſen iſt, daß dort die Mittelklaſſe an Bildung der unſerigen weit nachſteht und daß die große Mehrheit auf's erbarmungswürdigſte vernachläſſigt iſt?

Ich habe dieſe Frage oft an Engländer gerichtet und ſie haben es dem theuern und ſchlechten Schulunterricht zugeſchrieben. Als ich dann fragte, warum der Schulunterricht nicht beſſer und wohlfeiler iſt, warum nicht neue Schulen organiſirt werden? antwortete man mir gewöhnlich, daß die Freiheit ſelbſt es iſt, die ſich einer neuen Schulorganiſation hindernd entgegenſtelle. Die Regierung getraue ſich

nicht, reformirend in's Schulwesen einzugreifen, weil die Gemeinden, auf ihre Freiheit und Selbstständigkeit eifersüchtig, darin eine unberechtigte und nicht stark genug zu bekämpfende Anmaßung sehen würden; die Gemeinden selbst aber könnten in Bezug auf eine neue Organisation nicht einig werden, da die religiösen, oder vielmehr die konfessionellen Ansichten sich allzuheftig bekämpften.

Etwas Wahres liegt freilich in dieser Behauptung, aber auch nur etwas Wahres. Die Rohheit, die Vernachlässigung der Massen in England hat noch einen andern, einen viel tiefern Grund. Sie ist, wie ich mich später überzeugt habe, in den sozialen Zuständen England's zu suchen. Nirgends ist die politische Freiheit so ausgebildet wie in England; nirgends aber ist auch der soziale Gleichheitssinn so wenig entwickelt wie in England. Dem Staate gegenüber ist dort Jeder frei; aber im gesellschaftlichen Verkehre gibt es dort nur Herren und Diener. Die Stände sind in England eben so sehr geschieden wie in Rußland, und die Sitte hat dieser scharfen Absonderung der Stände das Siegel der Unantastbarkeit aufgedrückt. Die Nobility hütet sich vor einer Berührung mit der Gentry, und die Gentry sieht mit eben so neidischen

Blicken zur Nobility hinauf, wie ſie mit unverhehltem Stolze auf den City-Kaufmann blickt, der ſeinerſeits eine eigene ariſtokratiſche Kaſte bildet, die ſich von dem mittlern Kaufmanne auf's ängſtlichſte abſondert. So geht es bis zur unterſten Kaſte, bis zum armen Handwerker, bis zum Proletarier.

Dieſe Abſonderung der engliſchen Geſellſchaft in Kaſten iſt ſo ſtreng, daß das Hinaufſteigen faſt eine Unmöglichkeit iſt, das Hinabſteigen aber einem Sinken gleich geachtet wird. Wenn Jemand, der in England eine höhere Rangſtufe behauptet, in ſeinen Vermögensverhältniſſen die Ungunſt des Schickſals erfährt, ſo wird er ſich ſehr hüten, ſich philoſophiſch nach der Decke zu ſtrecken, ſondern er wird lieber ſein Vaterland verlaſſen und von ſeinem zuſammengeſchmolzenen Vermögen auf dem Kontinente leben. Wer in England ſeine Equipage abſchafft, iſt verloren. Mit ſeinen Pferden iſt ſein Glanz, iſt ſeine Stellung dahin. Wenn Jemand, der zur Ariſtokratie zählt, nicht Geld genug hat, um, wie es Mode iſt, unmittelbar nach der Prorogation des Parlamentes London zu verlaſſen, ſo muß er wenigſtens die Schaltern der auf die Straße gehenden Fenſter ſeines Hauſes ſorgfältig

zuſchließen und in die hintern Zimmer ſich zurückziehen, um ſich nur ja nicht der Schmach auszuſetzen, daß er in London zurückzubleiben genöthigt iſt, nachdem die Königin und die haute volée die Reſidenz verlaſſen. Zu dem Augenblicke alſo, da die Königin den Buckinghampallaſt verläßt, ſchließen ſich alle Fenſterläden im Weſt-End und Mancher ſitzt dann in ſeinem Hauſe gefangen, um nicht unariſtokratiſch zu erſcheinen.

Solche Sklaven des Vorurtheils ſind die freiheitliebenden Engländer im ſozialen Leben.

Wer in England eine Rangſtufe abwärts ſteigt, wird immer tiefer hinabgeſtoßen. Hat nun Einer den Ehrgeiz oder die Eitelkeit, auf eine höhere Rangſtufe zu gelangen, ſo wird ſein Streben gewöhnlich dadurch vereitelt, daß man den mühſam Steigenden mit allen Kräften zurückſtößt. Es iſt, als wollte ein Einzelner eine wohlbewachte Feſtungsmauer erklimmen. Tauſende ſtürzen, bevor es Einem gelingt, eine kleine Breſche in die dicke Mauer der engliſchen Standesvorurtheile zu machen. Nirgendwo ſind die ſozialen Vorurtheile ſo mächtig, ſo unüberwindlich, wie in England. Man wagt hier nicht, das Bollwerk niederzureißen, das der hochmüthige Unverſtand zwiſchen den Menſchen auf-

geworfen; im Gegentheil, man ſieht in dieſem Bollwerk einen Schutz vor den verderblichſten Mißbräuchen, und man hält es für eine nicht ſtark genug abzuweiſende Anmaßung, wenn Jemand den ſozialen Kreis, in welchen der Zufall der Geburt ihn gebannt, zu eng umſchrieben findet.

Freilich gibt es hier und dort einen bedeutenden Künſtler oder Schriftſteller, dem ſich die high world öffnet; aber er tritt dann nicht als Gleichberechtigter in dieſe Kreiſe, ſondern er wird dort nur gnädig aufgenommen. Er tritt als Klient unter die ſchützenden Fittige ariſtokratiſcher Patrone. Wer in London mit einem Herzoge auf öffentlicher Straße geſehen wird, ſteht dem Glücke ſchon ziemlich nah, und der größte Genius, der in England nicht von irgend einem Hochſtehenden patroniſirt wird, dem wird es trotz ſeinem Genie ſehr ſchwer werden, ſich Bahn zu brechen. Alles ſucht daher Protektion von oben. Ohne Patronſhip glaubt Niemand etwas erreichen zu können.

Daß es Ausnahmen gibt, verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſe Ausnahmen zeugen eben von der Regel. —

Dieſe ängſtliche Ueberwachung der verſchiedenen Stände vor jeder Berührung mit einem niedrigern, hat in England Mißbräuche hervorgerufen, von

denen man bei uns kaum einen Begriff hat. Nirgendwo in Deutschland, von Frankreich gar nicht zu reden, nirgendwo in Deutschland, selbst nicht in den Theilen, wo der Despotismus von jeher am ungestörtesten geherrscht, ist im bürgerlichen Leben so viel Servilismus, wie in England. Es zeigt sich dies schon in der englischen Hausordnung. Ich habe, als ich nach London kam, nicht begreifen können, warum die Bedienten und Dienstmädchen nicht grüßen, wenn sie in's Zimmer treten oder einem Mitgliede der Herrschaft auf der Straße begegnen. Ich habe es anfangs für Rohheit gehalten und erst später erfahren, daß dies aus schuldiger Ehrerbietung geschieht. Keinem Dienstboten ist es erlaubt, der Herrschaft einen Gruß zu bieten. Schweigend tritt der Bediente in's Zimmer; schweigend geht er wieder fort. Dasselbe findet zwischen dem Gesellen und seinem Meister, zwischen dem Kommis und seinem Prinzipale Statt. Nirgends eine freundliche Beziehung! Ueberall ängstlich gezogene Scheidelinien!

Ich weiß, es gibt Leute, die diese Absonderung der Menschen in Stände sehr schön finden und ihr nicht genug das Wort zu reden glauben; aber man muß in England gewesen sein, um die Folgen davon

an der Bildung der Volksmaſſen bedauern zu können. Nirgendwo iſt mir noch eine ſolche beſtialiſche Rohheit vorgekommen, und das Schlimmſte dabei iſt, daß man dieſe Rohheit ganz natürlich findet. Nirgendwo iſt die Bettelei zudringlicher, die Trunkſucht verbreiteter, als in London. Dieſe Laſter hätten gewiß längſt abgenommen, wenn die Stände mehr nivellirt wären. Wenn die höheren Klaſſen nur etwas herunterſtiegen, ſo würden die unteren Klaſſen nur etwas höher zu ſteigen brauchen, um ſich gegenſeitig nicht mehr ſo fern zu ſtehen; durch eine Annäherung der Stände aber würden die rohen Sitten ſich immer mehr abſchleifen. Man ſieht es an Frankreich, wo in der niedrigſten Volksklaſſe ein gewiſſer hoher Sinn, ein gewiſſer Stolz, vor Allem ein Gefühl der Menſchenwürde lebt.

Der Chiffonnier in Paris ſchämt ſich nicht, die Lumpen aus dem Straßenkothe aufzuleſen; aber er würde ſich ſchämen, wenn er betteln müßte und er würde ſich nicht nur von Niemanden ungeſtraft beleidigen laſſen, ſondern auch ein undelikates Benehmen eines höher Stehenden gegen ſich auf's ſchmerzlichſte empfinden und mit dem größten Nachdrucke zurückweiſen. Der geringſte Franzoſe hält ſich nicht für ſo gering, daß er es nicht natürlich

finden ſollte, mit Leuten aus der höchſten Schichte der Geſellſchaft einmal in ein Geſpräch zu gerathen, und er wird ſich in dieſem Geſpräche mit einer Bildung ausdrücken, die um ſo höher anzuſchlagen, als ſie nicht aus Büchern angelernt iſt. Die Revolution von 1789 hat die künſtlichen Berge in der Geſellſchaft für immer abgetragen. In England aber wird trotz dem Chriſtenthume, dem man mit ſo viel Eifer und frommer Salbung anzuhängen glaubt, der Unterſchied des Ranges als ein unantaſtbares Heiligthum betrachtet und es wird für eine unverzeihliche Sünde gehalten, wenn man dagegen auftritt. Als ich einſt einem ſehr frommen Engländer die Bemerkung machte, wie auffallend jedem Ausländer dieſes ſtolze und hochmüthige Abſondern der verſchiedenen Klaſſen in England ſein müſſe, da die Engländer ſich ſelbſt rühmten, fromme Chriſten zu ſein und dem Geiſte des Chriſtenthums doch jede Ueberhebung des Menſchen dem Menſchen gegenüber durchaus widerſtrebe, antwortete er mir: „Every one has his full liberty in his sphere, but he ought not to overstep its limits.“

Das iſt doch Logik! Man könnte eben ſo gut ſagen, daß jeder Gefangene innerhalb ſeines Kerkers

frei iſt; nur darf er nicht daran denken, dem Kerker zu entwiſchen.

Aber ſo ſind die Engländer! Sie ſind in einen engen Ideenkreis gebannt, aus dem ſie keine Zauberformel heraus zu bringen vermag.

Gewöhnlich hört man von den Engländern, wenn man mit ihnen über den Stolz ihrer Ariſtokratie ſpricht, die Behauptung, daß die engliſche Ariſtokratie ſich durch hohe Bildung auszeichne. Das iſt freilich nicht zu leugnen. Aber das iſt eben das Schlimme, daß in England die hohe Bildung faſt ausſchließlich im Beſitze der höheren Klaſſen iſt. Die Erziehungs-Anſtalten und Hochſchulen England's ſind ſo organiſirt, daß ſie ſich nur Demjenigen öffnen, dem ein bedeutendes Vermögen zu Gebote ſteht, ſo daß die Vorzüge der Bildung von dem Vorzuge der Geburt, von der Laune des Glückes bedingt werden. Wie der Reichthum, ſo iſt auch die Bildung in England nur im Beſitze Einzelner; die große Mehrheit aber leidet an geiſtiger Verwahrloſung. Das macht die Kluft, die die höhere von der niedern Klaſſe trennt, ſo tief, daß ſelbſt bei den eifrigſten Reformen kaum ein Jahrhundert ausreichen würde, ſie auszufüllen.

Für einen Deutſchen, der in England keinen

Schritt gehen kann, ohne daß sich ihm tausend Dinge aufdrängen, die von einer großen gewaltigen Nation zeugen und ihn an die Zersplitterung, an die Schmach und Ohnmacht seines eigenen Vaterlandes erinnern: für einen Deutschen ist dort wenigstens der Gedanke erhebend, daß kein Volk der Erde an allgemeiner Bildung sich mit dem seinigen messen kann und daß in dieser Beziehung das stolze England tief unter Deutschland steht.

Man hat allerdings seit neuerer Zeit in England eingesehen, daß das dortige Schulwesen einer Reform bedarf und man hat sich auch wol schon an's Werk gemacht; es zeigt sich aber, daß man nicht Kraft und festen Willen genug hat, um die vielen Vorurtheile zu besiegen, die sich einer durchgreifenden Schulreform entgegensetzen. Der Engländer ist überhaupt nicht sehr zum Reformiren geneigt; wir haben oft genug gesehen, wie ungern er die Hand an verjährte Mißbräuche legt und wie viel Zeit es kostet, bis dort die bessere Einrichtung die schlechte verdrängt. Das ist sehr leicht zu erklären. Die Leute, die in England zu reden haben, stehen sich viel besser, wenn Alles beim Alten bleibt. Es eilt ihnen daher gar nicht. Die unteren Volksklassen aber haben eben nicht mitzureden und müssen

geduldig abwarten, bis die wenigen Männer, die ihrer Sache sich wahrhaft angenommen, den Sieg davon tragen. Der Sieg läßt aber gewöhnlich so lange auf sich warten, daß unterdessen Tausende zu Grunde gehen.

Wie viele Menschenleben hat nicht bloß die Fenstersteuer gekostet! Dem armen Arbeiter, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend schaffen muß, um seine Familie nicht hungern zu sehen, der keine Tasse Thee, keine Tasse Kaffee, kein Glas Bier, kurz, nichts genießen kann, was das schlechte Wasser trinkbar macht, ohne einen schweren Tribut zu zahlen: dem armen Arbeiter wird auch noch der Lichtstrahl besteuert. Jene grausame Steuer macht seine Werkstätte zum finstern, luftlosen Kerker und er muß sich blind und hektisch arbeiten, damit unzählige Müßiggänger in allen erdenklichen Genüssen schwelgen können. Die Fenstersteuerfrage wird jetzt freilich mit dem größten Eifer, mit der größten Erbitterung erörtert, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sie abgeschafft wird; wie viele Menschen sind aber während ihres Bestehens durch sie siechend zu Grunde gegangen?

Man gehe nur durch Spitalfields, durch jenen von Seidenwebern bewohnten Stadttheil London's,

und man wird von einem tiefen Schauder ergriffen werden, wenn man dieſe ſchwarzen, verfallenen Häuſer ſieht, deren wenige Fenſter zum Theil kaum größer als ein Vogelbauer. Und in dieſen Häuſern leben fleißige, rührige, biedere Menſchen in der Mitte einer Stadt, die faſt ſiebenhundert Gotteshäuſer zählt und wo ſo viele Geſellſchaften zur Beförderung der Humanität Theorieen voll Menſchenliebe verkünden!

Kommen wir indeſſen auf unſer Thema zurück!

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſelbſt der rotheſte Republikaner kein größeres Maaß perſönlicher Freiheit ſich denken kann, als man in England genießt. Dem Staate, der Regierung gegenüber iſt Jedermann in England ſein eigener Herr; die Regierung kümmert ſich ſo wenig wie möglich um Dinge, die nicht in ihr Bereich gehören. Aber ſo viel geſunder Menſchenverſtand im engliſchen Regierungsſyſteme herrſcht, eben ſo viel Unvernunft und blindes Vorurtheil herrſcht im ſozialen Leben England's. Der Geiſt der Freiheit lebt nur in den engliſchen Grundrechten, nicht in den engliſchen Sitten. Als Staatsbürger iſt jeder Engländer ſtolz und ſelbſtbewußt; im geſelligen Verkehr aber herrſcht in England ſo viel Hochmuth auf der einen und ſo viel Demuth

auf der andern Seite, wie kaum in irgend einem andern Lande. Mit einem Worte: in England herrscht politische Freiheit, aber keine Spur sozialer Gleichheit, und so wie der Ausländer bei Betrachtung der politischen Institutionen sich angezogen fühlt und mit einem leicht zu begreifenden Neide erfüllt wird, eben so sehr wird er abgestoßen, wenn er an tausend Dingen die Spuren des widerwärtigsten Kastengeistes, des hochmüthigsten Rangstolzes wahrnimmt.

Der Bediente, der hinter der Kutsche der aristokratischen Dame steht, muß sich sein dunkles Haar pudern lassen, um sich von anderen Bedienten, von den Bedienten einer minder aristokratischen Klasse, zu unterscheiden und er muß einen Stock mit einem großen glänzenden Knopfe halten, damit seine Herrin beim Aussteigen aus dem Wagen sich darauf stütze und nicht gezwungen werde, den Arm eines Menschen zu berühren, der in ihrem Solde dient. Ich weiß nicht, ob es vollkommen wahr ist, man hat mir aber von vielen Seiten versichert, daß die hohe englische Aristokratie, die eine besondere Vorliebe für kolossale Kutscher hat, dieselben wägen läßt und sie erst dann in Dienst nimmt, wenn sie als vollwichtig befunden werden. Ich weiß, wie

gesagt, nicht, ob sich das wirklich so verhält; allein es scheint mir keineswegs unwahrscheinlich, da die nobeln Passionen der englischen Aristokratie oft sehr sonderbar sind.

Ich kann mir keine wahre Freiheit ohne Gleichheit denken. Unter Gleichheit verstehe ich die Hochachtung des Menschenthums in jedem Menschen. Wo die Sitte nicht zurückbebt, einen Menschen zu erniedrigen, weil er zur Abhängigkeit von seinem Nebenmenschen gezwungen wird, da ist keine wahre Freiheit. Die wahre Freiheit ist nivellirend; sie will die Menschen nebeneinander, aber nicht übereinander sehen und sie duldet kein Helotenthum, unter welcher Form es auch sein mag.

XIV.

Judge and Jury Society.

Der Engländer nimmt ein ſehr lebhaftes Intereſſe an jeder öffentlichen Verhandlung, beſonders aber an Gerichtsverhandlungen. Die Londoner Gerichts- und Aſſiſenſäle ſind daher immer von Zuhörern überfüllt; und die Zeitungsſpalten, in denen von ſolchen Verhandlungen berichtet wird, werden von allen Ständen am aufmerkſamſten geleſen. In der That iſt auch dieſer Theil der Journale häufig am intereſſanteſten. Der Kampf der Parteien im Gebiete der Politik wiederholt ſich und erlahmt ſehr oft, und es vergehen zuweilen ganze Wochen, in denen die Politik ſo unfruchtbar iſt, wie die Lüneburger Haide. Der Kampf des Verbrechens mit der Juſtiz aber iſt ein unaufhörlicher, ein an Abwechſelungen reicher, und es vergeht kein einziger

Tag, an welchem er nicht die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nähme.

In einer Stadt, die dritthalb Millionen Einwohner zählt; in einer Stadt, wo die Intereſſen ſich ſo vielfach kreuzen und der Weg zum Glücke ſo dicht gedrängt iſt, da müſſen die Abwege von der Tugend eben ſo dicht gedrängt ſein, und das Verbrechen muß ſich tauſend Schlupfwinkel aufſuchen, muß ſich der verſchiedenſten Masken bedienen, um die Wachſamkeit der Juſtiz ſo gut und ſo lange wie möglich zu vereiteln. Die Juſtiz ihrerſeits muß unermüdlich der Fährte des Verbrechens folgen, muß ihren ganzen Scharfſinn aufwenden, um die geſellſchaftliche Ordnung vor den Eingriffen ihrer verſchmitzten Feinde zu ſichern. Dieſer ewige Wettkampf zwiſchen Juſtiz und Verbrechen, bei welchem das Intereſſe des Publikums ſo unmittelbar berührt wird, hält natürlich deſſen Aufmerkſamkeit in ſteter Spannung.

Bei der unbeſchränkten Oeffentlichkeit nun, die ſeit Jahrhunderten im engliſchen Gerichtsverfahren waltet, ſind dem engliſchen Volke ſeine Geſetze und deren Formen ſehr geläufig worden und man ſieht ſelten einen Engländer von einiger Bildung, der nicht ziemlich genau wüßte, was in ſeinem Lande

Rechtens iſt. Dieſe Formen hat der engliſche Humor auszubeuten nicht verfehlt und die **Mock trials**, die parodirten Gerichtsverhandlungen, ſind dem Engländer eine Lieblings-Unterhaltung.

Die Judge and Jury Society, wo allabendlich ſolche Mock trials aufgeführt werden, ſind daher ſehr beſucht. Ich hatte von dieſer Judge and Jury Society ſchon in Deutſchland viel gehört und war daher ſehr geſpannt darauf. Ich muß aber geſtehen, daß ich in meiner Erwartung über alle Maßen getäuſcht wurde.

Der Saal, wo dieſe Verhandlungen Statt finden, befindet ſich in Garrick's Head, einer Taverne in Bow Street, nahe am Coventgarden-Theater. Der Eintritt koſtet einen Schilling. An dem der Thüre entgegengeſetzten Ende des Saales befindet ſich die Tribüne. An den Wänden rings umher hangen berühmte Barriſters, natürlich in komiſcher Auffaſſung. Sobald der Saal ſich gefüllt, d. h. ſobald alle Gaſttiſche beſetzt ſind und jeder Gaſt ſein Glas Stout, Grog oder Gin and Water vor ſich ſtehen hat, kommt der Gerichtsſchreiber in Robe und Perrücke, nimmt ſeinen Platz an dem untern Theile der Tribüne ein, ordnet ſeine Akten und fordert die anweſenden Gäſte auf, aus ihrer

Mitte die Jury zu bilden. Sechs Perſonen bilden dort die Jury. Nachdem ſechs Herren, die dampfende Zigarre im Munde und das gefüllte Glas in der Hand, ihre Sitze zur rechten Seite der Tribüne eingenommen, kommen der öffentliche Ankläger und Vertheidiger. Jener nimmt ſeinen Platz an der linken Seite der Tribüne ein, alſo den Geſchworenen gegenüber; dieſer ſetzt ſich in die Mitte der Tribüne, hinter welcher ein erhöheter Sitz für den Lord Chief Baron, oder den Präſidenten, angebracht iſt. Der Gerichtsſchreiber nimmt nun den Mitgliedern der Jury den Eid auf die Bibel ab, und nachdem dieſe geſchworen und die Bibel geküßt, kommt der Pedell mit einem ungeheuer langen Stabe und meldet die Ankunft des Lord Chief Baron. Die Flügelthüren des Saales öffnen ſich und der parodirte Lord Chief Baron, eine kugelrunde Geſtalt, tritt mit feierlichen, ernſten Schritten durch den Saal und ſobald er ſeinen Sitz erreicht, erheben ſich die Mitglieder des Barreaus und die Geſchworenen und machen ihm ihre Reverenz, die er mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Würde erwiedert und dann mit pathetiſcher Stimme: „Gin and water and a cigar!“ ruft.

Nachdem Se. Lordſchaft dem Glaſe, in welchem

die große Quantität des Gin die geringe Quantität des unſchuldigen Waſſers faſt ſpurlos macht, tüchtig zugeſprochen und die Zigarre in den Mund geſteckt, beginnt die Verhandlung. Der öffentliche Ankläger hält ſeinen Vortrag; die Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen werden vorgeführt und vernommen; der Vertheidiger des Angeklagten ſucht in ſeiner Rede die Unſchuld darzuthun; der Lord Chief Baron entwickelt den Geſchworenen das Réſumé und dieſe ſprechen dann ihr Verdict.

Man ſieht alſo, daß die Form der ernſten Prozedur in dieſen Mock trials genau beobachtet wird; die Parodie aber liegt im Stoffe. Nur das Thema der Verhandlung iſt komiſch. Es wird ein barockes Vergehen erfunden und Ankläger, Vertheidiger und Zeugen ſtudiren ihre Rollen früher ſehr fleißig ein. Dieſe Themata ſind in der Regel ſehr ſchmutziger Natur und ein Ohr, das bei den Verhandlungen der Judge and Jury Society nicht ſehr beleidigt wird, iſt durch nichts mehr zu beleidigen. Man hat in der That keinen Begriff davon, wie grobborſtig die Zoten ſind, die in dieſen Mock trials geriſſen werden. Es wird ſelten ein Gegenſtand der Verhandlung gewählt, der nicht ſolcher Natur iſt, und iſt der Gegenſtand an und für ſich nicht

schmutziger Art, so wird er durch die Verhandlung dazu gemacht.

Als ich das erste Mal Garrick's Head besuchte, wurde dort ein Prozeß verhandelt, der, obgleich seit mehreren Wochen allabendlich wiederholt, dennoch eine solche außerordentliche Menge Zuhörer herbeigelockt hatte, daß der Saal zum Erdrücken voll war. Welch' ein Prozeß! Er war so unflätig, daß es der gewandtesten Feder unmöglich ist, nur einen oberflächlichen Begriff davon zu geben, ohne das Sittlichkeitsgefühl selbst des tolerantesten Lesers auf's tiefste zu verletzen.

Der Engländer ist derb und plump. Von allen rosigen Gottheiten ist ihm die Grazie am wenigsten hold. Wo der Franzose mit einer bewundernswürdigen Virtuosität auf der schmalen Linie sich bewegt, welche die Sitte zwischen das Anständige und Unanständige gezogen, plumpt der Engländer gleich bis über die Knie in's Unanständige hinein und sein Spaß wird widerwärtig, wenn er zweideutig werden will. Aber selbst in Deutschland würde sich kaum der roheste Handwerksbursche in den ordinärsten Kneipen solcher Ausdrücke bedienen, wie ich sie an jenem Abende in Garrick's Head zu Dutzenden gehört.

Als ich am folgenden Tage einem engliſchen Schriftſteller meinen Unwillen und meine Verwunderung über dieſe Abendunterhaltungen ausſprach, ſagte er zur Entſchuldigung, daß jene Abendunterhaltungen nur von Fremden und von der niedern Volksklaſſe beſucht würden. Dem iſt aber nicht ſo. Die niedere Volksklaſſe in London hat ganz andere Dinge zu thun, als einen Schilling für derartige Vergnügungen auszugeben. Auch habe ich an der äußern Erſcheinung des Publikums, das in Garrick's Head verſammelt war, gleich geſehen, daß es dem mittlern Stande angehörte. Und nicht nur junge, auch ältere Männer waren dort und erbauten ſich an den ſchnöden Witzen, an denen ſehr viel Schnödes und kaum etwas Witziges war. —

Ich habe oben geſagt, daß ich mich in Bezug auf dieſe Judge and Jury Society in meinen Erwartungen durchaus getäuſcht hatte. Dieſe Täuſchung lag aber nicht etwa darin, daß ich feine Scherze, anmuthige Späße erwartete; ſie entſtand dadurch, daß ich mir jene Verhandlungen als humoriſtiſche Improviſationen dachte, in denen die Anregung des Augenblicks wenn auch nicht Alles, doch das Meiſte thue. Ich fand aber, daß alle dieſe Späße einſtudirt, daß Jeder ſeine Rolle auswendig

gelernt hatte und ward nun durch die Geistesarmuth, die, in schmutzige Lumpen gehüllt, sich so anspruchsvoll vor dem Publikum geberdete, sehr verstimmt. Ich that meinen Ohren Abbitte, als ich den Saal verließ und war entschlossen, ihn nie wieder zu besuchen.

Ich wurde jedoch einige Wochen später von meinem Entschlusse wieder abgebracht. Riesengroße Zettel verkündeten nämlich, daß in der Judge and Jury Society der Prozeß zwischen dem General Haynau und den Brauerknechten der Herren Barklay, Perkins u. Comp. verhandelt würde. „**Marshal Haynau versus Brewers**“ war ein zu verlockender Titel und versprach des Interessanten zu viel, als daß ich in meinem Entschlusse nicht hätte wankend werden sollen. Der Saal war, wo möglich, noch mehr gefüllt, als bei der oben beschriebenen Verhandlung. Deutsche, Ungarn, Polen, Franzosen und Italiener hatten sich eingefunden. Nach den üblichen Formalitäten begann der Ankläger seinen Vortrag. Er sagte, daß das freie England von jeher die Zufluchtsstätte der Verfolgten, das Asyl der Verbannten gewesen und daß in keinem Lande der Erde so viel Gastfreiheit herrsche. Dieser Ruhm sei so unbestritten, daß Ludwig Philipp,

durch die Februar-Revolution von seinem Throne gestürzt und von Frankreich vertrieben, bei seiner Landung an der englischen Küste begeistert rief: „Gottlob, ich bin in England!“

Dieser schöne Ruhm England's sei nun durch den Empfang, den die Angeklagten, die Brauer nämlich, dem österreichischen Feldzeugmeister bereitet, sehr verblichen und wenn die englische Justiz in diesem Falle nicht einschreite, so würde England künftig nicht höher geachtet werden können, als die Länder des Kontinents, wo es nur Verfolger und Verfolgte gäbe.

In diesem ernsten Tone fuhr der Ankläger fort. Keine Spur von Humor, von Ironie oder geißelnder Satyre! Als er geendigt, wurden Haynau, sein Adjutant und ein Dolmetscher vorgeführt. Der Feldzeugmeister, dem der welthistorische Schnurbart wie ein Paar große Eiszapfen bis über das Ende der Weste herunter hing, trug einige Dutzend Orden auf der Brust und hatte einen Korporalstock in der Hand. Das Gesicht des Adjutanten konnte man nicht sehen vor lauter wildem Gestrüppe, aus dem die rothe Nase wie ein riesiger Johanniskäfer hervorleuchtete; was aber den Dolmetscher betrifft, so hatte er das Ansehen, als ob sein Rock nie von

einer Bürste und sein konfuses Gelocke nie von dem Zahne eines Kammes berührt worden wäre.

Nachdem der Dolmetscher beeidigt worden, begann er eine Konversation mit dem Feldzeugmeister in einer eigends für diesen Zweck erfundenen Sprache, die so furchtbar klang, daß jedes, nur einigermaßen menschlich organisirte Ohr davon in Stücke gerissen wurde. Die Engländer lachten unaufhörlich über diese Sprache und das war für mich das einzig Komische. Wenn Franzosen oder Italiener unsere Sprache übelklingend finden, so ist das natürlich, da deren vokalreiche Sprachen weich und sanft sind; höchst possierlich ist es aber, wenn der Engländer, an dessen Sprache der Wohllaut gerade die schwächste Seite ist, über den Mißklang der deutschen sich lustig macht. Wir armen Deutschen! Man spottet nicht nur unserer Mängel; unsere weltkundige politische Unbedeutendheit läßt in den Augen des Auslandes selbst unsere Vorzüge lächerlich erscheinen. —

Durch Vermittlung des Dolmetschers erzählte nun der Feldzeugmeister sein Abenteuer in der weltberühmten Brauerei und die Flucht, die er zu ergreifen gezwungen und die von unzähligen Peitschen und Besenstielen gehemmt worden. Die Idee, einen Dolmetscher in der Verhandlung einzuführen,

war eine glückliche und konnte sehr fruchtbar und ergiebig werden. Leider wurde sie aber nur für einige ungesalzene Späße benutzt und das Kleeblatt: Haynau, Tolmetscher und Adjutant fing an, das Publikum zu langweilen. Erst, als eine Zeugin vorgeführt wurde, gewann die Verhandlung ein lebhafteres Interesse, wenigstens für einen Theil des Publikums.

Die Zeugin erzählte ausführlich die Mißhandlungen, denen der Feldzeugmeister auf seiner Flucht ausgesetzt gewesen. Sie beschrieb die Fäuste, die an seinem Schnurbarte gezaust und seinen Rücken zerbläut; und sie zählte die Titel auf, die ihm der wüthende Volkswitz bei dieser Gelegenheit gegeben. „Aber das ist noch nicht Alles", sagte die Zeugin sodann. „Ja, das ist fast nichts gegen das, was dem armen Feldzeugmeister zuletzt widerfuhr."

Sie schlug bei diesen Worten die Augen züchtig nieder und hielt inne. Vertheidiger und Ankläger drangen nun in sie, von der Mißhandlung zu berichten; und nach langen Bitten, Ermahnungen und Aufforderungen erzählte sie endlich, daß die aufgestachelte Volkswuth sich nicht nur an dem Schnurbart des österreichischen Heros vergriffen und ihn, den Schnurbart nämlich, um mehrere Zoll

verkürzt, sondern daß viele Weiber, aus Rache wegen der Peitschenhiebe, die der General unschuldigen Frauen ertheilen ließ, ihn auch sonst noch unbarmherzig lädirt hätten. —

Nun war das Thema auf ein Gebiet hinüber gespielt, auf welchem man sich zur Freude des Publikums mit vielem Behagen herumtummelte. Kreuz- und Querfragen von Seiten des Vertheidigers, Kreuz- und Querfragen von Seiten des Anklägers und naive Antworten von Seiten der ehrbaren Zeugin! Aus diesen Antworten ergab sich, daß der unglückliche General um ein Bedeutendes verkürzt an das linke Themse-Ufer zurückkehren mußte.

Dieser entsetzliche Verlust war es auch, den der Lord Chief Baron in seinem Résumé besonders hervorhob. Er sagte: „Wenn dem Prinzen Albert von Seiten wüthender Weiber ein solch' bitterer Verlust verursacht worden wäre, wie hätte die öffentliche Meinung darüber geurtheilt? Welche Trauer hätte sich darob in Buckingham-Pallace verbreitet! In dem freien England aber muß jeder Unterthan, von dem Prinzen Albert bis zum Gassenkehrer, gleichen Schutzes der Gesetze theilhaftig sein; ebenso Jeder, der die englische Küste betreten.“ Der Verlust, den der Marschall Haynau erlitten,

ſei leider nicht mehr zu erſetzen, fuhr der Lord Chief Baron fort; aber die beleidigte Gerechtigkeit empfinde dieſen Verluſt eben ſo hart, wie der Marſchall ſelbſt, und ihr müſſe Genugthuung geſchehen, damit Europa künftig nicht ſage, daß auswärtige Feldmarſchälle Großbritannien nicht beſuchen könnten, wenn ſie ſich nicht leichtſinnig dem bejammernswürdigſten Verluſte ausſetzen wollten.

Die Jury ſprach hierauf das Schuldig aus.

Im Ganzen war dieſe Verhandlung noch ärmer an Geiſt und Humor, als die erſte, der ich beiwohnte und ich hatte dabei nichts zu bewundern, als die Genügſamkeit des Publikums, das die roheſten Witze belachte. Ich fand zugleich, daß gewiſſe Späße, die ich in der erſten Verhandlung gehört, auch in dieſer wieder angewendet wurden. Und dieſe Späße gehörten gerade zu den allerunſauberſten.

Verſtimmt, zum zweiten Male um einen Abend betrogen worden zu ſein, verließ ich den Saal. —

Die Judge and Jury Society iſt durchaus nicht, wie ihr Name vermuthen läßt, von einer Geſellſchaft in's Daſein gerufen worden; ſie iſt das Unternehmen Nicholſon's, der in den Verhandlungen den Lord Chief Baron agirt. Nicholſon

beſitzt eine wiſſenſchaftliche Bildung. Er hat, wie mir geſagt wurde, früher Theologie ſtudirt, und nachdem er ſich von den gottesgelehrten Beſtrebungen abgewendet, manche gute und böſe Laune des Schickſals erfahren. Die Idee der Mock trials in Garrick's Head iſt in ſeinem ſpekulativen Kopfe entſtanden.

Nicholſon iſt eine wahre Fallſtaff-Geſtalt. Seine kurzen Beine haben unſägliche Mühe, das Fett-Uebergewicht ſeines Körpers zu tragen, und Niemand, wie er, iſt von Natur ſo ſehr berufen, die Würde zu parodiren. Geiſt und Witz iſt ihm durchaus nicht abzuſprechen, und er iſt auch der Einzige, der in den Verhandlungen von beiden das ſicherſte Zeugniß ablegt. Der öffentliche Ankläger und der Vertheidiger in dieſen Mock trials werden von Nicholſon ſälarirt; ebenſo die in dieſen Verhandlungen auftretenden Zeugen.

Nicholſon's Mock trials erfreuen ſich eines viel lebhafteren Beſuches, als die beſten Theater London's, was eben nicht für den guten Geſchmack der Londoner ſpricht. Ich habe mich auch ſpäter überzeugt, daß der Vorliebe an ſchmutzigen Späßen nicht bloß in Garrick's Head, ſondern in faſt allen den Tavernen gehuldigt wird, wo von Seiten der

Wirthe Sänger engagirt ſind, die ſich jeden Abend hören laſſen. Die allerzweideutigſten Lieder ſind dort die allerbeliebteſten, ſowie die Sänger ſolcher Lieder die allerpopulärſten ſind. Sie ſind ſo gerne geſehen und gehört, daß bei ihrem jedesmaligen Erſcheinen ſich ein lang anhaltender, wahrhaft donnernder Beifallsſturm erhebt.

Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man ſich unter jenen Tavernen gemeine Kneipen denkt. Dieſe Tavernen werden gerade von der Mittelklaſſe beſucht, von jungen Kaufleuten, Künſtlern und wohlhäbigen Handwerkern. Der Engländer hat aber eine beſondere Vorliebe für derartige Genüſſe, wenn er außer ſeinen eigenen vier Pfählen iſt, und nur durch dieſe Vorliebe laſſen ſich die verfänglichen Stellen in Shakeſpeare's Werken erklären, jene Stellen, an denen nach meiner feſten Ueberzeugung Shakeſpeare, der Theaterunternehmer, mehr Theil hat, als Shakeſpeare, der unſterbliche Dichter.

Nicholſon iſt auch Redakteur eines Witzblattes: „Giovanni in London.“ Es gehört zu jenen Blättern, die in Holywell Street ſtets vorräthig ſind. Dieſe kleine, enge Straße iſt eine der merkwürdigſten in London. In keiner andern Straße iſt der Unrath in ſo vielen Formen zu finden wie

dort. Die ſchmutzige Straße beſteht aus kleinen, engen Häuſern mit dunkeln Kramläden, in denen alte Kleider und Gerümpel, beſonders aber jene Art literariſcher und artiſtiſcher Werke verkauft werden, welche in allen Ländern von der Zenſur des Anſtandes verboten werden. Die Bilder und Schriften, die man dort feilbietet, ſind gewöhnlich verſiegelte Geheimniſſe und zwar im ſtrengſten Sinne des Wortes. Myſterien Amors und ſeiner höchſt populären Mutter, in Schrift und Bild mit ſtumpfer Feder geſchrieben und mit rohem Griffel illuſtrirt, werden dort in den Schaufenſtern halbverhüllt gezeigt, zur Lockung jenes Publikums, dem für eine feine Feder und einen zierlichen Griffel das Verſtändniß fehlt. Und dieſe Straße heißt Holywell (heilige Quelle) und wird an jedem Ende von einer Kirche begrenzt. Kann man ſich eine größere Ironie denken?

In Holywell Street werden auch die periodiſchen Unterhaltungsblätter verkauft, die nicht wenig zur Entſittlichung des Volkes beitragen. Unter dieſen Blättern ragt an Gemeinheit, Rohheit und Geiſtloſigkeit beſonders „The fast man“ hervor. „Giovanni“ hat doch wenigſtens einen gewiſſen derben Witz, eine heitere, anmuthende Laune; „the

fast man“ aber iſt ſo ekelhaft, daß ich nicht begreifen kann, wie ſelbſt das Publikum in den ordinärſten Gin-Palläſten daran Gefallen finden kann. —

Wahre Volksdichter könnten ſich ein unſterbliches Verdienſt erwerben, wenn ſie hier reformirend einwirkten. Dickens hat den Anfang dazu gemacht, nicht durch ſeine Novellen, die zu umfangreich ſind, um nicht die Geduld und die Zeit der niedern Volksklaſſe zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, ſondern durch ſeine vorzügliche Wochenſchrift: „**Household words.**“ Reynolds, Eugène Sue's Nachahmer, gibt ſich zwar das Anſehen eines demokratiſchen Schriftſtellers, trägt aber durch ſeine Luſt am Cyniſchen nicht wenig dazu bei, das rohe Volk noch roher zu machen.

Man ſchilt ſo gern auf Frankreich. Aber wie viel iſt dort von Seiten der Volksdichter ſeit der Juli-Revolution geſchehen! Die gemeinen Lieder, die in den Pariſer Guinguettes vor 1830 geſungen wurden, ſind gänzlich dort verſchwunden. Treffliche republikaniſche Volksdichter wie **Charles Vincent**, **Amadée Thuillier**, **Laurent de Rillet**, der Verfaſſer des trefflichen Chant des Travailleurs, und beſonders der feurige **Pierre Dupont** haben durch ihre begeiſterten Weiſen die obſcönen Lieder

fast gänzlich verdrängt. Sie haben sich nicht, wie so Manche, die sich Volksdichter nennen, in aristokratischen Gnaden zu dem Volke herabgelassen; sie haben vielmehr das Volk zu sich emporgehoben, wie es jeder wahre Volksdichter thut, der niemals den wolkenberührenden Gipfel verläßt, auf den der Genius ihn gestellt. Das Volk hat sich zu ihnen erhoben und findet sich behaglicher auf jenen Höhen, als in der flachen Gemeinheit.

XV.

Geld.

Jeder meiner Leſer weiß ſo gut wie ich ſelbſt und manche meiner Leſer wiſſen es vielleicht noch beſſer als ich, was ein Menſch mit den beſten Gedanken im Kopfe und den edelſten Gefühlen im Herzen in der ziviliſirten Welt zu leiden hat, wenn er an „der Finanznoth blaſſer Wehmuth“ kränkelt. Nirgendwo aber hat ein edler Menſch ohne Geld ſo viel zu leiden, wie in London, in dieſer reichſten und ärmſten Stadt der Welt, wo man unbemerkt verhungern oder Millionär werden kann. Nirgendwo wird ſo viel Parforce-Jagd auf's Geld gemacht; nirgendwo hört man das Wort Geld ſo häufig ausſprechen, wie hier, ſo daß Jeder, der am Mangel deſſelben leidet, jeden Augenblick an ſeine bitteren Leiden erinnert wird.

Geld iſt zwar das große Zauberwort überall,

das Abrakadabra, mit dem man in der modernen Welt Wunder zu verrichten vermag; aber nirgendwo hat es diese Bedeutung, wie in London, wo jede That ein Geldgeschäft ist. Dem Engländer klingt kein Wort so süß in's Ohr, wie das kleine, einsylbige Wörtchen Geld, und es liegt vielleicht eine tiefe Bedeutung darin, daß in seiner Sprache Geld auf Honig, **money** auf **honey**, sich reimt.

Wer kein Geld hat, ist überall in der gebildeten Welt ein Lump; in London aber ist ein geldloser Mensch bei weitem mehr Lump, als sonst wo. Geld erwerben, oder Geld machen, **to make money**, wie der Engländer sich plastisch ausdrückt, ist ihm nicht nur das wichtigste Geschäft, sondern die einzige Bestimmung des Menschen und das klassische „auri sacra fames" lautet in seiner Uebersetzung: heiliger Heißhunger.

Als ich einem Engländer dies einmal sagte, gab er mir vollkommen recht und bemerkte: „**We are a money getting people; a man without money cuts a poor figure in this country.**"

Geld besitzen heißt hier den größten Werth besitzen. Der Engländer schätzt seinen Nebenmenschen am meisten, wenn er diesen nach seinem Geldbesitze schätzt. Geld haben ist ihm so viel, wie

Werth haben, und er ſagt von ſeinem Nachbar nicht, daß dieſer zehntauſend Pfund beſitze, ſondern zehntauſend Pfund werth ſei, auf engliſch: **He is „worth" ten thousand pounds.** Wer nichts hat, iſt ein werthloſes Weſen, eine zweibeinige Null, ein Nichts, ein Garnichts, ein Minus in der Schöpfung.

Man hat in London weder Zeit noch Luſt, dem Menſchen in's Innere zu ſehen, und da hier nicht das Herz zum Herzen, ſondern der Geldbeutel zu ſeinem Neben-Geldbeutel ſpricht, ſo werden im öffentlichen Verkehre niemals die Gefühle und Empfindungen, ſondern die Sovereigns und die Schillinge ſorgfältig geprüft und gewechſelt.

Gehe in den erſten beſten Laden London's und du kannſt gewiß ſein, daß man dein Goldſtück nicht früher annimmt, bis man es mehrere Male auf den Ladentiſch geworfen und ſich durch den Klang überzeugt hat, daß es ohne Falſch iſt. Gib dem Londoner Krämer einen Schilling hin und du kannſt ſicher darauf rechnen, daß er erſt hineinbeißt, um ſich zu vergewiſſern, daß er nicht von Blei. Als ich während der erſten Tage meines Aufenthaltes in London durch die Straßen der gewerbtreibenden Stadttheile ging und ſah, daß Verkäufer und Verkäuferinnen die Schillinge und Sechspencestücke in

den Mund steckten und fest hineinbissen, glaubte ich, daß die Engländer Geld äßen, wie die Strauße Steine und Metalle fressen, nämlich um die Verdauung zu befördern. So ein Londoner Krämer beißt vielleicht täglich in mehrere Hundert Schillinge und ich habe lange darüber nachgedacht, wer am Ende dabei den Kürzern zieht, die Schillinge oder die Zähne. Sicher ist, daß die Schillingsstücke, wenn sie lange in London kursiren, ganz zerbissen werden, was dem Gesichte der Königin auf denselben ein blatternarbiges Ansehen verleiht, das ihre Reize durchaus nicht vermehrt.

Sehr häufig sieht man auch Leute der niedern Klasse, wie Obstverkäuferinnen und Austernhändler, aufs Geld speien, das sie einnehmen. Ich habe, als ich diese unappetitliche Handlung anfangs sah, diese Leute für Philosophen gehalten, die auf jene Weise ihre Verachtung vor dem fluchwürdigen Mammon kundgeben wollten; ich hörte jedoch bald, daß das Anspeien nur eine Zauberformel sei, die eine innige Zusammenkittung des Geldes bewirken solle.

Fragt man einen Engländer um Belehrung über irgend ein öffentliches Gebäude, so vergißt er nie zu bemerken, wie viel dasselbe gekostet. Der Geldpunkt ist dem Engländer der hüpfende Punkt, aus

dem das Leben ſich bildet, und **ready money**, baares Geld, iſt ihm das Alpha und Omega des menſchlichen Daſeins.

Wie oft fällt Einem in London das Schickſal Salomon Jericho's ein!

Dieſer Salomon Jericho iſt der Held eines der Romane des vortrefflichen engliſchen Humoriſten Douglas Jerrold. Salomon Jericho iſt anfangs ein wohlbeleibter, rothwangiger Mann, der gern dem Glaſe zuſpricht, einen guten Spaß über Alles liebt und die flüchtige Stunde der Freude geſchickt beim Schopfe faßt. Niemand wäre ſo glücklich, wie Salomon Jericho, der mit Wenigem ſich zu begnügen und ſeine Gläubiger durch ſeinen guten Humor zu entwaffnen weiß, wenn ſie, mit den langen Rechnungen in der Hand, ihn beſtürmen; Niemand, wie geſagt, wäre, trotz ſeines permanenten Geldmangels, ſo glücklich wie er, wenn er nicht eine Frau hätte, die ihn im Hauſe mit den zudringlichſten Geldforderungen quälte. „Ich will Geld!“ ruft ſie ihm zu, wenn er froh geſtimmt vom Weinhauſe heimkehrt. „Ich muß Geld haben!“ wiederholt ſie ihm, wenn er in's Bett ſteigt, und „wann werde ich endlich Geld bekommen?“ iſt die Frage, mit der ſie den Schlafenden des Morgens aufweckt.

Der humoriſtiſche, gemüthliche, lebensluſtige Salomon Jericho ſetzt lange Zeit den ungeſtümen Forderungen ſeiner Frau, die er als Wittwe mit zwei anſpruchsvollen Töchtern geheirathet, ſeine himmliſche Geduld entgegen. Sie ſchmollt und er lächelt; ſie grollt und er macht Späße; ſie rühmt, um ihn zu beſchämen, ihren erſten Gatten und nennt ihn — natürlich ihren erſten Gatten — einen Engel und er ſchmunzelt; ſie keift und er ſucht ſie durch ſeine Gutmüthigkeit zu beſchwichtigen. Als aber ſein Lächeln und ſein Schmunzeln, ſeine Späße und ſeine Gutmüthigkeit nichts halfen gegen die monotone Geldfrage, da ruft er in einem Augenblicke der Verzweiflung: „Ich wollte, ich wäre von Geld!“

Dieſen Wunſch hat der Teufel, der allmächtige Schöpfer der Finanzwelt, kaum gehört, als er ihn auch ſchon erfüllte; und als Jericho zufällig in die Seite greift, wo die Uhr des Lebens klopft, bleibt ihm ein Stück Papier in den Fingern. Das Stück Papier iſt eine Banknote. Sein Herz, das früher ſo leicht, ſo warm geſchlagen, hat ſich in Papier, in einen ſchweren, kalten Banknotenklumpen verwandelt.

Jericho's Herz iſt jetzt eine Schatzkammer, eine Filiale der Bank von England. Sein Weib fängt an, ihn zu lieben. Das iſt ganz natürlich. Seine

Stieftöchter, eitle, prunkſüchtige Gänschen, lieben ihn auch; die ganze Welt liebt ihn ebenfalls und das iſt ebenfalls ganz natürlich. Niemand weiß, woher er das Geld hat. Wen geht das auch an? Genug, er hat es. Er macht ein großes Haus; er gibt glänzende Soiréen, in denen ſeine Frau und ſeine Stieftöchter wegen ihres koſtbaren Schmuckes bewundert werden. Er wird in's Parlament gewählt; er wird von Jedermann aufgeſucht, von Jedermann geſchätzt; denn er hat Geld, viel Geld, entſetzlich viel Geld.

Der arme reiche Salomon Jericho! Mit jeder Banknote, die er ausgibt, reißt er ein Stück aus ſeinem Buſen; und die Gäſte, die auf den koſtbaren Teppichen in ſeinen Zimmern gehen, treten auf ſeinem Herzen herum.

Wie reich war früher der arme Jericho! Er füllte in jenen ſchönen Tagen des Geldmangels ſeine leeren Taſchen mit ſeinen Händen aus. Er lachte, er ſcherzte und ſein Geſicht war kugelrund. Jetzt aber, da er Millionär oder gar Billionär iſt, wird er täglich mürriſcher und grimmiger; und ſo ſehr fällt er vom Fleiſch, daß der Rock, der ihm heute paßt, ihm ſchon am folgenden Tage am Leibe herumſchlottert. Er droht, in ein Nichts zuſammen-

zuſchrumpfen, wie jener Geliebte der Aurora, mythologiſchen Andenkens, und da er weiß, daß alle Koſtbarkeiten in ſeinem Hauſe, daß alle Brüſſeler Spitzen, alle Juwelen ſeiner Frau und Töchter mit ſeinem Herzblute bezahlt werden, bemächtigt ſich ſeiner ein wahnſinniger Geiz. Er macht Alles zu Geld, was in ſeinem Hauſe iſt, und bewacht das Geld mit Argusaugen. Er weiß auch recht gut, daß die Menſchen, die ihn aufgeſucht, die ihm geſchmeichelt, die vor ihm gekrochen, ſich nicht vor ihm, ſondern vor ſeinem Gelde gedemüthigt. Er haßt daher die Menſchen und ſchließt ſich vor ihnen ab. Selbſt ſeine Frau will und mag er nicht mehr ſehen. Und ſo ſteht er vereinzelt, bis eines ſchönen Tages ſein Diener (wahrſcheinlich ein verkappter Teufel), ſtatt einen gewöhnlichen Fidibus anzuzünden, eine Banknote anzündet, eine Banknote, die dem Herzen Jericho's entnommen. Kaum iſt nämlich der Fidibus angezündet, ſo fängt — durch ſympathetiſche Beziehungen leicht erklärlich — das Banknotenherz Feuer und nach einigen Minuten iſt der ganze Salomon Jericho ein Aſchenhäuflein. —

Ich glaube nicht, daß derartige Fälle wie der eben erzählte ſich jetzt häufig ereignen; nicht etwa, weil es an Verkäuflichen fehlte, ſondern weil der

Teufel die Kauflust verloren. Er ist durch Schaden klug geworden. Es haben sich ihm schon so viele Seelen verkauft, daß er diesen Handelsartikel genau kennt, und sehr gut weiß, wie selten eine Seele gefunden wird, die nur den hundertsten Theil einer Hundert-Pfund-Note werth wäre. Daß man aber in London oft Augenblicke hat, in denen man, wie der höchst bedauernswürdige Salomon Jericho, sich seines Glaubens abthun und mit dem Gottseibeiuns ein gefährliches Geldgeschäft machen möchte, ist außer allem Zweifel. Die zeitliche Verdammniß der Geldnoth wird oft schmerzlicher, als der Gedanke an die ewige.

In London muß man viel Geld haben, wenn man nur leidlich leben will. Man spricht hier von einem Pfund Sterling, wie man bei uns von einem Gulden spricht, und bei den überaus theueren Lebensbedürfnissen leidet eine nicht ganz gut genährte Geldbörse bald an Entkräftung. Nicht so schnell verschwindet ein Tropfen Aether auf der flachen Hand; nicht so schnell bricht ein deutscher Fürst sein gegebenes Wort, als in London ein Sovereign aus der Tasche verschwindet. So ein englisches Goldstück ist wie Schiller's Mädchen aus der Fremde; schnell ist seine Spur verloren, sobald

er Abſchied nimmt. Man muß nur eine engliſche Rechnung ſehen! Keine Shakeſpeare'ſche Tragödie iſt ſo ergreifend, ſo ſeelenerſchütternd, ſo ſchickſalbewältigend. Wie ein Regiment ſchwarzer Huſaren ſtehen die Zahlen auf einer ſolchen Rechnung und geben keinen Pardon. Man wird mir ſagen, daß auch deutſche Rechnungen lauter poſitive Unannehmlichkeiten enthalten. Aber beim hohen Zeus! das iſt ein Irrthum. Eine deutſche Rechnung iſt ſüße Lyrik gegen die furchtbare Schillingsproſa einer engliſchen. Eine deutſche Rechnung iſt Armuth und Edelſinn, ein ſanftes Kotzebue'ſches Drama mit Scheidemünzgedanken; eine engliſche Rechnung aber bringt einem Menſchen, der eine nervöſe Kaſſe hat, Tod und Verderben.

Einer meiner Freunde, ein Franzoſe, dem einſt eine Wirthshausrechnung gebracht wurde, rief, als er mehrere Male mit zuckendem Herzen die vielen Schillinge zuſammengerechnet hatte, in wilder Verzweiflung: „**On est shillingué dans ce sacré pays!**“

Aber alle dieſe Betrachtungen über das Geld, über den Teufel, über die menſchliche Seele und über die ſchwarzen Huſaren haben einen viel größern und edlern Zweck, als man glaubt. Sie ſollen eine wohlmeinende Warnung für meine Landsleute ſein.

Die Zeit der großen Ausſtellung der Induſtrie aller Nationen naht heran. Schon prangt das Ausſtellungsgebäude, Paxton's wunderbarer Kryſtallpallaſt, wie ein Feenſchloß aus der Traumwelt, wie ein gläſernes Rieſenſpinnengewebe in Hydepark und füllt jedes Herz mit Bewunderung und Entzücken. Tauſende meiner Landsleute werden in die Hauptſtadt England's kommen mit lyriſch geſtimmten Gemüthern, mit philoſophiſch gebildeten Köpfen und mit Silbergroſchen, auf denen die Könige von Preußen ſo leicht erröthen. Ich bin kein Prophet; aber das ſehe ich im Geiſt und Sinne voraus, es werden viele deutſche Thränen fließen an den Ufern der Themſe. Es wird in London mancher deutſche Geldbeutel die ſchwache Seele aushauchen in ſeiner Jugendblüthe, und auf das plötzliche Ende ohne Schrecken wird ein Schrecken ohne Ende folgen.

Machen wir uns keine Illuſionen, meine lieben Landsleute! Seien wir vorſichtig; denn der Feind ſteht gerüſtet!

Die Engländer ſind geborene Handelsleute. Sie laſſen ſo leicht keine Handelskonjunktur unbenutzt vorübergehen; und es iſt gewiß, daß die Fremden bei dieſer induſtriellen Pilgerfahrt ſo viel wie möglich und wo möglich noch etwas mehr, ausgebeutet werden.

Die Lebensmittel werden während jener Zeit nicht nur viel theuerer, sondern auch viel schlechter werden. Daß die Londoner Milch, die man jetzt schon zum Theil von den Kreidefelsen Albion's melkt, zu jener Zeit noch mehr Kreide enthalten wird, versteht sich so sehr von selbst, daß die englischen Blätter davon wie von einer ausgemachten Sache sprechen. Schuster und Schneider, Hutmacher und Friseurs, kurz Alle, die nur irgend ein Gewerbe treiben, haben jetzt schon Furcht, sie könnten, wenn die Ausstellung vorüber, von bitterer Reue gequält werden, daß sie jene Zeit nicht besser benutzt. Vor Allem aber werden die Wohnungen unerschwinglich theuer werden, namentlich in den dem Ausstellungsgebäude nahe liegenden Stadttheilen. Es zeigt sich jetzt schon ein immer größer werdender Mangel an Verschämtheit im Preise der Wohnungsmiethe. Dieser Mangel wird aber der Verschämtheit bald über den Kopf wachsen. Der Fremde also, dessen Finanzen nicht Kraft genug besitzen, auf das Allerschlimmste gefaßt zu sein, wird hier bald die Fassung verlieren und wenig angenehme Eindrücke aus dieser Weltstadt in die Heimath zurückbringen.

Bilder

aus

meiner Knabenzeit

von

Ludwig Kalisch.

Leipzig,
Verlag von Ernst Keil.
1872.

61 b/

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ich bin 1814 in polniſch Liſſa geboren. Dieſe Stadt, die im Großherzogthum Poſen, nah an der ſchleſiſchen Grenze liegt, iſt der Stammort der Leszcynski, deren letzter Sproß, Stanislas Leszcynski, 1766 ſtarb. Derſelbe verkaufte 1738 Liſſa an die fürſtliche Familie Sulkowski. Große Reize laſſen ſich meiner Vaterſtadt eben nicht nachrühmen, obgleich ſie mir in einem neuen Gewand erſchien. Sie wurde nämlich im Jahre 1790 von einer Feuersbrunſt ergriffen und ſchon nach einigen Stunden in einen Aſchenhaufen verwandelt. Die neuen Gebäude waren indeſſen wie die abgebrannten größtentheils mit Schindeln gedeckt.

Als das Merkwürdigſte in der Umgebung der Stadt, die nicht ſonderlich reich an Merkwürdigkeiten iſt, wurden die neun und neunzig Windmühlen betrachtet. Die Sage ging, daß ſich keine hundert derſelben erhalten könnten, und daß immer eine abbrannte, ſo oft der Verſuch gemacht worden, dieſe Zahl zu erreichen.

Seit meinem Knabenalter habe ich meine Vaterstadt nicht wieder gesehen. Sie mag sich inzwischen verschönert und die hundertste Windmühle glücklich zu Stande gebracht haben.

Und nun noch eine Bemerkung!

Ich hatte bei der Abfassung folgender Blätter durchaus nicht die Absicht, das Publikum von meinem Lebensgange zu unterhalten. Ich suchte vielmehr so sehr als möglich im Hintergrunde zu bleiben und nur dann etwas hervorzutreten, wo es zum bessern Verständniß meiner Mittheilungen dienen konnte. Diese Bemerkung schicke ich deßhalb voraus, damit der Leser nicht etwas anderes erwarte, als ich ihm biete; vielleicht aber bleibt das, was ich ihm biete, nicht hinter seinen Erwartungen zurück.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Mein Urgroßvater.

Ich meine, ich ſehe ihn noch vor mir in ſeiner hohen ehrwürdigen Geſtalt. Er trug einen Talar von weißem Seidendamaſt. Dieſes Gewand, das ihm bis an die Füße reichte, war vorn mit ſilbernen Krampen geſchloſſen. Der ſchneeweiße Bart floß ihm über die Bruſt, und die ſchwarze, etwas nach hinten geſchobene Sammtkappe ließ die breitgewölbte Stirne in ihrer ganzen Pracht erſcheinen. Unter den buſchigen Brauen blitzte ein ſchwarzes, feuriges Auge. Er hatte eine kräftige, wohltönende Stimme, der ſich das Ohr gern hingab. Weltlichen Dingen widmete er kaum eine Stunde des Tages. Er verbrachte die Tage und einen großen Theil der Nacht mit Gebeten und mit dem Studium des Talmuds. In dieſem war er denn auch wie Wenige bewandert, und er wußte die ſchwierigſten Stellen deſſelben mit ſolch ſeltenem Scharfſinn zu deuten, daß er von ſeinen berühmteſten Zeitgenoſſen mit dem Beinamen

Chereb chadda (scharfschneidiges Schwert) beehrt ward. Man nannte ihn auch Jad Hachasaka (die starke Hand) nach dem Titel eines Folianten, den er verfaßt hatte.

Er stand als Rabbiner an der Spitze der Gemeinde und man begegnete ihm mit der größten Ehrfurcht. Selbst seine Frau duzte ihn nicht und rief ihn auch niemals bei seinem Namen. Sie nannte ihn Rabbi und erlaubte sich ihm gegenüber nicht die allergeringste Vertraulichkeit. Sie hieß Judith und war seine zweite Gattin. So sehr verloren war er in seinen Studien, daß er kaum einige Worte mit ihr wechselte. Als man einst mit ihm von ihr sprach, schien er sich nicht zu besinnen, daß er aus dem Wittwenstande getreten und man mußte ihn erst erinnern, daß er sich zum zweiten Male verheirathet habe. Er war stets von einer Schülerschaar umgeben, die er zum Theil in seinem Hause unentgeldlich beherbergte. Mehrere von ihnen sind berühmte Talmudisten geworden.

Mich als das älteste männliche Enkelkind liebte er sehr, um so mehr als ich bereits im sechsten Jahre den Talmud zu studiren begann und wie es schien ziemlich viel versprach. Ich wurde daher von ihm

sehr verhätschelt. Eines Tages, als mein Großvater, sein Sohn, mich in seiner Gegenwart wegen einer begangenen Unart schalt, fuhr er ihn mit den Worten an: „Dummer Junge, quäle das Kind nicht!“.

Mein Großvater beugte das Haupt und ging schweigend davon. Ich habe diese Scene nicht vergessen, und die Demuth, mit der mein Großvater, dessen Haar auch schon ergraut war, die Zurechtweisung hinnahm, rang mir die lebhafteste Hochachtung ab.

Mein Urgroßvater konnte sehr heftig werden, aber nur wenn es sich um höhere Dinge handelte. Seine Heftigkeit veranlaßte einst einen Auftritt, der viel von sich reden machte. An Sonnabenden und Feiertagen fanden nämlich in der Synagoge öffentliche Disputationen über schwierige Talmudstellen statt. Diese Disputationen, Pilpul genannt, interessirten besonders den gelehrten Theil der Gemeinde, während die Ungelehrten und die Frauen andächtig zuhörten, ohne das Allergeringste von der Sache zu verstehen. So oft ein berühmter auswärtiger Talmudist meine Vaterstadt besuchte, unterließ er es nicht, in der Synagoge eine Gast-

rolle zu geben und sein Licht leuchten zu lassen. Um nun vor einer großen Gemeinde, wie die meiner Vaterstadt war, einen Pilpul zu wagen, mußte man ein wahrer Virtuos und als solcher bekannt sein. Der Rabbi, der ein solches Wagstück unternahm, stieg die Stufen hinan, die zu dem Allerheiligsten führten, und begann vor demselben unter der gespanntesten Erwartung und der andächtigsten Sammlung der Gemeinde seine casuistisch-dialektischen Sprünge. Jedem stand das Recht zu, den Redner zu unterbrechen und mit ihm zu disputiren; es versteht sich indessen von selbst, daß nur sehr Wenige den Muth hatten, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Es war nun an einem Feiertag, als ein sehr berühmter fremder Rabbiner vor dem goldgestickten Vorhange des Allerheiligsten seine These begann. Mein Urgroßvater, als größter Würdeträger der Gemeinde, hatte seinen Platz dicht an den Stufen, die zum Allerheiligsten führten. Kaum hatte nun der Rabbiner fünf Minuten gesprochen, als mein Urgroßvater ihn unterbricht. Jener bleibt die Antwort nicht schuldig und der Disput wird immer heißglühender, bis endlich mein Urgroßvater, in der Ueberzeugung, daß sein Gegner falsche Be-

hauptungen aufstelle und von heiligem Eifer fortgerissen, einen Schuh vom Fuße nimmt und ihn nach dem unglücklichen Rabbi schleudert. Man kann sich die Bestürzung der Gemeinde, die Bestürzung des Rabbi denken, an dem das Gastrecht so bitter verletzt worden. Niemand aber war bestürzter als mein Urgroßvater, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, eilte er die Stufen hinan, reichte dem Rabbiner die Hand, klagte sich so laut, daß die ganze Versammlung es deutlich vernehmen konnte der eben begangenen Mißhandlung an und bat den Beleidigten zerknirscht um Verzeihung, indem er zu seiner Entschuldigung versicherte, es habe sich in diesen Streit nichts Persönliches gemischt. Der Beleidigte ließ ihn kaum ausreden, erklärte laut seine unbegrenzte Verehrung vor der Gelehrsamkeit, der Frömmigkeit meines Urgroßvaters, indem er ihn die Zierde seines Zeitalters nannte.

Mein Urgroßvater begab sich wieder auf seinen Platz. Die Disputation wurde mit außerordentlicher Lebhaftigkeit fortgesetzt, und noch an demselben Tage speiste der Rabbi am Tische meines Urgroßvaters. —

Meine früheste Jugend fällt in sein hohes

Greisenalter. Er ging nur höchst selten aus und verbrachte die Tage und einen Theil der Nacht in seinem großen ledernen Armsessel, der mit zwei ungeheuern dick ausgepolsterten Wangen versehen war, an denen es sich trefflich schlummern ließ. Er empfing indessen, besonders an Festtagen, zahlreiche Besuche von den Mitgliedern seiner Familie, von den Honoratioren der Gemeinde und von seinen vielen Schülern. Das lustigste Fest war das Purimfest, zur Erinnerung an den Untergang des Judenfeindes Haman. Wie man aus der Bibel weiß, senden sich die Juden am Purim gegenseitig Geschenke zu. Dieselben bestehen aus köstlichen Backwerken, Weinen, Liquören und Früchten. Mein Urgroßvater wurde natürlich mit solchen Gaben von allen Seiten sehr reichlich bedacht. Die eingesendeten Leckereien wurden auf eine lange Tafel malerisch aufgestellt, und die zahlreichen Gäste, die sich am Abend dieses lustigen Festes einfanden, griffen unter heitern Gesprächen wacker zu, am wackersten meines Urgroßvaters Schüler, denen nicht jeder Tag solche Herrlichkeiten bescheerte. Als Candidaten der Theologie hatten sie einen starken Appetit, der selten auf eine so üppige Weise befriedigt wurde. Sie aßen jeden Tag der Woche

in einem andern Hauſe, was indeſſen nicht demüthigend für ſie war. Sie hatten vielmehr ein Recht an der Gaſtfreundſchaft der wohlhabenden Gemeindemitglieder, denen die Pflicht oblag, wenigſtens einmal wöchentlich einen Talmudſchüler bei Tiſche zu haben. Es gab indeſſen ſehr viel Juden, die täglich einen, ja ſelbſt mehrere dieſer jungen Leute beköſtigten. Dieſelben glichen den fahrenden Scolaren des Mittelalters. Sie ſuchten die Städte auf, wo ein berühmter Rabbi an der Spitze einer Talmudſchule ſtand; für ihren Unterhalt wurde dann immer pflichtſchuldigſt geſorgt. Wer ſich aber unter ihnen durch Talent beſonders hervorthat, war ſicher, einen mehr oder minder glänzenden Hausſtand gründen zu können. Die reichen Juden rechneten es ſich zur Ehre an, einen jungen ausgezeichneten Talmudiſten zum Schwiegerſohn zu haben. Er wurde als Zierde der Familie betrachtet und konnte vor Nahrungsſorgen geſchützt ſeinem Studium obliegen. Erhielt er dann einen Ruf als Rabbiner in irgend eine Gemeinde, ſo wurden die entfernteſten Mitglieder ſeiner Sippe mit Stolz erfüllt. Bloßer Reichthum verlieh den Juden damaliger Zeit kein Anſehen; ja, der unwiſſende jüdiſche Millionär wurde von dem

armen Gelehrten mit einem gewissen verächtlichen Mitleiden behandelt, wenn er seinen Reichthum nicht zu wohlthätigen gemeinnützigen Zwecken verwendete. Der junge Scolar unterließ auch nichts, sich bemerkbar zu machen. An Sonnabenden, wo es Sitte war, beim Nachtisch auf eine geistvolle heitere Weise, gewisse Stellen der heiligen Schrift durch Belege aus dem Talmud und dem Midraschim zu erklären, konnte der junge Mann seinen Scharfsinn, seinen Witz und seine Kenntnisse an den Tag legen, und er war der Bewunderung der Tafelgenossen sicher, wenn er sich bei dieser Gelegenheit auszeichnete.

Mein Urgroßvater liebte seine Schüler, wie ein Vater seine Kinder liebt; aber er verlangte von ihnen nicht nur ein unausgesetztes, sondern auch ein ausschließliches Studium des Talmuds. In seiner frommen Beschränktheit, in seiner Unwissenheit aller Dinge, die außerhalb seines eng umschriebenen Kreises lagen, hielt er den Talmud für den Inbegriff alles menschlichen Wissens. So oft man ihm von der Nothwendigkeit sprach, daß seine Schüler sich auch in andern Zweigen der Wissenschaft, in Grammatik, in Geographie und Weltgeschichte unterrichten, rief er nicht ohne Heftigkeit: „Solche Dinge führen

von den Wegen Gottes ab und sind außerdem völlig unnütz; denn wer den Talmud versteht, dem ist keine Wissenschaft verborgen."

Als man ihm eines Tages meldete, die jüdischen Schullehrer würden künftig die deutsche Gramatik lernen und sich einem Examen unterwerfen müssen, rief er, daß er dies nimmermehr zugeben würde. „Aber Rabbi," bemerkte einer seiner Schüler, „die Regierung verlangt es."

„Die Regierung?" rief er, „Was geht mich die Regierung an? Wenn sie solche unsinnige Dinge verlangt, muß man sie absetzen."

Für ihn, wie für so viel andere Juden, die ihre ganze Thätigkeit dem Talmudstudium widmeten, war das wirkliche Leben mit seinen materiellen Forderungen, mit seinen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen nichts als eitel Schein und der Beachtung nicht werth. Er kannte die babylonischen Städte Nahardea, Sura, Pumbedita, die Hochschulen des Talmuds, viel besser als seine Vaterstadt. Wo der Talmud aufhörte, hörte für ihn die Welt auf.

Der fromme Mann hatte manche Eigenheiten. Ich erinnere mich besonders folgender. Er legte sich

nicht zu Bette, wie andere Menschenkinder, sondern stand, sobald er dasselbe bestiegen, einige Secunden aufrecht und warf sich dann mit solcher Gewalt nieder, daß ich jedesmal befürchtete, er würde sich an der Bettlehne den Kopf einschlagen. Ich konnte mir diese absonderliche Gewohnheit nicht erklären, eben sowenig wie die andern Mitglieder seiner Familie. Man wagte aber nicht, ihn darüber zu befragen und war überzeugt, daß der heilige Mann gewiß seine Gründe habe, sich nicht wie gewöhnliche Sterbliche zu Bette zu legen.

Eines Tages wurde ich während der Unterrichtsstunden aus der Schule geholt. Ich schloß, daß etwas sehr wichtiges vorgefallen sein müßte und frug die Magd, die mich nach Hause führte, nach der Ursache dieser Unterbrechung meines Unterrichts. Sie antwortete nicht, sondern machte ein ernstes, betrübtes Gesicht und forderte mich zur Eile auf. Ich wurde in's Zimmer meines Urgroßvaters geführt, der in den letzten Zügen lag. Das Zimmer war gedrängt voll. Seine Kinder, Enkel und Urenkel, sowie die angesehensten Mitglieder der Gemeinde hatten sich eingefunden, um Zeuge seines Todes zu sein. Ich wurde an sein Bett geführt und

ich erinnere mich noch deutlich, daß er ſich ein wenig aufrichtete, beide Hände auf meinen Kopf legte und mich ſegnete. Dieſe fromme liebevolle Handlung war auch die letzte, die er vollzog. Nach geſprochenem Segen legte er ſich in's Kiſſen zurück und war nicht mehr.

Sobald die Nachricht von ſeinem Ableben ſich verbreitete, wurden alle jüdiſchen Laden geſchloſſen. Die ganze Gemeinde folgte ſeinem Sarge. Ich wohnte der Beerdigung bei und ſah, daß mein Großvater, der Sohn des Verblichenen, als dieſer in's Grab geſenkt war, ihm ein Säckchen unter das Haupt legte. Daſſelbe enthielt eine Hand voll Erde aus dem gelobten Lande. —

In allen Synagogen wurden nun zu Ehren des Hingeſchiedenen lange Trauerreden gehalten und zwar nicht nur in meiner Vaterſtadt, ſondern in vielen großen jüdiſchen Gemeinden des In- und Auslands. Die Juden lebten damals in einem innigen Zuſammenhang und betrachteten den Tod eines bedeutenden Mannes aus ihrem Volk als ein Nationalunglück.

Man hatte das große Zimmer, in welchem er ſeinen Studien obgelegen, unverändert gelaſſen und am nächſten Freitagabend nach ſeinem Tode dort

den Tisch gedeckt, die Leuchter angezündet, die zwei Weißbrode, die bekanntlich an die Schaubrode im Tempel zu Jerusalem erinnern sollen, unter einer Serviette auf den Teller gelegt und den Armsessel an die Stelle geschoben, die er bei Tische eingenommen. Dieses Zimmer befand sich im ersten Stocke. Seine Familie wohnte im Erdgeschosse. Nach beendigter sabbatlicher Abendmahlzeit ging mein Großvater mit den Seinigen hinauf, und als man das Zimmer öffnete, bemerkte man um die Kerzenflammen große Kreise, die sich zu drehen schienen. Nichts war natürlicher. Die Kreise wurden von den im verschlossenen Zimmer vorhandenen Dünsten gebildet, die durch das Oeffnen der Thüre in Bewegung gerathen waren. Meine Großeltern hegten jedoch die Ueberzeugung, daß diese Erscheinung die Anwesenheit des abgeschiedenen Geistes anzeigte, der sich eingefunden, um den Seegen am Tische zu sprechen. Kein Mitglied der Familie zweifelte daran. Ein Miethsmann des Hauses jedoch, der in's Zimmer trat — es war der Vorsänger der großen Synagoge — versicherte, daß er keine Ränder um die Kerzenflammen sähe. Diese waren auch in der That verschwunden und zwar, wie man sich leicht

erklären kann, durch das fortwährende Zuſtrömen friſcher Luft. Meine Verwandten behaupteten aber nicht ohne Verdruß, daß die Erſcheinung durch die Anweſenheit eines Fremden bewogen worden, das Zimmer zu verlaſſen. Es mochte ihnen dabei die Sage vorgeſchwebt haben, der zufolge Rabbi Jehuda Hannaſſi nach ſeinem Tode jeden Freitagabend in ſeine Wohnung zurückkehrte und ſogar in der Geſtalt, die er während ſeines Lebens trug.

Es iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit, daß die Wunder nur immer da geſchehen, wo man an Wunder glaubt. Bei dieſer Gelegenheit ſei auch erwähnt, daß mein Urgroßvater bei Lebzeiten als ein Mann galt, dem die Verrichtung eines Wunders eben nicht ſchwer war. Er berechtigte zu dieſem Glauben nicht nur durch ſeine außerordentliche talmudiſche Gelehrſamkeit, ſondern auch durch ſeine Frömmigkeit. Er lebte nur im Umgange mit Jehova und war in irdiſchen Dingen unerfahrener als ein Knabe. Solche Männer ſtanden bei den Juden in Ruf, Wunder verrichten zu können. Was ſollte auch einem Manne unmöglich ſein, der einen ununterbrochenen Verkehr mit dem Himmel pflegt? Es hieß auch von ihm, daß er durch kabbaliſtiſche Be-

rechnung das Jahr bestimmt habe, in welchem der Messias erscheinen würde, und es gab Leute genug, die diese Berechnung für unfehlbar hielten und auf die Ankunft des so heiß Ersehnten in der vorausverkündeten Zeit sicher zählten. Der Wunderglaube war damals unter den Juden noch sehr lebhaft, und viele Gelehrte waren als Wunderthäter bekannt. Ein solcher Wundermann hieß „Bal schem", d. h. ein Mann, der durch Kabbalistische Künste das Unmögliche möglich machen konnte. Man wandte sich an sie in schweren Nöthen, besonders in Krankheitsfällen. Ich erinnere mich noch, daß ich in meiner frühesten Jugend von einem heftigen Wechselfieber erfaßt wurde, von dem mich kein Arzt zu befreien wußte. Eines Tages reichte man mir bittere Mandeln, auf welchen sich allerlei mit Tinte geschriebene hebräische Buchstaben befanden. Ich mußte eine Anzahl dieser Mandeln verschlucken. Nach einigen Tagen war ich, der Himmel weiß durch welchen Umstand, wieder hergestellt, und man schrieb natürlich diesen mysteriösen Mandeln meine Genesung zu. Wer hat noch die Grenzlinien zwischen dem Glauben und dem Aberglauben gezogen? Wer weiß, wo jener in diesen übergeht? Die Menschen sind ge-

wohnt, ihren eigenen Aberglauben für den wahren Glauben, und den Glauben Anderer für Aberglauben zu halten, ſo wie ſie ihre eigenen Irrthümer als unbeſtreitbare Wahrheiten betrachten und mit allem Eifer zu verfechten ſuchen. Der Glaube iſt eben ſo gut eine Leidenſchaft wie die Liebe, und ich möchte denjenigen Menſchen ſehen, der ſeine Geliebte trotz ihrer Sommerſproſſen und Warzen nicht für das ſchönſte Weſen hielte. Ja, er findet ſogar ihre Warzen und Sommerſproſſen ſehr ſchön, und vielleicht würde er ſie ohne dieſe Mängel weniger lieben.

Die Leidenſchaft hat ihre Räthſel, die kein Denker aufzulöſen vermag. —

Ich habe ſo eben von dem Tode meines Urgroßvaters geſprochen. Sanft und ergeben wie ihn, ſah ich ſpäter viele Juden ſterben. Dieſe Leute fürchteten die Todesſtunde nicht, da ſie ſich auf dieſelbe ihr ganzes Leben hindurch vorbereiteten. Sobald ſie ein gewiſſes Alter erreicht hatten, legten ſie die Gewänder bereit, in denen ſie begraben werden ſollten. Viele Frauen näheten ihre Leichenhemden ſelbſt und verwahrten ſie ſorgfältig wie einen Balkanzug. Die Juden ſuchten den Tod nicht. Sie vermieden jede Lebensgefahr, wenn

sie nicht durch religiöse Gründe veranlaßt wurden, sich einer solchen auszusetzen. Ein Selbstmord gehörte unter den damaligen Juden zu den unerhörten Dingen und wurde als ein gräßliches Vergehen betrachtet. Aber wenn der Tod, oder wie er bei ihnen hieß: Der Todesengel, sich einstellte, schreckten sie nicht zurück, sondern lieferten sich ihm mit Dankgebeten in die Hände. Wenn ihnen der Tod ein Familienmitglied entriß, so ertrugen sie den Unfall in frommer Ergebung. Ich habe einen Mann gekannt, der zwei seiner Söhne, hoffnungsvolle Jünglinge, in einem Zeitraum von zwei Monaten zu Grab getragen. Die Freunde fanden es nöthig, ihn zu trösten. Der hartgeprüfte Vater zeigte auf seinen Sohn, der einzige, der ihm übrig geblieben und neben ihm auf dem Boden saß, mit den Worten: „Meine Freunde, ich klage nicht. Mir ist noch ein Sohn erhalten. Rabbi Jochanan war viel unglücklicher als ich und ist dennoch nicht verzweifelt. Dieser Rabbi trug in einer Falte seines Gewandes einen kleinen Knochen und rief: Dies ist alles was mir von meinen zehn Kindern übrig bleibt." —

Die Schule.

Es gab in Lissa sehr viele jüdische Elementarschulen. Der Unterricht in denselben beschränkte sich auf's Lesen und Schreiben des Hebräischen und auf die Uebersetzung einiger Gebete. Er begann am frühen Morgen und hörte erst spät am Abend auf. Die Kinder wurden von einem jungen Menschen, dem Unterhelfer (Unter-Beihälfer) aus dem elterlichen Hause abgeholt und nach beendigtem Unterricht wieder zurückgeführt. Dieser arme Schlucker erhielt für sein schweres Amt von den Eltern der Schüler an jedem Tage des Neumonds sechs Pfennige und ein Brodränftchen, in welchem ein Stück Butter steckte. Was er mit allen diesen Ränftchen anfing, die er unmöglich in einer Woche verzehren konnte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er dieselben auf eine höchst sauere Weise verdiente. Er mußte nicht selten die Kinder in die Schule tragen, oder wenn sie ihm, wie es gar oft geschah, auf der Straße

davonliefen, ihnen nacheilen und einen heißen blutigen Kampf mit ihnen beſtehen; denn ſie wehrten ſich kratzend und beißend gegen ſeine überlegene Kraft. Es war aber auch den Kindern nicht zu verdenken, wenn ſie mit dem größten Widerwillen zur Schule gingen. Ein jüdiſches Schulhaus war damals nicht beſſer als eine Lehmhütte. Das Schulzimmer war niedrig, dunkel und kaum gedielt. Hier waren nun dreißig bis vierzig Knaben auf etwa zwei Fuß hohen gebrechlichen Holzbänken den lieben langen Tag eingepferchT. Die kleinen Fenſter wurden vielleicht nur einmal des Jahres gewaſchen; und was die Schulſtube betrifft, ſo wurde ſie höchſtens unmittelbar vor den großen Feiertagen gründlich geſäubert. Man kann ſich daher leicht denken, wie viel Obſtſchaalen, leere Schoten, Brodkrumen und ſonſtige Ueberreſte, die man ohne Weiteres unter und zwiſchen die Bänke warf, ſich da anhäuften. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß wir Knaben einſt zwiſchen den Wänden und den halb verfaulten Dielen eine üppige Vegetation von Pilzen entdeckten und dieſe Kryptogamen ſo ſehr bewunderten, daß wir ſie in ihrem wuchernden Gedeihen nicht ſtörten.

Der Unterricht wurde den Schülern im eigent-

lichen Sinne des Wortes eingebläut. Die Prügelstrafe bildete beim Unterricht die ausschließliche Strafe. Es verging kaum eine Stunde, ohne daß ein Schüler von seinem Lehrer oder dessen Alter ego, dem Oberbelfer, gerüttelt und geschüttelt, oder mit Rippenstößen und Stockschlägen bedacht worden wäre. Man kehrte selten aus der Schule ohne blutige Striemen und blaue Mäler zurück. An Belohnungen und Auszeichnungen für Fleiß und gute Aufführung war nicht zu denken.

Der Schulbesuch hatte daher nichts Verlockendes.

Sobald ein Knabe das sechste Jahr zurückgelegt, wurde er in eine höhere Anstalt geschickt, wo man die Bibel übersetzte und auch das Studium des Talmuds begann. Die Bibelübersetzung wurde in einem jüdisch-deutschen Kauderwelsch vorgenommen, in welches sich auch manches polnische und russische Wort einmischte, besonders wenn der Lehrer aus Russisch-Polen stammte. Von Grammatik war dabei keine Rede, schon aus dem einfachen Grunde nicht, daß die Lehrer selbst kaum die ersten Elemente der hebräischen Grammatik wußten. Diese Methode hatte aber doch ihre gute Seite. Man begann

nämlich die Ueberſetzung mit den fünf Büchern Moſis. Da nun der Pentateuch in ſechsundfünfzig Perikopen abgetheilt iſt und jede Woche eine ſolche Perikope überſetzt wurde, ſo war er am Ende des Jahres vollſtändig überſetzt; am folgenden Jahre wurde wieder mit dem Anfang begonnen und auf dieſelbe Weiſe fortgefahren, ſo daß nach einigen Jahren ſelbſt ein mittelmäßig begabter Schüler dieſen Theil der Bibel faſt auswendig wußte. Neben den fünf Büchern Moſis wurden auch das Buch Joſua, die Richter und die Könige überſetzt, oder vielmehr verjüdiſch-deutſcht.

Ich kann nicht lebhaft genug den gewaltigen Eindruck ſchildern, welchen die bibliſche Welt auf mein kindliches Gemüth hervorbrachte. Der Orient mit ſeinen glühenden Farben beſchäftigte meine Einbildungskraft um ſo mehr, als ich in der ödeſten, flachſten, einförmigſten Natur lebte, wo die Fauna und Flora dem Auge nichts Intereſſantes bot. Ich las nun von Zedern und Palmen, von Kameelen und Dromedaren, von Löwen und Leoparden, von Gebirgen und Meeren und war wie berauſcht von dieſen Schilderungen. Wenn nun die phyſiſche Natur des Orients meine Phantaſie anregte und beſchäftigte,

ſo wurden mein Geiſt und Gemüth von den wunderbaren Erzählungen erfaßt, und ganz beſonders waren es die großen bibliſchen Charaktere, die mich feſſelten.

Ich habe in ſpätern Jahren ſo ziemlich alle Meiſterwerke der Poeſie geleſen. Es war mir vergönnt, die homeriſchen Dichtungen in der Urſprache kennen zu lernen und ich habe dieſelben längere Zeit zu meiner ausſchließlichen Lektüre gemacht; ja, im reiferen Mannesalter habe ich die Bibel während einer Reihe von Jahren nicht mehr zur Hand genommen; als ich ſie aber wieder las, überzeugte ich mich, daß ſie mit Recht das Buch der Bücher genannt wird. Ich ſpreche hier nicht von der Form, ſondern von dem innern Gehalt. Was iſt auch die homeriſche Welt gegen die bibliſche! Der Olymp mit ſeinen Göttern und Göttinen iſt ſehr ſchön und heiter. Aber dieſe Gottheiten mißbrauchen ihre Unſterblichkeit und laſſen ſich ihre ewige Heiterkeit von dem Elend der Sterblichen nicht im allergeringſten trüben; ſie werden ſogar von Neid erfüllt, wenn es einem Sterblichen gut geht. Sie nehmen Partei für, oder gegen die Völker; aber ſie werden dabei niemals von der Gerechtigkeit geleitet, ſondern von

Launen und niedrigen Leidenschaften. Zeus, der Gott der Götter, tödtet seinen Vater und begeht unzählige Schandthaten, deren geringste, von einem Menschen begangen, diesen auf die Galeeren bringen würde. Welch ein lüderlicher Gatte! Und zu welchen Katastrophen führt nicht seine Lüderlichkeit! Er schleudert seine Donnerkeile, wenn er übel gelaunt, und schüttelt sein ambrosisches Gelocke, wenn er heiter gesinnt ist. Er ist ein Despot, ein unsterblicher Ludwig der Vierzehnte, sowie Ludwig der Vierzehnte ein sterblicher Jupiter war. Der olympische Hof macht es nicht besser. Die Götter und Göttinnen haben ihre Günstlinge, denen sie alle schöne Gaben in den Schooß werfen und verfolgen schonungslos alle Sterblichen, die ihnen nicht genug Respekt erweisen. Sie feinden sich auch unter einander an, und da sie in ihrer Unsterblichkeit sich gegenseitig nichts anhaben können, müssen die Erdgeborenen mit ihrem Blute die olympischen Händel büßen.

Jehova ist freilich kein liebenswürdiger Gott. Er zürnt, er tobt, er rottet ganze Völker aus, um seinem auserwählten Volke Platz zu machen. Trotz alledem aber ist er doch der Gott der Gerechtigkeit.

Er beſchützt die Armen und Bedrängten, die Wittwen und Waiſen, und er ſchont auch ſeines auserwählten Volkes nicht, wenn dieſes ſich dem Frevel hingiebt. Jehova iſt kein ariſtokratiſcher Gott. Er hat keine Vorliebe für die gekrönten Häupter und zeigt dieſe oft in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

Die Helden der griechiſchen Sage ſchlagen ſich tapfer; allein ſie ſchlagen ſich doch ſehr häufig um die geringfügigſten Dinge. Alle ihre Tapferkeit hat niemals den Eindruck in mir verwiſchen können, den die That des Hirtenknaben von Bethlehem Juda, des kleinen David, auf mich hervorgebracht. Ich hatte ihn liebgewonnen dieſen kleinen Schäferbuben, der ſich vor dem vierſchrötigſten aller Philiſter nicht fürchtet und ihm, der ſo hochmüthig in ſeiner zentnerſchweren Rüſtung einher ſtolzirt, einen Stein an die freche Stirne wirft und nachdem er den Prahlhans getödtet, ihn mit ſeinem eigenen Schwerte den Kopf vom Rumpfe trennt. Die Kraft der Ueberzeugung in dem Herzen des Knaben war ſtärker, als die Stärke des plumpen Rieſen.

Indeſſen war es auch nicht das Heldenthum, das mich in der Bibel ſo ſehr anzog, ſondern der friſche poetiſche Hauch, der ſie durchwebt. Einige

Stellen waren es ganz besonders, die mein Gemüth beschäftigten, wie z.-B. die Erkennungsscene in der Geschichte Joseph's. Als sich dieser seinen Brüdern zu erkennen giebt, ruft er: „Ich bin Joseph!“ und fügt dann sogleich ohne Uebergang hinzu: „Lebt mein Vater noch?“ Es ist nicht möglich die kindliche Liebe schöner und einfacher auszudrücken.

Gar sehr ergriff mich auch die Geschichte vom alten Priester Eli. Der achtundneunzigjährige Mann, dessen zwei Söhne Hophni und Pinchas, einen schlechten Lebenswandel führen, fallen im Kampf gegen die Philister. Dem greisen Priester wird der Tod seiner Söhne berichtet und er bleibt ruhig; als er aber hört, daß die Lade Gottes in die Hände des Feindes gerathen, stürzt er vom Stuhl und stirbt.

Auch die lyrischen Stellen im Pantateuch, der Seegen Jacob's, Bileam's und Mosis, erweckten in mir die lebhaftesten Empfindungen trotz der barbarischen Uebersetzung in der ich sie kennen lernte. Ich nahm die Eindrücke auf, ohne mir von denselben Rechenschaft geben zu können. Das Buch Ruth aber konnte ich in früheren Jahren niemals lesen, ohne Thränen zu vergießen, und noch heute ergreift

es mich auf's Tiefste. Das ist auch in der That die herrlichste Dorfgeschichte, die jemals gedichtet worden. Welch ein reiches Leben rollt sich in den vier kurzen Kapiteln dieser Erzählung ab! Wie erschütternd ist das Loos der hartgeprüften Naemi! Wie tief ergreifend sind die Worte, mit welchen sie ihre Schwiegertöchter zur Trennung von ihr mahnt! Niemals hat ein Dichter die treue Anhänglichkeit einer edlen großmüthigen Seele rührender geschildert als in den Worten der Ruth: „Rede mir nicht drein," sagt sie zu ihrer Schwiegermutter, „rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, will ich auch hingehen; wo du bleibst, bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben sein. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

Gewiß, die Theokritischen Idyllen sind schön, aber auch die schönste derselben steht weit, sehr weit hinter dieser Idylle zurück, die bei aller Naturwahrheit einen so herrlichen sittlichen Hintergrund hat.

Die Bibel ist unstreitig das wunderbarste aller Bücher. Aber sie ist nicht blos wunderbar durch

ihren gewaltigen Inhalt, der seit so viel Jahrhunderten in allen Theilen des Erdballs die Seelen bewegt; sie ist auch wunderbar dadurch, daß Niemand die Verfasser derselben kennt. Wer hat diese Erzählungen geschrieben? Welche Dichter haben die lyrischen Theile derselben gesungen? Wer hat das tiefsinnige Buch Hiob, wer hat den Prediger verfaßt? Niemand weiß es; Niemand wird es jemals erfahren. Wie an so vielen anderen späteren hebräischen Schriften hat, so zu sagen, die ganze Nation daran gearbeitet. Die Individualität versteckte sich bescheiden hinter der Nationalität. Die Autoren suchten keinen persönlichen Ruhm; sie strebten nur, ein verdienstliches, gottgefälliges Werk zu schaffen. Sie dachten nicht daran, ihren Namen zu verherrlichen; es lag ihnen nicht im mindesten daran, von der Nachwelt genannt zu werden. Das „digito monstrari“, das „aere perennius“ war ihre Sache nicht. Sie leiteten alles von Gott ab; sie führten alles auf Gott zurück. Bis tief in's Mittelalter hinein haben die jüdischen Schriftsteller sich niemals in ihren Schriften genannt; und wenn ich nicht irre, waren es die jüdischen Gelehrten in Spanien, welche zuerst die Anonymität aufgaben. Vielleicht hatte auch die Anonymität

noch einen anderen Grund. Sie verlieh dem Ursprung der Schriften etwas Geheimnißvolles und eben dadurch ein Ansehen, daß sie gewiß nicht gehabt hätten, wenn man die Autoren derselben gekannt hätte. Man hielt sie für unmittelbar von Gott eingeflößt und daher unbestreitbar. Man konnte sie wohl deuten und daran deuteln; man konnte die Widersprüche auf die gezwungenste Weise auflösen; aber man durfte sie nicht wie gewöhnliche Schriften kritisiren. Die Kritik trat erst nach zwei Jahrtausenden in ihr Recht ein, von dem sie selbst jetzt noch einen sehr mäßigen Gebrauch macht. Wie dem auch sei, die Geschichte der Bibel ist vielleicht eben so interessant als die biblische Geschichte; allein sie wird ewig lückenhaft bleiben. —

Viel weniger zog mich das Studium des Talmuds an, der in der That nichts anziehendes hat und nur im hagadischen Theil die Einbildungskraft eines Knaben zu beschäftigen vermag.

Ich hatte kaum das sechste Jahr erreicht, als ich das Studium des Talmuds begann. Man denke sich nun einen Knaben, der keine Ahnung von dem Unterschied des Geschlechts hat und nun die verwickelten Abhandlungen über die innigsten Beziehungen beider

Geschlechter, über Ehegesetze, über Scheidungsgründe lernen muß. Es gab freilich auch minder verfängliche Abhandlungen; sie schienen jedoch uns armen Schülern nicht minder langweilig. So mußten wir lernen, welche Strafe der Eigenthümer eines Ochsen zu erlegen hat, der einer trächtigen Kuh des Nachbars einen Stoß versetzte und derselben eine fausse couche verursacht, oder wie es sich verhält, wenn ein Hund und eine Ziege vom Dach in einen Haufen Geschirr fallen und dieses durch den Sturz zerschmettern. Dann mußten wir lernen, ob ein Ei, das eine Henne an einem Feiertag gelegt, genossen werden dürfe. Der Streit der Rabbiner über die Feiertagseier ist sehr groß. Schamai und Hillel sind entgegengesetzter Ansicht. Ersterer meint, der Genuß sei erlaubt; letzterer meint das Gegentheil, wobei man sich verwundern muß, daß der sonst so milde Hillel in Bezug auf die Feiertagseier, strenger ist als der sonst so strenge Schamai. Die Schule Schamai's und die Schule Hillel's befanden sich beiläufig gesagt, fortwährend in einem casuistischen Zweikampf. Was der einen Schule recht war, war der andern nicht billig; was die eine verbot, wurde gar oft von der andern erlaubt. Interessen lagen sie

sich in den Haaren, ohne sich gegenseitig die Köpfe zu zerspalten. Die Jünger beider Meister pflegten sogar warmer Freundschaft unter einander. Dem sei aber wie ihm wolle, der dialektische Eiertanz der ehrwürdigen Schriftgelehrten schien uns Knaben höchst unerquicklich und es ereignete sich sehr häufig, daß wir während der Kümmelspaltereien unseres Lehrers einschliefen, oder mit unseren nächsten Kameraden leise plauderten, oder uns sonst zu zerstreuen suchten. Allein wir mußten solche Zerstreuungen sehr theuer büßen. Wir wurden nämlich durch eine ungeheure Tracht Prügel und unter Begleitung der entsetzlichsten Flüche an die trächtige Kuh und an das frischgelegte Ei erinnert, und dann mit gebläutem Rücken, oder gar mit Beulen am Kopf zur größern Aufmerksamkeit angespornt. Diese Lehrer waren Wüthriche. Sie schlugen mit Fäusten, mit Stöcken und mit Ochsenziemern darauf los, und es ist wirklich zu verwundern, daß wir nicht bei dieser blutigen Unterrichtsmethode zu Krüppeln wurden. Ich erinnere mich noch, nicht ohne gewissen Schauder, eines derselben, der, so oft er in Zorn gerieth, die Zipfel seines langen Bartes in den Mund nahm und dann mit einem dicken Knotenstock unter uns

fuhr und Unschuldige wie Schuldige weidlich zerdrosch.

Die meisten dieser Lehrer prügelten sogar noch vor der verdienten Strafe. Sie prügelten praenumerando. Der Sonntag, bei den Juden der erste Werkeltag, war für uns arme Knaben ein böser Anfang. Der Lehrer begann gewöhnlich mit folgenden Worten: „Diese Woche habt ihr eine schwere Abhandlung zu lernen. Nehmt euch in Acht! Wenn ihr, wie es eure Art ist, auch diese Woche träg und unaufmerksam seid, so werd' ich euch in Stücke hauen," und dabei schlug er mit dem Bakel rechts und links um sich.

Wenn man nun heimkam und den Eltern und Angehörigen die Regenbogenfarben auf dem Körper zeigte, so wurde man nicht getröstet und erhielt auch sonst keine Genugthuung. Im Gegentheil, der Lehrer wurde wegen seiner Henkerstrenge gelobt und es hieß dann: „Gesegnet sei seine Hand!" Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß wir gern die Schule schwänzten. Als ich einst nach einer fürchterlichen Prügelstrafe mit meinen Klagen zu Hause abgewiesen wurde, faßte ich den Entschluß, niemals wieder die Schule zu besuchen, nahm einen Laib Brot aus dem Speiseschrank und

flüchtete mich in eine der vielen Windmühlen, die meine Vaterstadt umgeben. Ich habe dort zum Schrecken der Meinigen, die nicht wußten, was aus mir geworden, einen Tag zugebracht, und als mein Asyl entdeckt wurde, mich erst durch milde Ermahnungen und vielfache Versprechungen zur Fortsetzung des Schulbesuchs überreden lassen.

Der Unterricht in diesen Talmudschulen dauerte bis zur Abenddämmerung. Die Schüler gingen sodann in die Synagoge das Gebet zu verrichten und mußten hierauf einen großen Theil des Abends wieder in der Schule zubringen. Während der schönen Jahreszeit war der Besuch dieses Abendunterrichts blos langweilig. Im Winter aber war er sehr lästig und zuweilen sogar gefährlich; denn nicht selten lag der Schnee ellenhoch, oder es hatte sich Glatteis gebildet; man stürzte dann häufig hin und konnte von Glück sagen, wenn man nicht Arm und Bein brach. Die Stadt, die zum Theil mittelmäßig, zum Theil gar nicht gepflastert war, erfreute sich keiner Beleuchtung. Wenn wir Kinder nun Abends die Schule besuchten, versah man uns mit einer kleinen Laterne. Für Heizung und Beleuchtung der Schule hatten die Schüler selbst zu sorgen und

zwar auf folgende höchst primitive Weise. Jeder Schüler mußte während der rauhen Jahreszeit allwöchentlich ein Talglicht und ein Scheit Holz in die Schule bringen. Wer das längste Licht, das dickste Scheit brachte, wurde am freundlichsten aufgenommen; ein Schüler hingegen, dessen Naturalleistungen dünn ausfielen, ward scheel angesehen, besonders von der Gattin des Lehrers. Es geschah auch oft, daß ein Schulknabe hinfiel und das Talglicht zerbrach. Dann war ein Heulen und Zähnklappern. An einem bestimmten Tag in der Woche wurde jeder Schüler einzeln von dem Rabbi vorgenommen und examinirt, und wer sich aus diesem Examen nicht mit Glimpf ziehen konnte, fand sich den fürchterlichsten körperlichen Strafen ausgesetzt. Dieser Tag war von uns mehr gefürchtet, als der jüngste Tag. Was mich betrifft, so sah ich demselben mit einem solchen Grauen entgegen, daß ich meine Hoffnung auf den Himmel baute. Am Morgen eines solchen Schreckentages flehete ich stets inbrünstig zu Jehova, daß er mich mit heiler Haut möchte den Abend erleben lassen und that dabei im Stillen manches fromme Gelübde. Jehova erhörte aber leider nicht immer mein inbrünstiges Gebet und ließ auch allzuhäufig

meine frommen Gelübde unbeachtet. Er verhinderte weder die Fäuste, noch den Stock meines grausamen Lehrers mich zu schinden und zu zerfleischen. Ich grollte indessen dem Herrn der Heerschaaren deßhalb nicht und schrieb das Mißlingen meiner Gebete den unreinen Wünschen zu, die ich dabei gehegt hatte. Ich wünschte nämlich bei den Gebeten, daß mein Rabbi vor der bevorstehenden Prüfung plötzlich von einem Schlagfluß hinweggerafft werden, oder daß das Schulgebäude in Flammen aufgehen möchte. Bei genauerer Ueberlegung fand ich es also ganz natürlich, daß sich Jehova zu einem solchen summarischen Verfahren nicht hergab und meiner Wenigkeit zu Liebe weder Mörder, noch Mordbrenner werden wollte.

Indessen kam uns armen Jungen die Erlösung doch zuweilen vom Himmel. Es wurde nämlich im Winter der Frost zuweilen so streng, daß man es nicht wagte, die Kleinen in die Schule zu schicken, und ich erinnere mich noch, daß ich im Winter 1825 mehrere Wochen nicht aus dem Zimmer gelassen wurde.

Zu Hause war indessen auch nicht Alles rosig. Ein großer Theil des Tages wurde mit Gebeten

verbracht. Gleich beim Aufstehen fand ein halbstündiges Gebet statt. Vor und nach Tische wurde gebetet; am Abend wurde wieder ein langes Gebet abgehalten, und ehe man zu Bette ging, mußte wieder ein Gebet verrichtet werden. Das geschah an Werkeltagen. Am Sabbath und an Feiertagen war des Betens kein Ende; es nahm die starke Hälfte des Tages in Anspruch. Waren die Andachtsübungen vorüber und hoffte man, ein wenig verschnaufen zu können, so wurde man von Neuem geplagt. Unmittelbar nach Tische mußte man sich entweder zu Hause einer Prüfung unterwerfen, oder man wurde zu irgend einem befreundeten Gelehrten geschickt, der aus Gefälligkeit das Prüfungsamt übernahm, sich desselben aber, wenn er sich in seinem Mittagsschläfchen gestört fand, mit Verdrossenheit erledigte und dann einen wenig schmeichelhaften Bericht über den Fleiß des jungen Talmudisten abstattete. —

Um gerecht zu sein, muß ich jedoch erwähnen, daß es Tage gab, an welchen der Unterricht in diesen Schulen weniger trocken und langweilig war. Der Talmud besteht nicht bloß aus juristischen Abhandlungen, aus Discussionen über die Deutungen der mosaischen Gesetze; er enthält auch manche Le-

genden, Parabeln, Fabeln und gar schöne, kluge Apophtegmata. Diesen Theil des Talmuds nennt man die Hagada. Vor gewissen Festtagen wurden nun in den Schulen solche Legenden vorgetragen. So z. B. wurde vor dem neunten Tage des Monats Ab, an welchem durch Titus Vespasianus die heilige Stadt Jerusalem und der Tempel zerstört wurden, die märchenhafte Geschichte dieser Zerstörung aus dem Talmud übersetzt und erklärt. Der Rabbi weinte dabei so sehr, daß ihm die Thränen über den langen greisen Bart herunter rieselten, und er verfehlte auch nicht uns selber zum Thränenvergießen aufzufordern. Die Schilderung des Talmuds von dem großen Jammer der Stadt Gottes, des heiligen Jeruschalaim, durch die Belagerung und endliche Zerstörung, ist ergreifend genug, und sie erfüllte unsere kindliche Seele mit Schauder und mit dem wildesten Haß gegen Titus, der im Talmud immer nur „Titus harascha“, Titus der Bösewicht, genannt wird. Seine Strafe ließ auch — dem Talmud zufolge — nicht lange auf sich warten. Als er nämlich einst auf einer Seefahrt durch einen heftigen Sturm in Lebensgefahr kam, rief er: „Der Gott der Juden ist nur zu Wasser allmächtig

und deßhalb ist es ihm gelungen, Pharao zu ersäufen. Wäre er auch zu Lande allmächtig, würde er mich in Jerusalem besiegt haben."

Da erklang eine Stimme vom Himmel: „Verwegener! Eines meiner kleinsten Geschöpfe wird dir Tod und Verzweiflung bringen."

Sobald Titus landete, flog ihm eine Mücke in die Nase, nagte an seinem Gehirn und verursachte ihm die entsetzlichsten Qualen. Als er eines Tages vor einer Schmiede vorüberging, hörte die Mücke, durch die Hämmerschläge erschreckt, zu nagen auf; Titus ging daher, um sich Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen, oft vor der Schmiede vorbei. Allmählig aber gewöhnte sich die Mücke an das Geräusch der wuchtigen Hämmer und ließ nicht mehr ab, an seinem Gehirn zu fressen. Nach dem Tode des verruchten Titus öffnete man dessen Schädel und fand in demselben die Mücke. Das Insekt war von der Größe einer Taube; es hatte auch einen Rüssel von Kupfer und Klauen von Eisen. Besagte Mücke wog nicht weniger als zwei Pfund — behauptet der Talmud.

Tacitus spricht zwar nicht von dieser Mücke; allein Tacitus war sehr schlecht in Bezug auf die

jüdischen Angelegenheiten unterrichtet, wie er in seinen Geschichtsbüchern beweist, wo er die Juden einen Eselskopf anbeten läßt. Eine blöde Verleumdung! Die Juden wurden zwar oft von Eselsköpfen gehetzt und verfolgt; die Anbetung der Juden haben sie sich aber niemals erworben. Ein anderer Römer, Varro, wenn ich nicht irre, wirft den Juden vor, daß sie das von den Göttern zur Wonne aller Menschen geschaffene Schweinefleisch nicht essen, und gelangt zur Ueberzeugung, die Juden berührten dieses süße Fleisch deßhalb nicht, weil sie die Schweine anbeteten.

Heiterer als die Episoden aus dem Untergang Jerusalems waren die Legenden von dem prachtliebenden König Salomon. Dieselben wurden vor dem Purimfeste in den Schulen vorgetragen und ergötzten gar sehr unsere Einbildungskraft. Mich fesselte ganz besonders die Beschreibung des Thrones, auf welchem Salomo seine Audienzen gab. Dieser Thron hatte sechs Stufen und auf jeder derselben befanden sich sechs güldene Löwen und eben so viel güldene und elfenbeinerne Adler, und zwar die Vordertatzen jedes Leuen gegen die Flügel eines Adlers gekehrt. Die Lehne des Thrones war eben-

falls mit güldenen und elfenbeinernen Vierfüßern und Vögeln geschmückt. Das kostbare Gethier hatte Leben und Bewegung. Nebukadnezar wußte dies nicht und mußte diese seine Unwissenheit theuer bezahlen. Als nämlich genannter babylonischer Eroberer die Stadt Jerusalem zerstörte, raubte er den herrlichen Thron. Indem er sich aber auf denselben niedersetzen will, kommt ihm einer der auf der untersten Staffel sich befindlichen Löwen entgegen, um ihn auf die zweite Staffel zu führen. Nebukadnezar, die Absicht des güldenen Leuen nicht kennend, blieb stehen, da schlug dieser die linke Vorderkralle heftig auf den rechten Fuß des babylonischen Herrschers, der bis an sein Lebensende hinkend blieb. — Alexander der Große zog sich bei der Eroberung Babyloniens diesen Thron zu Gemüthe, wagte es aber aus frommer Scheu nicht, sich darauf niederzulassen. (Alexander der Große wird in den jüdischen Legenden immer gelobt.) Pharao Necho will sich darauf setzen, trägt aber ebenfalls einen verkrüppelten Fuß davon. Was aber den Sohn des Antiochus betrifft, so wird nicht er durch den Thron, sondern der Thron durch ihn hinkend. Durch Unvorsichtigkeit nämlich bricht er diesem ein Bein ab, und kein Meister der

Erde vermag den Schaden zu heilen. Wenn ich mich recht erinnere, setzte sich Cyrus auf den Thron, ohne durch die außerordentliche Reizbarkeit desselben zum Krüppel zu werden; das kam daher, daß König Cyrus ein großer Judenfreund war und den Wiederaufbau des Tempels beförderte!

Was aus diesem Thron endlich geworden, vermochte mein Rabbi nicht zu sagen; hingegen wußte er noch viel von dem höchst üppigen und höchst weisen König Salomo zu erzählen, zuvörderst von seiner großen Schönheit. Sein Angesicht war weiß wie Schnee, lieblich mit Rosen besprenkelt; seine Lippen glichen den Korallen; seine Zähne glänzten wie Perlen; sein Gelocke war schwarz wie Ebenholz und so weiter.

Sonderbar! Während kein König von seinem Volke mit Begeisterung spricht, dichten die Völker ihren tyrannischsten Herrschern oft alle körperlichen und geistigen Vorzüge an. Wie leicht sind die Völker, wie schwer die Fürsten zu befriedigen.

König Salomo hatte eine große Gewalt über die Ruchoth und Schedim, über die guten und bösen Geister, die seinem Willen blindlings gehorchen mußten. Es ist männiglich bekannt, daß er

die Sprache sämmtlicher Thiere sehr wohl verstand, wenn er sie auch selbst nicht sprach. Die Kenntnisse dieses Königs nahmen von Tag zu Tag so sehr zu, daß sich sein Schädel außerordentlich erweitern mußte, um alle erworbenen Wissenschaften beherbergen zu können; und die Rabbiner behaupten, Salomons Kopf sei endlich so groß geworden, daß ihm die Thore Jerusalems zu eng wurden und man deßhalb gezwungen war, ein Thor abzubrechen, damit der König durch sein kolossales Haupt nicht zum Gefangenen in seiner Residenz würde.

Eines Tages wurmt es den König, daß ihm, dem alle zahmen und wilden Bestien gehorchten und alle König. der Erde tributpflichtig waren, die Königin von Kittur (Saba) allein keinen Tribut zahlte. Er ließ also einen seiner geflügelten Diener, einen geistvollen Auerhahn kommen (der Auerhahn und die Königin von Saba spielen auch in der Faustsage eine Rolle) band ihm einen Brief unter die Flügel und befahl ihm, sich unverzüglich nach Kittur aufzumachen. Der Brief lautete folgendermaßen:

„König Salomo entbietet Dir und Deinem Hofgesinde seinen Gruß.

Es ist Dir bekannt, daß mich der Allmächtige

zum Herrscher über die wilden Thiere, über die Vögel des Himmels, sowie auch über die Teufel, Geister und Nachtgespenster gesetzt hat, und daß alle Könige von Aufgang und Niedergang, von Mittag und Mitternacht kommen, um mir zu huldigen. Kommst Du nun ebenfalls, mir aufzuwarten, so will ich Dich vor allen Fürsten auszeichnen, so sich vor mir neigen. Kommst Du aber nicht, um mich zu grüßen, so werde ich Könige, Heerschaaren und Reisige gegen Dich schicken. Wenn Du aber fragst: Was hat Salomo für Könige, Heerschaaren und Reisige? So erfahre: die Könige, das sind die wilden Bestien, die euch auf dem Felde fressen, die Heerschaaren, das sind Geister, Teufel und Nachtgespenster, die Euch in Euren Betten erwürgen, und die Reisige, das sind die Vögel des Himmels, die euch das Fleisch vom Leibe reißen werden."

Die Königin von Saba war just im Begriff, die aufgehende Sonne anzubeten, als der diplomatische Auerhahn mit der liebenswürdigen Salomenschen Depesche unter dem Flügel vor sie tritt. Ihro Sabaische Majestät liest dieselbe und beschließt sogleich die Reise zu dem König von Juda und Israel. Sie läßt ein Schiff ausrüsten, mit den größten Kost-

barkeiten ihres Landes, mit Gold, Silber, Juwelen, Perlen und süß duftenden Spezereien befrachten und fährt nach Palästina. Die Reise von Kittur nach dem gelobten Lande dauert gewöhnlich sieben volle Jahre. Die Königin legt aber diesen langen Weg schon nach drei Jahren zurück. Salomo, der ihre Ankunft erfährt, begiebt sich in einen Krystallpallast, um sie zu empfangen. Als sie ihn gewahrt, glaubt sie, von der Durchsichtigkeit des Krystalls getäuscht, er säße im Bade und aus Furcht sich zu netzen, hebt sie das Kleid in die Höhe und zeigt ein Paar stark behaarte Beine. König Salomo empfängt sie sehr freundlich, ist aber boshaft genug ihr zu sagen: „Dein Gesicht ist ein herrliches Frauengesicht; deine Beine aber sind die Beine eines Mannes.“

Die Königin giebt ihm nun drei Räthsel zu lösen auf, drei sehr harte Nüsse, die aber der König mit den Zähnen seines Scharfsinns ohne Anstrengung aufknackt. Leider citirt die Sage diese drei Räthsel nicht. Mein Rabbi versicherte indessen, dieselben müßten äußerst schwierig gewesen sein, da sie nur der weiseste und gelehrteste aller Könige hatte auflösen können. Wie gescheidt die Königin selbst war,

und wie sehr sie den König auf die Probe zu stellen verstand, zeigen folgende Geschichten:

Eines Tages führt sie dem König mehrere wunderschöne Kinder, Knaben und Mädchen vor, die sämmtlich gleich gekleidet und frisirt und einander so ähnlich waren wie ein Ei dem andern. Salomo sollte nun die Knaben von den Mädchen unterscheiden. Was thut aber der weise König? Er befiehlt Wasser zu bringen und fordert die Kinder auf, ihre Gesichter zu waschen. Die Knaben thun dies auf eine derbe heftige Weise; die Mädchen aber gehen dabei mit großer Vorsicht zu Werke, um sich nicht wehe zu thun. Es wurde dann dem weisen König leicht, diese von jenen zu unterscheiden.

Ein anderes Mal naht sie sich demselben bis auf einige Schritte, in jeder Hand einen frischen Kranz haltend. Der eine dieser Kränze war aus natürlichen, der andere aus künstlichen Blumen geflochten. Die Königin latet nun Salomon ein, zu sagen, welcher Kranz aus wirklichen und welcher aus fabrizirten Blumen zusammen gesetzt sei. Es waren aber die natürlichen Blumen so künstlich geflochten und die künstlichen sahen an Form und Farbe den natürlichen so gleich, daß der König nicht zu unter-

scheiden vermochte. Er gerieth in große Verlegenheit; denn er, der über alle Pflanzen, von der Ceder auf dem Libanon und vom Ysop an der Wand zu sprechen wußte, war in Gefahr seine Reputation als Botaniker durch ein Weib und noch oben drein durch ein heidnisches zu verlieren. Da erblickt er plötzlich vor dem Fenster einen Bienenschwarm. Er befiehlt die Fenster zu öffnen, und sogleich fliegt der Schwarm auf den natürlichen Kranz, während sich nicht eine einzige Biene auf den künstlichen setzt.

„Diese Bienen geben dir die Antwort," sagte Salomo zu der Königin, die nun einen neuen Beweis von seinem erstaunlichen Scharfsinn hatte.

Die Rabbiner, die sich so gern in Uebertreibungen gefallen, behaupten auch, der weise König des Morgenlandes habe wie später so viele unweise des Abendlandes einen Hofnarren gehabt, der beim Besuche der Königin von Saba zugegen war. So oft nun diese dem König ein Räthsel zur Auflösung vortrug, befahl derselbe dem Hofnarren die Auflösung zu sagen. Der Hofnarr vollzog den Befehl sogleich und ohne sich nur im geringsten zu besinnen. Die Königin war natürlich darüber vor Erstaunen außer sich und dachte: Wenn schon der Hofnarr so

viel Scharfsinn und Geist besitzt, wie viel Geist und Scharfsinn muß erst sein königlicher Herr besitzen! Dieser Schluß der Königin war, beiläufig bemerkt, sehr gewagt. Wenig Fürsten haben so viel Mutterwitz gehabt, wie ihre Hofnarren, und wenn diese zufällig Könige geworden wären, hätter die Könige bei ihnen das Narrenamt nicht versehen können.

Es sei hier auch nebenbei erwähnt, daß Salomon's Hofnarr unter dem Namen Marcolphus der Held eines deutschen Volksbuchs ist. —

Die Königin von Saba spielt auch eine Rolle in einer anderen Sage, die sehr lebhaft an die Mythe von Tithon und Aurora erinnert.

Eines Tages — so lautet die Sage — besucht die Königin den weisen Sohn David's und findet ihn sehr niedergeschlagen. Als sie ihn um die Ursache seiner Betrübniß fragt, antwortet der König: „Wie sollt' ich nicht betrübt sein? Ich habe zwar Alles, was des Menschen Herz erfreuen kann. Ich besitze die herrlichsten Paläste, die prächtigsten Gärten, die kostbarsten Rosse und die schönsten Frauen lieben mich. Ich habe einen tiefen Blick gethan in die Geheimnisse der Natur; an Wissen übertreffe ich alle Sterblichen der Vergangenheit und der Gegen-

wart und der Ruhm meiner Weisheit ist in alle Enden der Welt gedrungen. Aber der Gedanke, daß ich allen meinen Besitzthümern früher oder später entrissen werde, daß mich der Tod jeden Augenblick hinwegraffen kann und ich dann vergehen muß, wie der allergeringste meiner Unterthanen — dieser Gedanke trübt mir den Lebensgenuß und jagt mir den Schlaf von der Wimper."

„Es giebt ein Kraut, das vor dem Tod schützt", sagte die Königin. „Dasselbe befindet sich im Innern eines Felsen in den Gebirgen deines Landes. Deiner Weisheit wird es nicht schwer fallen, den Felsen zu entdecken, und leicht wird es dir dann werden, denselben zu zertheilen, da du den Käfer Schamir besitzest, der das allerhärteste Gestein, wenn er es berührt, wie Wachs zerschneidet."

Des Königs Augen strahlten vor Freude. Er säumte nicht, sich mit einer großen Dienerschaar nach den Gebirgen des nördlichen Palästina's zu begeben, wo er durch den Schamir viele Felsen spalten ließ. Aus einem der Felsen drang ihm ein eigenthümlicher Geruch entgegen, und zu seiner großen Freude gewahrte er eine Pflanze, welcher der Geruch entströmte. Es unterlag keinem Zweifel, dies war die Pflanze

des ewigen Lebens. Mit Blitzesschnelligkeit stürzte er sich auf das Kraut; wie er es aber fassen will, fühlt er sich von einem namenlosen Schrecken ergriffen. Er gewahrt nämlich einen Greis mit silberweißem Barte. Der Alte lag schwach und matt ausgestreckt, in der welken Hand die verhängnißvolle Pflanze haltend.

„Ein menschliches Wesen in diesem Felsen!“ rief der König entsetzt.

„Ein menschliches Wesen wie du,“ seufzte der Greis, „und einst wie du ein gewaltiger prachtliebender König.“

„Du hältst in deiner Hand die Pflanze, welche das heißeste Ziel meiner Wünsche ist“, rief Salomo. „Das Ziel ist erreicht. Nichts gleicht nun meinem Glücke, da es unendlich.“

„Verblendeter!“ rief Jener. „Auch mir schien der Besitz dieser Pflanze das herrlichste Ziel meines Strebens. Die Allmacht erhörte meinen thörichten Wunsch, um mich zu strafen. Wer vermag zu sagen, wie alt ich bin? Ich lebe, wenn das leben heißt, von den Schmerzen des Alters gequält zu werden, ohne sterben zu können. O erbarme dich meiner! Nimm die Pflanze aus meiner ohnmächtigen Hand,

damit der Tod mich endlich von meinen Qualen erlöse."

Auf's Tiefste erschüttert, näherte sich König Salomo dem Unglücklichen und ließ das Kraut aus seiner Hand nehmen. Alsogleich schloß der Tod die Augen des Greises. Der König ließ ihn bestatten und das Kraut wieder in den Felsen verbergen. —

Die Sage von den Unsterblichkeitsgelüsten des Königs Salomo steht keineswegs vereinzelt da. So erzählt man von einem chinesischen Kaiser, der ebenfalls das ewige Leben diesseits des Grabes wünschte. Einer seiner Leibärzte, ein Alchimist und wunderthätiger Magus ließ ihn Thau mit aufgelösten Perlen trinken und zwar aus einem Becher, der ihm von dem Alchimisten geschenkt wurde und von dem dieser versicherte, es sei der Becher der Unsterblichkeit und der Kaiser würde vor jeder Todesgefahr geschützt sein, wenn er sich ausschließlich dieses Pokals und keines anderen Trinkgefäßes bediente. Der Fürst ließ sich dies nicht zweimal sagen und der Zauberpokal ward sein Mundbecher. Er schlürfte aus demselben so oft wie möglich, doch immer nur, wenn er sich unbemerkt glaubte. Trotz seiner Vorsicht aber kam sein Mundschenk hinter das Geheimniß und er dachte:

Ich wäre ja ein Thor, wenn ich nicht die günstige Gelegenheit benutzte, das ewige Leben zu erhalten. Er sprach also, mit äußerster Vorsicht vor jeder Ueberraschung, dem Becher sehr häufig zu. Eines Tages aber wurde er just in dem Augenblick, als er den letzten Schluck aus dem magischen Becher that, von dem Kaiser ertappt. Der Kaiser war wüthend und gab sogleich Befehl, den unsterblichkeitslüsternen Mundschenk zu spießen.

Der Mundschenk aber, der ein sehr vernünftiger Mensch war und, wie sein Vergehen klar genug beweist, keine Lust zum Sterben im Allgemeinen und noch weniger zum Gespießtwerden im Besondern spürte — Der Mundschenk fiel vor dem Kaiser auf die Knieen und sprach: „Ich habe wie du, o Herr! aus dem Becher der Unsterblichkeit getrunken. Besitzt nun derselbe wirklich die ihm zugeschriebene Kraft, so bist du nicht im Stande, mich tödten zu lassen; bist du aber im Stande, mich tödten zu lassen, so besitzt der Becher auch nicht die an ihm gepriesene Zauberkraft und du mußt so gut sterben wie ich."

Der Kaiser fand diese Worte eben so logisch als unverschämt; aber aus Liebe zu seinem eigenen

Leben schonte er des Verbrechers. Der Verdruß jedoch, sein Dasein mit dem seines Dieners so unauflöslich verkettet zu sehen, erschütterte ihn so heftig, daß er nach einigen Wochen starb.

Der Mundschenk folgte mit bestürzten Zügen, aber vergnügten Herzens, dem Sarge seines Gebieters. —

Ich komme wieder zur Königin von Saba zurück.

Dieselbe war ganz entzückt von Salomo, und was diesen betrifft, so scheint er auch nicht durch die behaarten Beine der Sabäerin abgeschreckt worden zu sein. Wenigstens behaupten andere Legenden, daß er mit ihr einen Sohn gezeugt, der Menilek hieß und Stammvater der Falaschen, der Juden im heutigen Aethiopien, ward. Theodoros, dessen tragisches Ende noch Jedem gegenwärtig ist, rühmte sich bekanntlich, ein Abkömmling Salomonis zu sein.

Der Legende nach muß Ihro Majestät von Saba ein bischen Hexerei getrieben haben. Man sagt auch, daß die Kabbalisten sie oft herbei beschworen, und sie sei dann immer als höchst zierliches Weib erschienen. Wie dem aber sei, wir Knaben hatten vor ihr, der **Malka schba**, eine gewisse

Angst, und ich erinnere mich noch, daß wir Knaben uns einem Treibhaus in dem Garten eines Crösus meiner Vaterstadt nicht ohne Bangen näherten, wahrscheinlich weil wir an den Krystallpallast dachten, vor welchem besagte Fürstin ihre abnormen Beine entblößte. —

Der Talmud enthält auch viele satyrische und humoristische Bemerkungen, die sich dem kindlichen Gedächtniß scharf einprägen. So erwähnt er, um einen Begriff von der Sittenverderbniß in Sodom und von der Niederträchtigkeit seiner Richter zu geben, folgende Beispiele: Als dort einer dem Esel seines Nachbars ein Ohr abgehauen, sagten sie zu dem Eigenthümer: gieb ihm deinen Esel. Er soll dir aber das Thier zustellen, sobald diesem das Ohr wieder gewachsen sein wird. — Kam ein Bettler nach Sodom, so gab ihm jeder Einwohner einen Pfennig, auf welchem der Name des Gebers eingekratzt war. Man verkaufte ihm aber kein Brod und ließ ihn auch nicht wieder aus der Stadt ziehen. Wenn nun der Arme Hungers starb, fielen sie über ihn her und Jeder nahm den ihm geschenkten Pfennig wieder zurück. — Hatte Jemand seinen Mitbürger verwundet, so sagten sie zu dem Verwundeten: Gieb ihm

eine Belohnung dafür, daß er dir das Blut abgelassen. Elieser, Abraham's Diener, kam nach Sodom und sie verwundeten ihn. Als er sich nun an den Richter wendete und dieser ihm befahl, dem, der ihn verletzte, eine gewisse Summe für die Blutabzapfung zu entrichten, warf er dem Richter einen Stein an den Kopf. „Was soll das heißen?“ fragte der blutrünstige Richter. Elieser erwiderte: „Gieb ihm, der mich verwundete, das Geld, das mir zukommt dich verwundet zu haben.“ —

Der Talmud stand früher bei den Juden in solchem Ansehen, daß man ihn höher als die heilige Schrift stellte und von dieser sagte, sie verhalte sich zu jenem wie Wasser zu Wein. Ich glaube, die Rabbinen behaupteten sogar, daß der liebe Gott dem Studium des Talmuds täglich neun volle Stunden widme, mit dem Studium der Bibel aber sich nur drei Stunden täglich befasse.

Unstreitig ist der Talmud eines der absonderlichsten, wenn nicht das absonderlichste aller Schriftwerke, und man weiß, welche Beschuldigungen, Verleumdungen und Verfolgungen derselbe veranlaßt hat. Gelehrte und ungelehrte Judenhasser haben aus dem Talmud die Waffen geholt, mit denen sie

unbarmherzig auf die Juden losschlugen. Diese Judenfeinde haben natürlich aus dem Talmud nur solche Stellen gerissen, die zur Begründung ihrer giftigen Anklagen dienen konnten. Sie haben diese Stellen noch oben drein verfälscht und sich wohl weislich gehütet, das Gute und Vortreffliche zu erwähnen, das dieses Werk in Hülle und Fülle enthält.

Es ist sicher, daß im Talmud gar Manches, was ungereimt scheint, eine tiefere Bedeutung hat. Als Orientalen liebten die Rabbiner in Allegorien zu sprechen, zu denen uns der Schlüssel fehlt. Außerdem bietet der Talmud auch philologische Schwierigkeiten dar, die selbst dem gelehrtesten Talmudisten das Verständniß erschweren.

Der allerlächerlichste Vorwurf, den man dem Talmud gemacht, besteht meiner Ansicht darin, daß derselbe viele Widersprüche enthalte. Man zeige mir irgend ein Werk auch des logischsten Denkers, des überzeugungsfestesten Schriftstellers und ich will darin eine Menge Widersprüche nachweisen. Wenn ein Autor in einem Kapitel behauptet, das Weib ist ein Engel, und in einem anderen Kapitel, das Weib ist ein Teufel, so hat er entweder in beiden Kapiteln recht oder unrecht; aber er widerspricht sich durchaus nicht.

Wir Menschen sehen eben die Dinge menschlich an, und alles Menschliche ist nur relativ. Das alte Testament ist voller Widersprüche, und das viel weniger voluminöse neue Testament enthält der grellen Widersprüche noch mehr. Christus sagt: Liebet euch unter einander und wiederholt nur damit, was die Bibel und die jüdischen Schriftgelehrten vor ihm oft wiederholt haben. Er sagt aber auch: Wenn Jemand zu mir kommt und nicht hasset seinen Vater und seine Mutter, und seine Frau und seine Kinder und seine Brüder und seine Schwestern und sogar sein eigenes Leben, so kann er nicht mein Schüler sein. Sind das nicht Widersprüche? Ja, sind das nicht, wenn buchstäblich genommen, wahre Blasphemien und muß nicht die Exegese im Schweiße ihres Angesichts diese Verse deuten? Und man verlangt vom Talmud, an dessen Redaktion fünf Jahrhunderte hindurch so viele Männer gearbeitet, daß er keine Widersprüche enthalte! Man muß die allergenaueste Kenntniß des Talmudischen Idioms besitzen; man muß alle lokalen Beziehungen, alle Sitten und Gebräuche, alle Ansichten über politische, religiöse und sociale Zustände in jenen Zeiten kennen, um die vielen Anspielungen im Talmud auch nur halbwegs

zu verſtehen. Man vergeſſe auch nicht, daß Vieles, was damals im Orient vernunft- und zeitgemäß war, nach anderthalb tauſend Jahren und im Abendlande es nicht mehr ſein kann. Findet ſich in unſeren juriſtiſchen Werken, die kaum vor zwei Jahrhunderten abgefaßt wurden, nichts Albernes, nichts Lächerliches? Was ehemals vernünftig war, ſcheint uns heute lächerlich, und Vieles, was wir heut bewundern, werden unſere Enkel lächerlich finden, vielleicht ſchon unſere Söhne.

Es fällt mir indeſſen nicht ein, für den Talmud eine Lanze zu brechen. Man hat ihm beſonders vorzuwerfen, daß er unzählige heidniſche Elemente aufgenommen und den Glauben an die Exiſtenz von Dämonen verbreitet hat. Er hat Himmel und Erde mit Engeln und Teufeln bevölkert, er hat mit Geſpenſtern die Luft geſchwängert und ſo den Geiſt des Judenthums verfälſcht. Seine Wortklauberei, ſeine Silbenſtecherei, ſeine Kümmelſpalterei, ſeine Sucht, kein einziges Wörtchen in Ruhe zu laſſen und tauſend Dinge hinein zu deuten und herauszugrübeln: dies alles hat gewiß verderblich gewirkt, um ſo verderblicher, als man den Talmud als Orakel betrachtete

und die begabtesten Juden ihn zum ausschließlichen Studium machten. Ja, wenn man bedenkt, wie viel geistvolle Männer während einer Reihe von Jahrhunderten sich anstrengten die lächerlichsten Albernheiten zu sagen, und wie viel Tausende sich abgemüht, in diesen Albernheiten die Quintessenz der Weisheit zu finden, so kann man sich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren. Trotz alledem aber hat der Talmud auch seine guten Seiten. Er hat inmitten der grausamsten, der blutigsten Juden-Verfolgungen nicht wenig zur Erhaltung des Judenthums beigetragen, für welches er immer mit dem feurigsten Eifer kämpft. Selbst die talmudische Trichotomie hat dadurch, daß sie zur unausgesetzten Beschäftigung mit dem jüdischen Schriftthume trieb, das Judenthum vor Auflösung bewahrt. Auf keinen Fall hatten interessen die Schutt, die Eisenmenger und wie sonst die schweinsledernen Theologen heißen mögen, die sich bei abtrünnigen Juden ihre jüdische Gelehrsamkeit zusammengebettelt, auf keinen Fall hatten diese Judenfresser ein Recht, dem Talmud so sehr in's Zeug zu fahren. Sie hätten besser daran gethan, vor ihrer eigenen Thüre zu fegen. Denn es sieht vor den Thüren der theo-

logischen Hörsäle nicht sauberer aus als vor den Thüren der Talmudschulen.

Wenn jetzt der Talmud, wenigstens in Deutschland, seine Geltung fast vollständig verlieren, so ist dies nicht in Folge der heftigen, der maßlosen Angriffe der Judenfeinde geschehen, sondern in Folge der freiwilligen und eifrigen Bestrebungen der Juden, hinter der allgemeinen Cultur nicht zurück zu bleiben. Der Talmud hat jetzt wenig Autorität, oder vielmehr nur Autorität unter Wenigen. Die dicken Folianten sind in Staub gehüllt und modern auf den Repositorien. Das alles hindert jedoch nicht das Fortbestehen des Judenthums. Es hat bestanden vor der Abfassung des Talmuds; es wird fortbestehen, wenn längst das letzte Exemplar des Talmuds verschwunden sein wird. Der Talmud vergeht; das Judenthum besteht. Vielleicht wird das Judenthum noch bestehen, wenn die Juden nicht mehr bestehen werden. —

Wurde nun in den Schulen, von denen ich eben sprach, wenig gelernt und viel geprügelt, so gab es doch schon einige, in denen man weniger Prügel bekam und einen besseren Unterricht genoß. Ungefähr zwei Menschenalter vor der Epoche, in welche meine Kinderjahre fallen, hatte Moses Mendelssohn die

Reform des Judenthums begonnen. Er selbst hatte sich aus den gedrücktesten Verhältnissen durch Fleiß und Ausdauer, durch kluges bescheidenes Wesen emporgearbeitet, sich aller ihm zu Gebote stehenden Bildungsmittel bemächtigt und endlich eine bequeme bürgerliche Stellung und einen geachteten Namen in der deutschen Literatur erworben. Der Druck, der damals auf seinen Glaubensgenossen lastete, mußte ihn, den zartfühlenden Mann, um so bitterer schmerzen, als er einsah, wie wenig man geneigt war, aus bloßem Gerechtigkeitsgefühl dieselben von dem schmachvollen Joche zu befreien, das ihnen der finstere Glaubenshaß aufgelegt. Konnte er doch in der aufgeklärten Stadt Berlin, in der Residenz des großen Philosophenkönigs, mit seinen Kindern nicht die Straßen durchschreiten, ohne die Schimpfworte der christlichen Jugend zu hören, oder sich gar von Steinwürfen bedroht zu sehen!

Er sah ein, daß die Juden sich die Gleichberechtigung mit den Christen erobern müßten, und daß dies nur geschehen könnte, wenn sie in's allgemeine Culturleben eingeführt würden. Er beschloß, der Reformator der Juden zu werden. Ein sanfter Mann mit warmfühlenden Herzen,

hatte er zugleich einen sehr praktischen Sinn, der die geeignetsten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu finden wußte. Er begann sein Reformationswerk mit der Uebersetzung der fünf Bücher Mosis, und um dieselbe den Juden zugänglich zu machen, von denen damals nur wenige deutsche Druckschrift zu lesen vermochten, wurde sie mit jüdischen Lettern gedruckt und dem hebräischen Text beigefügt. Er übersetzte sodann die Psalmen, das hohe Lied und den Thriumphgesang der Deborah. Fast zu gleicher Zeit wurde in Berlin von David Friedländer die erste jüdische Elementarschule gegründet und in dieselbe das Programm der christlichen Schulen eingeführt. Von Berlin, der Residenz eines großen Staats und dem Mittelpunkt einer zahlreichen jüdischen Gemeinde, wurde die Reform in weitere Kreise, wenn auch nicht ohne Kampf und Mühe, fortgepflanzt.

Den heftigsten Widerstand fand sie in Polen. Die polnischen Juden glaubten durch diese Reform im Schulwesen den mosaischen Glauben gefährdet und wollten den gewohnten jüdisch-deutschen Jargen durch das Mendelssohn'sche Hochdeutsch nicht verdrängen lassen. Sie waren der Ansicht, daß Jehova

durch ein korrectes Deutsch beleidigt würde. Man würde sich indessen doch irren, wenn man glaubte, daß diese Verbesserungen der Jugenderziehung keine Anhänger unter den polnischen Juden gefunden. Aber die Menge verhielt sich entschieden ablehnend gegen die Reform, und meine Vaterstadt suchte eine besondere Ehre darin, derselben mit allen Kräften entgegen zu arbeiten. Aber was half's?. Das Licht, das Mendelssohn angezündet, drang doch durch manche Spalten und Ritzen, und der fromme Eifer der Alten konnte die jüdischen Schulen nicht unterdrücken, die von einzelnen gebildeten Lehrern gegründet wurden. In diesen modernen Schulen wurde zwar auch der Talmud, aber nicht mehr ausschließlich unterrichtet, ja er wurde sogar durch die andern Unterrichtsgegenstände in den Hintergrund gedrängt.

Mit dem bessern Unterricht trat auch die bessere Behandlung der Schüler ein. Leider hatte ich nicht das Glück, zu diesen Schülern zu gehören, und ich mußte später unter den unbeschreiblichsten Entbehrungen, unter den unglaublichsten Anstrengungen das Versäumte nachholen. Fast alle Juden der damaligen Zeit, die den eng umschriebenen Kreis rabbinischer Studien verließen, um sich allgemeine Kenntnisse

zu erwerben, waren wie Mendelssohn selbst, Autodidakten. Die Autodaxie stieß aber gewöhnlich auf die größten Schwierigkeiten; sie war sogar oft nicht ohne Gefahr. Die frommen Verwandten, die in den allgemeinen Studien einen Abfall vom Mosaismus sahen, überwachten die jungen Leute, an denen sie einen lebhaften Wissensdrang wahrnahmen, mit Argusaugen, und zeigten ihnen unter Ermahnungen und Drohungen, unter Flehen und Verwünschungen die entsetzlichen Folgen, welche die Befriedigung dieses Dranges nothwendig begleiten müßten. Dies alles aber verschlug nichts. Der junge Mann, in welchem sich der Trieb nach allgemeinen Kenntnissen regte, suchte sich auf tausend geheimen Wegen und unter allen erdenklichen Opfern die nöthigen Bücher zu verschaffen, sie vor den Blicken des wachsamsten Argwohns zu verbergen und sich Nachts bei sorgfältig verschlossener Thüre dem Studium zu widmen. Wurden ihm die Kerzen entzogen, so entwendete er einige Kienspäne, die nach Mitternacht in seinem Schlafzimmer angezündet, die Studirlampe ersetzen mußten. Ich kenne einen jüdischen Gelehrten aus Rußland, der den Mond zu seiner Studirlampe machte und daher nur einigemale des Monats

sich den Wissenschaften hin zu geben vermochte. Das bleiche Mondlicht, bei dem er zum Theil sehr schlecht und sehr eng gedruckte Schriften verstehlen las, hat ihm fast das Augenlicht gekostet.

Dieser unüberwindliche Wissensdrang äußerte sich oft in verheiratheten Männern und Familienvätern. Die Schwierigkeiten waren dann noch größer, die Gefahren viel drohender, die Entbehrungen viel herber, die Verwicklungen und Zwistigkeiten häufiger und bedenklicher. Man denke sich einen jungen Mann, der schon in die Ehe getreten, oder richtiger, den man in die Ehe gezwängt, bevor er kaum das Knabenalter zurückgelegt, der noch Jüngling bereits Vater mehrerer Kinder ist und nun plötzlich von einem unwiderstehlichen Trieb erfaßt wird, der beschränkten Gedankenwelt, in der man ihn bisher gehalten, sich zu entwinden und seine geistige Erziehung zu beginnen. War er doch nicht einmal im Besitz einer lebenden Sprache, und mußte er sich doch erst eine solche aneignen! Wie schwer ward es selbst einem Mendelssohn, der in seinem Knabenalter eben auch bloß den jüdischen Jargon sprach sich in reinem Deutsch auszudrücken und vollends Deutsch zu schreiben. Man weiß, wie unendlich viel

Mühe es ihm sogar nach dem Erscheinen seiner ersten Schriften noch kostete, das passende leichte Wortgewand für seine Gedanken zu finden. An seine schriftstellerischen Erstlinge hatte Lessing die grammatikalische und ästhetische Feile gelegt; nach der Entfernung Lessing's von Berlin sah der arme Mendelssohn, wie wenig er noch die deutsche Sprache zu beherrschen wußte, und es kostete noch viele Jahre anhaltenden Fleißes, bis er nicht nur ein gewandter, sondern auch einer der besten Prosaiker seiner Zeit wurde.

Aber nicht jeder Jude hatte das Glück, von einem Lessing in den Elementen der Schriftstellerkunst unterrichtet zu werden und in einer großen Residenz, im Mittelpunkt der Kunst und Wissenschaft zu leben. Fast alle aufstrebende Juden der damaligen Epoche vermochten sich wie gesagt die Elemente der Bildung nur unter Mühe, Noth und Gefahr anzueignen. Dies Martyrium war um so bewundernswürdiger, je uneigennütziger es war; denn was konnte der Jude, der nach unaussprechlichem Kämpfen und Ringen eine höhere Bildungsstufe erstiegen, damals erreichen? Man verschloß ihm jeden Zutritt selbst zu den niedrigsten Aemtern und er fand nicht nur keine

Aufmunterung, sondern überall verkappte Widersacher und offne Feinde.

Die Juden, die das Unglück hatten, im Großherzogthum Posen das Licht der Welt zu erblicken, waren noch viel schlimmer daran, als ihre andern deutschen oder preußischen Glaubensgenossen. Dem Juden in der genannten Provinz wurde vom Staate das Dasein auf jegliche Weise verbittert. So war es ihm verboten, von einem Christen ein unbewegliches Eigenthum zu erwerben; er durfte nicht auf dem Lande wohnen, und es war ihm auch nicht gestattet, in einer Stadt zu leben, die früher keine Juden zugelassen. Das Schlimmste aber von allem war, daß man ihm nicht erlaubte, in eine andere Provinz überzusiedeln. Das Vaterland meiner jüdischen Landsleute beschränkte sich also auf das Großherzogthum Posen und dies auch im allerbeschränktesten Sinne. Man kann sich also die traurige Lage Derjenigen vorstellen, die von einem höhern Streben beseelt waren.

Viele gingen in Verzweiflung unter; Andere erlagen den fruchtlosen Anstrengungen und nur sehr Wenigen ward einige Anerkennung in engeren Kreisen zu Theil.

Man behauptet, daß ein wahres Talent sich trotz aller Hindernisse, trotz aller Verfolgungen am Ende doch Bahn breche. Nichts ist unrichtiger. Ein Talent kann sich nur unter gewissen Bedingungen entfalten; wo diese Bedingungen fehlen, wird es schon im Keim erstickt. Der Philister, der so oft von dem Ringen und Kämpfen hervorragender Männer gelesen, hegt die Ueberzeugung, daß Noth und Elend zur Entwickelung eines Genius unumgänglich nothwendig seien. Die philisterhafte Talentlosigkeit meint auch, Dichter und Schriftsteller müssen, um vollständig reif und genießbar zu werden, wie gewisse edle Obstsorten längere Zeit auf dem Stroh liegen. Das ist eine sehr bequeme Theorie, die aber eben so falsch als bequem ist. Es ist noch kein Jahrhundert, daß die Juden in Deutschland begannen, an den allgemeinen Culturbestrebungen sich zu betheiligen, und es sind kaum zwei Decennien, daß sie gleiche bürgerliche Rechte mit den Christen genießen; aber wie viel Künstler, Schriftsteller und Gelehrte haben sie hervorgebracht, seit sie nur einigermaßen frei athmen dürfen. Das ist wohl der unwiderlegbarste Beweis, daß Talente unterdrückt, daß sie erweckt und entwickelt werden können.

Man hat den jüdischen Gelehrten, die aus jener Epoche stammen, Mangel an Gründlichkeit vorgeworfen. Dieser Vorwurf ist nicht ungerechtfertigt. Allein bei dem eben beschriebenen Bildungsgange dieser Männer lassen sich die klaffenden Wissenslücken derselben leicht erklären. Es ging ihnen wie dem Halbverschmachtenden, der aus einer wüsten Gegend plötzlich in einen üppigen Obstgarten versetzt wird und der nun in seiner Hast, sich zu letzen, an den verschiedensten Früchten herumnascht. Sie mußten in einem Alter, wo Andere bereits mit der gründlichsten Schulbildung versehen, sich einer Fachwissenschaft widmen können, mit dem untersten Elementarunterricht beginnen. Was Andern so zu sagen im Schlafe gegeben wird, mußten sie sich unter tausend Schwierigkeiten aneignen. Da wurde nun mit kühnen Sätzen gar manches übersprungen, oder nur obenhin berührt. Seit aber die Juden gemeinschaftlich mit den Christen die Schule besuchen, stehen sie an Gründlichkeit hinter diesen nicht zurück, und ich glaube nicht, daß man mit Recht die heutigen jüdischen Gelehrten, die einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, der Oberflächlichkeit zeihen kann.

Merkwürdig ist es, daß Moses Mendelssohn,

der erste Jude, der sich als deutscher Schriftsteller allgemeine Geltung zu verschaffen wußte, ein klassisches Deutsch schrieb und indem er reformirend auf sein Volk wirkte, zugleich die deutsche Literatur durch mehrere vortreffliche Werke bereicherte. Er gehört wie gesagt zu den vorzüglichsten Prosaikern seiner Zeit, und wenn man unter den literarischen Größen, die auf dem Postamente des Friedrichdenkmals in der preußischen Residenz prangen, sein Bildniß vermißt, so zeigt dies, daß ein ganzes Jahrhundert geistiger Kämpfe nicht hinreicht, um unter dem Volke von Denkern die eingewurzelten Vorurtheile auszurotten.

Man darf von Mendelssohns reformatorischem Wirken nicht sprechen, ohne Lessing's zu gedenken. Ohne Lessing hätte Mendelssohn schwerlich sein schönes Ziel erreicht, und die Juden würden vielleicht heute noch in Deutschland als eine fluchwürdige Rasse mit Schimpf und Hohn verfolgt werden. Im Jahre des Heils 1754 lernten sich beide persönlich kennen und schlossen sogleich ein Freundschaftsbündniß, das nur der Tod zu trennen vermochte. Beide waren damals noch Jünglinge. Aber welcher Unterschied in ihrer äußeren Erscheinung! Lessing, ein stattlicher kräfti-

ger junger Mann, auf dessen breiten Schultern ein herrlicher Kopf saß; Mendelssohn, ein kleines verwachsenes stotterndes Männchen, dem man es ansah, daß er bisher sein Brod mit Thränen gegessen. Sein sieches Aeußere erinnerte an das Volk, dem er angehörte und dem er ein Hort und Erlöser werden sollte. Mendelssohn bewunderte in Lessing den großen, klaren, unbefangenen Geist, das umfassende gründliche Wissen und den hohen Sinn, der gegen jede Schulfuchserei, gegen jedes Vorurtheil mit eingelegter Lanze in die Schranken stürmte. Lessing seinerseits bewunderte in Mendelssohn den unwiderstehlichen Wissensdrang, das sanfte Dulden und trotz der körperlichen Gebresten das unermüdliche Ringen nach geistiger Selbstbefreiung, nach der Befreiung seines unterdrückten Volkes und somit nach der Befreiung der Unterdrücker von der finstern Verfolgungssucht.

Mendelssohn wurde durch Lessing zum Schriftsteller. Eines Tages nämlich überreichte Mendelssohn seinem Freunde ein Manuscript, „Philosophische Gespräche", zur Durchsicht und Beurtheilung. Eine geraume Zeit verging, ohne das Lessing sich über das Werk äußerte, und als Mendelssohn ihn endlich fragte, ob er die Arbeit gelesen,

stellte sie ihm dieser als gedrucktes Buch zu. Ohne Lessing hätte Mendelssohn in seiner Bescheidenheit sich wahrscheinlich niemals in die Oeffentlichkeit gewagt; aber ohne Mendelssohn hätte auch Lessing gewiß nicht den Nathan geschrieben, in welchem er seinem Freunde und sich selbst das schönste Denkmal setzte.

Wenn wir den Nathan lesen, oder auf der Bühne sehen, erfaßt uns ein eigenthümliches Gefühl. Es ist in diesem Werke alles so edel gedacht, so tief empfunden, so vortrefflich ausgedrückt, daß wir kaum begreifen, warum man diese einfachen Wahrheiten, die sich von selbst verstehen, warum man diese Elemente der Humanität, religiöse Duldsamkeit, erst besonders empfehlen muß. Aber die einfachsten Wahrheiten sind für das Menschengeschlecht, was das tägliche Brod für den einzelnen Menschen ist. Der Mensch muß unausgesetzt arbeiten, daß er es gewinne.

Nathan der Weise ist das Testament, in welchem der sterbende Lessing seinem Volke die schönsten und humansten Gefühle vermachte.

Dieses Werk wurde die Lieblingslektüre der Juden. Darüber hat man sich freilich nicht zu ver-

wundern; bemerkenswerth ist es aber, daß die Juden durch dieses Werk, in welchem ihre Sache so eifrig vertheidigt und gegen Glaubensvorurtheile so geist- und herzvoll gekämpft wird, selbst lernten, dem Vorurtheile zu entsagen und sich immer enger dem Culturprozesse des deutschen Volkes anzuschließen. So unberechenbar ist die Tragweite einer bedeutenden geistigen Schöpfung.

Die Synagoge.

Ich habe von dem Auftritte gesprochen, der sich bei der Disputation zwischen meinem Urgroßvater und dem Rabbiner ereignete. Außer den großen Talmudisten, die, wenn sie auf Reisen waren, in bedeutenden Gemeinden ihren gelehrten Scharfsinn bewundern ließen, gab es auch wandernde Sittenprediger, Maggidim genannt, die viel populärer waren als die Talmudisten; denn wenn diese nur von den hochgelahrten Männern verstanden wurden, so wandten sich Jene an die Massen und auch an die Frauen. Sie citirten nur selten den Talmud, sondern meistens die Bibel und die Midraschim, und sie erzählten gar manche erbauliche Legenden, denen die Gemeinde mit andächtiger Spannung zuhörte. Sie wußten nicht nur die heilige Schrift, sondern auch alle Commentare derselben auswendig, so daß sie jeden Augenblick ihre Moral mit Belegen aus

diesen Schriften würzen konnten. Ihre Reden waren nicht vorbereitet; es waren vielmehr Improvisationen, die sich hauptsächlich auf die Vorzüge und Gebrechen der Gemeinde bezogen, in der sie mit ihrem oratorischen Talente debütirten. Sie donnerten a la Abraham a Santa Clara tüchtig darauf los und entlockten den Frauen, die hinter dem Gitter von dem männlichen Theil der Gemeinde abgesondert saßen, Thränen der Zerknirschung und der bittersten Reue. Ich erinnere mich noch lebhaft eines dieser fahrenden Homiletikers, der seine Rede folgender Weise begann: „Alles Unglück wird Euch heimsuchen. Die Armuth wird kauern an Eurer Thürschwelle. Die Noth wird sitzen an Eurem Heerd, der Hunger an Eurem Lager. Der Morgen wird Euch keinen Trost, die Nacht keinen Schlummer bringen. Euer Herz wird zergehen wie Wachs an der Mittagssonne, und das Herz Derer, denen Ihr Eure Leiden klagen werdet, wird sein von Marmelstein. Eure Weiber werden Wittwen, Eure Kinder werden Waisen werden und Niemand wird sich ihrer annehmen."

Nachdem er nun lange Zeit die Zukunft der Gemeinde in den allerschwärzesten Farben geschildert, zählte er die Sünden und Laster auf, welcher sich

seine Zuhörerschaft schuldig machte, und zwar so, daß auf jede Sünde das entsprechende Uebel als gerechte Strafe folgte.

Man erzählt von Johann Tauler, daß einst eine Frau, die einer seiner donnernden Predigten beiwohnte, vor Schrecken eine Fehlgeburt that. Glücklicher Weise führte die Rede des erwähnten Maggid kein solches Unglück herbei wie die des Straßburger Mönches; ich glaube aber noch immer das Seufzen und Schluchzen zu hören, das durch's Frauengitter in mein Ohr drang. Der Schluß dieser Rede war übrigens viel heiterer als der Anfang. Der Prediger mahnte zur Bekehrung und versicherte, daß durch dieselbe sich alles Leid in Freud', jeder Schmerz in Wonnegefühl, jeder Fluch in blühenden Segen verwandeln würde.

Neben der großen Synagoge waren noch mehrere kleinere, in denen täglich Gottesdienst gehalten wurde. Jeder Verein in der Gemeinde, wie z. B. der Verein für Krankenpflege, hatte nämlich sein besonderes Gebethaus. Auch diese Kapellen, wenn ich sie so nennen darf, hatten ihre Sittenprediger. Einer derselben wurde das Nachtrabbichen genannt. Es war ein kleines verhutzeltes Männchen mit einem weißen

Bärtchen, und es nahm sich in seinem spitzen, mit einem Zobelschwanz verbrämten Sammtmützchen höchst pessierlich aus. Dieser gnomenartige Rabbi predigte tagtäglich in der Abenddämmerung vor einer Zuhörerschaft, die aus der niedern, d. h. aus der ungelehrten Handwerkerklasse, bestand. Er hatte ein schrilles, quiekendes Stimmchen, so daß das Erbauliche und Beschauliche, das er zum Besten gab, scharf in jedes Ohr drang. Daß er sich in seinen Reden wiederholte, versteht sich von selbst; denn wenn man fast zwei Menschenalter hindurch ununterbrochen täglich zur bestimmten Stunde moralisirt, kann man nicht viel Neues bieten. Ich wohnte zuweilen diesen Predigten bei, weniger von einem religiösen Bedürfniß geleitet, als von der Aussicht auf das Vergnügen, welches ich bei dem Anblick der banausischen Zuhörerschaft empfand. Dieselbe begleitete jeden Gemeinplatz mit Aechzen und Krächzen, und kratzte sich den Kopf vor Zerknirschung.

Die Homelien des putzigen Rabbi's waren mit vielen Gleichnissen ausstaffirt. Ich erinnere mich noch eines derselben und will es hier anführen, damit der Leser einen Begriff von jenen Predigten bekomme.

„Ein König," sagte das Rabbichen, „hatte unter seinen vielen Kindern einen Sohn, den er vor Allem liebte. Er überhäufte ihn daher mit Wohlthaten jeder Art; er bedachte ihn mit den schönsten, mit den herrlichsten Gaben. Der Sohn aber, statt durch Tugend und sittsamen Wandel die Dankbarkeit gegen seinen gütigen Vater zu bezeugen, gab sich allen erdenklichen Lastern hin. Der Vater ermahnte ihn, sich zu bessern und zu bekehren. Umsonst! Der ungerathene Sohn hatte ein verstocktes Herz und die Ermahnungen seines Vaters verspottend, sank er immer tiefer in den Schlamm des Frevels. Da ließ ihn der Vater eines Tages ergreifen und in eine Festung stecken, wo seine Dränger ihn unter Hohn und Verachtung zur Zwangsarbeit anhielten. Viele, viele Jahre vergingen. Da reiste der König durch seine weiten Lande, und auf dieser Reise berührte er auch die Festung, wo sein Sohn in schmachvoller Gefangenschaft und unter den härtesten Züchtigungen frohnden mußte. Der Vater näherte sich dem Unglücklichen, der nun bittere Thränen der Reue vergoß und ihn mit zerknirschtem Gemüthe um Befreiung und um Verzeihung der begangenen Frevel bat. Da richtete ihn der Vater mit Milde auf, be-

freite ihn von den schweren drückenden Fesseln, führte ihn heim an seiner Seite, und der Sohn, des erlittenen Jammers gedenkend, verließ von nun an den Pfad der Tugend nicht wieder. Der König, meine Brüder, ist Jehovah; sein frevelhafter Sohn ist Israel; die Festung ist das Exil; die Dränger sind die Völker, von denen unser Volk gehaßt und verachtet wird. Einst aber wird kommen der Tag, da der Herr einen gnädigen Blick auf dieses Exil wirft. Er wird dann sein geliebtes Israel von den Ketten und Banden befreien und wieder zurückführen nach Zion in Glanz und Herrlichkeit. Amen."

Dem Nachtrabbichen war für seine Predigten kaum eine halbe Stunde gegönnt. Es predigte nämlich zwischen dem Abend- und Nachtgebet. Sobald nun der öffentliche Rufer die Gemeinde zu diesem einlud, brach das Rabbichen in der Mitte des Satzes ab und fügte das Amen an die Hälfte des Satzes, was nicht selten eine komische Wirkung hervorbrachte.

Ich kann das kleine fromme Männchen nicht verlassen, ohne folgende Anekdote zu erzählen. Der kleine Rabbi bewohnte ein niedriges Häuschen in einer der großen Synagoge benachbarten Straße. Jeden Morgen ging er in's Gotteshaus, um seine

Andacht zu verrichten, die mehrere Stunden dauerte. Eines Tages kamen einige junge Schalksnarren auf den Gedanken, während der Abwesenheit des Rabbi's sein Häuschen übertünchen zu lassen. Als nun der Rabbi aus der Synagoge zurückkehrte, erkannte er sein Haus nicht wieder, glaubte sich in der Straße geirrt zu haben und fragte die Vorübergehenden ängstlich den Weg nach seiner Wohnung.

Es geschah wohl auch, daß sich an Sonnabenden oder an Feiertagen ein fremder Sänger mit seiner Truppe in der großen Synagoge hören ließ. Das war nun ein hoher Genuß, dessen man sich nicht genug erfreuen konnte. Diesen Sängern, die aus Russisch Polen kamen, ging nicht selten ein großer Ruf voraus. Man sprach von ihnen wie von einem Lablache, Mario oder Tamberlick. Sie kamen niemals allein, sondern immer in Begleitung eines Bassisten, eines oder mehrerer Tenoristen mit Falsettstimmen und einiger Knaben. Es war also ein Chor. Bei gewissen Abtheilungen des Gottesdienstes stieg ein solcher Bravourſänger auf das Almemor, auf die Estrade nämlich, die sich in der Mitte des Tempels befindet und wo die Thora verlesen wird, und sang nun die Soli mit allerlei fein gekräuselten Fiori-

turen, lieblich gesponnenen Colloraturen, süß geflöteten Trillern und ohrenkitzelnden Cadenzen ab, worauf denn die Ensemblestücke folgten. Die überfüllte Synagoge war an solchen Tagen gleichsam in ein Odeon verwandelt. Daß diese Sänger durch keine Kunstmethode glänzten, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Sie sangen Opernarien, die sie Gott weiß wo aufgeschnappt hatten, oder slavische Volksmelodieen, ja sogar eigne Compositionen; denn obgleich diese Leute keine gründliche musikalische Bildung besaßen, hatten sie doch wie die meisten Juden ein angeborenes lyrisches Talent. Fast jeder Jude hat mehr oder minder musikalischen Sinn, und es ist durchaus kein bloßer Zufall, daß so viele Compositeure und, man darf sagen, die meisten ausübenden Künstler unserer Zeit von jüdischer Abstammung sind.

Wer einen solchen Sänger bei Tische hatte, war mit keinem geringen Stolz erfüllt und durfte auf zahlreichen Besuch zum Dessert rechnen. Beim Nachtisch ließ nämlich der Gast mehrere Lieder hören. Seine Begleiter genossen ebenfalls die Gastfreundschaft in angesehenen Häusern und gaben das Vorzüglichste aus ihrem Repertoire zum Besten. Wie

Arien „von Tarent's Gestaden“ verließen diese Sänger reichlich beschenkt die Stadt, um in einer andern großen Gemeinde Geld und Lorbeern zu ernten. Zwei Namen der berühmtesten unter diesen Sängern sind mir im Gedächtniß geblieben, Kaschten und Meierle Jurberg. Die Dilettanten sprachen von ihnen mit der feurigsten Begeisterung und in der Ueberzeugung, daß die folgenden Geschlechter keine solche Meister hören würden; dabei trillerten sie die Melodien nach, die sie von denselben gehört.

Die Synagoge hatte nicht immer dieselbe Physiognomie. Es gab heitere, es gab ernste, es gab tief erschütternde Feste. Zu diesen gehört der Tische b é a b, der neunte Tag des Monats A b, an welchem die heilige Stadt Jerusalem zerstört wurde. Zur Erinnerung an den Sturz Jerusalems und an die Verwüstung des Tempels ist der neunte Tag des Ab ein Fasttag. Die Synagoge sieht an einem solchen Tage gar traurig aus. Die Juden sitzen dort, barfuß auf der Erde sitzend, unter Thränen und Seufzern die Klagelieder Jeremias' und noch andere von spätern Dichtern verfaßte Thränodien. Viele Völker haben geblüht und sind verschwunden; kein Volk der Erde aber hat den Verlust seiner Nationalität acht-

zehn Jahrhunderte hindurch betrauert wie das jüdische. An allen Enden des Erdballs wird der neunte Ab, hier von den jüdischen Gemeinden, dort von vereinzelten Juden, unter Fasten und Thränenergüssen begangen; und es erschallen die Klagen in der Sprache, in welcher vor Jahrtausenden Moses, der große gottgesandte Sohn Amram's, zu den Stämmen Israel's redete.

Man weiß, wie heldenmüthig sich die Juden gegen die Römer vertheidigt haben; man weiß dies nicht nur von den Juden, sondern von den Römern selbst. Der neunte Ab war für die Juden ein Unglückstag; denn zweimal wurde an demselben der Tempel zerstört und am nämlichen Tage fiel auch im Jahre 135 n. Chr. die Festung Betar, die letzte Zufluchtsstätte des Befreiungskampfes unter dem tapfern Bar-Cochba, nach langer heldenhafter Vertheidigung, in die Hände der Römer. Hadrian's Feldherr, Julius Severus, ließ alle Juden unbarmherzig niedermetzeln, und die Sage berichtet, daß kein Mann mehr vorhanden war, der den Wittwen der Erschlagenen den Tod ihrer Gatten vor Gericht hätte bezeugen können.

Ein Jahr nach der besiegten Empörung Bar-

Cochba's, ließ Kaiser Hadrian, wie es heißt, ebenfalls am neunten Ab, durch den grausamen Statthalter Tinius Rufus über das heilige Jerusalem und die Tempelstätte den Pflug ziehen und eine neue Stadt im griechischen Style auf dem Boden der verschwundenen aufrichten. Die Bildsäule Hadrian's ward auf dem Tempelberg errichtet und ein Tempel zu Ehren des Jupiter Capitolinus aufgeführt. Und damit die Hauptstadt Judäa's selbst bis auf den Namen verschwinde, erhielt die neue Stadt den Namen Aelia Capitolina.

Zum Andenken an die von den Vätern am neunten Ab vollbrachten Heldenthaten waren die Judenknaben am genannten Trauertage bewaffnet. Diese Waffen, die wir uns selbst verfertigten, waren aber nur ungefährliche hölzerne Symbole. Büchsen und Schwerter waren aus Schindeln geschnitzt. Es galt aber auch nicht, gegen römische Legionen zu kämpfen, sondern im Nothfalle gegen christliche Gassenbuben, gegen welche wir beständig auf der Huth sein mußten.

Zu den heitern Festen gehörte das bereits erwähnte Purimfest. Da wurde in der Synagoge das Buch Esther vorgelesen, oder vielmehr rezitirt. Die

Knaben waren mit Rasseln und hölzernen Hämmern versehen, und so oft der Name des verruchten Judenfeindes Haman oder seines Weibes Seresch genannt wurde, setzten sich die Rasseln und Hämmer in Bewegung und machten einen betäubenden Lärm. Diese Seresch ist den Juden sehr verhaßt, da sie ihrem Gatten rieth, einen fünfzig Fuß hohen Galgen errichten und den armen Mardachai daran aufhängen zu lassen. Aber sie war klüger als ihr Gatte, und kannte die Juden besser als er; denn sie sagte ihm, als er bestürzt und verhüllten Kopfes zurückgekehrt war von den Straßen Susans, auf welchen er den Siegesritt Mardachai's begleiten gemußt: „Ist Mardachai von dem Samen der Juden, vor dem du zu fallen angefangen, so wirst du immer tiefer vor ihm fallen."

Wahrscheinlich ist sie auch durch ihre Klugheit dem Verderben entgangen, das ihren Gatten und ihre zehn Söhne ereilte. Das schöne Buch Esther spricht nicht von ihrem Tode.

Ein viel heitereres und zugleich erhabenres Fest war für mich das Wochenfest, welches zwei Tage dauert. Das Estrich der Synagoge war dann mit Maien, mit Kalmusrohr, mit Wiesenblumen bestreut

und man hatte duftende Sträuße in den Händen: kurz, es war ein herrliches Frühlingsfest, an welchem schöne Lieder gesungen wurden und Jeder sich der Einführung des heiligen Gesetzes erfreute. Am Wochenfeste ward auch das Buch Ruth gelesen, und ich habe bereits gesagt, welchen tiefen Eindruck diese rührende Idylle auf mich machte.

In der ersten Nacht dieses Wochenfestes gingen fromme Leute nicht zu Bette, sondern brachten dieselbe in Gemeinschaft von wenigstens zehn Männern mit dem Studium des Talmuds und der Bibel zu. Schon als ganz kleiner Knabe durchwachte ich ebenfalls diese Nacht an der Seite meines Großvaters und in der zahlreichen höchst ehrwürdigen Gesellschaft. Von Zeit zu Zeit erfrischte man sich an Liqueuren und Kuchen, und ich muß gestehen, daß mir diese Erfrischungen mehr zusagten, als die Ablesung von Bibelstellen und die Citate aus dem Talmud. Einst fragte ich meinen Großvater um die Ursache dieses Wachens, und er antwortete feierlich: „Als der Allmächtige den Kindern Israels seine ewigen Gesetze offenbaren wollte, mußte er sie erst aus dem Schlafe wecken. Zur Erinnerung an diese Schläfrigkeit durchwachen wir diese Nacht im Studium der Gesetze."

„Es ist aber doch sonderbar," bemerkte ich in meiner kindlichen Einfalt, „daß ein ganzes Volk soll geschlafen haben. Gott, der Alles kann, hätte ja ihr Einschlafen verhindern oder ihr Erwachen abwarten können."

„Das ist wahr," sagte mein Großvater, „man muß das aber auch nicht wörtlich nehmen. So wie nämlich der schlafende Mensch sich nicht von dem unvernünftigsten Geschöpfe unterscheidet, so war auch Israel, bevor es der Gesetze theilhaftig war, in geistigen Schlaf versenkt. Mit der Gesetzgebung erwachte es zu einem geistigen Dasein. Und das ist die Bedeutung dieses Wachens." —

Das Fest der Tempel-Einweihung (Chanuca) war eben so heiter als bedeutungsvoll. Dasselbe fällt um die Mitte des December, und wird zur Erinnerung an den herrlichen Sieg begangen, den Judas Maccabäus über die Syrer davon getragen. Es heißt, daß unmittelbar nach diesem Sieg im Tempel ein Krug mit etwas Oel vorgefunden worden, das nur für einen Tag ausgereicht haben würde. Durch ein Wunder habe es aber für acht Tage ausgereicht. Daher dauert das Fest acht Tage. Man beginnt

den ersten Abend unter Gebeten und Liedern mit der Anzündung eines einzigen Wachslichtleins; am zweiten Abend zündet man deren zwei an und beschließt den achten Abend mit dem Anzünden von acht Kerzen. In der Synagoge geschieht dies an der Menora, dem großen achtarmigen Leuchter, in Privatwohnungen an kleinen Armleuchtern. Die ärmere Klasse klebt kleine Wachskerzchen neben einander und freut sich nicht minder der großen Niederlage, die ihre heldenmüthigen Ahnen vor zweitausend Jahren dem Feinde bereitet. Wir Kinder freuten uns noch besonders dieses achttägigen Festes, weil wir an den Nachmittagen desselben Ferien hatten und uns allerlei Spielen hingeben durften.

Mit dem Neujahrsfeste beginnt die Reihe der Feiertage, die man die „hehren" nennt. Acht Tage vor demselben mußte man sich, lange bevor der Morgen graute, in die Synagoge begeben und unzählige Gebete verrichten, um den lieben Herrgott günstig zu stimmen. Am Neujahrstage sitzt nämlich Jehova auf dem Richterstuhle vor dem riesigen Hauptbuche, in welchem das „Soll" und „Haben" des auserwählten Volkes in flammenden Lettern verzeichnet ist. Die Juden zittern daher vor diesem

Tag der Abrechnung und der Ton des „Schophar“ (Widderhorn), auf welchem zwischen den Gebeten geblasen wird, dröhnt mahnend in's Ohr. Noch mehr aber zittern sie am Versöhnungstage, der hehrsten Feier des ganzen Jahres; denn an diesem Tage wird das Geschick jedes der Kinder Israel für das folgende Jahr von Gott besiegelt mit dem unauslöschlichen Siegel, auf welchem sich das Wort „Emeth“ (Wahrheit) befindet. Man begab sich am Vorabend des Festes in die Synagoge, nachdem man nicht verabsäumt hatte, sich mit Allen auszusöhnen, mit denen man über den Fuß gespannt war, ja selbst mit denen, gegen die man einen tiefern Groll gefaßt hatte. Viele besonders fromme Männer verließen die Synagoge nicht mehr bis zum nächsten Abend. Es gab sogar Mehrere, die sich nicht nur während der vierundzwanzig Stunden nicht niedersetzten, sondern sich sogar Erbsen in die Strümpfe thaten, um die Kasteiung zu vermehren. Die guten Leute glaubten, daß Gott nicht nur in die Herzen, sondern auch in die Strümpfe sieht. —

Kurz auf das Versöhnungsfest folgte das Fest der Laubhütten. Mehrere Familien vereinigten sich, um eine Laubhütte zu errichten, in denen sie gemein-

schaftlich ihre Mahlzeiten einnahmen; denn während der achttägigen Feier durfte man nicht anderswo speisen. Die Laubhütte unterschied sich von den andern Wohnungen dadurch, daß die Decke aus durchflechtigem Flechtwerk bestand, welches mit Blumen und vergoldeten Früchten verziert war. Nun gab es auch wohlhabende Familien, die in ihren Häusern, wenn ich so sagen darf, feste Laubhütten besaßen. Dieselben waren wie die andern Zimmer eingerichtet, nur daß die Decke aus Flechtwerk bestand und daß das Dach über diesen Laubhütten sich öffnen und aufschlagen ließ. Während des Laubhüttenfestes blieben diese Dachklappen geöffnet, oder wurden nur während heftiger Regengüsse geschlossen. Nach dem Feste wurden sie wie die anderen Wohnzimmer benutzt. Meine Großeltern besaßen eine solche ständige Laubhütte und die benachbarten Familien nahmen in derselben die Mahlzeiten ein, die man ihnen dahin brachte. Die Decke, welche aus zwei langen Weidkörben bestand, war mit langen Ketten auf Fäden gereihter Hagebutten, mit ausgeschnittenen und versilberten Roßkastanien, mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen und mit Blumenguirlanden reichlich geschmückt, und ich, dem man diese bunte Aus-

schmückung zu verdanken hatte, wurde von allen Seiten dafür gelobt. Leider aber folgte auf diesen Triumph gewöhnlich eine große Niederlage. Beim Dessert nämlich mußte ich eine in der Schule gelernte, auf das genannte Fest bezügliche Stelle aus dem Talmud citiren und die verschiedenen Ansichten der Commentare über das Thema „Lulab" (Palmenstrauß) anführen, da der Lulab einen Hauptbestandtheil des Laubhüttenfestes bildet. Ich blieb in der Regel zu meiner Schmach so wie zum großen Verdrusse der Meinigen ganz erbärmlich stecken und mußte dann unaufhörliche Strafpredigten im Angesichte der Nachbaren hören.

Der achte Tag des Laubhüttenfestes ist der Freudenfeier des Gesetzes geweiht. An diesem Tage, wo die letzte Abtheilung des Pentateuchs vorgelesen wird, hatte die Synagoge ein gar frohes, lustiges Aussehen und sie wurde mit unaussprechlichem Entzücken von den Knaben besucht, denen man dort Mandeln, Rosinen und sonstiges Naschwerk zuwarf. Sämmtliche Gesetzrollen, deren die große Synagoge meiner Vaterstadt, eine sehr ansehnliche Anzahl besitzt, wurden aus dem Allerheiligsten hervorgeholt und je von den angesehensten Männern der Gemeinde

singend und hüpfend um die Estrade in der Mitte der Synagoge getragen. Dieser Freudentanz erinnerte weder an die Musen, noch an die Grazien. Die Sprünge waren höchst possierlich, und besonders zeigte der alte Rabbi Isaac Gerson eine wahre Choreomanie. Wie einst David zum großen Aergerniß seiner Gattin Michal vor der Bundeslade, hüpfte und trippelte dieser alte Mann mit der schweren Thora im Arm jauchzend herum. Er glich einer Amme, die ihren Säugling in den Schlaf tänzelt. Bei dem frommen Glauben aber, der die Gemeinde beseelte, fand man dieses lustige Gebahren nicht nur nicht lächerlich, sondern als den lebhaften Ausdruck nachahmungswürdiger Begeisterung. Diese Freudentänze waren übrigens nicht ohne Gefahr; denn wenn der Tänzer einen faux pas machte und ihm die Thora aus den Armen fiel, so mußte er und die Anwesenden den Unfall, oder vielmehr diese Entweihung der heiligen Gesetzrolle durch allerlei Bußübungen sühnen.

Die Christen haben keinen Begriff von der innigen Beziehung zwischen dem frommen Juden und seinem Gotte, dem Gotte seiner Väter. Es herrscht zwischen diesem und jenem eine Vertraulich-

keit, die man unter keinen Bekennern anderer Religionen findet. Der strenggläubige Jude betrachtet sich nicht nur als ein Mitglied des von Jehova auserwählten Volkes, er betrachtet auch Jehova als den von ihm auserwählten Gott. Er liebt ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele; er lobt seine Macht und Herrlichkeit in den schwungreichsten, glühendsten Psalmen und zuweilen erlaubt er sich sogar einen gelinden Vorwurf und macht den Herrn der Heerschaaren auf seine Pflicht aufmerksam, die Gerechtigkeit nicht allzustreng auszuüben und in seinem Grimm sich beschwichtigen zu lassen. In der Bibel selbst finden wir solche leise Ermahnungen. Ich erinnere nur an das Gespräch Abrahams mit Jehova in Bezug auf die Zerstörung Sodom's und Gomorrha's.

Dem frommen Juden ist Gott allgegenwärtig. Er unterhält sich mit ihm jeden Augenblick, er ist fest überzeugt, daß er von ihm gehört und gesehen wird, daß sich der Herr ganz speciell seiner Angelegenheiten annimmt. Deßhalb ist auch der fromme Jude im Stande, das Unerträglichste zu ertragen.

Ich selbst stand in meinem frühen Knabenalter mit Jehova auf sehr vertrautem Fuß. Ich betrach-

tete ihn als ausschließlichen Gott der Juden und ich zweifelte nicht, daß er, wenn auch als Allmächtiger aller Sprachen mächtig, sich doch nur in der hebräischen Sprache ausdrücke. Fest überzeugt, daß er mich überall sehe, sah ich ihn auch überall und unterhielt mich mit ihm im Geiste über alle meinen kleinen Freuden und Leiden. Dafür hatte ich aber auch einmal die Wonne, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Es war an einem Freitag, als ich nach beendigtem Abendbrod und den sabbathlichen obligaten Gesängen und Gebeten zu Bette ging. Kaum aber lag ich im Bette, als Gott der Herr zu Füßen meines Lagers erschien und sich auf dasselbe niederließ. Er trug einen langen sehr schön geblümten Talar, über welchen die Silberwellen seines Bartes reichlich flossen. Sein Antlitz strahlte so herrlich und so freundlich, daß mein Kämmerlein davon auf's Hellste erleuchtet wurde. Er sah mich an mit seinen gütigen himmlischen Augen und sagte auf hebräisch: „Ich bin der Herr, dein Gott!"

Mehr sagte er nicht. Er war also mit mir weniger gesprächig als mit Swedenborg, und er hat mir auch nicht wie diesem die innern Augen

geöffnet, um die Geisterwelt zu sehen und mit Engeln zu sprechen wie mit ordinären Sterblichen. Ich bin auf meiner Lebensbahn nur sehr ordinären Sterblichen, aber keinen Engeln begegnet. —

Dämonologisches.

Indessen hatte ich noch andere Erscheinungen, die für mich minder ehrenvoll und mir viel weniger angenehm waren. Ich wurde oft in Träumen durch böse Geister erschreckt, von denen ich besonders in der Schule häufig sprechen hörte. Die Juden sind Monotheisten; sie haben aber schon in ihrem ersten Exil und später durch den langen Aufenthalt unter den asiatischen Völkerschaften sehr viel von deren Dämonologie aufgenommen. Außer den Talmudisten haben die Kabbalisten mit einer unzähligen Schaar Dämonen die biblische Welt bevölkert und einen Grauen erregenden Aberglauben verbreitet. Die eben so schlichte als poetische biblische Erzählung von der Schöpfung des ersten Menschenpaars war diesen finstern Dämonenfabrikanten nicht poetisch und schlicht genug, und sie erfanden folgende Mythe, die für die erste aller Mütter wenig schmeichelhaft ist. Dieser Mythe zufolge hat der Herr das erste Weib nicht aus der Rippe

des ersten Mannes, sondern aus einem Thonkloß geschaffen. Sie hieß auch nicht Eva, sondern Lilith. Besagte Lilith war ein emanzipirtes Weib, und wollte als gleichberechtigtes Wesen die Herrschaft mit ihrem Gatten theilen, aber seine Uebermacht nicht ertragen. Der Streit um die Herrschaft ward in der ersten aller Haushaltungen immer heftiger. Sein Weib suchte ihm das Leben so sehr als möglich zu verbittern, und als Adam trotz alledem doch nicht nachgab, sprach seine Ehehälfte das Schem Hamphorasch, den Namen des Ewigen, aus und erhob sich dadurch in höhere Regionen. Fort war sie, und Vater Adam hatte das Nachsehen. Indessen war es ihm höchst unbehaglich allein zu leben und er reichte seine Klage über die Flucht seiner Gattin bei dem Herrn ein. Dieser sendete die drei Engel Sanui, Sansanui und Smangaluph zu Lilith mit dem Befehl, sich unverzüglich zu ihrem Gatten zurück zu begeben, widrigenfalls die hundert Kinder sogleich sterben würden, die sie täglich zur Welt bringe. Diese hundert Kinder waren, beiläufig gesagt, kleine Teufel, denen sie ohne Beihülfe eines männlichen Wesens das Dasein gab. Als aber die Drohung nichts verschlug, ward ihr mitgetheilt, daß sie selbst

ſterben würde, wenn ſie nicht augenblicklich gehorchte. In der Unterhaltung mit den drei Engeln äußerte ſie unverhohlen, ihr Amt ſei, die Kinder weiblichen Geſchlechts am zwanzigſten Tage nach deren Geburt zu tödten, die Kinder männlichen Geſchlechts aber zu ſchonen. Dieſes Geſtändniß vermochte natürlich nicht, die Engel milder zu ſtimmen. Sie führten daher die Entflohene trotz aller Proteſtationen zu ihrem Gemahl zurück, und ſie ſchwor nun, hinführo kein Kind mehr abzumurkſen, das die Namen der drei erwähnten Engel als Amulet trüge. Ihre ſüße Gewohnheit, täglich hundert Teufelchen zur Welt zu bringen, ſetzte ſie übrigens ununterbrochen fort. Dieſelben waren jedoch zum Glück nur Eintagsteufelchen. Sie ſtarben ſchon ein paar Stunden nach ihrer Geburt.

Um nun die neu geborenen Kinder gegen die Grauſamkeit der Lilith zu ſchützen, bediente man ſich der eben erwähnten Amulete, und ich erinnere mich noch recht gut dieſelben in unſerm Hauſe an den Bettvorhängen einer Wöchnerin geſehen zu haben. Sie beſtanden aus viereckigen Papierblättern. Auf einem derſelben befanden ſich in hebräiſchen Buchſtaben die Namen der drei genannten Engel; auf einem andern die

Namen Lilith, Adam und Eva, und auf einem dritten einige Sprüche aus den Psalmen. In der Mitte jedes dieser Amulete prangte das kabbalistische Zeichen ✡, welches „Magen David“ — Schild David's — genannt wird.

Ich betrachtete lange die geheimnißvollen Blätter und auf meine Frage über den Sinn derselben, erzählte man mir höchst oberflächlich von der Grausamkeit der Teufelin. Einer meiner Schulkameraden aber, der ein paar Jahre älter war als ich, einige Kenntniß der Dämonologie besaß und eine wahrhaft Hofmann'sche Phantasie hatte, erzählte mir in Callot's Manier die Geschichte der Lilith. Er schilderte mit besonderer Vorliebe ihre große Schönheit, ihren schlanken Wuchs, ihren prachtvollen Kopf, ihre dunkeln Augen, aus denen unheimliche Flammen sprühen, und ihr langes, über Achseln und Rücken herabwallendes rabenschwarzes Haar, in welchem sie die feinen, kinderwürgenden Hände verbirgt. Ich bekam während dieser Schilderung eine Gänsehaut; und der Erzähler, von dem Erfolge seines Talents aufgemuntert, und wahrscheinlich auch erfreut, mir Angst und Schrecken eingejagt zu haben, stellte mir noch

eine lange Reihe Geister-, Leichen- und Gespenstergeschichten in Aussicht.

„Morgen erzähle ich dir von den „Schedim“ (Teufeln) rief er mir nach, „das ist sehr interessant.“

Ich eilte nach Hause, verrichtete nach dem Abendessen meine Gebete inbrünstiger als jemals und legte mich in beständiger Furcht vor der Lilith zu Bette. Sie fand sich vor demselben bald ein und zwar als außerordentlich schönes majestätisches Weib wie sie mir geschildert worden. Nur hatte sie ihre Hände unter ihren herabwallenden rabenschwarzen Haaren nicht versteckt; sie streckte sie im Gegentheil mir entgegen, als wollte sie mich ergreifen. Aber diese Hände, die schneeweiß und zierlich waren, jagten mir weniger Schrecken ein, als ihre Augen, die mit eigenthümlich verführerischem Lächeln auf mir ruhten und von denen ich mich, wie durch einen Zauber gebannt, nicht abzuwenden vermochte. Endlich neigte sie ihr Haupt zu mir und mit einem grellen Schrei fiel ich aus dem Bette.

Am folgenden Tage setzte mein Schulkamerad seine Geister- und Gespenstergeschichten fort. Er leitete dieselben mit folgenden Worten ein: „Sieh mal hoch in die Luft, bis da, wo die Sonne ist.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich that's.

„Nun, was siehst du?" fragte er mich.

„Nichts sehe ich", antwortete ich.

„Freilich siehst du nichts!" rief er. „Und das ist dein Glück; denn wisse, die ganze Luft ist mit Teufeln und bösen Geistern gefüllt, und wer diese sähe, würde gleich des Todes sein. Es giebt deren viel mehr als es Menschen giebt, und Rabbi Hunna sagt sogar, ein Jeder von uns habe ihrer Tausend zur Rechten und Tausend zur Linken. Ist dir das nicht genug?"

„Das ist viel zu viel!" rief ich, indem es mich kalt überlief. —

Trotz alledem zogen mich die unheimlichen mysteriösen Geschichten ganz besonders an. So hörte ich mit lebhaftem Interesse von dem Hirschköpfchen in der Posener Synagoge reden. Besagtes Hirschköpfchen enthält nämlich cabbalistische Blätter und schützt die Synagoge vor Feuerschaden, und als einst in deren Nähe alle Gebäude niederbrannten, blieb sie unversehrt. Freilich darf man dieses Hirschköpfchen nicht anrühren, sagte man mir, ohne sich der entsetzlichsten Gefahr auszusetzen. Ich wußte damals noch nicht, daß Salomon Maimon dies zum

großen Aergerniß der Posener Judengemeinde that und, wenn ich nicht irre, deßhalb sogleich die Stadt verlassen mußte.

Sehr häufig wurde auch die Geschichte von dem hohen Rabbi Löb und seinem Golem erzählt. Der genannte Rabbi, der an der Spitze der jüdischen Gemeinde zu Prag stand, lebte zur Zeit Kaiser Rudolphs des Zweiten und ließ den Ruf eines unvergleichlichen Thaumaturgen zurück. Die Juden behaupten von ihm, Rudolph der Zweite, der sich bekanntlich viel mit Astrologie und Alchimie abgab, habe ihn sehr hoch gehalten und sogar mit seinem Besuch beehrt. Bei dieser Gelegenheit, — es war im Winter — habe der Gelehrte, Sr. Kaiserlichen Königlichen Apostolischen Majestät zu Liebe, einen prachtvollen Garten mit den herrlichsten Blüthen und Früchten herbeigezaubert, zum großen Erstaunen seines erlauchten Gastes.

Der Rabbi Löb hat sich nun, zufolge der noch heut unter den Juden verbreiteten Sage, einen Menschen aus Lehm gebildet, demselben den Schem hamphorasch in den Mund gesteckt und ihn auf diese Weise belebt. Dieser Lehmkloß oder „Golem" verrichtete die ganze Woche hindurch alle Dienste

im Hause wie ein gewöhnlicher Domestik. Jeden Freitag Nachmittag aber nahm der Rabbi, bevor er in die Synagoge ging, den Schem hamphorasch aus dem Munde des Golem, der dann sogleich ein unbeweglicher Lehmklumpen ward, und stellte ihn in den Winkel, wo er bis zu Ende des Sabbaths blieb, um sodann wieder seine Dienste zu beginnen. Eines Freitags hatte jedoch der hohe Rabbi Löb sich in die Synagoge begeben, ohne zuvor dem Golem den Schem hamphorasch aus dem Munde genommen zu haben. Da fing der unbewachte Golem an zu toben und zu rasen. Er zerbrach und zertrümmerte Alles, was ihm unter die Hände kam und setzte das Haus und die Nachbarschaft in keinen geringen Schrecken. Man eilte in die Synagoge, und als der Rabbi von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt wurde, lief er nach Hause, bemächtigte sich des rasenden Golem und riß ihm das zauberwirkende Wort aus dem Munde, worauf der Golem sogleich zusammenbrach. Die Fragmente desselben, sagte man mir, befinden sich noch bis auf den heutigen Tag in der Rumpelkammer der Prager Synagoge.

Man sieht, diese Sage läßt den hohen Rabbi Löb dieselben Wunder verrichten, die sie vier Jahr-

hunderte früher dem Albertus magnus zugeschrieben. Der berühmte Scolastiker hat ebenfalls prachtvolle Gärten herbei gezaubert und ebenfalls auf künstlichem Wege einen Menschen gemacht, der nicht nur Leben und Bewegung hatte, sondern sogar auch sprechen konnte. Das Ende dieses Automaten war eben so traurig, wie das des Golem. Thomas von Aquino, der Schüler des großen Albert, glaubte in demselben, in dem Automaten nämlich, ein Werk des Teufels zu sehen, ergriff den Steck und zerschlug es in kurze Stücke.

Die künstliche Menschenmacherei kommt übrigens schon im Talmud vor. Rabba hatte sich einen Menschen verfertigt und schickte ihn zu Rabbi Sira, und als dieser ihn anredete, ohne eine Antwort zu erhalten, sagte er ihm: „Du bist gewiß von Magiern geschaffen. Werde wieder zu Staub!“

Im siebenzehnten Jahrhundert behaupteten die Judenfeinde, daß besonders die polnischen Juden große Meister in der Golemfabrikation seien. Sie machen, so versichert einer dieser Judenfresser, sie machen nach gewissen Gebeten und abgehaltenen Festtagen die Gestalt eines Menschen von Thon, und wenn sie das Schem hamphorasch darüber

sprechen, wird das Bild lebendig. Es vermag zwar nicht zu sprechen, versteht aber alles, was man ihm sagt, und verrichtet auf Befehl allerlei Hausarbeit. An die Stirne des Golem schreiben sie das Wort Emeth (Wahrheit). Nun wächst aber der Golem zusehends, so daß er bald größer wird als sämmtliche Hausgenossen; diese gerathen dann natürlich in Angst vor dem Ungethüm. Um nun dasselbe unschädlich zu machen, löscht man den ersten Buchstaben von dem Wort Emeth weg. Es bleibt dann nur das Wort Meth (todt) übrig und sogleich fällt der Golem zusammen.

Ein Anderer ist überzeugt, daß ein solcher aus Lehm gekneteter Domestik allerlei menschliche Geschäfte vierzig Tage hindurch verrichtet, daß er sogar nach weiten Entfernungen hin Briefe trägt. Nur darf man nicht vergessen, am vierzigsten Tage ihm das Zauberwort von der Stirn zu nehmen, sonst könnte er dem Meister und den Seinigen großen Schaden an Leib und Leben zufügen, wie das dem armen Rabbi Elias geschehen. Dieser polnische Kabbalist hatte nämlich aus Nachlässigkeit den von ihm verfertigten Golem bis zur Riesengröße heranwachsen lassen, so daß er nicht mehr die Stirne desselben zu erreichen vermochte.

Was that nun der Rabbi? Er setzte sich auf eine Bank und befahl dem Golem, ihm die Stiefel auszuziehen. Wie sich aber der Golem bückte, um den befohlenen Dienst zu verrichten, löschte ihm der Rabbi schnell den Buchstaben von der Stirne. Natürlich fiel der Golem sogleich zusammen; aber im Sturz erdrückte er den Meister.

Hat nun der oben erwähnte Rabba sich zu seinem Privatgebrauch einen Golem fabricirt, so machten sich dem Talmud zufolge Rabbi Chanina und Rabbi Hoschaja jeden Freitagabend beim Studium des Jezirah-Buches ein großes Kalb, das sie vollständig verspeisten. Welche Wunderthäter und welche Fresser!

Das Buch der Jezirah oder der Schöpfung ist das berühmte Werk, in welchem die Kabbalisten die Quelle der Thaumaturgie sahen und aus ihr wie die Danaiden mit durchlöcherten Gefäßen schöpften. Dieses merkwürdige Buch spricht sehr viel von dem oft erwähnten Schem hamphorasch, von dem Tetragrammaten nämlich oder dem vierbuchstabigen Namen des Weltschöpfers. Hier ist nun vor allem zu merken, daß die hebräische Sprache, dadurch daß in derselben die heiligen Schriften abgefaßt sind,

selbst heilig wurde. In der That heißt sie bei den Juden **Laschon hakadosch**, „die heilige Sprache." Wie nun durch den heiligen Inhalt die Sprache, so wurden durch diese wiederum die Buchstaben heilig, besonders diejenigen Buchstaben, aus denen der Namen Gottes zusammengesetzt. Dieser Namen, der am Sinai vernommen worden, durfte bloß vom Hohenpriester und nur einmal im Jahre, am Versöhnungstage, ausgesprochen werden. In früheren Zeiten war die mysteriöse Bedeutung desselben nur einigen auserwählten Weisen bekannt, die ihn ihren Jüngern unter dem Siegel der Verschwiegenheit überlieferten. Später bemächtigten sich seiner die Kabbalisten, und man versicherte, wer ihn kenne und zu gebrauchen verstehe, dem sei das Unmögliche möglich; er könne vermittelst dessen nicht nur Lebendige tödten, sondern auch Todte wieder beleben, das Verborgenste entdecken, das Unsichtbare sichtbar, das Sichtbare unsichtbar machen, in den Abgrund des Meeres tauchen und sich in die Wolken erheben. Nach der Behauptung der Kabbalisten befindet sich der Schem hamphorasch eingegraben auf dem Throne Gottes und habe sich auch auf dem Ringe Salomonis, auf dem Schwerte Methusalems,

auf dem Stabe Mosis, auf den Gürteln und Waffen der Israeliten und auf dem Brustschild des Hohenpriesters befunden.

Wie es nun gewöhnlich bei derartigen Faseleien geschieht, so war man am Ende doch nicht einig, und die Zahl der Buchstaben, aus denen der Schem hamphoraseh zusammengesetzt sein sollte, vermehrte sich nach und nach von vier bis auf zweiundsiebzig. Mit diesen sechs Dutzend Buchstaben versuchte man unzählige Combinationen, und ich erinnere mich, daß ich in meinem Knabenalter auf ein kabbalistisches Buch stieß, in welchem ich allerlei, aus Buchstaben gebildete Vierecke, Kreise und Sterne erblickte und mir über die Bedeutung dieser Figuren den Kopf zerbrach. Man sah mit Schrecken das Buch in meiner Hand und entriß mir dasselbe unter den entsetzlichsten Drohungen und unter den lebhaftesten Betheurungen, daß ein solches Buch großes Verderben bringe, wenn es von profanen Händen berührt werde. —

Durch die Erzählungen von Geistern und Gespenstern wurde meine Phantasie so heftig aufgeregt, daß ich jeden Abend zwischen Schlafen und Wachen vor meinem Bette allerlei Gestalten sah, die mich

nicht wenig ängstigten. Dieselben waren so deutlich, ich möchte sagen, so greifbar, daß viele derselben bis heute noch nicht aus meinem Gedächtniß verschwunden.

Man darf sich über den Aberglauben der frommen Juden nicht wundern. Der Aberglaube ist mit dem Glauben so innig verwandt und sieht diesem so ähnlich, daß man beide in vielen Fällen kaum von einander zu unterscheiden vermag. Wer an einen persönlichen Gott glaubt, der glaubt auch leicht an die Existenz eines Teufels, oder gar an eine Menge von Teufeln und Mittelwesen, die zwischen Himmel und Erde walten und der Naturgesetze spotten können. Die Wunder der positiven Religionen sagt Hobbes mit Recht, gleichen den Pillen, die man ganz hinunter schlucken müsse, an denen man aber nicht kauen dürfe. Der Gläubige schluckt sie auch wirklich hinunter. Wer jedoch daran herumkaut, glaubt nicht mehr. Nichts ist thörichter als der Rationalismus, der sich im Schweiße des Angesichts abarbeitet, die biblischen Wunder zu erklären. Keine positive Religion kann der Wunder entrathen. Diese sind nicht das Gewand, in welche die Religionen gehüllt sind; sie sind vielmehr deren Haut. Man

entkleidet sie nicht, man schindet sie, wenn man ihnen das Wunderbare abstreift. Was wäre das alte und neue Testament ohne die in demselben verzeichneten Wunder? Moses, Josuah, Elias und die andern Propheten, Christus und die Apostel bekunden durch Wunder ihre göttliche Mission. Wer an diesen Wundern zweifelt, der zweifelt auch an ihrer göttlichen Sendung, und wer die Wunder erklären will, hält sie für Taschenspieler, für Charlatane, die das leichtgläubige Volk hinters Licht führen wollten. Gott selbst thut Wunder. Er greift störend in die von ihm geschaffenen Naturgesetze ein, und diese Gesetze läßt er auch durch seine von ihm auserwählten Diener zu gewissen Zwecken dann und wann aufheben. Doch ich will dieses Thema hier nicht weiter ausspinnen. Mehrere Sagen, die ich in meinem Knabenalter hörte, habe ich später nach meiner Weise bearbeitet. Zwei derselben, „der Golem“ und die „Wiedergeburt“, mögen in diesen Blättern einen Platz finden.

Die Geschichte von dem Golem.

I.

Mitternächtig tiefe Stille.
In dem hochgewölbten Zimmer
Von Folianten rings umgeben
Steht bei fahlem Lampenschimmer
Rabbi Juda ben Bezalel.

Einen Klumpen grauen Thones
Knetet er mit vielem Fleiße,
Reckt er, rutscht er, rollt er eifrig,
Daß ihm seine Stirn vom Schweiße,
Daß vom Schweiß die Wang' ihm triefet.

Als zu einer Riesenwurst nun
Er gewirkt den Teig gar feine,
Quetscht er oben an die Arme,
Zwickt er unten ein die Beine
Und dann kugelt einen Kopf er.

Diesen, einem Pudding ähnlich,
Stülpt er auf den Rumpf bedachtsam,
Meißelt gleich drauf eine Nase,
Die er ankneipt äußerst achtsam,
Daß sie allzukrumm nicht sitze.

Von der Naſe rechts und links bohrt
Er den Zeigefinger tief ein;
Und in jedes Loch dann drückt er
Kräftig, wenn auch etwas ſchief ein,
Eine große dicke Kohle.

Mit demſelben Zeigefinger
Zwei Ohrlöcher gräbt er prächtig.
Dann von einem Ohr zum Andern
Schligt er klug und höchſt bedächtig
Einen Mund voll Kraft und Ausdruck.

Als der Golem fix und fertig,
Greift der Rabbi ſonder Tadel
Nach den Kleidern, ſo genäht hat
Seine Gattin voller Adel.
(Perle heißt ſie: Perle iſt ſie.)

Zieht zuerſt ihm an die Hoſen
Gräulich und von Sammtmanchester,
Dann die Weſte, drauf das Jäckel;
Endlich auf den Kopf ihm preßt er
Einen alten Schabbesdeckel.

Jetzt den Schem Hamphoraſch ſchiebt er
In den Mund den breiten, tiefen.
Alſogleich durchzuckt's den Lehmkloß;
Alſogleich rollt er die ſchiefen,
Rollet er die Kohlenaugen.

Und des Rabbi Willen folgend
Regt er seine plumpen Glieder,
Bückt sich, beugt sich, reckt sich, streckt sich,
Schreitet auf und schreitet nieder
Nach dem Wunsch des Kabbalisten.

II.

Auf der weiten Erde giebt es
Keinen bessern Domestiken
Als den Golem. Er gehorchet
Zitternd seines Meisters Blicken
Ohne Knurren, ohne Murren.

Spaltet Holz und legt die Zimmer,
Wichst die Schuh' und putzt die Teller;
Schwatzt nicht, denn ihm fehlt die Sprache,
Kostet keinen rothen Heller;
Denn er ißt ja nichts und trinkt nichts.

Tages über schafft der Golem;
Doch zur späten Abendstunde
Nimmt der Meister ihm das Blättlein
Höchst vorsichtig aus dem Munde
Und er stellt ihn inden Winkel.

Dorten lehnt er unter Besen,
Die er selber abgefeget,
Bis am nächsten Tag der Rabbi
Wieder in den Mund ihm leget
Das bedeutungsvolle Blättchen.

Nur an Werkeltagen schafft er;
Doch vom Freitagabend steht er
Bis zum Sabbathabend rastend.
Ist der Sabbath aus, dann geht er
Wieder zur gewohnten Arbeit.

Doch verläßt das Haus er niemals;
Nie läßt ihn allein der Meister,
Ohn' ihm aus dem Mund zu nehmen
Jenes Blatt, den Bann der Geister,
Und ihn in die Eck' zu stellen.

So dient der irb'ne Golem
Außerst pünktlich und getreulich
Seinem Herrn, der ihn geschaffen,
Bis er über diesen gräulich
Einst entlud ein Ungewitter.

III.

In der Prager Synagoge
Strahlen festlich tausend Kerzen;
Lieder und Gebete schallen
Aus den frohgestimmten Herzen
In der Prager Synagoge.

Durch das Bói, bói Kalla
Wird erbaulich und ergötzlich
Schon der Sabbath eingeleitet:
Als sich eine Menge plötzlich
In die Synagoge stürzet.

Frauen, Mädchen sind's und Kinder.
Kinder-, Mädchen-, Frauenzungen
Schreien: „Rabbi, hilf! hilf, Rabbi!
Ach, der Golem ist entsprungen
Und er tobt in unsern Häusern."

Rabbi Juda ben Bezalel
Hört mit Schrecken diese Kunde
Und erinnert sich mit Schrecken,
Daß das Blatt nicht aus dem Munde
Er dem Golem hat genommen.

Doch er faßt ſich und befiehlt den
Gottesdienſt gleich einzuſtellen,
Eilet aus der Synagoge
Auf die Straß', wo ihn die Wellen
Der beſtürzten Meng' umflutben.

Wo die vorwurfsvollen Klagen
Ihn bedrängen und verwirren:
Und von ferne hört er ſchaudernd,
Angeln knarren, Scheiben klirren,
Hört er den Zerſtörer wüthen.

Lange, lange ſucht der Rabbi
Trippelnd, trottelnd, ſchnaubend, keuchend
Seinen Golem zu erhaſchen,
Der, die Menge vor ſich ſcheuchend,
Im entſetzten Ghetto poltert.

In dem Haus des reichen Wechslers
Rabbi Gamaliel Campe
Sieht er endlich den Verruchten,
Wie er juſt die Sabbathlampe
Raſend auf den Boden ſchleudert.

Gleich ihn packend am Genicke
Seinem Maul das Blatt entreißt er,
Und den ſchnell erſtarrten Lehmkloß
Trägt nach Haus der hehre Meiſter,
Schleudert ihn dann zu den Beſen.

Drauf zur Synagoge wieder
Lenkt er seine raschen Schritte,
Läßt den Sabbath neu beginnen;
Doch aus der Gemeinde Mitte
Ist die Sabbathlust verschwunden.

IV.

In dem hochgewölbten Zimmer
Mit den altersschwarzen Wänden,
Auf den Knie'n die Ellenbogen
Und das Haupt in beiden Händen
Sitzt der würd'ge Rabbi Juda.

Trauernd sitzt er und zerknirschet,
Daß allein durch sein Verschulden
Ward entweiht der heil'ge Sabbath;
Daß solch' Unglück mußt' erdulden
Seinetwegen die Gemeinde.

„Schwer", ruft er, „hab' ich gesündigt,
Deine Satzung übertretend
Und in schnödem Schöpfungsdünkel
Aus gemeinem Thone knetend,
Herr! gleich dir ein Menschenbildniß.

Doch nur du, o Herr! biſt Schöpfer;
Du allein kannſt in die Naſen
Eines plumpen Erdenkloſſes
Regen Lebensodem blaſen;
Aber wir ſind eitel Pfuſcher.

Wolle, Herr und Weltenlenker,
Der ich lang dir dient' in Treue,
Mir die ſchwere Schuld vergeben
Und genehmigen die Reue
Und die Buß', die ich mir auflieg'."

Sprichts und holt herbei den Golem,
Nimmt ihm ab den Schabbesdeckel,
Zieht ihm aus die grauen Hoſen
Und die Weſte und das Jäckel,
So genäht die fromme Perle.

Reißt ihm aus die Kohlenaugen,
Dreht den Kopf ihm los vom Rumpfe,
Reckt die Arm' ihm ab, die Beine;
Und die Glieder ſammt dem Rumpfe
Fegt er hurtig in den Winkel.

Und zur Buße thut er ſelber
Alle Dienſte in dem Haus jetzt,
Die der Golem hat verrichtet,
Ob er gleich dem Hohn ſich ausſetzt
Vieler Spötter, die ihn ſehen.

Kehrt die Zimmer, kehrt den Hausflur,
Spaltet Holz und schafft am Heerde,
Holt das Wasser von dem Brunnen.
Ruhet Nachts auf harter Erde
Ein zerknirschter Bal Toschuba.

Und in seinen Knechtesdiensten
Mag er rasten nicht und ruhen.
Jedem Armen, den er siehet,
Wischt den Staub er von den Schuhen
Vor der Synagogenthüre.

Aber eines Tages, als er
Sich zur Erde beuget nieder
Einem Greis die Füße waschend:
Hebt er sich empor nicht wieder.
Seine Seele war entwichen.

Alsogleich verschwand der Greis auch,
Der ein Engel war, gesendet
Unserm Rabbi zu erlösen
Von der Erdenqual. So endet
Die Geschichte von dem Golem.

Die Wiedergeburt.

I.

An der schön geschmückten Tafel,
Die von bunten Blumensträußen
Und von gold'nen Früchten duftet,
Sitzt der Rabbi Ben Asarja.
Ihm zur Rechten lächelt Sara,
Seine treue fromme Gattin,
Und an seiner Linken sitzet
Hanna, seine einz'ge Tochter,
Eine Schönheit sonder Gleichen,
Unter deren seid'nen Wimpern
Große schwarze Augen funkeln,
Und auf deren runden Wangen
Rosen süßer Unschuld blühen. —
Lebhaft woget jetzt ihr Busen;
Denn ihr gegenüber sieht sie
Den geliebten schönen Bräut'gam,
Ihres Vaters Lieblingsschüler,
Joseph Levi von Toledo.
Und auch viel vornehme Gäste
Sieht man an dem Tisch des Rabbi,
Die er zu dem Fest geladen,
Zu dem Laubhüttenfeste.

Und es weiß der fromme Rabbi
Durch bedeutungsvolle Reden
Die Gelad'nen so zu fesseln,
Daß ein jedes seiner Worte
Schnell durch's Ohr zum Herzen dringet.
Als ihm aber eine Weile
Manche Perle tiefster Weisheit
Von den Lippen war gefallen,
Macht er eine kurze Pause,
Läßt des Bartes Silberwellen
Durch die Finger langsam gleiten
Und dann wiederum beginnt er:
„Alle Dichter, alle Denker
Haben schon in alten Zeiten
Viel gesungen, viel gesprochen
Von dem kecken Sinn des Menschen,
Der von keinem Thun zurückschreckt.
Er, dem eine Spanne Zeit nur
Auf der Erde zugemessen,
Will den Himmel doch erstürmen;
Und obgleich sein eigen Dasein
Ihm ein Räthsel unauflösbar,
Strebt er doch in frechem Dünkel
An des Schöpfers Werk zu mäkeln
Und getrauet sich die Kraft zu,
Es umformend zu verbessern,
Bis der Herr ihm die Verblendung
Mahnend oder strafend zeiget
Wie es lehret die Geschichte,
Die ich jetzt euch will erzählen."

„'S war ein Rabbi sehr bewandert
In der Lehre der Kabbala,
Und sein Geist war stets gerichtet,
Wunderthaten zu vollbringen.
Plumpes Blei in Gold zu wandeln
Und aus unschätzbaren Kräutern
Zu bereiten seine Säfte,
Mit der selt'nen Kraft versehen,
Menschenleben zu verlängern,
Und bis in das höchste Alter
Jugendfrische zu erhalten. —
Aber die geheime Lehre,
Der er eifrig sich ergeben,
Treibt er auch nur im Geheimen.
Von den Seinen abgeschieden,
Bringt er zu die langen Nächte
In dem hochgewölbten Schmelz-Saal,
Wo auf Heerden, in Kaminen,
Ueber düsterm Kohlenfeuer
Stehn der Scheidekunst Geräthe:
Tiegel, Kolben und Retorten,
Und selbst ringsum auf den Fliesen
Große schwere Folianten
Hier gehäuft und dort zerstreut sind.
Ihm zur Seite steht sein Schüler,
Der allein ist eingeweihet
In die Lehren seines Meisters
Und an diesem treu ergeben,
Wie an einem Vater hanget. —
Als in einer Nacht nun Beide
Nach gewohnter Weise schaffen,
Sagt der Rabbi zu dem Jüngling
Seine Hand erfassend also:

„Sohn, du weißt, wie ich dich liebe
Und wie sehr ich dich vor allen
Meinen Schülern vorgezogen.
Was ich diesen streng verborgen,
Hab' ich freudig dir enthüllet;
Drum, was ihnen dunkel scheinet,
Ist für dich schon lichte Klarheit.
Nun, genahet ist die Stunde,
Wo der Jünger seinem Meister
Soll bekunden das Vertrauen,
Das die Brust mit Muth umpanzert
Und die bleiche Furcht verscheuchet
Selbst im Angesicht des Todes. —
Siehe diesen Folianten,
Der in starken Eisenklammern
An der Mauer ist gekettet!
Er verschließet das Geheimniß,
Den aus Staub geschaff'nen Menschen,
Dem die Strecke von der Wiege
Zu dem Sarg so kurz gemessen,
Daß ihm oft die Wieg' zum Sarg wird
Und das Leben kaum begrüßend
Er dem Tod schon in den Arm sinkt —
Vor des Todes Macht zu sichern.
Doch nicht leicht ist die Bedingung!
Wer schon hier unsterblich sein will,
Muß sein erstes Leben opfern,
Und mit Hülfe dieses Buches
Weck' ich seinen Leib, den starren,
Aus dem Tod zum ew'gen Leben. —
Zeige nun, mein theu'rer Schüler,
Zuversicht zu deinem Meister!
Laß mich deinen Leib zerstören,

Daß ich ihn nach ein'gen Stunden
Wiederum in's Dasein rufe!" —
Kalter Schauder faßt den Jüngling
Und er spricht mit fahler Lippe:
„Rabbi, kaum wag' ich zu denken,
Daß euch Ernst sind eure Worte;
Vielmehr scheint mir, daß ihr wollet
Nur erproben meinen Glauben
An die Macht, die ihr geschöpfet
Aus den Lehren der Kabbala.
Denn wer so wie ihr ein Licht ist
Seiner Zeit und seines Volkes,
Kann unmöglich Blut vergießen,
Kann unmöglich morden wollen
Und den Himmel so versuchen." —
Zornig ruft hierauf der Rabbi:
„Sehr willkommen ist dem Zweifel
Auch der allerschwächste Scheingrund
Und die Feigheit schmückt sich gerne
Mit dem Lichtgewand der Weisheit.
Ich bin nicht gewohnt zu scherzen
Und die Worte fein zu spinnen.
Höre drum, was ich beschlossen:
Wenn dir's klug und weislich dünket,
Meinem Willen zu mißhorchen,
Fliehe, flieh' gleich diese Schwelle
Und betritt mein Haus nicht wieder,
Wo du Obdach hast gefunden.
Auch verzichte auf die Hoffnung,
Meine Tochter zu besitzen,
Die so heiß dich hegt im Herzen,
Die du heiß im Herzen hegest." —
Wie der Jüngling hört die Worte

Schmilzt in Wehmuth ſeine Seele;
Denn er liebt des Rabbi Tochter
Mehr als er ſein Leben liebet.
Und er ſpricht hierauf zum Rabbi:
„Hoch gelehrt biſt du, biſt weiſe,
Und man nennt dich den Gerechten.
Du kannſt nicht unbillig handeln,
Nichts Unbilliges begehren.
Wenn ſo feſt du überzeugt biſt
Von der Wirkung deines Zaubers,
Weih' mich ein in dein Geheimniß,
Und durch's Loos ſei dann entſchieden,
Wer von uns ſich weih' dem Tode." —
„Alſo ſei es!" ruft der Rabbi.
Doch das Loos es trifft — den Jüngling. —

II.

Um die mitternächt'ge Stunde
Steht der Jüngling vor dem Meiſter
Bei der Lampe Dämmerſcheine
In dem rauchgeſchwärzten Saale.
Von der ſchweren Kett' befreiet
Liegt der Rieſenband geöffnet
Und auf den vergilbten Blättern,
Wo ſich Kreiſ' in Kreiſe ſchlingen,
Und geheimnißvolle Worte
In verſchied'nen Farben prangen,
Ruht das Auge des Beſchwörers,
Der bald unverſtändlich murmelt,
Bald die Stimme hoch erhebet.
Doch nach einigen Minuten

Aus den weiten Aermeln holt er
Rasch hervor ein blinkend Messer,
Und es stürzet ihm zu Füßen
Seines Schülers blut'ger Leichnam.
Aus entsiegelten Phiolen
Gießet nun auf den Entseelten
Viel Essenzen der Beschwörer
Und er stellt sodann ihn aufrecht
(Wie das Zauberbuch es vorschreibt)
In den großen Schrank von Glase,
Den voll Sorgfalt er verschließet
Und auf dem sein Blick jetzt haftet
In beklommenster Erwartung.
Bald auch fängt es an zu zucken
Auf der Stirne des Erstarrten
Und es thun sich plötzlich weit auf
Die geschloss'nen Augenlieder;
Und die Augensterne rollen
Wie zwei große Feuerräder
Blitze schießend auf den Rabbi.
Den ergreift ein wilder Schauder;
Borstenähnlich sträubt sein Haar sich;
Schrecklich klappern seine Zähne
Und zu Eis gefriert sein Herzblut.
Nicht vermag er zu ertragen
Diesen grausenvollen Anblick:
Doch ob er sich auch abwende,
Unwillkürlich wird er wieder
Zu der Schreckgestalt gezogen,
Deren Augen immer wachsend,
Schneller stets und schneller rollen,
Während leblos, unbeweglich
Bleibt der and're Theil des Leibes. —

„Wehe mir!“ ruft voll Verzweiflung,
„Wehe! Wehe!“ ruft der Rabbi,
„Gräßlich iſt, was ich begonnen
Und ſo gottlos auch als gräßlich!
Weh', wenn dieſes Weſen, das ich
Frevelhaft heraufbeſchworen,
Nach und nach ſich ganz belebet
Und das Glasgefängniß ſprengend,
Keinem Willen mehr gehorchend
Und dem Tod, dem Allbewält'ger,
Nicht wie And're unterworfen:
In unbänd'gem Uebermuthe
Wie ein Teufel froh der Gräuel
Seine Fauſt zum Himmel ballet
Und die Erde macht zur Hölle!
Wer vermag ihn zu bezwingen,
Wenn er Laſter häuft auf Laſter
Und die Tugend und die Unſchuld
Höhniſch grinſend in den Staub tritt?
Es wird dann der Fluch der Menſchheit
Ihn nicht, ſondern mich nur treffen.“ —
Und mit dieſen Worten ſchleudert
Er den ſchweren Folianten
In das gläſerne Behältniß.
Klirrend ſpringt's in tauſend Splitter
Und zu des Rabbiners Füßen
Wieder ſinkt des Jünglings Leichnam. —
Auf ihn blickt zerknirſcht der Rabbi;
Weinend blickt er auf den Schüler,
Der die Zierde ſeines Volkes,
Seines Volkes Ruhm ſollt' werden
Und die Wonne der Geliebten.
Nun liegt er ein Zweig voll Blüthen

Von des Lebens Baum gerissen.
„O des Jammers!“ ruft der Rabbi,
„Wie kann ich verruchter Mörder
Dieses Leben noch ertragen?
Wie kann diese blut'ge Hand noch
Ferner segnen die Gemeinde
Und auf meiner Tochter Haupt ruhn,
Der ich ihren Heißgeliebten
Hingewürgt in eitlem Hochmuth?“ —
Spricht's und faßt dasselbe Eisen,
Das noch roth vom Blut des Jünglings.
Doch wie es sein Herz berühret
Wacht er auf aus schwerem Fieber.
Nur ein Traum war es gewesen,
Den der Rabbi hatt' geträumet,
Und der Rabbi, der war ich.“ —

Verschiedene Typen.

Ich erinnere mich noch auf's lebhafteste einiger ganz eigenthümlichen Persönlichkeiten, die ich dem Leser vorführen will. Unter denselben befand sich ein Rabbi Eleazar. Dieser Rabbi war ein kurioser Heiliger im strengsten Sinne des Worts. Durch Fasten und Kasteiungen war er bis zum Skelet abgemagert und brachte in seinem weißdamastenen Kaftan einen fast unheimlichen Eindruck hervor. Man begegnete ihm überall, da er den ganzen Tag umher lief, um Nothleidende zu entdecken und ihnen Hülfe zu spenden. Wenn seine eigenen Mittel erschöpft waren, bettelte er für dieselben und ließ sich durch Abweisungen durchaus nicht abschrecken. Er selber schrack auch vor den allerhärtesten Entbehrungen nicht zurück, und ich bin niemals einem Menschen begegnet, der körperliche Schmerzen mit solch heiterer Ergebung ertragen hätte wie dieser sonderbare Mann. Eines Tages sah ich ihn zitternd vor einer

Tasse schwarzen Kaffee und einer Brodkruste. Dieses eben so karge als unleckere Mahl widerstrebte dem Magen des alten Mannes, dessen Gesundheit bereits zerrüttet war, und er versuchte mehrere Male umsonst dasselbe zu sich zu nehmen. Endlich ward er des Kampfes müde, den sein Wille mit den ungestümen Anforderungen seines Magens zu bestehen hatte, und er sagte zu diesem wie zu einer zweiten Person, die ihm gebieten wollte, so laut, daß ich es deutlich hören konnte: „Wie? du bist nicht zufrieden mit der Kost, die ich dir vorsetze? Du empörst dich? Du willst mich tyrannisiren und von Gott ablenken? Nun kriegst du gar nichts und wir wollen sehen, wer Recht behält?“

Nachdem er diese Worte gesprochen, verschlang er einen Bissen Brod, trank einen Schluck dazu, sprach leise den Segen und ging mit stolzer Heiterkeit über den errungenen Sieg davon.

Es ward mir bald Gelegenheit, diesen Mann noch mehr zu bewundern. Als ich nämlich an einem Wintertage in der Schule saß, stürzte er todtenbleich in's Zimmer. Man hob ihn auf, legte ihn auf eine Bank, und mein Lehrer fragte ihn, was ihm fehle? „Ich bin auf dem Eis hingefallen und habe mir,

Gott sei Dank! das rechte Bein verstaucht," sagte er sanft und ruhig. Der arme Greis vergaß selbst im Augenblick der furchtbarsten Schmerzen nicht das Gebot, daß man dem Himmel für ein Uebel eben so aufrichtig danken müsse wie für das Gute. Indessen hatte doch der Widerspruch zwischen seinem Unfall und seinem warmen Dank die Lachmuskeln mehrerer meiner Mitschüler erregt und einer derselben, der mir zur Seite saß, wollte seinem Spott freien Lauf lassen. Ich versetzte ihm aber einen heftigen Stoß in die Rippen und brachte ihn dadurch zum Schweigen. So sehr ich auch schon in meiner frühesten Jugend den Hang hatte, die lächerliche Seite an den Menschen zu suchen, so fühlte ich doch vor diesem Manne eine Bewunderung, die bis heute nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren. Was ist der Muth eines Soldaten, der sich in die Schlacht stürzt und dessen Ruhm mit der Zahl der von ihm Erschlagenen wächst, gegen den Opfermuth dieses alten gebrechlichen Mannes, der die Schmerzen seiner Mitmenschen zu lindern unaufhörlich bedacht ist, seine eigenen Schmerzen aber nicht beachtet? Was ist die Frömmigkeit des Indiers, der sich in die Einsamkeit zurückziehet und dessen Einbildungskraft sich monatelang

ausschließlich mit den Knieen, oder mit dem Nabel Brahma's beschäftigt? Was ist dieser fromme Cretinismus im Vergleich gegen den unerschöpflichen Wohlthätigkeitsdrang dieses Rabbi Eleazar? Nur wer mit Menschen menschlich fühlt, ist ein wahrhaft frommer Mann; nur wer in diesem Gefühle sich selbst vergißt, ist ein heiliger Mann, und ich bin fest überzeugt, daß unter den unzähligen Heiligen, die in Rom canonisirt worden, nur sehr Wenige sich an Gottähnlichkeit mit meinem Rabbi messen können. —

Ich muß auch eines anderen strenggläubigen Mannes erwähnen, der unter dem Namen: „Der Faster" bekannt war. Derselbe fastete in gewissen Jahresabschnitten drei Tage hinter einander. Er war ein wahrer Virtuos im Hungern, und dieses Virtuosenthum erfüllte ihn mit unverhehlbarem Selbstbewußtsein. Ein hochbejahrter Greis, zeigte er gern am dritten Fasttage durch einen kräftigen Händedruck, daß er den Magen, der Magen aber nicht ihn tyrannisire. Er besaß ein heiteres Gemüth und witzelte gern. Als seltenes, ja einziges Beispiel eines fröhlichen Hungerers hat er sich meinem Gedächtniß fest eingeprägt.

Es sei hier noch eines anderen frommen Mannes gedacht, der nicht nur seine Handlungen, sondern auch seine Gedanken sorgfältig überwachte und dieselben, wenn sie nicht rein waren, auf sichtbare Weise zu verscheuchen strebte. Eines der wichtigsten Gebete ist das Achtzehngebet. Dasselbe wird mit leiser Stimme gelesen, oder auswendig rezitirt, und man thut, wenn es vollendet, einige Schritte rückwärts. Bei öffentlichem Gottesdienste wartet die Versammlung so lange, bis der Rabbiner die drei Schritte thut. Der ehrwürdige Mann nun, von dem hier die Rede ist, wurde während des Gebets nicht selten von zudringlichen unsauberen Gedanken heimgesucht und wehrte sich gegen dieselben brummend, murrend und schnaubend, indem er mit den Armen nach allen Richtungen fuhr und mit den Füßen heftig stampfte, was eine höchst komische Wirkung hervorbrachte. Das Schlimmste aber bei der Sache war, daß er nach gelungener Abwehr der verführerischen Phantasiegebilde das Gebet wieder von neuem begann. Es gab nun Tage, an welchem dieser Rabbi wie der heilige Antonius von lasciven Erscheinungen so sehr geneckt wurde, daß er ein Dutzendmal das Gebet wieder von vorn anfing und der Gottesdienst zum

Leidwesen der Versammlung sich in's Unendliche verlängerte.

Eine andere Gestalt, die sich noch lebhaft in meiner Erinnerung bewegt, sei hier wegen ihrer Originalität erwähnt. Es war dies zwar ein Christ; allein er hatte sich so sehr in's Judenthum hineingelebt, er stand zu diesem in solch innigem Zusammenhang, daß er auch äußerlich mehr Jude als Christ schien. Er hieß Scheller und war besonders an Sonn- und Feiertagen das Factotum in vielen angesehenen Judenhäusern. Er holte Wasser; er spaltete Holz; er zündete das Feuer an; er putzte die Lichter und besorgte tausend Aufträge. Scheller war ein hagerer Mann mit langen schlichten braunen Haaren, die ihm über den etwas gebeugten Rücken fielen, und sehr scharfen intelligenten Zügen. Da man ihn in den Häusern, wo man seiner Dienste bedurfte, wie einen Glaubensgenossen betrachtete und alle Andachtsübungen in seiner Anwesenheit verrichtete, hatte er im Laufe der Jahre sich nicht nur viele Sprüche und Bibelverse, sondern ganze Gebete in hebräischer Sprache angeeignet und wußte dieselben eben so geläufig und ohne allen Accent wie ein geborner Jude zu rezitiren; ja, er übertraf in dieser Fertigkeit

manchen Juden, und man behauptete, daß, wenn er das Glück gehabt hätte, dem Stamme Israel anzugehören, er sich gewiß als Talmudist ausgezeichnet haben würde. Er war übrigens ein sehr gewandter, sehr geriebener Mensch und wußte auf einen jüdischen Witz, den er hörte, ein Dutzend anderer jüdischer Witze zu erzählen. Man versicherte, er habe, im Vertrauen auf seine alttestamentliche Physiognomie und auf seine genaue Kenntniß der jüdischen Sitten und Gebräuche, sich einst auf Reisen als Jude ausgegeben und überall eine treffliche Aufnahme gefunden, die er dadurch rechtfertigte, daß er bei Tische den Segen mit großer Salbung sprach und die Gebete auf eine ganz vorzügliche Weise absang. Scheller, der mehr als eine Generation von und unter den Juden lebte, war, als ich ihn kannte, gewiß weniger Christ, als Jude. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitsthier. Die Umgebung wirkt auf ihn ein, ohne daß er es merkt. Wir sehen an den Juden selbst, daß gar viel von den verschiedenen Nationen angenommen, unter die sie zerstreut worden und daß selbst zur Zeit, als sie noch auf's Strengste von den Christen abgeschlossen lebten, sich doch die polnischen,

deutschen, französischen und spanischen Juden sehr von einander unterschieden.

Ich muß jetzt von einem andern ganz absonderlichen Menschen sprechen, der uns Knaben ein großes Ergötzen bereitete. Er hieß Heium und litt an Geisteszerrüttung. Da er oft in Raserei verfiel, wurde er in seiner Wohnung bewacht. Man erzählte, daß er ein sehr scharfsinniger Talmudist gewesen und durch allzuviel Studiren übergeschnappt war. Er hatte indessen halblichte Momente, in denen er das Bedürfniß fühlte, von dem Fenster im obern Stockwerke die Vorübergehenden anzureden und ihnen seine Ansichten über Welt und Menschen mitzutheilen. Da lief nun Vernünftiges und Unvernünftiges bunt durch einander. Die Weisheit trug das Gewand der Narrheit, und die Tollheit drückte sich in den Sprüchen der Weisheit aus. Diese Contraste, diese Purzelbäume, die seine entfesselte Phantasie schlug, entzückten uns um so mehr, als mancher treffliche Witz über bekannte Personen mit unter lief und unsere Schadenfreude erregte. Grade deshalb aber wagten es die Erwachsenen nicht, vor den Fenstern Heiums stehen zu bleiben, dessen Auditorium fast ausschließlich aus Schulknaben bestand. Man

mußte aber doch schon gewisse Kenntnisse des Hebräischen besitzen, um die Reden zu verstehen, da dieselben mit Bibelversen und sogar mit Stellen aus dem Talmud gespickt waren. Ich erinnere mich noch einer seiner Reden, die er an einem heißen Sommertage vor dem geöffneten Fenster hielt. Er behauptete, daß er der einzige Vernünftige, der einzige Gelehrte in der Gemeinde sei und daß ihn die Thoren, die Wahnsinnigen und Unwissenden eingesperrt, weil sie sich vor seinem Geist und seinem reichen Wissen fürchteten. „Warum, ihr dummen Jungen," sagte er, „warum werden die paar Vernünftigen eingesperrt und warum laufen die Tausende von Aberwitzigen frei herum? — darum weil die Vernünftigen keine Macht, und die Mächtigen keine Vernunft haben. Wäre dem nicht so, würde ich jetzt an der Spitze der Gemeinde stehen und die Vorsteher derselben wären im Tollhause."

Er sprach stundenlang in dieser Weise fort, Sinn und Unsinn, Witz und Wahnwitz durch einander mischend. Einmal, als er während seiner Rede einen bekannten Biersäufer vorübergehen sah, fragte er uns: „Was ist der Unterschied zwischen diesem Menschen und einem Bierkrug?" — Keiner!

schrieen wir einstimmig. „Doch! doch!“ rief er. „Ein Bierkrug hat nur ein Ohr und man hängt ihn an die Wand, so bald er leer ist; dieser Mensch ist ein Bierkrug mit zwei Ohren, er wird aber nicht an die Wand gehängt, weil er niemals leer wird.“ —

Es sei hier noch ein absonderliches Individium angeführt. Sein Name war Aaronche Hopser. Warum man dem Namen dieses Mannes, der ziemlich groß gewachsen war, die Diminutivsilbe angehängt, wüßte ich nicht zu sagen; Hopser hieß er aber deßhalb, weil er trotz eines sehr verkürzten Beines sich doch keiner Krücke bediente und auf dem unverkürzten durch die Straßen hüpfte. Nichts war possierlicher als diesen Kauz über die Gossen und Pfützen springen zu sehen. Er war höchst lebhaft und hopste sehr schnell, mußte aber je nach zwanzig Schritten wieder ausruhen. Er stand dann einige Minuten wie ein Storch auf einem Beine, um sich Kraft zu neuen Sätzen zu holen. Ich verfehlte niemals hinter ihm zu gehen und seine Ränge ruhsprünge zu zählen. Er merkte dies eines Tages und verbat sich meine Begleitung.

„Warum bedient Ihr Euch nicht einer Krücke?“ fragte ich.

„Wenn Du einmal ein Bein brichst," antwortete er, „werde ich es Dir gewiß nicht wehren, an einer Krücke zu hinken, Du Dieb!"

„Dieb?" rief ich zornig. „Was hab' ich denn gestohlen?"

„Du bist ein Dieb," erwiderte er; „denn Du stiehlst dem lieben Gott die Zeit und lungerst in den Straßen herum, statt in's Cheder (Schule) zu gehen und etwas Rechtschaffenes zu lernen."

Und mit diesen Worten sprang er von dannen.

Ich war indessen ein unverbesserlicher Flaneur, und mehr als das Studium des Talmuds im engen, finstern, dumpfen Schulzimmer zog mich das bunte Leben auf der Straße an. Ich schwänzte die Schule, so oft ich konnte, besonders an Markttagen. Eine ganz gewaltige Anziehungskraft übte der Fischmarkt auf mich aus. Der Fischhandel befand sich ausschließlich in den Händen der Juden, aber wie man sich leicht denken kann, nicht gerade in der aristokratischen Klasse derselben. Die Fischhändler waren sehr beredt und bedienten sich, sobald sie des Feilschens ihrer weiblichen Kunden überdrüßig wurden, der derbsten rhetorischen Figuren. Der beredetste unter ihnen war ein gewisser Joseph, dessen cynischer Humor

mich sehr belustigte. Wehe der armen Hausfrau, die einen allzu niedrigen Preis bot! Sie wurde mit oratorischen Blumen überschüttet, die in keinem Garten der klassischen Beredsamkeit blühen und sich auch nicht durch lieblichen Duft auszeichneten. Er hatte die Lacher stets auf seiner Seite und ich gestehe es zu meiner Schande, daß ich zu diesen Lachern gehörte und an seinen frechen Reden mehr Gefallen hatte, als an den erbaulichen Worten meines Rabbi's.

Die jüdischen Sackträger bildeten ebenfalls eine besondere Klasse. Sie waren eben so vierschrötig gebaut wie die „Forts de la Halle“ in Paris und trieben sich beständig in der Nähe des Rathhauses herum, wo die Korn- und Mehlhalle sich befand und es auch an Wollsäcken nicht fehlte. In der Gemeinde waren sie natürlich nicht sehr geachtet und hielten sich als „Amhaarazim“ (Unwissende) bei öffentlichem Gottesdienste dicht an der Synagogenthüre. Ich liebte sie indessen aus zwei Gründen, erstens weil mich ihre derbe Unterhaltung sehr anzog, zweitens weil sie eiserne Fäuste besaßen und ihren kleinen Glaubensgenossen bei deren Verfolgungen von Seiten der Christenknaben hülfreich beistanden. Bei

all ihrer Rohheit waren sie sehr gutmüthige Gesellen, die ihre körperliche Kraft niemals zu unnützen Händeln mißbrauchten und wie die übrigen Mitglieder der Gemeinde sehr mäßig und nüchtern waren. Sie überschätzten auch ihre physische Stärke durchaus nicht und demüthigten sich gern vor denen, die durch Geist und Kenntnisse hervorragten.

Es fanden in meiner Vaterstadt wöchentlich zwei Märkte statt. Diese Wochenmärkte, auf welche die deutschen und polnischen Bauern große Quantitäten von Cerealien und Victualien brachten, waren ungemein belebt. Die deutschen Bauern verstanden kein Wort polnisch, und die polnischen Bauern verstanden kein Wort deutsch. Die Kunden mußten also beide Sprachen verstehen, und mindestens radebrechen können, um ihre Einkäufe zu besorgen. Die ältern jüdischen Frauen nun, die sich nur in einem jüdisch-deutschen Jargon ausdrückten, höchstens ein paar Dutzend polnischer Wörter wußten und diese auch bloß auf eine höchst corrumpirte Weise aussprachen, mischten bei ihrem Feilschen mit den polnischen Bauern ihren Sprachschatz durch einander und es entstand ein unerhörtes Kauderwelsch, das mich ungemein ergötzte. Auch war es nicht uninte-

ressant, die Eigenthümlichkeiten der drei Nationalitäten und die Typen unter denselben zu beobachten. Die polnischen Bauern waren sehr beliebt, da sie sehr stark tranken und die Branntweinbrennereien und Schänken in Nahrung setzten. Ich sah ihrem Gebahren an den Schenktischen sehr oft zu, und was mich dabei in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß Viele unter ihnen sich nicht damit begnügten, die Gläser zu leeren, sondern diese auch theilweise aßen. Ich übertreibe nicht. Ich sah sie sehr oft in die Gläser beißen und die abgebissenen Glasstücke zwischen den Zähnen zermalmen, ohne sich zu beschädigen. Ob sie dies nun thaten, um die Kraft ihrer Gebisse zu zeigen, oder ob sie die Glasfresserei für ein Mittel gegen den Rausch hielten, vermag ich nicht zu sagen; ich weiß nur, daß in diesen Branntweinkneipen fast alle Gläser angefressen waren.

Im Sommer hatte dieser übermäßige Genuß des Branntweins keine unmittelbare traurige Folgen. Im Winter aber, bei dem häufig überaus starken Frost, sprachen sie nach beendigtem Markte dem Glase noch mehr zu; Viele von ihnen wurden dann bei ihrer Rückkehr nach den Dörfern vom Schlaf übermannt und erfroren nach einigen Minu-

ten. Es verging kein Wintermarkttag ohne daß man von solchen Todesfällen hörte.

Die Trunksucht war, beiläufig gesagt, von den Juden, welche überhaupt die Völlerei als Sünde betrachten, von jeher als eines der abscheulichsten Laster verpönt. Ein betrunkener Jude gehört wohl noch heute zu den Seltenheiten. Man hat die Nüchternheit der Juden nicht als Tugend gelten lassen wollen, und wenn ich nicht irre, behauptet Kant in seiner Anthropologie, daß alle unterdrückte und sclavische Völker sich durch Nüchternheit deßhalb auszeichnen, weil sie beständig vor ihren Unterdrückern auf der Hut sein müssen. Das ist nicht richtig. Die polnischen und russischen Bauern tranken als Leibeigene eben so viel als sie noch heute trinken, und den Negersclaven kann man gewiß keine Mäßigkeit nachrühmen. Der Grad der Mäßigkeit eines Volkes hängt vielmehr von den Breitengraden ab. Die Unmäßigkeit ist dem Norden, die Mäßigkeit ist dem Süden eigen. Die Juden sind aber nicht nur als ein orientalisches und religiöses Volk sehr mäßig, sondern vorzüglich als ein Volk, das ein patriarchalisches Leben führt und seine Sitten genau überwacht. —

Eine ganz eigenthümliche Klasse bildeten die jüdischen Musikanten. Sie spielten fast alle Instrumente. Der Cymbelschläger galt als ein großes Talent. Wie die Zigeuner waren sie Naturmusiker und lasen keine Noten. Sie producirten sich bei heitern Festlichkeiten und wurden gut honorirt. Wenn aber eine Hochzeitsfeier in einer reichen Familie stattfand und sie auf einen erklecklichen Ehrensold rechnen durften, traten sie in einem ganz absonderlichen Costüm auf. Dasselbe bestand aus einem langen Kaftan und einem ungeheuer hohen konischen Hut von gesteppten Tuche. Sie sahen so possierlich aus, daß man sich von ihnen folgende Anekdote erzählt. Als Napoleon einst auf einer Reise nach Posen das Weichbild meiner Vaterstadt berührte, harrten sie seiner in besagter Phantasietracht. Der Kaiser kam und war im Wagen so tief im Gespräch mit Duroc begriffen, daß er die jüdischen Priester der Euterpe gar nicht beachtete. Endlich schlug er die Augen auf und dicht am Kutschenschlag die Musikanten erblickend, schien er zu stutzen. Einer aus der Künstlerschaar glaubte, daß sich in den Zügen des gewaltigen Herrschers eine große Angst vor ihnen verriethe; er rief ihm daher ermuthigend zu: „Sie

brauchen sich nicht zu fürchten, Majestät! Wir sind ja gar keine Türken."

Eine sehr erwähnenswerthe Figur war der Marschellek. Diesen wahrscheinlich aus Narrenschalk zusammengesetzten und corrumpirten Titel führte der Lustigmacher, der bei fröhlichen Festen sich hervorthat. Er vertrat das Amt eines Pritschenmeisters oder Spruchsprechers und genoß wie dieser das Privilegium, selbst den höchsten Spitzen der Gemeinde und sogar den Rabbinern die derbsten Wahrheiten zu sagen. Es versteht sich indessen von selbst, daß diese in ein humoristisches Gewand gekleidet sein mußten. Die nackte Wahrheit ist niemals und nirgendwo angenehm, am wenigsten aber bei Festschmäusen. Sein Amt war nicht so leicht. Er mußte improvisiren, jeden Angriff stets geistreich abwehren, sehr bibelfest und auch im Talmud gut beschlagen sein. Die Marschelleks waren gewöhnlich verdorbene Genies, die trotz aller natürlichen Begabung sich keine geachtete Stellung in der Gemeinde zu erringen vermochten. Man sah sie gerne bei lustigen Gelegenheiten und ergötzte sich an ihren Späßen; sonst aber wurden sie wie alle Witzbolde von oben herunter angesehen. Die Menschen sind

gegen Niemand undankbarer als gegen denjenigen, der sie lachen macht und Graf Rochester sagt mit Recht:

— Wits are treated like common whores;
First they are enjoy'd and then kicked out of doors.

Man verehrt viel mehr den Tragödien-, als den Komödiendichter, viel mehr den, der uns unsere Leidenschaften, als der uns unsere Schwächen zeigt.

Als einer dieser Marschelleks bei einem Hochzeitsfest eine komische Rede hielt und dieselbe mit Sprüchen und Sentenzen aus der Bibel, dem Talmud und Midraschim würzte, sagte ihm der Rabbiner, erstaunt über diese Gelehrsamkeit und zugleich betrübt über den Gebrauch, den der Schalk davon machte: „Es ist doch schade, daß sich ein solch vortrefflicher Wein in einem so schlechten Fasse befindet."

„Rabbi," erwiderte der Narr boshaft, „besser in einem schlechten Faß ein guter Wein, als ein schlechter Wein in einem guten Fasse." —

Ich könnte die Reihe der sonderbaren Typen noch um ein Beträchtliches vermehren, wenn ich nicht fürchtete, die Geduld meiner Leser zu ermüden. Unter keinem andern Volke gab es so scharf ausgesprochene Individualitäten wie unter den Juden. Man darf

sich darüber nicht wundern. Der Jude lebte damals in seiner Gemeinde abgesondert von den Christen, mit denen er nur in oberflächlichem geschäftlichem, aber nicht in engerm gesellschaftlichem Verkehr stand. Unter ihnen selbst herrschte die absoluteste Unabhängigkeit. Die sociale Gleichheit war unter den Juden immer eine Sache, die sich von selbst versteht. Jedermann konnte daher sein Eigenwesen mit allen Schrullen und Raupen ausbilden, wie es ihm beliebte. „Alle Juden sind Brüder" war ein geheiligter Satz, an dem man nicht rüttelte. Gar Viele dieser „Brüder" waren eben nicht angenehm und liebenswürdig; man mußte sich aber die oft sehr lästige Intimität derselben gefallen lassen, um des ewigen Vaters willen, als dessen auserwählte Söhne sie sich doch sämmtlich betrachteten.

Die Frauen.

Schon in meiner Knabenzeit unterschieden sich die ältern Frauen meiner Heimath sehr bedeutend von den jüngern nicht nur in Bezug auf Bildung, sondern auch in der äußeren Ankündigung. Jene trugen ein ganz eigenthümliches, halb orientalisches, halb russisches Costüm. Dasselbe bestand aus einem Kleide von schwerem Brocat und aus einem Kopfputz, dem „Geschleier," einer goldenen Kappe mit einer breiten goldenen Stirnbinde, deren beide Enden kreuzweise über den Rücken fielen. Einige trugen auch den „Perlenbund," der dem Kakoschnik, dem bekannten russischen, sehr kleidsamen Kopfschmuck ähnlich und mit Perlen und Diamanten reich verziert war. Die jüngere Generation kleidete sich bereits deutsch', ohne darum auf den Juwelenschmuck zu verzichten. Die Hälfte ihres Vermögens hatten die Juden damals in Kleinodien stecken. Die Mitgift bestand fast zur Hälfte aus Goldschmuck und

Edelsteinen und mit dem zunehmenden Wohlstande ward auch der Schatz dieser Kostbarkeiten vergrößert. Selbst eine Frau aus dem Mittelstande trug ihre Perlenschnüre und hatte im Hause einen beträchtlichen Vorrath an Silberzeug. Dies ist aber nicht blos der Eitelkeit zuzuschreiben; sondern es hatte seinen Grund zum Theil in den Gefahren, denen bisher das Eigenthum der Juden ausgesetzt gewesen. Der Jude, der früher kein Grundeigenthum erwerben durfte und oft genug von der Habgier großer und kleiner Fürsten gebrandschatzt wurde, konnte wenigstens den Theil seines Vermögens, den er in Geschmeiden besaß, leicht vor der Raubsucht seiner Verfolger retten, wenn er zur Flucht genöthigt war. Mit der verbesserten Stellung der Juden verlor sich auch die Lust an solch todtem Kapital.

Die ältern Frauen der damaligen Zeit schlossen sich eben so wie die Männer vor der nahenden Aufklärung ab, und die jüngern, die sich dieser Aufklärung sehr zugänglich zeigten, vermieden doch Alles, was die ehrwürdigen Matronen in deren Glaubensstarrheit hätte verletzen können. Sie wurden überhaupt mit einer unbeschreiblichen Hochachtung behandelt, nicht bloß von der heranwachsenden weib-

lichen Generationen, sondern auch von den Männern und zwar von den hervorragendsten und gelehrtesten. An den Sonnabenden und Festtagen, vor einer Reise und bei der Rückkehr von derselben drängte man sich herbei, um ihren Segen zu empfangen und sie spendeten ihn mit einer schwer zu schildernden feierlichen Sammlung. Sie waren nach ihrer Weise gut unterrichtet; denn sie verstanden nicht allein die hebräischen Gebete, sondern auch die Bibel und Viele von ihnen wie z. B. meine Großmutter väterlicher Seits, citirte im Gespräche zahlreiche Bibelverse und Sprüche jüdischer Gelehrten und schrieb dieselben auch ohne orthographische Fehler. Sie ließen es auch nicht bei frommen Worten bewenden, sondern übten die Wohlthätigkeit als eine heilige Pflicht und übten sie im Stillen. Wo ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, nahmen sie die Kräfte Anderer in Anspruch und scheuten keine Mühe, keine Entsagung, wenn es galt, den Bedrängten Hülfe zu spenden, den Kranken die Schmerzen zu erleichtern, den Verfolgten zu ihrem Recht zu verhelfen, den Verläumdeten Genugthuung zu verschaffen. Ihr eifrigstes Streben war den Namen einer Zenoue (fromme Matrone) zu verdienen und ihr Beispiel von Andern befolgt zu sehen.

Auf Sittenreinheit wurde streng gehalten und eine Verletzung derselben zog der Familie einen ewigen Makel zu. Wenn eine Frau oder ein Mädchen sich verging, so wurde dies fast als ein Nationalunglück betrachtet. Solche Fälle kamen übrigens äußerst selten vor. Ich erinnere mich eines Falles, den ich als Beweis für die Sittenstrenge unter den damaligen Juden anführen will. Eines Sommerabends saß ich, noch ein kleiner Knabe, vor dem Hause meiner Großeltern. Mehrere Nachbarinnen hatten sich vor demselben eingefunden und plauderten mit meiner Mutter und Großmutter. Während dieser Unterhaltung geht eine Frau, die ich sehr gut kannte, mit zerstörten Gesichtszügen die Straße vorüber, gerade vor sich hinstarrend, Niemand grüßend und von Niemand gegrüßt. Dies fiel mir um so mehr auf, als diese Frau mit den vor unserer Wohnung versammelten Damen bisher auf dem freundschaftlichsten Fuß gestanden. Die Nachbarinnen zischelten nun untereinander und schienen sehr bestürzt. Die Frau war nämlich des Ehebruchs von ihrem Gatten überwiesen worden. Am andern Morgen fand man ihre Leiche im Stadtgraben. Durch

Selbstmord hatte die Unglückliche die Schmach gesühnt, die ihr das Leben unerträglich machte.

Die Keuschheit wurde bei den Frauen nicht nur durch die strenge Erziehung, durch die frommen Lehren der Eltern, sondern auch dadurch erhalten, daß die Mädchen im fünfzehnten oder im sechszehnten Jahre in die Ehe traten, ja nicht selten schon im vierzehnten Jahre. Der Gatte war nicht viel älter. Bei diesen Bündnissen spielte die Leidenschaft keine Rolle. Amor arbeitete Hymen nicht in die Hände. Die Eltern entschieden, und die Kinder fügten sich dem Willen der Eltern. Daß unter solchen Verhältnissen die Ehen nicht immer glücklich waren, versteht sich von selbst; doch waren die entschieden unglücklichen ziemlich selten. Die Ehen beruhten auf gegenseitiger Duldung und erhielten eine besondere Stütze durch die tief eingeprägten religiösen Grundsätze. Ein Sturm in der Ehe wurde von den Schwiegereltern oder sonstigen Verwandten beschworen. Nahmen die Zwistigkeiten einen bedenklicheren Charakter an, so wandte sich das Paar an einen ehrwürdigen Rabbi, oder an den Rabbiner der Stadt, und der fromme Mann suchte durch seine Ermahnungen den Frieden wieder herzustellen.

Die Rabbiner erfreuten sich eines unbedingten Vertrauens und verdienten dasselbe auch im höchsten Grade. Sie waren keine heuchlerische Pfaffen, welche die Armen und Bedrängten auf das ewige Leben vertrösten, während sie sich selbst das irdische Leben so angenehm wie möglich zu machen suchen und sich runde Bäuche anmästen. Die Rabbiner waren sehr schlecht bezahlt und genossen nicht mehr Rechte als irgend ein Mitglied der Gemeinde. Hingegen hatten sie viele und sehr schwere Pflichten zu erfüllen. Bei Verfolgungen und sonstigen Drangsalen setzten sie sich muthig der Gefahr aus. In Zeiten der Epidemie waren sie die Ersten am Sichbette und rechneten es sich nicht hoch an. Sie standen an der Spitze der Gemeinde wie der Blitzableiter auf dem First eines Gebäudes; sie leiteten die Donnerkeile von den Häuptern ihrer Glaubensgenossen ab. Ihr Leben war eine fortgesetzte Selbstopferung. Die Achtung, die man vor dem Rabbiner hegte, galt ihm, seiner Person, nicht seinem Stande. Unter den Juden giebt es überhaupt keinen eigentlich geistlichen Stand. Jeder Jude kann, ohne besondere Weihe, Rabbiner werden und wieder dem Rabbinat entsagen.

Wenn sich nun bei den Ehezwisten die Bemühungen des Rabbiners unzulänglich erwiesen, so wurde zur Scheidung geschritten. Die Ehescheidungen waren nicht sehr selten und wurden in der Synagoge vollzogen.

Die Mädchen wurden nicht streng überwacht. Sie durften ohne Begleitung ausgehen; sie mißbrauchten jedoch diese Freiheit nicht. Ein Mädchen, das sich häufig auf der Straße allein sehen ließ, gefährdete ihren Ruf und wurde, mit Anspielung auf die unglückliche Tochter des Erzvaters Jacob, „Dina Läuferin" gescholten. Bei den Ehebündnissen wurde viel weniger auf Geld als auf guten Ruf gesehen. In eine Familie zu treten, die bedeutende Gelehrte und notorisch fromme Männer hervorgebracht, wurde für keine geringe Ehre gehalten. Die Aristokratie unter den damaligen Juden hatte ihre langen Stammbäume, und man nannte mit Stolz die Männer, die durch ihre Schriften hervorgeragt, durch Wohlthun sich ausgezeichnet, oder durch ihren Tod für den Glauben ein glänzendes Beispiel gegeben. Da solche Namen unter den Juden aller Länder bekannt waren, so wurden diejenigen, die sich der Abstammung von glorreichen Männern

rühmen konnten, überall bereitwilligst aufgenommen. Waren nun zwei Familienväter von solch ruhmwürdiger Abkunft, so suchten sie durch die Verbindung ihrer Kinder ihren Stamm noch mehr zu veredeln, und nicht selten geschah es, daß die Sprößlinge, die noch in den Windeln zappelten, verlobt wurden. Das Brautpaar in der Wiege ließ sich drei Lustren später ohne Sträuben an den Traualtar führen, und diese Ehen waren, bei den damaligen patriachalischen Verhältnissen, nichts weniger als unglücklich. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, sagte man sich, und indem man den lieben Gott zum Eheprokurator machte, fügte man sich ergebungsvoll in dessen Schickung und beschwichtigte das geheime Grollen des Herzens durch das Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung.

Und der Pflichten gab es genug zu erfüllen. In der Haushaltung waren tausend rabbinische Vorschriften streng zu beobachten und sie erheischten eine unausgesetzte Ueberwachung. Der Topf, der auf dem Markt gekauft worden, mußte erst in fließendes Wasser getaucht werden, bevor er benutzt werden konnte, und kam er in die Küche, so mußte er höchst sorgfältig von einem großen Theil seiner Mittöpfe

abgesondert werden. Die Töpfe nämlich, die zu Fleischspeisen dienten, durfte man niemals für Milchspeisen verwenden. Eine Verwechslung dieser Geschirre machte die Speisen unbrauchbar und brachte in die Wirthschaft eine unbeschreibliche Verwirrung, die nur durch unabläßiges Glühen, Waschen und Scheuern wieder beseitigt werden konnte. Man durfte niemals mit Sicherheit darauf rechnen, das Geflügel, das gackernd und schnatternd im Hof herum lief, einst auf dem Tisch zu sehen. Wenn der Schlächter mit dem Messer nicht tief genug, oder etwas zu tief in den Hals des Thieres einschnitt, so war dasselbe dem Genuß entzogen. War es tadellos abgeschlachtet, so konnte sich doch beim Ausweiden desselben ein Unglück ereignen. Sobald man nämlich irgend eine Abnormität an den Eingeweiden fand, mußte das Thier sogleich zu einm Rabbiner geschickt werden, der die Befugniß hatte, über solche Angelegenheiten zu entscheiden. Er untersuchte höchst sorgfältig die Abnormität, und sprach er das verhängnißvolle „Trepha“ (ungenießbar) aus, so war der Genuß des betreffenden Thieres untersagt. Es ereignete sich nicht selten, daß man sich auf eine gebratene Gans freute und mit einem magern Fisch

fürlieb nehmen mußte, weil die Gans durch einen verdächtigen Fleck an der Leber, oder einer Verhärtung am Magen von dem Rabbi als „Trepha“ erklärt worden. Solche Fälle konnten sich ereignen wenn man Gäste zu Tisch geladen, was dann die arme Hausfrau in keine geringe Verlegenheit setzte. Der Talmud, der sich um die geringfügigsten kulinarischen Angelegenheiten kümmert und den Küchenheerd streng überwacht, machte den jüdischen Hausfrauen das Leben recht sauer, und sie schwebten in steter Angst, besonders an Sonnabenden. Da nämlich den Juden untersagt ist, Küchenfeuer am Sabbath zu unterhalten, so wurden die Speisen am Freitag in wohl verschlossenen Töpfen, auf denen der Name der Eigenthümer mit Kreide geschrieben war, zu den jüdischen Bäckern geschickt und am folgenden Mittag von der Magd abgeholt. Nun sahen sich aber die Töpfe sehr ähnlich; dazu kam noch, daß der Ofenruß nicht selten die mit Kreide geschriebenen Namen unleserlich machte; die Töpfe wurden daher häufig vertauscht, so daß der Arme die delicaten Speisen des Reichen bekam und dieser sich mit der dünnen Kost des Armen begnügen mußte. War der Ofen übermäßig geheizt, so fand man bei der Oeffnung

der Geschirre, die vierundzwanzig Stunden im Ofen zugebracht, verkohlte und völlig ungenießbare Speisen. Es konnte auch vorkommen, daß die Speisen einer jüdischen Familie, die im Geruche der Aufklärerei stand und sich in Bezug auf die talmudischen Vorschriften manche Freiheiten erlaubte, im Backofen sich befanden. Eine fromme Familie, die dies erfuhr, berührte dann die eigenen Speisen nicht, aus Furcht, daß die aufgeklärten Töpfe den orthodoxen Töpfen zu nahe gekommen sein könnten. Es kam sogar vor, daß ein Christ einen mit Schweinfleisch gefüllten Topf in einen jüdischen Backofen einzuschmuggeln wußte und durch diesen leidigen Spaß den ganzen Inhalt des Ofens, Speise und Geschirr, ungenießbar und unbrauchbar machte.

Mußten doch oft die schönsten und saftigsten Früchte dem Verderben Preis gegeben werden! Da nämlich alle Erstlinge an Thieren und Früchten dem Herrn geopfert werden müssen, so durfte man die ersten Erträgnisse der Obstpflanzungen nicht genießen, und ich erinnere mich noch sehr gut, daß man die prachtvollsten Himbeeren in meinem großelterlichen Garten drei Sommer hinter einander schonungslos vernichtete.

Außer den Rabbinern erschwerten auch noch die Kabbalisten den jüdischen Frauen das Dasein durch tausend Vorschriften, über deren Grund man sich oft umsonst den Kopf zerbrach. Eine dieser Vorschriften, die ich meine Großmutter gewissenhaft erfüllen sah, ist mysteriös genug und hat meine Neugierde nicht wenig gefoltert. Alle drei Monate und zwar zur Zeit der Nachtgleichen und Sonnenwenden, öffnete die fromme Matrone sämmtliche Speiseschränke und legte auf die mit rohen feuchten Speisen oder Flüssigkeiten gefüllten Töpfe, Flaschen und sonstige Geschirre verrostete Nägel, alte Schlüssel und was sie an unbrauchbarem Eisen zur Hand hatte. Als ich sie nach der Ursache dieses Gebrauchs fragte, antwortete sie, dies geschehe, damit kein Blutstropfen auf die Nahrungsmittel falle. Weiter ging ihre Gelehrsamkeit nicht und ich war so klug wie zuvor. Viele Jahre später erfuhr ich erst, daß diese kabbalistische Vorschrift zuförderst auf dem Aberglauben beruhe, daß bei dem Beginn jeder der vier Jahreszeiten aus den obern Luftschichten ein die Gesundheit bedrohender Blutstropfen falle, das Eisen aber die Kraft besitze, denselben unschädlich zu machen. Aber auch die Blut-

plage in Egypten, das Geschick der Tochter Jephta's und sogar der Adonis-Mythus spielen eine Rolle in diesem Aberglauben, den die Kabbalisten durch allerlei etymologische und meterologische Firlefanzereien unter die zu beobachtenden Gebräuche eingeschwärzt und den Judenfeinden einst einen bequemen Grund zu neuen Verdächtigungen gegeben.

Man sieht wie sauer den Juden die Tafelfreuden wurden und welche Mühe und Noth sie den frommen Hausfrauen verursachten. Dazu kamen noch die vielen langen Gebete, die sie verrichten mußten und die sehr viel Zeit raubten. Man konnte keinen Bissen Brod, keinen Schluck Wasser genießen, ohne sich vor und nach dem Genusse desselben durch ein Gebet mit dem Himmel abzufinden. Außerdem mußte eine fromme Frau auch die Gebete ihrer Kinder, besonders der Töchter, überwachen. Auch die Werke der Wohlthätigkeit nahmen ihre Zeit in Anspruch. Verschämten Armen mußte geholfen, dürftige Kranke mußten besucht und gepflegt, Familien, denen der Tod ein Mitglied geraubt, mußte Trost gespendet werden. Die Wohlthätigkeit wurde im Stillen geübt; doch betraute man nicht selten die Kinder mit der Ausführung derselben, um sie selbst

an Mildthätigkeit zu gewöhnen. So wurde ich von meiner Großmutter mütterlicher Seite jeden Freitag und am Rüsttage jedes Festes mit Victualien belastet zu mehreren alten Frauen gesendet. Eine dieser Matronen, eine weitläufige Verwandte meiner Großmutter, wurde an solchen Tagen regelmäßig mit einem halben Huhn, einem Weißbrod und einer Geldspende bedacht. Ich freute mich immer dieses Auftrags und ich wurde für die Ausführung desselben stets mit dem Segen des altes Mütterchens belohnt. Sie legte mir bei meinem Scheiden jedesmal die magern zitternden Hände auf's Haupt und prophezeihete mir viel Ruhm und Herrlichkeit. Diese Prophezeihungen sind indessen nicht eingetroffen. Der Ruhm läßt noch immer auf sich warten, und mit der Herrlichkeit ist es auch nicht weit her. Die Mitwelt hat mir keine Kränze geflochten, und die Nachwelt wird nicht mehr von mir wissen, als ich von ihr weiß. An gutem Willen hat es aber der Prophetin gewiß nicht gefehlt und so sei ihrer in allen Ehren gedacht. —

In den Mußestunden lasen die ältern Frauen allerlei in jüdisch-deutschem Kauderwelsch eigens für sie abgefaßte und mit hebräischen Lettern gedruckte

erbauliche Erzählungen und Legenden. Eines dieser Bücher, „Zéenah urena," ein mit Sagen und Mährchen reich gespickter Commentar der fünf Bücher Mosis wird noch heute in Polen und Rußland von alten Jüdinnen stark gelesen und zwar in den Nachmittagsstunden am Sabbath und an Feiertagen.

So floß das Leben dieser Frauen in der gewissenhaften Beobachtung ihrer Pflichten ruhig und einförmig dahin. Indessen hatten sie doch auch ihren Ehrgeiz, und dieser bestand darin, die männlichen Nachkommen ihrer Familie als große Schriftgelehrte zu sehen. Meine Großmutter, von der ich eben spreche, hegte keinen innigeren, keinen heißern Wunsch, als mich, ihr ältestes männliches Enkelkind, einst als solch herrliche Leuchte in Israel glänzen zu sehen. Sie ließ mich nie von ihrer Seite. Wenn sie sich mit ihren Freundinnen und Nachbarinnen unterhielt, saß ich immer auf einem Bänkchen zu ihren Füßen, und so oft sie im Gespräch irgend eine Behauptung auf's Kräftigste und Unwiderleglichste darthun wollte, unterließ sie es niemals, die Hände auf meinen Kopf zu legen und dabei feierlichst auszurufen: „So wahr soll ich dich „darschenen" (predigen) hören!"

Diese gute Frau hatte ein Stück Welt gesehen. Unmittelbar nach ihrer Verheirathung war sie mit ihrem Gatten zur Messe nach Leipzig gereist, und von diesem Klein-Paris hatte sie Eindrücke mitgenommen, die nach mehr als einem Menschenalter nichts von der Lebhaftigkeit eingebüßt. Sie wußte besonders viel von dem Leipziger Theater zu erzählen, wo sie den Hamlet hatte aufführen sehen. Dieses Stück war ihr so tief in's Gedächtniß eingeprägt, daß sie die Handlung desselben Scene für Scene mittheilen konnte. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch den Namen Shakspeare, ohne zu ahnen, daß es mir einst vergönnt sein würde, die Werke dieses Meisters in der Ursprache aufführen zu sehen. Sie nannte noch öfter einen andern Namen, den man in ihrem Munde gewiß nicht erwartet hätte. Jedesmal, wenn ich bei passender Gelegenheit einen hebräischen Bibelvers oder einen Spruch aus dem Talmud citirte, rief sie, indem sich ihr Antlitz freudig verklärte: „Du hast einen Kopf wie Aristoteles!“ Wenn ich nun fragte, wer dieser Aristoteles sei? wußte sie freilich keine bestimmte Antwort zu geben. Sie hielt ihn für einen berühmten Talmudisten, der sich von den übrigen besonders durch sein gewaltiges Gedächtniß

und durch seltene Geistesschärfe auszeichnete. Der Name des Stagiriten war unter den Juden durch die jüdischen Gelehrten verbreitet, die sich im Mittelalter mit aristotelischer Philosophie beschäftigten.

Die gute Frau gehörte eben nicht zu den gelehrtesten ihrer Glaubensgenossinnen und besaß nur eine höchst dürftige Kenntniß des Hebräischen; sie hatte aber eine lebhafte Einbildungskraft und einen unerschöpflichen Vorrath an Gleichnissen und Sprichwörtern. Beging eines ihrer Enkel irgend eine Unart, so behauptete sie, es gehöre Salomon's Weisheit, Korah's Reichthum und Hillel's Geduld dazu, um dasselbe in Schranken zu halten. Von mir aber, dessen Unband ihr gar manchen Verdruß bereitete, sagte sie, ich sei schlimmer als der Sambatjon. Der Sambatjon ist ein Fluß, der dem Midrasch und Plinius zufolge die sechs Wochentage hindurch brausend und tobend dahin strömt, beim Beginn des Sabbaths aber zu fließen aufhört. Josephus behauptet freilich das Gegentheil. Dieser Geschichtsschreiber läßt den Sambatjon bloß am Sonnabend fließen. Meine Großmutter hielt sich aber an Plinius und den Midrasch, und als ich sie einst fragte, warum ich noch schlimmer sei als der

Sambatjon, sagte sie, daß ich selbst am Sabbath nicht ruhe. Ich war keck genug, meine Zweifel an der Sabbathruhe dieses fabelhaften Stromes zu äußern. Sie verwies mir meinen Unglauben und suchte mich durch folgende Erzählung eines Bessern zu belehren. „Ein frommer Jude," sagte sie, „der einst durch das gelobte Land reiste und an's Ufer des Sambatjon kam, wollte sich durch eigene Anschauung von der Sabbathruhe desselben überzeugen. In der That sah er auch, daß am Freitag Abend die wilden brandenden Wellen plötzlich stille standen und der Sambatjon bis zum folgenden Abend so unbeweglich war wie das Wasser in einem Waschbecken. Sobald aber am Sabbath der Abendstern aufging, fing er wieder an zu toben und zu wüthen. Der fromme Mann füllte nun eine Flasche mit Sambatjonwasser. Aber auch in der Flasche wüthete dasselbe die ganze Woche hindurch, um nur beim Beginne der Sabbathfeier bis zu dessen Schlusse wieder zu ruhen."

„Ist denn das aber auch wahr, Großmutter?" fragte ich.

Nun, wenn du alles bezweifelst," rief sie, „werde lieber gleich Gottesläugner!"

„Hast du die Flasche gesehen?“ fragte ich wieder.

„Muß man denn Alles sehen, um daran zu glauben,“ erwiderte sie. „Wer hat Gott den Allmächtigen jemals gesehen? Und wer wagt es, an ihm zu zweifeln?“

„Warum steht aber der Sambatjon am Sabbath still?“ fragte ich abermals

„Weil er zu Ehren des heiligen Sabbath ruhen will,“ antwortete sie.

„Gut!“ sagte ich. „Aber warum ruhen die andern Flüsse nicht auch am Sabbath wie der Sambatjon?“

„Frage die Flüsse!“ rief sie. „Ich habe dir oft gesagt, bei dir würde selbst Hillel's Geduld nicht ausreichen.“

Keiner der großen Schriftgelehrten wurde so oft von den Juden genannt wie Hillel. Kein Anderer erfreute sich einer solchen Popularität und wurde so oft der Jugend als nachzuahmendes Beispiel von Frömmigkeit, Bescheidenheit und himmlischer Geduld empfohlen. Man erzählt von ihm viele Züge, welche die schönen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens bekunden. Von seinem unbe-

grenzten Wohlwollen berichtet der Talmud folgenden Zug. Ein sehr reicher Mann, der gewohnt war, in Glanz und Herrlichkeit zu leben, erfuhr plötzlich die Ungunst des Schicksals und es schmerzte ihn tief, dem Aufwand entsagen zu müssen und dadurch im Ansehen bei seinen Bekannten zu sinken. Dieser Mann pflegte in den Tagen seines Glückes durch die Straßen auf einem stattlichen Rosse zu reiten, dem ein Sclave voran lief. Diesen Luxus mußte er nun entbehren, und er klagte Hillel sein Leid. Der Rabbi zahlte ihm einige Zeit aus seinem Seckel den Luxus des Pferdes und des Sclaven. Als sich aber einst kein Sclave zu dem erwähnten Dienste bereit fand, lief der gutmüthige Hillel selbst vor dem Pferde einige Meilen keuchend daher.

Seine hervorragendste Eigenschaft war eine unerschütterliche himmlische Geduld. Er war das Haupt einer Schule, die sich durch humane Deutung des Gesetzes auszeichnete, während Schamai, das Haupt einer andern Schule, streng und leidenschaftlich seine Ansichten verfocht. Eines Tages — so erzählt der Talmud — stellte sich bei Schamai ein Heide mit den Worten ein: „Ich bin bereit, deinen Glauben anzunehmen unter der Bedingung, daß du

mich das ganze Gesetz in so viel Zeit lehrst, als ich mich auf einem Beine zu halten vermag."

Schamai wurde zornig und setzte den Heiden vor die Thüre.

Dieser begab sich zu Hillel mit derselben Zumuthung. Der gute Meister sagte lächelnd: „Nichts ist leichter! — Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und thue Andern nicht, was du nicht willst, das man dir thue. Dies ist das Gesetz, in welchem alle Andern enthalten sind." —

Die Frauen hatten einen ganz besondern Grund den guten Hillel zu lieben, da er in seiner Milde immer zu deren Gunsten sprach. Eines Tages polterte der eifrige Schamai gegen die Epithalamien, in denen man auf Kosten der Wahrheit die Schönheit der Frau besang. „Man schildere sie," rief er, „wie sie wirklich sind und dichte ihnen keine glänzende Eigenschaften an."

„Es ist angemessen," bemerkte Hillel, „bei solchen Feste nur von den Vorzügen der Braut und nicht von ihren Mängeln zu sprechen und die Arme zu beschämen. Man rühme ihr holdes Wesen, ihre sanften Reize; und wenn auch etwas Uebertreibung dabei ist, was verschlägt's?"

„Man rühme weder ihr holdes Wesen, noch ihre sanften Reize, wenn sie unhold und reizlos ist," erwiderte Schamai heftig. „Eine scheele Braut hat keine Gazellenaugen, und eine Bucklige ist kein Lilienstengel. Es gibt keinen Fall, in welchem der Mensch aus Gefälligkeit die Grenzen der Wahrheit auch nur um ein Haar breit überschreiten darf."

„Es wird Niemand so grausam sein," bemerkte Hillel, „einem Freund, der euch einen mit einem hohen Preise bezahlten Gegenstand zeigt und dessen Besitz ihn erfreut, ohne Weiteres zu sagen, daß er einen schlechten Kauf gethan. Und wäre es nicht noch viel grausamer, einem Bräutigam auf die Mängel seiner Braut aufmerksam zu machen und sein Dasein zu verbittern?"

Der Talmud hegt übrigens die größte Verehrung vor dem Weibe und spricht dieselbe in unzähligen Apophtegmaten aus. Hier nur einige: „Steige eine Staffel niedriger, wenn es gilt, ein Weib zu nehmen; steige eine Staffel höher, wenn du einen Freund wählen willst." Das heißt, bei der Wahl der Gattin nicht auf Reichthum zu sehen. — „Der Mann stirbt nur seiner Frau, die Frau nur ihrem

Manne.“ Kein Anderer nämlich fühlt diesen Verlust so sehr. — „Wenn deine Gattin klein ist, bücke dich und sprich ihr in's Ohr.“ Der Sinn ist: der Mann soll den Rath seiner Gattin, selbst wenn diese ohne glänzende Begabung, nicht gering schätzen. Ja, es heißt sogar im Talmud, Gott habe dem Weibe mehr Verstand zugetheilt als dem Manne.

Freilich fehlt es auch nicht an spitzigen Bemerkungen über die Frauen. Die Schriftgelehrten waren eben Männer; sie gossen daher nicht ungern ihre satyrische Lauge über die Schwächen der schönern Hälfte des Menschengeschlechts. Dem Rabbi Elieser zufolge reicht der Verstand der Frauen nicht über die Kunkel hinaus, und er hatte den Muth, einer Dame diese Unartigkeit in's Gesicht zu sagen.

Ein Anderer fragt, warum Gott so grausam war, dem armen Hiob alle seine Güter zu nehmen und ihm just sein Weib zu lassen, das sein Unglück ja noch vermehren mußte? und er beantwortete die Frage damit, daß dies der Herr aus purer Barmherzigkeit gethan; denn da er beschlossen, ihm Alles, was er ihm genommen, doppelt wieder zu geben, hätte er ja Hiob, wenn er ihm auch sein Weib

genommen, zwei Weiber geben müssen, was keine Belohnung für die ausgestandenen Leiden, sondern im Gegentheil ein neues und sehr hartes Unglück gewesen wäre.

Ich komme wieder auf Hillel zurück.

Der Talmud erzählt von ihm eine andere Geschichte, die von seiner sprichwörtlich gewordenen Sanftmuth und Geduld zeigt. Zwei reiche Leute, sagt der Talmud, machten einst folgende Wette. Der Eine behauptete, Hillel's Geduld sei durch nichts in der Welt zu erschüttern; der Andere versicherte, daß er es fertig bringen könne, den sanften Gelehrten in den Harnisch zu jagen. Der Wettpreis bestand in der Summe von hundert Silberseckeln.

Der Eine der Wettenden nun, der Hillel außer Fassung bringen wollte, ging an einem Freitag Nachmittag in dessen Wohnung und rief mit Zeterstimme:

„Heda, Hillel! Wo steckt Hillel?"

Der Rabbi, der gerade im Begriff stand ein Bad zu nehmen und dann die Sabbathkleider anzulegen, hörte das Geschrei, warf einen Mantel um, trat zu dem Fremden und sagte: „Was willst du von mir?"

„Bist du Hillel?" schrie ihn Jener an.

„Ich bin Hillel," anwortete der Rabbi in sanftem Tone.

„Ich komme, dich zu fragen, warum die Babylonier spitze Köpfe haben?" sagte der Mann.

„Die Babylonier haben spitze Köpfe," antwortete Hillel, „weil ihre Wehemütter es nicht verstehen, die Kinder bei deren Geburt naturgemäß zu behandeln."

Der Mann entfernte sich, und Hillel kehrte in sein Zimmer zurück. Es dauerte aber nicht lange, als Jener wieder kam und mit fürchterlicher Stimme schrie:

„Heda, Hillel! Wo ist Hillel?"

Hillel erschien und fragte sanft: „Mein Sohn, was begehrst du?"

„Ich komme, dich zu fragen, warum die Termudier an Augenentzündungen leiden?" sagte der Fremde.

„Weil sie in sandigen Gegenden wohnen und ihnen der beißende Staub in's Gesicht weht," antwortete der Rabbi.

Der Mann entfernte sich; aber kaum hatte Hillel sein Zimmer wieder betreten, als dieselbe Stimme abermals schrie:

„Hillel! Wo steckt Hillel?“

Ruhigen Schrittes trat dieser vor den Fremden und sprach sanft und mild:

„Mein Sohn, hast du noch eine Frage an mich zu richten?“

„Freilich! Freilich!“ sagte der Fremde. „Warum haben die Afrikaner breite Füße?“

„Weil sie an der Küste auf lockerm feuchten Boden leben und barfuß gehen,“ antwortete Hillel.

Nach einer Pause begann der Fremde wieder:

„Ich hätte wohl noch mancherlei zu fragen, allein ich fürchte, du könntest ungeduldig werden.“

„Frage getrost, mein Sohn,“ entgegnete der Rabbi, „ich bin gern bereit, dir zu antworten.“

Und mit diesen Worten setzte er sich auf eine Bank und harrte der Rede des Fremden entgegen.

Dieser war in keiner geringen Verlegenheit; denn er sah die Gefahr seine Wette zu verlieren. Er entschloß sich also, das Äußerste zu versuchen, um den Rabbi in Wuth zu bringen. Frech und unverschämt fuhr er plötzlich heraus:

„Bist du Hillel?“

„Ich bin Hillel,“ erwiderte der Rabbi sanft.

„Hillel, den man den Ersten unter den Juden preist?“

„Ich bin Hillel,“ widerholte er.

„Nun, ich wünsche,“ rief der Andere, „daß Israel nicht Viele deines Gleichen zähle.“

„Und warum nicht?“ fragte Hillel lächelnd.

„Weil du mir einen Verlust von hundert Silberseckeln zuziehst,“ sagte Jener. „Ich habe diese Summe gewettet, dich aus deiner ruhigen Fassung zu bringen, und ich sehe nun, daß mein Geld dahin ist.“

„Hoffentlich hast du dadurch gelernt,“ bemerkt Hillel, „stets die Seelenruhe zu bewahren und dich niemals zu wildem Zorn hinreißen zu lassen. Es ist auch besser, du verlierst durch deine thörichte Wette hundert Silberseckel, als daß ich meine Gemüthsruhe und meine Besonnenheit verliere.“ —

Der weise und sanfte Hillel lebte vor Jesus Christus. —

Meine Großmutter erzählte gern allerlei Fabeln und Legenden und wußte dabei meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade zu fesseln. Sehr anziehend war die Geschichte vom Dalles. Dieselbe hat sich meinem Gedächtniß so fest eingeprägt,

daß ich sie wörtlich, wie meine gute Großmutter sie erzählt hat, hier niederschreiben kann.

Einmal kam ein dürftiger Mann in ein Haus und bat um Unterstützung. Der Hausherr und seine Gattin waren gutmüthige Leute; sie luden den armen Gast zu Tisch und erquickten ihn mit den besten Biſſen. Nach Tiſche fragte der Fremdling den Wirth, ob er ihn nicht über Nacht beherbergen wollte? Worauf die Gattin zu ihrem Manne sagte: „In der Dachkammer ist Raum genug, um den Fremden unterzubringen.“ Man wies also dem wegemüden Manne ein Obdach an.

Am andern Morgen glaubte das Ehepaar, der Fremdling würde seinen Weg fortsetzen. Sie täuschten sich aber gewaltig. Der Fremdling kam vielmehr zur Essenszeit in's Zimmer, setzte sich an den Tisch und ließ nichts auf dem Teller zurück. Nach der Mahlzeit ging er wieder in die ihm angewiesene Bodenkammer.

Mehrere Tage, mehrere Wochen vergingen; aber der Fremdling, statt sich für die so lang genossene Gastfreundschaft zu bedanken und endlich den Wanderstab wieder zu ergreifen, kam nach wie vor regelmäßig zu Tisch, aß mit immer gesteigertem

Appetit und ſuchte nach der Mahlzeit die Bodenkammer auf. Mann und Frau wurden über dieſen Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft um ſo beſtürzter, als ſie durchaus nicht in blühenden Verhältniſſen, vielmehr im Rückgang waren und kaum genug hatten, ſich ſelbſt zu ernähren. Dabei waren ſie ſo gutmüthig und zartfühlend, daß ſie es lange nicht über ſich vermochten, dem Fremdling die Gaſtfreundſchaft zu kündigen. Allein am Ende war es ihnen nicht mehr möglich, dieſen dritten Mund zu ſpeiſen. Die Frau ſagte daher zu ihrem Manne: „Gehe zu dem Fremden und ſage ihm, daß wir ihn gerne noch länger im Hauſe behalten würden, wenn wir in beſſern Umſtänden wären, daß wir aber ſchlechterdings die Gaſtfreundſchaft nicht länger fortſetzen können.“

Das war für den gutmüthigen Mann ein ſaurer Auftrag. Er faßte ſich indeſſen ein Herz, ging hinauf in die Bodenkammer zu dem Fremdling und ſagte ihm: „Mein Freund, ich habe die Gaſtfreundſchaft gegen dich treu und redlich erfüllt. Du haſt mich um ein Obdach für eine einzige Nacht gebeten, und ich habe nichts dazu geſagt, daß du mehrere Monate in meinem Hauſe geblieben und meinen Tiſch mit mir getheilt haſt. Aber ſo ſchwer

es mir auch wird, ich muß dir sagen, daß ich dich nicht länger bei mir behalten kann; denn ich bin selbst dürftig, ja, der Mangel wird täglich bei mir größer. Gehe zu einem vermögenden Manne in der Nachbarschaft und er wird dir gewiß ein Obdach nicht versagen."

Der Fremdling, der auf seinem Lager behaglich ausgestreckt war, erhob sich ein wenig und antwortete:

„Was du sagst ist gerecht und billig. Aber siehe! mein Gewand ist so verschlissen, daß ich nicht mehr in anständiger Weise vor die Leute treten kann. Gieb mir ein besseres Gewand und ich will dann bei Anderen um Hülfe bitten."

Der Mann hinterbrachte seiner Gattin die Worte des Fremden, worauf diese sagte:

„Ich denke, es ist besser, wir lassen ihm ein anständiges Gewand machen, damit er endlich von uns scheide, als daß wir ihn noch länger verpflegen."

Sie ließen den Schneider kommen, der den Fremdling bekleidete, und sie erwarteten nun, daß sich dieser verabschieden würde. Wer sich aber nicht verabschiedete, war er. Er aß, wo möglich mit noch größerem Appetit. Je mehr er aß, desto stärker

ward er, und je stärker er ward, desto mehr aß er. Den braven Leuten wurde es ganz unheimlich. Der Hausherr aber ging wieder in die Dachkammer und sagte zu dem Gaste: „Wir haben dir trotz unserer sehr beschränkten Mittel ein neues Kleid machen lassen wie du gewünscht. Warum bist du nicht geschieden, wie du versprochen?“

„Der Schneider hat das Gewand verpfuscht,“ erwiderte der Fremdling. „Siehe es ist mir zu kurz und zu eng.“

In der That war das Gewand nicht lang und weit genug, und die biedern Leute ließen ihm ein viel längeres und weiteres machen. Als aber der Gast auch jetzt sich nicht anschickte, das Haus zu verlassen, gingen Beide zu ihm auf den Boden, wo er sein Lager aufgesucht hatte.

„Wir haben dir,“ sagte der Wirth, „abermals einen neuen Anzug machen lassen, und dennoch bist du nicht geschieden!“

„Weil auch dieses Gewand zu knapp ist,“ erwiderte Jener. „Seht her,“ fuhr er fort, indem er sich erhob, „das Kleid reicht mir kaum bis an die Knieen.“

Die Beiden sahen zu ihrem Entsetzen, daß der

Fremde jetzt zu einer fast riesigen Größe angewachsen war und daß ihm daher das Kleid viel zu kurz und viel zu eng war.

„Wer bist du?“ riefen Beide.

„Ich bin der Dalles“ (Armuth) sagte Jener. „Wer mich unvorsichtig beherbergt, dessen Haus verlasse ich so leicht nicht wieder; ich wachse schnell heran zu einem Riesen, und Riesenkräfte gehören dazu, mich wieder los zu werden.“ —

Sehr fesselnd waren auch für mich die Geschichten von dem König Og zu Basan, der ein solcher Riese war, daß seine Fußsohlen eine Länge von zehn Meilen hatten. Sein Appetit stand im Verhältniß zu seiner Körperstärke; er verzehrte nämlich jeden Tag tausend Ochsen, eben so viel Stück Wildpret und trank dazu, ich weiß nicht mehr wie viel tausend Maß Wein. Um so viel zahmes und wildes Vieh täglich verspeisen zu können, muß man ein starkes Gebiß haben. Og hatte in der That ein solches. Es wird von ihm erzählt, daß er im Dienste des Erzvaters Abraham gestanden, und als dieser ihn einst zornig anfuhr, fiel dem armen Og vor Angst ein Zahn aus. Der fromme Erzvater, der einen praktischen Sinn hatte, ließ sich aus diesem Zahn

einen Armſeſſel, oder wie Andere behaupten, eine Bettlade machen. Meine Großmutter ſagte mir auch, daß Og einſt einen Berg von drei Meilen Umfang ausgeriſſen und denſelben auf das Lager der Juden werfen wollte. Als er aber beſagten Berg auf dem Kopf hatte, um ſich zum verhängnißvollen Wurf anzuſchicken, ließ der liebe Herrgott eine Schaar Ameiſen kommen, die in den Berg ein großes Loch fraßen, ſo daß er dem Og um den Hals fiel. Og vermochte den Kopf nicht aus dieſer furchtbaren Halskrauſe zu befreien; denn es wuchſen ſeine Zähne auf beiden Seiten heraus. Moſes nahm eine zehn Ellen lange Axt, ſprang zehn Ellen in die Höhe und ſchlug ihn in die Ferſen. So fiel das Ungethüm zu Boden und ſtarb elendiglich.

„Da war ja der Og noch ſtärker als Simſon,“ bemerkte ich.

„Nein, er war bloß größer, viel, viel größer; aber Simſon war viel, viel ſtärker,“ antwortete meine Großmutter; „denn Simſon hat einmal zwei Berge ausgeriſſen und ſie wie ein Paar kleine Steine zuſammengeſchlagen.

„Die Bibel ſagt dies nicht,“ warf ich ein.

„Die Bibel sagt dies nicht, aber die Rabbiner sagen es.“

„Wie so wissen es die Rabbiner?“ fragte ich.

„Wenn sie es nicht wüßten, würden sie es gewiß nicht sagen,“ antwortete meine Großmutter ungeduldig.

Sehr häufig erzählte sie mir auch von Napoleon und führte ihn mir als Exempel an, wie weit es ein Mann, wenn auch von der niedrigsten Abkunft, durch Genie und Fleiß bringen kann. Sie sagte mir nämlich, daß Napoleons Vater ein armer Schuster gewesen, der für die Erziehung seines Sohnes nichts habe thun können, und der Sohn sei doch Kaiser geworden und habe die ganze Welt beherrscht. Wenn es nun ein Schusterssohn durch Entwickelung seiner geistigen Anlagen so weit bringen kann, setzte sie ernst hinzu, wie weit kann es erst ein Mensch bringen, der zu seiner Familie die größten und berühmtesten Talmudisten zählt.

„Kann der auch Kaiser werden?“ fragte ich.

„Nein, mein Sohn!“ erwiderte sie. „Wir leben im Exil und werden überall verfolgt. Aber du weißt, es giebt viererlei Kronen: die Krone des Königthums, die Krone des Priesterthums, die Krone

des Gesetzes und endlich die schönste und herrlichste aller Kronen — die Krone eines guten Rufs; diese Krone kannst du dir erwerben." — —

Meine andere Großmutter gehörte zu den gelehrten Frauen. Sie war in der heiligen Schrift sehr bewandert und schrieb das Hebräische geläufig und ohne orthographische Schnitzer. Sie wechselte auch Briefe mit mehreren Rabbinern aus ihrer Verwandtschaft, und diese sagten ihr zum Ruhme nach, daß sie niemals einen hebräischen Bibelvers falsch citirt habe. Es war eine stattlich gewachsene lebhafte Frau mit einem frischen, sehr regelmäßigen Gesicht. Sie stammte von sehr reichen Eltern; ihr Gatte verlor indessen die beträchtliche Mitgift, die sie ihm gebracht. Diesen Verlust ertrug sie mit Ergebung. Ein großer, eben so unerwarteter als unüberwindlicher Schmerz war ihr für ihr späteres Alter vorbehalten. Einer ihrer Söhne, der sich in Berlin niedergelassen, ging nämlich dort mit Weib und Kindern zum Christenthum über. Als die Kunde von diesem Ereigniß zu den Ohren der armen Frau und ihres Gatten drang, hüllten sich beide in Trauer. Der Sohn war für sie todt. Sie sprachen seinen Namen nicht mehr aus; es wurde seiner nicht mehr gedacht. Bald darauf

siedelte ihr jüngster und geliebtester Sohn ebenfalls nach Berlin über. Dieser hing zwar sehr fest am Judenthum, unterhielt indessen doch seine Beziehungen zu dem ältern getauften Bruder. Anderthalb Dezennien später kann die Frau nicht die Sehnsucht unterdrücken, ihren jüngsten Sohn wieder zu sehen. Sie unternimmt die Reise nach Berlin und wird mit offenen Armen von ihm empfangen. Der Convertit, der die Ankunft seiner Mutter vernimmt, aber nicht wagt, vor ihr Antlitz zu treten, umschweift jeden Tag stundenlang das Haus seines Bruders, um die Mutter, wenn sie ausgeht, zu sehen, ohne von ihr gesehen zu werden. Da er selbst sich ihr nicht zu nähern traut, hegt er den heißen Wunsch, ihr seine Kinder vorführen zu lassen, in der Ueberzeugung, der Anblick der unschuldigen Kinder werde die Großmutter rühren und wohl auch gegen ihn das mütterliche Herz milder stimmen. Er theilt diesen Wunsch seinem jüngern Bruder mit, und dieser führt ihr auch wirklich eines Tages die Kinder vor, ohne ein Wort zu sagen. Die ehrwürdige Matrone sieht die Kleinen und fragt wer sie seien? Ihr jüngster Sohn nennt ihr schüchtern den Vater dieser Kinder. Sie kämpft einen Augenblick; Thränen stehen in ihren Augen.

Schon breitet sie die Arme aus, die Enkel an's Herz zu drücken, als sie plötzlich mit einem lauten „Nimmermehr!“ sich von ihnen abwendet. Die armen Kinder wurden abgeführt, und es wurde dieser Scene nicht wieder von ihr erwähnt.

Diese Frau war ein heiteres Naturel und wußte durch kluges Nachgeben gar manchen Sturm in der Ehe zu beschwören. Ihr Gatte war nämlich sehr aufbrausend. Sie hatte das Glück, ihre sechzigjährige Hochzeit feiern zu können. An diesem seltenen Feste nahm die ganze Stadt den lebhaftesten Antheil. Die Ehe dauerte achtundsechszig Jahre. Ruhigen Blicks sah sie dem Tod entgegen und zeigte dann und wann ihre, von ihr selbst verfertigten Leichengewänder mit der Bemerkung, daß auch in Bezug auf ihre äußere Ausstattung der Tod sie zur Abreise bereit finden würde. Am Tische sitzend schlief sie eines Tages sanft und schmerzlos hinüber. Ihr Gatte folgte ihr bald nach. —

Unter den jüngern verheiratheten Frauen gab es, wie ich schon gesagt, Manche, die sich bereitwillig dem allgemeinen Culturleben anschlossen. Sie schrieben und lasen deutsch, und suchten auch andere Belehrung, als aus den jüdisch-deutschen, streng ortho-

dozen Büchern zu schöpfen war. Neben Lessing's dramatischen Schriften, unter denen Nathan der Weise am beliebtesten war, wurden auch die Werke Schillers stark gelesen und viele seiner Gedichte wie die Balladen und besonders die Glocke sogar auswendig gelernt. Auch Romane wurden bereits, freilich mehr oder minder verstohlen, gelesen; man holte sich diese geistige Nahrung aus einer Leihbibliothek, an deren Spitze ein Jude stand. Seine Glaubensgenossinnen hielten ihn in ununterbrochener Thätigkeit. Alle Bücher wurden mit Heißhunger verschlungen, und es entstand durch die verworrene Lektüre eine Halbbildung, die ihre komischen Seiten hatte. Man schnappte hochtrabende Phrasen auf und wendete sie in der Unterhaltung oder in Briefen gerade da an, wo sie wie die Faust auf's Auge paßten. Indessen gab es doch Mehrere, deren Lektüre von unterrichteten Freunden und von der eigenen Intelligenz geleitet wurde. Wie dem aber sei, Empfänglichkeit für geistige Cultur gab sich unter diesen jüngern Frauen auf's Entschiedenste kund.

Diesen plötzlich erwachten Sinn für allgemeine Bildung unter den Jüdinnen wird man leichter begreifen, wenn man den Blick nach Berlin richtet

und ſich den Beginn der jüdiſchen Aufklärungsepoche vergegenwärtigt, die dort von Mendelsſohn hervorgerufen worden. Kaum hatte dieſer Reformator ſich eine angeſehene Stellung in der deutſchen Literatur erobert, als ſein Haus einen Mittelpunkt für die hervorragendſten Männer im Reiche des Geiſtes bildete. Juden und Chriſten fanden hier einen neutralen Boden, wo kein religiöſes Vorurtheil galt und keines ſich geltend machen wollte. Man ſprach hier über die höchſten Intereſſen der Menſchheit, und das Schöne und Gute, die Kalokagathia, war der unerſchöpfliche Stoff der Unterhaltung. Dieſer Unterhaltung wohnten nicht nur die Töchter des Hausherrn, ſondern auch deren Freundinnen häufig bei. Sobald der jüdiſche Philoſoph die Augen geſchloſſen, bildeten dieſe Damen ihrerſeits Kreiſe, zu denen ſich alle Größen der Literatur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, ja ſelbſt fürſtliche Perſonen drängten. Man langweilte ſich in den Palläſten, und man ſuchte Geiſt und Witz im Hauſe der ſchönen Henriette Herz, der hochgebildeten Dorothea Veit, der gemüthvollen Rahel Lewin. Selbſt Alexander von Humboldt nannte ſein Familienſchloß Tegel: Schloß Langeweile. Er und ſein Bruder Wilhelm

lernten von Henriette Herz die jüdiſche Currentſchrift, in welcher ſie, ohne verrathen zu werden und das Zetergeſchrei der ihrigen zu erregen, aufrichtig bekennen durften, daß man ſich in Geſellſchaft jüdiſcher Damen beſſer unterhalte, als auf dem Schloſſe der Väter.

Freilich war auch in dieſen Kreiſen nicht Alles pures Gold. Die Chriſten jüdelten, die Juden, oder vielmehr die Jüdinnen, chriſtelten in denſelben viel zu viel. Keiner der Männer, die ſich bei den genannten Damen einfanden, hat für die Befreiung der Juden aus der langen Schmach und Unterdrückung eine Lanze gebrochen. Sie waren keine Freunde der Juden, ſondern nur Freunde der ſchönen Jüdinnen, und es miſchte ſich in dieſen Umgang ein muckerthümliches Element, dem man unter dem Titel: Tugendbund, einen Schein der Heiligkeit verleihen wollte. Die Meiſten von ihnen hatten keine Ueberzeugung, weder eine politiſche, noch eine religiöſe, und ihre laxe Moral wirkte höchſt nachtheilig auf die Gemüther jener Frauen, die in äußerſter Sittenſtrenge erzogen waren. So kam es denn, daß die ältere Tochter Mendelsſohns,

Dorothea, ihrem biedern Gatten entlief und zwei Kinder verließ, um sich dem liederlichen, selbstsüchtigen, gesinnungslosen Friedrich Schlegel anzuschließen. Sie ging erst zur protestantischen, dann zur katholischen Kirche über und drückte ihre Lippen auf den Pantoffel Sr. Heiligkeit. Ihre Schwester Henriette begnügte sich damit, katholisch zu werden. Henriette Herz, die Seelenbraut Schleiermachers, verlies ebenfalls den Glauben ihrer Väter, ebenso Rahel, welcher das Judenthum widerstrebte.

Wenn nun auch die genannten Damen zum Christenthum übergingen, so geschah dies doch erst nach dem Tod ihrer Eltern; so lange diese lebten, schonten sie deren strenge Orthodoxie. In meiner Vaterstadt war, bei dem engen patriarchalischen Familienleben und dem vollständigen Abschließen nach Außen, diese Schonung noch größer; die jüngern Frauen beobachteten dieselbe sogar in Kleinigkeiten, um nicht die strenggläubigen Matronen zu verletzen. Sie kleideten sich zwar wie Christinnen, weil in Bezug auf die weibliche Kleidertracht der Talmud glücklicherweise keine Vorschrift von sich gegeben; keine jüngere

Frau würde sich aber damals erlaubt haben, eine stark ausgeschnittene Haube zu tragen, oder sich gar entblößten Hauptes sehen zu lassen, da einer talmudischen Vorschrift zufolge, die verheirathete Jüdin ihr Haar selbst vor ihrem Gatten sorgfältig verbergen muß.

Sitten und Gebräuche.

Da die Hälfte der Bevölkerung meiner Vaterstadt, damals wenigstens, aus Juden bestand, so hatte dieselbe, bei der Rührigkeit der jüdischen Einwohnerschaft, mehr das Ansehen einer jüdischen, als einer christlichen Stadt. Juden und Christen wohnten nicht nur in denselben Straßen, sondern auch in denselben Häusern miteinander, und die Letzteren lernten schon in frühester Jugend einen beträchtlichen Theil der jüdischen Gebräuche kennen. Viele Juden begaben sich täglich im Gebetmantel und mit den Phylakterien (Gebetriemen) auf der Stirn und am linken Arme nach der großen Synagoge, und sie wurden Morgens und Abends zu dem Gottesdienste durch den sogenannten Schulklopfer eingeladen. Dieser Schulklopfer that mit einem hölzernen Hammer jeden Morgen und jeden Abend drei Schläge an die Thüre jedes jüdischen Hauses, und da er

immer auf dieselbe Stelle schlug, so waren die Hausthüren der Juden an einem runden zerschlagenen Flecke leicht zu erkennen. Es war gleichsam das Siegel, welches den Glauben des Hauseigenthümers beurkundete. Von den drei Schlägen des Schulklopfers folgten zwei unmittelbar aufeinander; der dritte Schlag folgte erst nach einer kurzen Pause. That er aber nur zwei Schläge, so verkündete dies den Tod eines Gemeindemitgliedes, und man öffnete die Fenster, um den Klopfer nach dem Namen des Verstorbenen zu fragen. Man fragte aber niemals wer gestorben, sondern die Frage lautete euphemisch: „Wer ist lebendig geworden?" Die zwei Schläge jagten immer einen Schrecken ein, besonders Denjenigen, die einen schwer Erkrankten in der Familie wußten. Im Winter ließen sich die Tritte des Schulklopfers noch vor Tagesanbruch auf dem knatternden Schnee hören, und that er nun die zwei furchtbaren Schläge, so sprang man hurtig aus den warmen Betten, arbeitete mühsam an den mit Eis bedeckten Fenstern, und waren diese mit Mühe und Noth endlich aufgerissen, so klang der Name des Verstorbenen durch die öde Straße, die nur von dem

Dämmerlicht der Laterne in der Hand des Schulklopfers beleuchtet ward.

In dem Hause, wo die Leiche sich befand, so wie in den drei rechts und in den drei links benachbarten Häusern mußte sogleich alles Wasser auf die Straße gegossen werden. Für diesen sonderbaren Brauch werden zwei Gründe angeführt. Der Nachbarschaft sollte damit der Tod eines Israeliten schweigend mitgetheilt werden. Dieser erste Grund ist eine Art Euphemismus und es läßt sich dagegen nichts einwenden. Der zweite Grund ist schauerlich genug und hat mich in meiner Kindheit mit Entsetzen erfüllt. Man muß das Wasser ausschütten, weil der **Malach hammaweth** (der Todesengel) in dem Wasser der sieben Häuser sein furchtbares Mordschwert abwäscht und von demselben lebensgefährliche Blutstropfen in der Flüssigkeit zurückbleiben.

Der Malach hammaweth hat nicht bloß hundert Augen wie Argus, sondern besteht aus lauter Augen, weil er überall nach Opfern späht. Einer Sage zufolge hat sich dieser furchtbare Engel einst wie ein dummer Teufel benommen. Er hatte nämlich, man weiß nicht warum, eine ganz besondere

Schwäche für den Rabbi Josua ben Levy, der ihn bat, ihm das Paradies zu zeigen. Der Engel mit dem furchtbaren Schwert in der Hand willigte ein. Auf dem Wege zum Paradiese sagte der schlaue Rabbi: „Ich fürchte mich gar sehr vor deinem Schwerte. Vertraue mir dasselbe so lange, bis ich mir das Paradies beschaut." Der Todesengel gab dem Rabbi die gräßliche Waffe. Kaum aber war Rabbi Josua an der Schwelle des Paradieses, als er über dieselbe mit einem kecken Sprung setzte. Der Malach hammaweth, der nicht in's Paradies darf, weil dort das ewige Leben herrscht, war geprellt und schrie Ach und Zeter. Rabbi Josua lachte sich aber in's Fäustchen, und erst nach sieben Jahren gab er auf die Vorstellungen Gottes dem Würgengel die Waffe wieder zurück.

Befand sich eine Leiche in der Häuserreihe der Straße, die mein Großvater mütterlicher Seite bewohnte, so mußte er, da er Cohen (Priester) war, mit den Söhnen sogleich das Haus verlassen und bei irgend einem Verwandten oder Freunde gegenüber, oder in einer andern Straße einen Unterschlupf suchen, und erst nach der Beerdigung durfte er sein Haus wieder betreten. Solche Fälle ereigneten sich,

bei der dichten jüdischen Bevölkerung der Stadt, häufig genug und zwangen meinen armen Großvater zu den unangenehmen Wanderungen, denen er sich aber, natürlich ohne Murren, unterzog.

Die jüdischen Beerdigungen hatten etwas Schauderhaftes, ohne feierlich zu sein. Der Leichnam wurde mit einem langen Linnenstreifen auf die Sprossen der Bahre gebunden und, mit einem schwarzen Tuch bedeckt, von vier Männern auf den Schultern nach dem Friedhofe getragen. Der Bahre gingen zwei Gemeindediener mit Armenbüchsen voraus, und indem sie diese klirren ließen, riefen sie fortwährend mit hohler Stimme: „Zedaka tazzil mimmaweth!“ (Mildthätigkeit rettet vom Tode.) Hinterdrein gingen die Leidtragenden und nicht selten viele Weiber, die unter fürchterlichem Geheul und Geplärre das Verdienst des Hingeschiedenen und das Unglück der Familie, sowie der ganzen Gemeinde durch den Verlust desselben verkündeten. Diese Renien waren um so ohrzerreißender, als sie in jüdisch-deutschem und mit hebräischen Wörtern vermischtem Jargon ausgestoßen wurden. Bei windigem Wetter flog wohl auch die schwarze Decke

von der Bahre und die Leiche wurde dann Aller Augen sichtbar.

So viel ich mich erinnere, wurden damals die Leichen nicht in Särge gethan, sondern die Gruft wurde mit Brettern ausgefüllt und sobald sie den todten Leib aufgenommen, mit Brettern zugedeckt. Arme und Reiche, Vornehme und Geringe wurden auf dieselbe Weise begraben. Todtgeborene Kinder und die Leichname von Säuglingen wurden von einem dazu bestallten Mann unter einem weiten schwarzen Mantel einsam nach dem Gottesacker getragen. So oft ich einem solchen Manne auf seinem Wege nach dem Friedhofe begegnete, überlegte ich nicht lange, sondern schloß mich ihm an und stand ihm bei der Reinigung und Beerdigung des kleinen Wesens hülfreich zur Seite. Dies fromme Geschäft verhinderte mich oft, zur gehörigen Zeit beim Mittagessen zu erscheinen. Wenn ich nun die Ursache meiner Verspätung gestand, ward ich mit einer Strafpredigt, oder gar mit einer Ohrfeige bedacht. Dieser Ehrensold für meine menschenfreundliche Handlung hielt mich indessen nicht ab, bei der ersten Gelegenheit dem Leichenträger wieder meine Dienste anzubieten. —

Einige Stunden vor dem Beginn der Sabbathfeier rief der Schulklopfer mit lauter Stimme durch die Straßen: „Zum Fischsieden“. Diese Aufforderung war nicht im eigentlichen Sinne des Wortes zu nehmen; sie sollte bloß verkünden, daß es Zeit sei, sich zum Sabbath zu rüsten und die Werkeltagsgeschäfte abzuschließen. An Sonnabenden und Feiertagen ging der Schulklopfer im Festgewand und in einem langen schwarzseidenen Mantel durch die Straßen; und wie er an Wochentagen mit dem hölzernen Hammer immer auf dieselbe Stelle der Hausthüre schlug, so hielt er dann immer auf derselben Stelle des Straßenpflasters still, um die Gemeinde mit dem Rufe: „In die Schule!“ zum Besuche der Synagoge einzuladen, da er sich an Festtagen nicht des Hammers bedienen durfte.

Dem christlichen Theil der Bevölkerung diente der Schulklopfer als wandernder Chronometer, nach welchem sie sich in ihrer Thätigkeit richtete.

Zu bedeutenden Hochzeitsfesten wurde die Gemeinde ebenfalls öffentlich eingeladen. Ein Gemeindediener rief dann in den Straßen die Worte: „Zum Bedecken!“ Die Braut wurde nämlich am Morgen ihres Vermählungstages mit einem

Schleier bedeckt, und dieser Feier wohnten die eingeladenen Gäste bei. Die Trauung fand damals vor der großen Synagoge auf freiem Platze unter einem eigens für diese Handlung bestimmten Baldachin, Chupa, statt. Nach diesem Platze begab sich der Hochzeitszug. Bei dieser so wichtigen Feier war der Bräutigam in ein weißes Linnengewand gehüllt, das er nach seiner Vermählung an gewissen Festtagen trug und das ihm auch zu seinem Leichenkleide diente. Zum Hochzeitsschmause wurden die Verwandten und Freunde durch einen Gemeindediener gebeten, der zum Schlusse der Einladung die Worte hinzufügte: „Mit Löffel, Messer und Gabel". In der That brachten auch die Hochzeitsgäste ihr Besteck mit. Ja, in jeder großen Familie hatte man solche Bestecke eigens für solche Gelegenheiten bereit. Indessen genügte das bloße Etui mit den Tafelinstrumenten nicht; man mußte auch ein Brautgeschenk mitnehmen, und da die Brautgeschenke während des Schmauses mit dem Namen des Gebers von einem Rufer laut verlesen wurden, so durfte man sich nicht knickerig zeigen, und die Zeche wurde theuer genug bezahlt. Während des Hochzeitsessens ging es besonders in reichen

Häusern lustig her. Die jüdischen Musikanten spielten in ihrem phantastischen Costum sehr heitere Weisen. In diesem Orchester war die Cymbel oder das Hackbrett höchst beliebt und der Künstler hackte auch weidlich darauf herum.

Am Rüsttage des Passahfestes beging man ebensfalls unter freiem Himmel eine Feier, an welcher die Knaben sich mit großem Eifer betheiligten. Es wurden nämlich in tief ausgehöhlte Löcher vor der Synagoge allerlei Ueberbleibsel von Brod und sonstigem Gebackenen sammt den Federwischen geworfen, von denen sie am vorhergehenden Abend höchst sorgfältig in den Häusern zusammengefegt worden. Noch vor der Mittagsstunde dieses Rüsttags mußte jeder Rest von gesäuertem Teig aus den Häusern entfernt sein. Diese Reste wurden nun in den Gruben verbrannt, und das Feuer von der jüdischen Schuljugend tüchtig geschürt. Außer demselben wurden aber auch viele Schriften und sogar ganze hebräische Bibeln, welche wandernde Missionäre den Juden aufgedrängt hatten, in die Lohe geworfen. Das flammte und flackerte lustig auf und erregte unsere Freude. So heilig die Bibel von den Juden gehalten war, so ängstlich man

die abgerissenen und verschlissenen Blätter vor jeder Entweihung verwahrte, eben so sehr hielt man die von den Missionären verbreiteten Bibeln für unrein und man suchte ein Verdienst darin, sie der vernichtenden Gluth preiszugeben.

Die Missionäre, diese Commis voyageurs der englischen Judenbekehrungsgesellschaft, waren den Juden um so verhaßter, als sie fast sämmtlich jüdischen Stammes waren und in ihrer sehr gut honorirten Proselytenmacherei sich der verwerflichsten Mittel bedienten. Sie wendeten sich vor allem an die Jugend und suchten dieselbe durch Aussichten auf eine glänzende Lebensstellung anzuködern. Wo sie einen dem Jünglingsalter nahe stehenden Knaben erwischten, versuchten sie an ihm unter tausend Ueberredungskünsten das Bekehrungsgeschäft und drängten ihm schön gedruckte Bibeln und Traktätlein in hebräischer Sprache auf. Diese Seelenfängerei war zwar nichts weniger als ergiebig. Indessen fand sich hin und da doch ein Individium, das sich den Bekehrern anschloß und dann ein trefflich besoldeter Bekehrer wurde. Der Verführte ward zum Verführer.

Die Juden haben niemals Proselytenmacherei getrieben. Sie haben noch vor dem Exil Jeden, der

zum Judenthum übergehen wollte, mehr abgeschreckt als aufgemuntert. Später trat natürlich selten der Fall ein, daß Jemand geneigt war, seinem eigenen Glauben zu entsagen und den mosaischen anzunehmen. Es war bei diesem Tausch wenig zu gewinnen. Jehova ist kein sanfter Gott und macht es seinen Verehrern nicht leicht; auch liegt es nicht in der Natur der Menschen eine mächtige Partei zu verlassen und sich einer unterdrückten aus bloßer Ueberzeugung anzuschließen. Der Mensch gehört lieber zu den Verfolgern als zu den Verfolgten, und man spricht von den Märtyrern deshalb so oft, weil die Märtyrer eine große Seltenheit sind. Man betet sie an; man möchte aber trotz aller Eitelkeit unter gleichen Bedingungen nicht angebetet werden.

Die Missionäre gingen ganz besonders in Polen und Rußland auf die Proselytenjagd, nicht bloß weil in diesen Ländern die meisten Juden wohnen, sondern auch weil diese sehr bibelfest und im Talmud wohl bewandert sind. Sie konnten daher als Missionäre große Dienste leisten. In der That sind auch bei weitem die meisten der mit englischem Gelde bezahlten Missionäre geborene Polen oder Russen. Doch sei hier erwähnt, daß diese Re-

ligionsreisende selten oder niemals aus der bessern Klasse des Judenthums hervorgegangen. Es waren gewöhnlich verkommene Menschen, die ohne Arbeit sich ein sicheres Brod verschaffen wollten. Manche von ihnen wurden in England durch die Noth gedrängt, sich taufen zu lassen und dann in den Colonien und unter den Wilden das Christenthum zu verbreiten. Da sie sehr geriebene Leute waren, so gelangten sie zuweilen zu hohen Stellungen. Gar mancher Jude, der in Polen und Rußland irgend ein Handwerk getrieben, ist später in England Bischof geworden. Man hat mir einen Right Reverend genannt, der früher in seiner litthauischen Heimath Flickschneider gewesen.

Ich selbst ward in meinem Knabenalter von zwei solchen Missionären dazwischen genommen. Sie waren beide Convertiten, arcades ambo, und wandten alle Mittel der Ueberredung an, mich meinem Glauben abtrünnig zu machen und mit ihnen fortzuziehen. Dabei verschmäheten sie es nicht, mir die Aussicht auf eine lachende Zukunft nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden, zu eröffnen. Sie führten sich selber als Exempel an und versicherten, daß sie einst im Finstern gewandelt

und bittere Noth gelitten; sobald sie aber auf den Pfad des Lichtes gelangt seien, habe sich ihre Armuth in Wohlhäbigkeit umgewandelt. Sie waren auch wirklich schön gekleidet, trugen weiße Wäsche und sahen sehr wohl genährt aus. Damals wurden die Convertiten für ihren Uebertritt gut bezahlt; jetzt aber sind die Judenseelen, die sich zum Christenthum drängen, im Preise stark gesunken. Der Markt ist zu sehr überschwemmt, und durch solche Seelen gewinnt das Christenthum ebenso wenig als das Judenthum dabei verliert.

Die beiden Missionäre luden mich ein, sie zu besuchen und überhäuften mich mit Schmeicheleien. Ich blieb jedoch standhaft und suchte sie mit ihren eigenen biblischen Zitaten zu schlagen. Wäre ich ihnen damals gefolgt, ich hätte es vielleicht auch zum Right Reverend gebracht wie der erwähnte lithauische Flickschneider, während ich es als Jude zu nichts gebracht habe. Ich bereue indessen meine Standhaftigkeit durchaus nicht. Und wie ich in meinen Knabenjahren durch meinen heißen Glauben den Versuchungen der Proselytenmacher widerstand, so vermochte auch in spätern Jahren keine Aussicht auf eine glänzende Laufbahn mich zu bewegen, zum Christen-

thum überzugehen. Ich habe es immer mit den Unterdrückten und Verfolgten gehalten, ohne mir daraus ein besonderes Verdienst zu machen und für einen Cato gelten zu wollen. —

Ich komme nach dieser Abschweifung wieder zu meinem Thema zurück.

Die Begrüßung des Neumondes war ebenfalls ein Gebrauch, der vor den Augen der christlichen Bevölkerung ausgeübt ward und derselben um so sonderbarer vorkommen mußte, als selbst die gelehrten Juden keine Rechenschaft davon zu geben wissen. Sobald der Neumond eintrat, gingen die Juden gruppenweise auf die Straße, betrachteten die dünne Mondsichel, indem sie sich gegenseitig mit Psalmenversen begrüßten und in die Höhe hüpften. Bei jedem Sprunge sagten sie die Worte: „So wie ich gegen dich hüpfe und dich nicht zu erreichen vermag, eben so sollen meine Feinde mich nicht erreichen können.“

Diese Ceremonie nahm sich absonderlich genug aus. Die Gruppen der alten bärtigen Juden, die mit Laternen versehen auf öffentlicher Straße unter Gemurmel gegen den Mond sprangen, gewährten ein Bild eigenthümlicher Art. Die christliche Be-

völkerung hatte sich indessen an dies Schauspiel gewöhnt und ließ es unbeachtet, zumal sich dasselbe jeden Monat wiederholte.

Nicht minder eigenthümlich war der Gebrauch des Taschlich. Am Tage des Neujahrsfestes gingen um die Abendstunde sämmtliche männliche Gemeindemitglieder an den großen Weiher vor dem alten polnischen Schlosse, suchten aus ihren Taschen die Brosamen und warfen dieselben in's Wasser. Diese Handlung sollte symbolisch andeuten, daß wie die Brosamen in der Fluth, eben so sollten ihre Sünden auf immer zergehen. Wer nun die Symbolik dieser Taschen-Entleerung nicht kannte, mußte den erwähnten Gebrauch lächerlich finden. Manche behaupten aber auch, daß er in frühern Zeiten den Feinden der Juden einen Vorwand gegeben, auf diese den Verdacht der Wasservergiftung zu lenken.

Der christliche Theil der Bevölkerung meiner Vaterstadt war auf diese Weise mit vielen jüdischen Ritualien genau bekannt und wußte die Judenfeste bei deren hebräischen Namen zu nennen. Es gab zwar in meiner Vaterstadt eine Judengasse; diese unterschied sich jedoch nicht von den andern Gassen und war auch nicht ausschließlich von Juden bewohnt,

Christen und Juden wohnten, wie ich bereits gesagt, in einem und demselben Hause mit einander. Trotz alledem aber war in sozialer Beziehung zwischen der christlichen und der jüdischen Bevölkerung die Kluft sehr weit und sehr tief, und man bemühete sich weder von der einen, noch von der andern Seite diese Kluft auszufüllen, oder wenigstens zu überbrücken. —

Ein Spaziergang.

Mein Großvater mütterlicher Seite war ein höchst eigenthümlicher Mann. Von unübertrefflicher Biederkeit und Aufopferungsfähigkeit, und mit dem lebhaftesten Sinn für Recht und Gerechtigkeit begabt, war er etwas brummigen Charakters und äußerst schweigsam. Er drückte seine Unzufriedenheit gewöhnlich nur durch eine kurze ironische Bemerkung aus, oder gar bloß durch ein ironisches Lächeln. Seine Zufriedenheit äußerte er nur selten, da er bei seinem etwas pedantischem Wesen sehr schwer zu befriedigen war. Ich machte ihm viel Verdruß, fast eben so viel Verdruß als er mir machte. Er besuchte sämmtliche leipziger und frankfurter Messen und war den größten Theil des Jahres abwesend. Seine Thätigkeit war in Leipzig und in Frankfurt an der Oder. Zu Hause aber ruhte er von den Strapazen aus und widmete sich in diesen unbeschäftigten Interwallen eifrigst meiner Erziehung, was ihm

und mir sehr sauer ward. Ich mußte nämlich vor ihm alle Gebete verrichten, und da viele von denselben gesungen werden, so hatte ich mich ganz genau an seine Gesangmethode zu halten. Wenn ich in irgend einer Cadenz oder in irgend einem Triller von dieser Methode nur ein wenig abwich, ward er verdrüßlich wie ein Kapellmeister, der in seinem Orchester einen falschen Ton hört, und ich mußte den Triller oder die Cadenz so oft wiederholen, bis ich es ihm zu Danke that. Nicht minder streng sah er auf die jüdische Currentschrift, beiläufig die einzige, die ich in meinem frühern Knabenalter lernte. Ich mußte die seinige ganz genau nachahmen. War mein Peh nicht bretzelartig verschlungen, fehlte meinem Kuf der kühn geschwungene Schweif, oder glänzte mein Schin nicht durch eine zierliche Verknotung, so schüttelte er unzufrieden den Kopf und fragte mich auch wohl mit schneidender Kälte, was denn aus mir werden sollte?

Niemals kehrte er von einer Messe heim, ohne mich durch ein Geschenk zu überraschen; allein nicht alle seine Geschenke überraschten mich auf eine angenehme Weise. Besonders fürchtete ich die Ueberraschungen, die er mir bei seiner Rückkehr von der

Leipziger Ostermesse bereitete. Er pflegte mir einen vollständig neuen Anzug mitzubringen, der mehr von seiner absonderlichen Phantasie, als von reinem Geschmack zeugte und auf mein voreiliges Wachsthum berechnet war. Die Beinkleider waren mindestens einen Fuß rheinisch zu lang und mußten unten fast bis auf die Waden eingeschlagen werden, und die Aermel an den Spenzern hingen mir weit über die Hände herab, so daß ich wie in einer Zwangjacke steckte. Auch die Fußbekleidung, mit der er mich bei der erwähnten Gelegenheit bedachte, zeichnete sich viel mehr durch außerordentliche Weitläufigkeit aus als durch Eleganz, und schlug sehr unmalerische Falten. Bevor ich aber in einen solch neuen Anzug gesteckt wurde, setzte er mir eigenhändig meinen Kopf zurecht. Er schor mir nämlich mein armes Haupt und sah dabei weniger auf Kunst, als auf Geschwindigkeit. Nach einigen Minuten war sein Werk vollbracht, welches in einem phantastischen Treppenschnitt bestand. Zwischen den braunen Stoppeln glänzte die entblößte Kopfhaut in zebra-artigen Streifen, was ihn mit sichtbaren Vergnügen erfüllte, mich aber in die größte Bestürzung versetzte, die ich durch heiße Thränengüsse kund

gab; denn ich fürchtete den gerechten Spott der Gassenjugend, zu der ich in innigster Beziehung stand. Er aber führte mich, sein neu gekleidetes und frischgeschorenes Enkelkind, mit unverhehltem Stolz in die Synagoge und bemerkte mir auf dem Wege dahin, daß ein Knabe von solch angesehener, hochachtbarer Familie und in einem solch prachtvollen Anzuge von jetzt an jegliche Verbindung mit den Gassenjungen abbrechen und einzig und allein darauf bedacht sein müßte, durch Fleiß und frommen Wandel eine Leuchte Israels zu werden.

Trotz dieser seiner Schrullen aber, die mir das Leben gar oft verbitterten, liebte ich ihn dennoch recht sehr, da seine Herzensgüte und die Sorgfalt für das Wohl der Seinigen sich jeden Augenblick äußerte. Seine Zärtlichkeit mir gegenüber zeigte er in den freilich seltenen Fällen, daß ich ihn vollkommen zufrieden stellte, daß meine Fiorituren nichts zu wünschen übrig ließen und die Peh, die Schin und die Kuf in meiner Handschrift den seinigen völlig ähnlich sahen. Er pflegte dann mit mir einen Spaziergang zu machen. Auf den Wege war er dann weniger wortkarg als gewöhnlich und erzählte mir allerlei Geschichten. Eines Tages nun, als er ganz besonders

mit mir zufrieden war und ich ihn auf dem Spaziergange fragte, warum er eigentlich **Kadisch** (Heiliger) hieße? antworte er, sichtbar erfreut über meine Frage:

„Ich heiße Kadisch; aber ich habe diesen Namen bloß geerbt, nicht verdient. Der sich diesen schönen Namen erwarb, war mein Großvater. Das war ein schlichter gemeiner Mann, ohne besonderes Wissen, aber eifrig in seinem Glauben und rein von Charakter. Eines Morgens fand man vor einem Thore seiner Vaterstadt, wo eine kleine Judengemeinde wohnte, ein Kruzifix zu Boden geworfen. Man schrieb diesen Frevel den Juden zu. Natürlich war dies eine ungerechte Beschuldigung; denn wir Juden beschimpfen die Religionen Anderer nicht, und wir sind froh, wenn man die unserige nicht beschimpft. Die Christen rotteten sich indessen zusammen und verlangten blutige Genugthuung. Worauf die Obrigkeit bekannt machen ließ, daß man gegen die Juden der Stadt auf's allerstrengste verfahren würde, wenn der ruchlose Schänder des heiligen Kreuzes sich nicht sogleich stellte. Man kann sich die Bestürzung der Gemeinde leicht denken. Mein Großvater aber, der gleich einsah, daß alles

nur auf eine Judenverfolgung und auf Geldererpressungen hinauslief, besann sich nicht lange, und schweigsam wie er war, theilte er Niemanden seinen Entschluß mit, sondern stellte sich vor die Behörde und klagte sich des begangenen Sacrilegiums an. Allsogleich wurde er in Fesseln gelegt; und sei es, daß kein festes Gewahrsam im Ort war, oder daß man ihn besonders quälen wollte, genug: man that ihn in eine tiefe Grube, stülpte einen Deckel über dieselbe und stellte einen Wächter davor. Seine Nahrung bestand in Wasser und Brod. Der Mann war schwächlichen Körpers und schon bejahrt, und so kam es, daß er in einer der Nächte, die er in der feuchten Grube zubrachte, tiefe Seufzer ausstieß. Der Wächter aber, welcher diese Seufzer hörte, hatte früher bei dem Gefangenen als Knecht gestanden und in ihm den besten, den sanftesten Herrn gefunden. Er war daher von Mitleid bewegt, lüpfte den Deckel, gab sich dem Gefangenen zu erkennen und wollte ihn befreien, ja ihn sogar auf der Flucht begleiten. Mein Großvater schlug jedoch das Anerbieten ab, und sagte, daß er sich in das, was von Gott über ihn verhängt sei, getrost schicken wolle.

Nach einigen Tagen ward er aus der Grube

zum Verhör abgeholt, wo er auf seinem frühern Geständniß unerschütterlich beharrte. Man gab ihm nun zu verstehen, daß man ihm die Strafe erlassen würde, wenn er dem Judenthum entsagen und den christlichen Glauben annehmen wollte. Er antwortete aber nichts. Nur als man ihn mit der Folter bedrohte, betete er leise vor sich hin.

Die Folterqualen begannen auch sogleich und wurden mehrere Wochen hindurch wiederholt. Umsonst! Er blieb standhaft in seinem Glauben. Endlich that man ihn in ein mit Nägeln beschlagenes Faß, rollte dasselbe einen Hügel hinunter und setzte ihm dann eine glühende eiserne Mütze auf's Haupt. Er strengte seine letzte Kraft an und unter dem lautem Ruf des „Schema Iisrael" ging er hinüber in ein besseres, in ein ewiges Leben. Die Juden aber bewunderten seinen standhaften Muth, legten ihm den Namen Kadisch bei und gedenken seiner vor ihren Kindern und Kindeskindern als herrliches Beispiel der Aufopferung und des furchtlosen Glaubenseifers." —

„Warum aber unterzeichnest du deine Briefe nicht mit dem Namen Kadisch?" fragte ich.

„Weil ich diesen hehren Namen nicht erworben",

antwortete er. „Wenn man aber, wie das zuweilen geschieht, Briefe an mich unter diesem Namen adressirt, so seh' ich dies mit Wohlgefallen. Es giebt freilich mehrere Männer in unserer Familie, die sich Kadisch unterzeichnen; das sind indessen sehr gelehrte Leute, die es thun können, ohne die Bescheidenheit zu verletzen."

„Werden jetzt noch solche blutige Grausamkeiten gegen uns Juden verübt?" fragte ich.

„Hier zu Lande wohl nicht mehr, aber in andern Ländern noch immer", antwortete er mit einem Seufzer und fügte dann nach einigem Schweigen hinzu: „Und doch ist es noch gar nicht so lange her, daß die Juden in Posen auf's blutigste verfolgt wurden. Man klagte sie dort an, für's Passahfest ein Kind ermordet zu haben, bemächtigte sich zweier Rabbiner, schleppte sie in einen finstern Kerker und marterte sie zu Tode."

„Die Christen müssen doch aber wissen," bemerkte ich, „daß in den zehn Geboten der Mord verboten ist."

„Sie wissen es auch," sagte er.

„Und dennoch klagen sie uns solcher Verbrechen an?" rief ich. „Das ist ja dumm."

„Grausame Menschen sind immer dumm", erwiderte er. „Aber es ist ein Glück, daß nicht alle dummen Menschen grausam sind, sonst würde die Menschheit schon längst von der Erde verschwunden sein." —

Freilich blutiger Grausamkeiten machte sich der Judenhaß in meiner Vaterstadt und in der Umgegend nicht mehr schuldig; allein er war doch noch stark genug, um die tiefsten Spuren in meiner Erinnerung zurückzulassen.

Schon in meiner frühesten Knabenzeit sah ich jüdische Greise von Christenkindern verhöhnt, jüdische Kinder von christlichen Greisen verlacht und verspottet. Ich sah häufig einen Judenknaben von mehreren christlichen Gassenbuben mißhandelt, die von den anwesenden Christen zu dieser Mißhandlung aufgemuntert wurden. Die Eindrücke, welche derartige Scenen auf mein kindliches Gemüth hervorbrachten, konnten in denselben um so weniger erlöschen, als die greisen Juden, dem Spott und Hohn von christlichen Gassenjungen ausgesetzt, nicht selten zu den achtbarsten Männern der Gemeinde gehörten und in ihren vier Pfählen als ehrwürdige Patriarchen sich der Liebe und Hochachtung der Familie

erfreuten. Ich war schon als Knabe auf's tiefste empört über den gegen hülflose Greise verübten Frevel, und an unschuldigen Kindern begangenen grausamen Uebermuth. Mein kindliches Gefühl sagte mir, daß die Feigheit auf Seiten der Verfolger und nicht auf Seiten der Verfolgten war. Was nun damals als dunkles Gefühl in mir sprach, ist in mir später zur unumstößlichen Ueberzeugung geworden. Nicht die Furcht des Ohnmächtigen vor dem Mißbrauch und der Gewaltthat des Starken, sondern der Mißbrauch der Stärke ist Feigheit. Ja, es gehört unter manchen Umständen großer Muth dazu, das Unrecht des Uebermächtigen zu ertragen, während zu dem Unrecht, das der Uebermächtige begeht, unter keinen Umständen besonderer Muth gehört. Nicht der Tyrannisirte, sondern der Tyrann ist immer eine Memme.

Schluß.

Die vorhergehenden Blätter haben dem Leser in flüchtigen Umrissen eine Welt vorgeführt, die, wenigstens in Deutschland, so gut wie verschwunden. Diese Welt war reich an originellen, ja an bedeutenden Gestalten. Abgeschlossen von den Christen, deren Verfolgung sie beständig ausgesetzt waren, bildeten die Juden ihre Eigenthümlichkeiten nicht selten bis zum Fratzenhaften aus; allein dies war doch nur äußerlich. Der Jude, der sich damals im schmutzigen Gewande zeigte und von den Christen mißhandeln und verspotten ließ, zeigte sich diesem gegenüber ganz anders als in seinen vier Wänden. Die Christen sahen ihn nur wie in einem Zerrspiegel und hatten keine Ahnung von seinen vortrefflichen Eigenschaften. Auf der Straße, im Verkehr mit seinen Drängern erduldete er deren Uebermuth und ließ sich von ihnen um eines kleinen Geldprofits willen die unsäglichsten

Demüthigungen gefallen. Sobald er aber die Schwelle seines Hauses übertreten, vergaß er die Außenwelt und lebte nur seiner Familie, wo die aufopferndste Liebe zu den Kindern, die größte Hochachtung vor den Eltern und eine Sittenreinheit herrschte, wie sie kaum bei andern Völkern zu finden. Derselbe Jude, der um ein paar Groschen Gewinnst eine Stunde lang schacherte, wies keinen Armen von seiner Thür, keinen Hungrigen von seinem Tische und gab wohl auch den letzten gesparten Thaler fort, wenn es sich um die Verherrlichung seines Glaubens handelte. Und um seines Glaubens willen hätte sich derselbe Jude, der schweigend die Verhöhnung und Beschimpfung der Christen ertrug, dem grausamsten Tod überliefert.

Man hat den Juden sehr oft Feigheit vorgeworfen. Nun, die Geschichte zeigt, daß sie ihre Nationalität lange genug vertheidigten; die römischen Legionen hatten mehr Mühe, das kleine Judäa, als die größten Länder zu unterwerfen. Während des Mittelalters haben sie die blutigsten Verfolgungen erlitten. Tausende und aber Tausende sind hingewürgt worden; die Ueberlebenden sind aber mit beispielloser Todesverachtung bei ihrem Glauben

geblieben. Die seltene Elastizität ihres Geistes hat sie vor dem intellektuellen, die religiöse Ueberzeugung hat sie vor dem sittlichen Verfalle bewahrt. Man konnte ihren Rücken beugen, aber nicht ihren Willen.

Ich habe in diesen Skizzen gezeigt, wie heftig beim Beginne der von Mendelssohn angeregten Reform des Judenthums für und wider dieselbe gekämpft wurde. Die Alten kämpften für die bestehende Absonderung vom Culturleben der Christen, für die Erhaltung alles Ueberkommenen. Die Jungen kämpften für eine lebhafte Betheiligung an dem allgemeinen Culturleben und wollten das Ueberkommene nur mit Auswahl erhalten. Der Kampf war hitzig auf beiden Seiten. Wie immer siegte die Jugend. Aber sie ruhte nicht schläfrig auf ihren Lorbeeren. Der erste Erfolg stachelte sie vielmehr zu erneutem Streben auf, und man hat in diesen Aufzeichnungen gesehen, wie neben Mendelssohn auch seine Mitstrebenden sich erst die Mittel zu ihrer eigenen Bildung mühsam und unter den unsäglichsten Entbehrungen herbeischaffen mußten, bevor sie als Reformatoren vor ihren Glaubensgenossen auftreten konnten. Sie waren Handlanger und Baumeister zugleich. Sie waren genöthigt, die Materia-

lien herbeizuschleppen, mit welchen sie den Bau aufführten. Indem sie aber für die Betheiligung der Juden an dem allgemeinen Culturprozeß unermüdlich arbeiteten, suchten sie, die selbst noch von dem Hasse und den Vorurtheilen der Christen so sehr zu leiden hatten, die Emanzipation ihrer Glaubensbrüder vorzubereiten. Diesen edeln Kämpfern ging es interessen wie dem großen Propheten. Sie führten die übrigen aus der langen Sklaverei dem gelobten Lande der Freiheit zu; ihnen selbst aber war es nicht vergönnt, dasselbe zu betreten. Die Befreier gehörten noch zu den Verfolgten.

Nicht alle Juden, die heute frei athmen, denken an die Verfahren, denen sie die Befreiung zu danken haben. Sie gleichen den lachenden Erben, welche, die dampfende Cigarre zwischen den Lippen, mit ausgestreckten Beinen und den Kopf auf die weichen Polster zurückgelehnt, in glänzender Equipage durch die Straßen rollen, vornehm auf die Fußgänger blicken und sich nicht der Väter erinnern, deren saurer Arbeit sie den mühelosen Genuß der irdischen Güter schulden. Es giebt gar viele reiche Juden in Deutschland, denen es niemals einfällt, daß sie vielleicht jetzt noch hier und dort gelbe Abzeichen an ihrer Kleidung

tragen und Leibzoll zahlen müßten, wenn nicht vor kaum drei Menschenaltern einige arme großherzige jüdische Männer aufgestanden wären, um die Schmach von ihrem Volke abzuwälzen, sie der modernen Gesittung zugänglich zu machen und auf diese Weise ihre Gleichberechtigung mit den Christen zu erringen. Das Werk, das jene Männer allein nicht vollenden konnten, haben ihre Jünger, haben ihre Nacheiferer zwar auch nicht zu vollenden vermocht; aber sie haben es mit dem lebendigsten Eifer fortgesetzt und sie arbeiten noch heut zu Tage mittelbar oder unmittelbar daran. Die Feder ruht niemals in ihrer Hand; denn mit der Arbeit wächst das Werk, und dieselben Juden, die für die Befreiung ihres Volkes schreiben, wirken auch unablässig für die Freiheit aller Völker und gegen jede Tyrannei, wo immer und wie immer sie auch die Menschen drücke. Viele jüdische Geldprotzen scheinen dies nicht einsehen zu wollen. Sie blicken sogar mit unverhohlener Verachtung auf die Männer der Feder, auf die jüdischen Schriftsteller, die der demokratischen Partei angehören, und schließen sich der Reaktion an, der sie ohne die jüdischen in der Presse wirksamen Schriftsteller gewiß zur Beute fallen würden. Es

giebt in der That nichts Verächtlicheres als diese reaktionären Juden, die mit den ihnen abgenommenen Ketten ihre Befreier peitschen. Wenn irgend ein Volk mit den Bedrückten gegen ihre Bedrücker, mit den Verfolgten gegen ihre Verfolger, mit den Sklaven gegen ihre Tyrannen stehen muß: so sind es gewiß die Juden; denn kein anderes Volk der Erde hat so viel, hat so lange wie sie unter dem Joche jeder Tyrannei geseufzt. Nicht das Geld, das so oft die Ursache der Judenverfolgungen war, hat die Juden von der jahrhundertlangen Knechtschaft befreit; sondern blutarme, schwächliche und gebrechliche Juden waren es, die durch seltene Herzenswärme, durch Waffen des Geistes und durch unerschütterliche Kraft der Ueberzeugung an dem Befreiungswerke gearbeitet.

Man soll das Geld nicht verachten; denn die Armuth ist eine große Plage und hält uns in fortwährender Abhängigkeit. Aber ein so nothwendiges Mittel das Geld auch sein mag; es ist eben doch nur ein Mittel, mit dem man zwar manchen Zweck erreicht, das aber von keinem Zweck geheiligt wird. Und wahrlich, der steht nicht sonderlich hoch, der blos auf seinen Geldsäcken steht und von der Zukunft

nichts anderes hofft, als daß sein Reichthum sich vermehre, daß das goldene Kalb, welches er ausschließlich anbetet, zum goldenen Ochsen heranwachse. —

Man hat den Juden ihren kosmopolitischen Sinn vorgeworfen, als ob der Kosmopolitismus ein Verbrechen und nicht vielmehr das Ziel wäre, nach welchem alle Völker streben müßten. Die Juden sind Kosmopoliten, weil sie eben unter allen Völkern zerstreut sind. Wo sie indessen politische Gleichberechtigung mit den Christen genießen, sind sie eben so gute Patrioten wie diese; sie sind es sogar oft da, wo man noch weit entfernt ist, ihnen gleiche Rechte mit den Christen einzuräumen. Sonderbar! Gerade den strenggläubigen Christen ist der Kosmopolitismus ein Scheuel und ein Gräuel, während er doch die Seele des Christenthums bildet und die Verbrüderung der Völker im Evangelium unzähligemale als ein der Menschheit würdiges Ziel ausgesprochen wird. Aber diese strenggläubigen Christen, die so wüthend über das „kosmopolitische Gesindel" herfallen, wären gewiß die Ersten, den Heiland zu kreuzigen, wenn er sich unter ihnen sehen ließe. Diese frommen Leute hängen den Mantel der

christlichen Liebe nach dem Wind und halten sich immer zu den Gewaltigen dieser Erde.

Die Völkerverbrüderung ist übrigens nicht erst in den Evangelien, sie ist bereits in den Propheten ausgesprochen: ja sie bildet dort die messianische Idee, die schöne Verheißung des ewigen Weltfriedens.

Die heutigen Juden glauben ebensowenig als ihre Vorfahren, daß der Messias bereits gekommen. Aber die heutigen Juden erwarten nicht mehr, daß er auf einem Esel reitend kommen wird, um sie zu befreien und sie in's gelobte Land zurückzuführen. Sie erwarten keinen Extra-Messias für sich, sondern für die ganze Menschheit. Dem heutigen Juden ist jeder Mensch ein Messias, der für die Freiheit der Völker, für das Wohl der Menschheit wirkt, und er sieht das gelobte Land da, wo die Freiheit waltet.

Bis jetzt sind eigentlich doch nur wenig Juden in's allgemeine Culturleben eingeführt worden. Hunderttausende russischer und polnischer Juden stehen demselben noch sehr fern. Wir haben aber gesehen, wie viel bereits diejenigen Juden, die aus dem beschränkten Kreise des Rabbinismus getreten, in Kunst, in der Literatur und in der Wissenschaft geleistet. Wenn einst sämmtlichen Juden alle Ele-

mente der Bildung zugänglich geworden, werden sie gewiß an jedem Zweige der Cultur die schönsten Blüthen treiben helfen. Und darin, aber auch nur darin, liegt die Unvergänglichkeit des Judenthums. Das Judenthum als Offenbarungsreligion wird verschwinden wie alle Offenbarungsreligionen; die jüdische Race aber wird selbst dann nicht spurlos verschwinden, wenn sie mit andern Racen sich gekreuzt haben wird. Sie wird vielmehr mit ihrer regen Intelligenz unter allen Völkern ein wohlthätiges Ferment bilden. Sie wird nicht sterben, sondern in der Menschheit aufgehen, in deren Geschichte ihr das merkwürdigste Blatt aufbewahrt bleibt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

	Seite
Mein Urgroßvater	1
Die Schule	17
Die Synagoge	71
Dämonologisches	93
Die Geschichte von dem Golem	108
Die Wiedergeburt	117
Verschiedene Typen	126
Die Frauen	145
Sitten und Gebräuche	187
Ein Spaziergang	203
Schluß	213

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Heitere Stunden.

[illegible]

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Kalisch.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Novellen und Erzählungen, die ich Dir, mein theurer Leser, überreiche, sind bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Ich habe sie auf den Kreuz- und Querzügen geschrieben, zu denen ich in Folge mancherlei widerwärtiger Umstände gezwungen war. Der Titel dieser gesammelten und durchgesehenen Hervorbringungen soll also nicht die Stimmung andeuten, in welcher dieselben entstanden, sondern die sie in Dir hervorrufen möchten. Sie wollen Dir einige heitere Stunden bereiten. Erreichen sie diesen Zweck, so haben sie ihren einzigen Zweck erreicht.

Paris, im Januar 1872.

Ludwig Kalisch.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Drei Frauenherzen	1
Wie die Poesie sich rächt	109
Ein sonderbarer Ball	122
Ein junges Ehepaar	132
Monsieur le Prince	143
Eine interessante Bekanntschaft	166
Der verhängnißvolle Hecht	181

Drei Frauenherzen.

I.

Der Engelwirth Eduard Rauſchenbach in Mainz war gewiß einer der merkwürdigſten Wirthe, die jemals an dem herrlichen Rheinſtrome gelebt haben; denn er beſaß alle Tugenden der Wirthshaus-Beſitzer, ohne mit denſelben auch nur einen einzigen Fehler zu theilen. Nirgendwo wurden die Gäſte pünktlicher bedient; nirgendwo war das Geſchirr ſauberer, der Wein beſſer, die Kellnerſchaft zuvorkommender und freundlicher, als im Engel; ſo daß ein Gaſt, der einmal dort abgeſtiegen war, demſelben treu blieb und niemals in ein anderes Gaſthaus einkehrte, wenn ihn ſein Weg durch Mainz führte. Der Engelwirth hatte es aber auch durch ſeine unermüdliche Thätigkeit und Rechtſchaffenheit endlich dahin gebracht, daß er, ohne Uebertreibung, zu den reichſten Bürgern der Stadt gezählt werden konnte. Er hatte in dem nahen Laubenheim ein prachtvolles Gut, das er als vortrefflicher Landwirth mit Umſicht verwaltete und im Laufe der Jahre ſo ſehr vergrößerte, daß ſeine Keller in Laubenheim und Mainz nur das Gewächs ſeiner eigenen Weinberge enthielten. Seine Kleefelder erregten

die Bewunderung aller Oekonomen, und wer sein Vieh auf diesen Feldern weiden sah, dem lachte das Herz im Leibe. Es verging selten eine Woche, in welcher der Engelwirth nicht mit seinen zwei prächtigen Rappen nach dem schönen Gute fuhr, um nachzusehen, ob seine Leute nichts vernachlässigten und seinen Anordnungen pünktlich nachkämen. Aber seine Leute erschraken nicht, sondern freuten sich im Gegentheil, wenn sie ihn sahen; denn er verließ nie sein Gut, ohne irgend eine Wohlthat ausgeübt zu haben, freilich ganz im Stillen. Der Engelwirth war überhaupt nicht sehr gesprächig und haßte die schönen Redensarten und das Geflunker. Er sagte nichts, was er nicht fühlte; aber er fühlte mehr, als er sagte. Hatte er irgend einem Bauer aus einer Geldverlegenheit geholfen, so ließ er sich wohl als Dank einen Händedruck gefallen; er eilte aber unwillig davon, sobald dieser Dank sich in Worten Luft machen wollte.

Die Engelwirthin war in mancher Beziehung gerade das Gegentheil von ihrem Manne. Sie war zwar thätig und sparsam, ohne geizig zu sein; aber es war ihr nicht möglich, irgend etwas ohne Geräusch zu thun. Sie tadelte und zankte gern, und Knecht und Magd konnten es ihr selten recht machen. Sie hatte kaum das vierunddreißigste Jahr zurückgelegt und galt mit Recht für eine der schönsten Frauen, und selbst diejenigen, die sie nicht zehn oder zwölf Jahre früher gesehen, erklärten es sich sehr leicht, warum der Engelwirth die arme Magd, die in Ingelheim bei einem ihrer Verwandten diente, zur Gattin auserkoren, er, der trotz seines reifen Alters ein reiches Weib aus angesehener Familie hätte heimführen können. Als der Engelwirth sie kennen lernte, war sie kaum vierundzwanzig Jahre alt, während er das Schwabenalter schon seit mehreren Jahren zurückgelegt hatte. Er war früher nicht verheirathet gewesen. Seine einzige Schwester hatte ihm die Wirthschaft besorgen helfen und ihn die Unannehmlichkeit des Junggesellenlebens nicht empfinden lassen. Als er aber diese durch den

Tod verloren, entſchloß er ſich, auf den Wunſch, den ſie ſterbend ausgeſprochen, ein Weib zu nehmen, und zwar ein armes Mädchen. Daß ihn bei ſeiner Wahl auch die außerordentliche Schönheit ſeiner künftigen Gattin beſtochen habe, iſt wahrſcheinlich; gewiß aber iſt, daß ihre Armuth und Hülfloſigkeit den Hauptgrund zu ſeinem Entſchluſſe bildeten. Die Frucht dieſer Ehe war ein Mädchen, das in dem Augenblick, wo dieſe Erzählung beginnt, das achte Jahr zurückgelegt hatte. Es ſah der verſtorbenen Schweſter des Engelwirthes ſehr ähnlich und war ihm deshalb um ſo lieber, um ſo theurer.

Eine Familienangelegenheit hatte ihn zu einer Reiſe nach dem Fulda'ſchen genöthigt und ſeine Abweſenheit um einige Tage mehr verlängert, als er Anfangs glaubte. Seine Frau entfaltete inzwiſchen wo möglich eine noch größere Thätigkeit und ſuchte einen Ehrgeiz darin, ihm bei ſeiner Rückkehr zu zeigen, daß ſie im Nothfall auch allein der Leitung des Geſchäftes vorſtehen könnte. Sie war indeſſen herzlich froh, als er ihr in einigen Zeilen die Stunde ſeiner Ankunft anzeigte, und traf alle Vorbereitungen zu ſeinem Empfange. Sie ließ ihm ſeine Lieblingsſpeiſen bereiten; ſie zog ihrem Kinde, der kleinen Marie, die ſchönſten Kleider an und ordnete auch ihren eigenen Anzug mit größerer Sorgfalt.

Zur beſtimmten Stunde traf der Engelwirth ein. Er kam aber nicht allein, ſondern führte ein achtjähriges Mädchen an der Hand.

Nachdem er Frau und Kind umarmt hatte, fragte ihn die Engelwirthin, indem ſie das fremde Kind vom Kopf bis zu den Füßen maß: „Was bringſt Du denn hier mit, Eduard?"

„Ein Kind, wie Du ſiehſt," antwortete Jener lächelnd.

„Und wem gehört dieſes Kind?" fragte die Frau.

„Uns, wenn Du willſt!" erwiderte der Gatte.

„Uns? Ich verſtehe Dich nicht!" rief die Engelwirthin, indem ſie einen mißtrauiſchen Blick auf die Kleine warf, die

sich ganz dicht bei dem Engelwirth hielt und nur von Zeit zu Zeit furchtsam um sich blickte.

„Du wirst das schon verstehen, wenn ich Dir Alles erzähle," bemerkte jener. „Doch ich habe einen ganz gewaltigen Appetit, und die Kleine da wird sich wohl auch einen Bissen gefallen lassen. — Nicht wahr, Dora, Du hast Hunger?" fragte er das Kind, indem er ihm mit der Hand über die Wange fuhr.

„Ich will ihr meinen Kuchen geben," rief Marie, ehe Dora noch die Frage des Engelwirthes beantwortet hatte, und faßte die Hand des kleinen Gastes.

„Thu' das, mein Kind," sagte der Engelwirth, „und führe sie in den Garten."—

Man kann sich die Neugierde der Engelwirthin, etwas Näheres über Dora zu erfahren, leicht denken; aber erst gegen Mitternacht, nachdem Alles im Hause das Bett aufgesucht und der Engelwirth mit seiner Frau allein war, begann er: „Du willst wissen, wie ich zu dem Kinde gekommen? Nun, die Geschichte ist ganz einfach. Vorgestern besuchte ich auf meiner Durchreise durch Herdenheim den Gottfried Röhrer, den Ortsbürgermeister, dem ich vor zwei Jahren den Apfelschimmel abgekauft habe, und wie wir bei der Flasche von Diesem und von Jenem sprechen, tritt Dora in's Zimmer. Sie war von Röhrer mit mehr als einem Dutzend Aufträge in den Ort geschickt worden, und erzählte ihm nun haarklein, wie sie sich jedes Auftrages entledigt hatte; was sie bei dem Einen und dem Andern ausgerichtet; was man hier gesagt, was sie dort erwidert; warum sie mit dem Einen so und mit dem Andern auf eine andere Weise gesprochen; kurz, es war so viel Sinn und Verstand, so viel Klugheit und Besonnenheit in der Rede des Kindes, daß ich ganz verblüfft war und, als es wieder das Zimmer verlassen, nicht umhin konnte, dem Röhrer meine Verwunderung auszudrücken."

„Ja, es ist ein merkwürdiges Kind," sagte Röhrer; „aber

es wird am Ende doch der Gemeinde zur Last fallen, und wir wären froh, wenn wir es anderswo unterbringen könnten."

„Hat es denn keine Eltern?" fragte ich.

„Nein!" erwiderte er. „Seine Eltern waren auch nicht aus unserm Orte. Sie kamen vor mehreren Jahren her und blieben hier hosten. Der Vater war ein Musicus, ein Geiger erster Sorte. Er nannte sich Baccini und gab vor, ein Florentiner von Geburt zu sein. Er hatte etwas Wildes in seinem Wesen und gerieth leicht in Zorn. Seine Frau kam mit diesem Mädchen nieder, und da die Leute in bedrängte Lage geriethen, so beeilte man sich von allen Seiten, ihnen unter die Arme zu greifen. Sie hätten es am Ende auch zu etwas bringen können; denn er verdiente mit seinem Instrumente, das er, wie gesagt, merkwürdig gut spielte, sehr viel Geld, und er malte auch Portraits, die ihm reichlich bezahlt wurden. Der Mann aber war leichtsinnig über alle Maßen. Von ihm konnte man mit Recht sagen: Wie gewonnen, so zerronnen! Das Geld zerfloß ihm in der Tasche, und er kümmerte sich sehr wenig um sein Weib und um sein einziges Kind. Eines Tages verschwand er, ohne daß man je seine Spur auffinden konnte. Die Lage der armen Frau, die er zurückgelassen, wurde immer trauriger. Sie war allein, ohne Freunde und Verwandte, in einem fremden Lande, und mußte noch für ein Kind sorgen, das kaum die Brust verlassen hatte. Dessen ungeachtet nahm sie keine Unterstützung an, sondern schaffte unablässig, um sich und das Würmchen anständig, wenn auch dürftig, zu ernähren. Sie wußte mit der Nadel trefflich umzugehen, und flickte und nähete so zierlich, daß es ihr niemals an Arbeit fehlte. Sie war sehr schön und drückte sich fein aus. Aber sie kam nicht unter die Leute und verließ nur ihr Zimmer, um ihrem Kinde frische Luft zu gönnen. Das dauerte etwa drei Jahre. Aber sowohl die anstrengende Lebensart, als auch der Gram und der Kummer zerstörten allmählich ihre Gesundheit. Ihre Wangen wur-

den immer bleicher, immer hohler; ihre Augen verloren den Glanz und sanken immer tiefer ein; ünd da sie jetzt ihre matten Kräfte mehr als doppelt anstrengen mußte, um das tägliche Brod zu verdienen, so fiel sie endlich auf's Krankenlager, von dem bald der Tod sie befreite.

Dieser Todesfall erregte in unserm Ort sehr viel Mitleid, und war ein großes Weinen, besonders unter den Frauen und Mädchen; und ein Gerede ging unter den Weibern, die Verstorbene sei von sehr vornehmer Familie gewesen und habe aus Liebe zu dem Italiener das Haus der Eltern heimlich verlassen. Jeder wollte in ein anderes Geheimniß eingeweiht sein, und wußte etwas ganz Absonderliches von der Verstorbenen zu sagen. Die Wahrheit aber ist, daß man niemals über die Herkunft dieser Frau auch nur die allergeringste Aufklärung erhielt. Es hat sich unter ihren Papieren nichts vorgefunden, woraus man über ihre Familie etwas hätte erfahren können, und man wird auch schwerlich jemals etwas erfahren. Nun war unmittelbar nach dem Tode der unglücklichen Frau ein wahres Reißen um ihr Kind. Jede Hausfrau wollte es zu sich nehmen und Mutterstelle bei ihm vertreten. Aber Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn. Das Mitleid wurde nach und nach kälter und das arme Kind wanderte von einem Haus zum andern. Jetzt ist es bei mir, und obgleich es mir wenig Kosten macht und zu allen Dingen sehr anstellig ist, so muß ich doch gestehen, daß ich herzlich froh wäre, wenn ich ihm anderswo ein bleibendes Unterkommen verschaffen könnte. Denn was soll hier aus der armen Waise werden?" —

„Nachdem Röhrer so gesprochen, sagte ich ihm, daß ich gar nicht abgeneigt wäre, das Kind mit mir zu nehmen und für dasselbe auf die eine oder andere Weise zu sorgen."

„Ihr würdet Euch dadurch einen Gotteslohn erwerben, Engelwirth, sagte er. Euch darf ich das Kind anvertrauen,

denn Ihr seid ein Ehrenmann und werdet dafür sorgen, daß es rechtschaffen wird und nicht ausartet."

„Ich ließ das Kind herbeirufen, faßte seine kleinen Händchen und sagte: Willst Du mit mir nach Mainz gehen, Dora?"

„Sie sah mich mit ihren großen, funkelnden, schwarzen Augen an, als wollte sie sich erst überzeugen, ob ich im Scherz oder Ernst so fragte, und antwortete dann: Recht gern!"

„Aber thut es Dir denn nicht leid, den Herrn Röhrer zu verlassen?" fragte ich wiederum."

„Wenn Herr Röhrer mich hier behalten will, so will ich hier bleiben, antwortete die Kleine."

„Sie hätte nicht vernünftiger antworten können. Was soll ich lang Umschweife machen? Die kleine Dora schnürte ihr Bündelchen, und ich nahm sie mit und bringe sie Dir nun in's Haus. Willst Du Dich ihrer annehmen?"

„Wir haben ja schon ein Kind," sagte die Engelwirthin, welche der Erzählung ihres Gatten schweigend, aber nicht ohne innere Bewegung zugehört hatte; „wir haben ja schon ein Kind, und ich denke, es ist eben auch nicht dumm und häßlich. Was brauchen wir uns mit anderer Leute Kind zu belasten, um am Ende noch für unsere Wohlthaten bittern Undank zu ernten?"

„Was Du sagst, Babette, ist sehr hart," bemerkte der Engelwirth. „Wenn man etwas Gutes thun will, soll man nicht erst lange erwägen, ob man Dank oder Undank dafür haben wird. Ich will Dir indessen die Kleine nicht aufdrängen, und wenn Du sie nicht im Hause behalten magst, so will ich sehen, daß ich sie anderswo unterbringe."

II.

Dora kam aber nicht mehr aus dem Hause des Engelwirths. So sehr auch die Engelwirthin die Entfernung derselben Anfangs gewünscht hatte, und so wenig ernstlich ihr

Gatte sich diesem Wunsche widersetzt hätte, so gab sie doch am Ende nach, und zwar um ihres eigenen Kindes willen. Marie hatte nämlich eine solche Liebe zu Dora gefaßt, daß es schien, als könnte sie ohne diese nicht mehr leben. Alle Leute geriethen über diese seltene Anhänglichkeit in Erstaunen. Es war, als ob Marie sich in Dora ergänzte, als ob sie durch diese erst zu leben anfinge. Sie war traurig und niedergeschlagen, wenn sie Dora nicht sah; und wenn sie bei ihr war, erfand ihr kindlicher Sinn tausend Mittel, um ihr angenehm zu sein und ihr Freude zu verursachen. Sie theilte jeden Bissen mit ihr, und wollte nicht anders gekleidet sein, als ihre kleine Freundin. Die Engelwirthin war darüber sehr betrübt und glaubte in ihrer Einfalt, es müßte hier ein geheimer Zauber obwalten. In ihrer Bestürzung rief sie eines Tages einen ihrer Stammgäste, den Professor Huber, bei Seite, um ihn über seine Meinung zu befragen. Huber war nicht Professor, sondern Schreiber bei einem Notar; aber er hatte vieler Herren Länder gesehen und so viel Bücher gelesen, daß er über Alles und von Allem mit viel Schick reden konnte und man ihm deßhalb, freilich scherzweise, den Professortitel gegeben hatte.

Nachdem ihm die Engelwirthin ihre tiefe Bekümmerniß mitgetheilt und dabei einige Worte von Zauberei und Beherung hatte fallen lassen, begann Huber: „Da ist weder Beherung noch Zauberei im Spiele, Frau Rauschenbach; sondern die Sache verhält sich ganz natürlich. Die kleine Marie ist ein gutes Kind. Sie ist bis jetzt allein auferzogen worden, ohne Geschwister, ohne Gefährtinnen. Das Herz eines Kindes bedarf aber der Nahrung eben so gut, wie das Herz der Erwachsenen. Darum werden Kinder, die einsam ohne Gespielen aufwachsen, düster, selbstsüchtig und genußunfähig. Das Herz der kleinen Marie hat bis jetzt keine Nahrung gehabt und wirft sich daher mit einem wahren Heißhunger auf Dora. Das ist die ganze Zauberei, Frau Rauschenbach. Meine Meinung geht also dahin,

daß es grausam, daß es thöricht wäre, die Kinder zu trennen, daß man sie vielmehr solle zusammen aufwachsen lassen. Ich habe die beiden Mädchen beobachtet und glaube zwischen ihnen eine merkwürdige Seelenverwandtschaft gefunden zu haben. Wenn Sie Ihr Kind lieb haben, Frau Rauschenbach, so entreißen Sie ihm Dora nicht."

Die Engelwirthin fand zwar Huber's Ansicht eben so wahr, als seinen Rath wohlgemeint; aber dennoch fühlte sie sich durch seine Worte nicht ganz befriedigt. Sie wurde von einem Gefühl beunruhigt, dem sie keinen bestimmten Ausdruck zu geben wußte, und sie hielt es im Stillen für ein Unglück, daß ihr das fremde Kind in's Haus gebracht worden.

Der Charakter der beiden Kinder war eben so verschieden, wie deren Aeußeres. Marie war sehr zart gebaut, hatte hellblondes Haar, dunkelblaue Augen und eine solch' weiße, durchsichtige Haut, daß man das kleinste Aederchen daran sehen konnte. Dora hingegen verrieth den italienischen Ursprung. Sie hatte schwarzes, fast krauses Haar, schwarze, feurige Augen und ein rundes Gesicht, in welchem sich eine bei einem Kinde seltene Energie des Willens aussprach. Marie war sanft, hingebend und etwas trägen Geistes, während Dora von Natur lebhaft und wild war. Aber obgleich noch ein Kind, besaß sie doch schon eine gewisse Reife des Urtheils, und sie hatte in der Schule des Unglücks eine Selbstbeherrschung gelernt, wie man sie selbst bei Erwachsenen selten findet. Während Marie ihre Wünsche, ihre Gefühle und Empfindungen unumwunden aussprach und so zu sagen das Herz auf der Hand trug, preßte Dora ihre Gefühle in die Brust zurück und lernte immer mehr den eigenen Willen unterjochen und sich in den Willen Anderer schicken. Obgleich sie von Marie sehr geliebt wurde, so vergaß sie doch nicht, daß sie durch die Menschenfreundlichkeit des Engelwirths in dessen Haus gekommen und daß sie von der Engelwirthin mit scheelen Augen angesehen wurde. Sie be-

strebte sich daher nach allen Kräften, der Frau angenehm zu werden und ihr bei der Arbeit fleißig an die Hand zu gehen. Sie zeigte sich auch bald sehr nützlich in der Wirthschaft und war in Küch' und Keller, in Hof und Garten so thätig, daß der Engelwirth ihr gar oft zufrieden die kleinen Wangen streichelte und sie zu fernerem Fl.iß aufmunterte. Sie pflegte ihn dann mit ihren schwarzen, klugen Augen anzusehen und ihm schweigend zu danken. War der Arbeit gerade sehr viel, so schaffte sie doppelt, und wenn dann der Engelwirth sie ermahnte, sich nicht allzu sehr anzustrengen, so schien sie sehr heiter und versicherte, je mehr sie schaffe, desto weniger müde werde sie.

Marie ging in die Schule und hatte auch zu Hause Unterricht im Rechnen und in der französischen Sprache; denn ihre Eltern hielten sehr darauf, daß sie in Allem so trefflich unterrichtet werde, wie die vornehmsten Töchter der Stadt. Dora aber war den ganzen Tag in der Haushaltung beschäftigt. Abends jedoch ließ sie der Engelwirth nicht mehr arbeiten, und sie war dann mit Marien zusammen, welche in Allem, was sie den Tag über gelernt, ihre Freundin unterrichtete. Die Schülerin machte schnelle Fortschritte, besonders im Schreiben und Rechnen. Sie schrieb sogar in kurzer Zeit schöner und geschwinder, als ihre kleine L.hrerin. Oft freilich war sie von der Tagesarbeit so müde, daß sie trotz der größten Anstrengung sich nicht länger wach halten konnte und ihr über dem Schreibheft oder der Rechentafel die Augenlider zufielen. Sobald dies geschah, hatte das Studiren ein Ende und die Kinder legten sich schlafen. Ihre Betten standen dicht neben einander. Anfangs schlief Dora mit den Mägden in der Dachkammer; aber Marie wollte nicht ohne ihre Freundin schlafen, und so wurde denn, zum stillen Verdruß der Engelwirthin, Dora's Bett in's Schlafzimmer Mariens gestellt; denn die Engelwirthin konnte ihrem Kinde keinen Wunsch abschlagen, und wenn es ihr auch noch so schwer wurde, ihn zu erfüllen.

Dora brauchte niemals geweckt zu werden. Mit Tagesanbruch, gleichviel, ob im Sommer oder im Winter, stieg sie leise aus dem Bette, ohne sich erst lange die Augen zu reiben. Ihr Haar war schnell gekämmt und gestrählt und das saubere Röckchen rasch umgeworfen. Dann verließ sie in den Strümpfen das Zimmer, damit sie Marien nicht wecke, und zog erst auf dem Hausflur die Schuhe an. Hierauf ging sie in den Hof, streute dem Geflügel das Futter vor und freute sich, daß sie von den Hühnern gekannt war, nahm die Eier aus dem Hühnerstall und sammelte sie sorgfältig und genau zählend in einen Korb. Sie vergaß auch niemals, wenn sie vor Sultan, dem schwarzen Kettenhund, vorüberging, ihm einen Brocken hinzuwerfen und ihm den Rücken zu streicheln. Das mürrische Thier strengte sich aus Dankbarkeit an, so freundlich wie möglich gegen das Mädchen zu sein, und machte die possierlichsten Sprünge, wenn es ihrer gewahr wurde. Sie sah dann nach, ob nichts von dem vielen Geschirr, von den Schüsseln, Tellern und Gläsern zerbrochen und beschädigt, ob die Messer und Gabeln vollzählig, ob Alles am gehörigen Orte sich befinde. Ihr Auge schweifte überall umher und duldete keine Unordnung. War irgend ein schwieriger Auftrag in der Stadt auszurichten, so wurde Dora damit betraut, und sie entledigte sich desselben immer auf das Geschickteste. So wurde sie nach und nach unentbehrlich im Hause. Der Engelwirth freute sich dessen sehr, äußerte aber seine Zufriedenheit nur selten gegen seine Frau, weil er sich, zu seinem Schmerz, überzeugt hatte, daß sie das Lob des Mädchens nicht gern hörte. Sie konnte manchmal freilich nicht umhin, die Vorzüge Dora's anzuerkennen, und wenn sie dieselbe bei Marien sah und die Freundschaft der zwei Kinder beobachtete, empfand sie sogar ein gewisses Mitgefühl für die Waise. Aber wenn diese von irgend Jemand wegen ihres Fleißes, ihrer Klugheit oder sonst einer guten Eigenschaft gerühmt wurde, gab es ihr einen Stich in's Herz,

und sie glaubte, man lobe Dora auf Kosten Mariens, man erhebe die Tugenden der Fremden bloß, um diejenigen ihres eigenen Kindes herabzusetzen. Sie wurde dann mürrisch und verdrießlich, ließ Dora hart an, und das arme Kind konnte ihr nichts recht machen. Ja, die Sanftmuth, mit der Dora die Scheltworte der Engelwirthin ertrug, diente nur dazu, deren Galle noch mehr zu reizen, und dann suchte sie durch lautes Keifen die Stimme ihres Gewissens zu betäuben, das ihr Unrecht gab. Wenn der Engelwirth zugegen war, nahm sie sich freilich zusammen; in seiner Abwesenheit aber kannte sie keine Schonung, keine Rücksicht. Eines Tages überraschte sie der Engelwirth, als sie gerade Dora ungerechter Weise auf's härteste anfuhr. Er ließ sich nichts merken. Am Abend jedoch, als er mit ihr allein war, stellte er ihr vor, daß sie sich versündige, so unwirrsch gegen ein Waisenkind zu verfahren, das sich durch unzählige seltene Vorzüge die Theilnahme Aller erwerbe.

„Nicht wahr, ich hab' immer Unrecht und die Kleine hat immer Recht?" rief die Frau gereizt.

„So ist's!" erwiderte ihr Gatte ruhig; „aber es thut mir leid, daß dem so ist."

„Ich weiß, Du hast Dora lieber, als Dein eigen Kind, und lobst sie so sehr vor allen Leuten, daß alle Leute sie am Ende für einen Engel halten müssen."

„Geschwätz!" rief der Engelwirth. „Ich liebe mein Kind, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann. Marie ist schön, gut und weiß erziehen und machte mich glücklich. Freue denn aber daraus, daß ich an Dora lauter Fehler und Gebrechen finden muß? Du bist eine Närrin und kennst die Menschen nicht. Die Menschen aber sind im Allgemeinen besser und vernünftiger, als man glaubt. Wenn sie nun Dora mehr loben als Marien, so geschieht es nicht deshalb, weil sie an Marien etwas auszusetzen haben, sondern weil die Waise ihr Mitleid erregt und weil sie die Vorzüge eines Kindes, das allein steht

in der Welt und ſich durch Fleiß und Arbeit erhalten muß, lobenswerther finden, als die eines andern, für das man von jeher auf's zärtlichſte geſorgt hat. Das iſt das Gefühl der Menſchen, und deshalb hat auch unſere Marie ſo viel Freundſchaft und Liebe für Dora. Dein Kind iſt geſcheiter als ſeine Mutter."

„Du magſt ſagen, was Du willſt," erwiderte die Frau: „Du wirſt mir's nicht ausreden. Du haſt nicht recht gethan, die Dora in's Haus zu bringen. Es iſt nicht recht, ein Kuckucksei in die Wirthſchaft zu legen; das behaupt' ich."

„Behaupte, was Du willſt!" rief der Engelwirth.

„O, ich weiß, es iſt Dir ganz gleichgültig, daß ich meinen Kummer hinunterwürgen muß," antwortete die Engelwirthin; „aber ich ſage Dir noch einmal und aber einmal: es war unüberlegt, ein Kind ſo zu ſagen von der Straße aufzuraffen und in's Haus zu bringen, als ob Dir der liebe Gott nicht ſchon ein Kind gegeben hätte."

„Nun, ſie wird im Hauſe bleiben, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, und ich werde nicht dulden, daß man ihr ein Haar krümmt. Es iſt ſchlecht von Dir, daß Du ſo eifrig gegen die Hülfloſe redeſt; denn Du" — —

„Ich weiß, was Du ſagen willſt," unterbrach die Engelwirthin heftig. „Du willſt ſagen, daß ich ſelbſt von der Straße aufgerafft worden und daß Du mich um Gottes willen geheirathet haſt. Nun, Gott hätte mich auch ohne Dich nicht verlaſſen, und ich habe nicht verdient, ſolche Vorwürfe zu hören."

„Du biſt ein unvernünftiges Weſen, das iſt Alles, was ich Dir ſagen kann!" rief der Engelwirth und ging zu Bette.

III.

Der Engelwirth liebte das Schmollen und Grollen nicht, und wenn ihm auch viel daran lag, ſein Anſehen im Hauſe zu

behaupten, so lag ihm doch nicht weniger daran, den Hausfrieden gesichert und seine Frau, die er wirklich liebte, glücklich zu sehen. Wie sollte er aber dies anfangen, ohne Dora aus dem Hause zu schicken? Er überlegte die ganze Nacht hindurch, bis ihm endlich ein Mittel einfiel, von dessen Wirksamkeit er sich viel versprach; und als am andern Morgen seine Frau erwachte, begann er: „Wir waren eigentlich beide recht thöricht, uns zu ereifern. Es sind unnütze Worte gefallen und Du hast Dir böses Blut gemacht. Das ist alles nicht nöthig, Babette. Ich habe die Sache genau überlegt und bin zu folgendem Entschluß gekommen. Ich werde Dora nicht hülflos lassen; aber es ist just nicht nothwendig, daß sie bei uns bleibt. Es wird mir leicht sein, ihr ein Unterkommen zu schaffen, und wohin sie auch kommen mag, man wird sicher mit ihr zufrieden sein."

„Freilich!" rief seine Frau. „Und die Leute werden dann sagen, ich hätte die Arme aus dem Hause gejagt, und mein Herz sei von Stein."

„Du wirst die Leute niemals verhindern können, zu reden, wie es ihnen beliebt," antwortete ihr Gatte. „Was kümmert Dich das Gerede der Leute?"

„Da wird's dann heißen, ich habe das Kind hinausgestoßen in die Welt, und es sei keine Barmherzigkeit in mir, und ich werde in der Stadt verschrieen und verlästert werden," entgegnete die Engelwirthin, und fuhr dann eifrig fort: „Aber ich bin nicht von Stein und von Eisen, und so viel Gefühl und Barmherzigkeit wie andere Leute hab' ich, Gottlob! auch; und ich weiß, was es heißt, elternlos zu sein und von anderer Leute Willen abzuhangen. Gott sieht Jedem in's Herz; er sieht auch in das meinige, und wer da glaubt, ich könnte Jemand dulden sehen, ohne daß es mir weh thut, der kennt mich nicht."

Und mit diesen Worten fing sie an, heftig zu weinen.

„Du bist und bleibst eine Närrin," rief der Engelwirth begütigend und im Stillen über den guten Erfolg seiner List sich freuend. „Als ob ich Dein gutes Herz nicht kannte! Aber Deine Zunge läuft oft mit Deinem Verstande davon, und dann ist es schwer, ihn wieder einzuholen. Trockne jetzt Deine Thränen. Ich will meine Morgenpfeife rauchen. Spute Dich und laß mich nicht zu lange auf das Frühstück warten."

Er nahm seine Pfeife und ging in den Garten, der sich hinter dem Hofraum befand.

Kaum waren einige Minuten vergangen, als er seine Frau in den Hof kommen sah, wo Dora gerade an der Pumpe beschäftigt war.

„Du wirst Dich noch erkälten," sagte die Frau, indem sie sich dem Mädchen näherte und ihm liebkosend mit der Hand über das Gesicht fuhr; „Du wirst Dich noch erkälten, wenn Du am frühen Morgen Dich der Feuchtigkeit aussetzest. Ueberlasse der Magd diese Arbeit. Jetzt geh' in's Haus und sieh', ob der Tisch gedeckt ist. Geh', mein Kind!"

Dora wußte sich diese plötzliche Freundlichkeit der Engelwirthin nicht zu erklären, ging aber, ohne ein Wort zu äußern, in's Haus, wie ihr gesagt worden. Der Engelwirth, der hinter einem Baume stehend der kurzen Scene beigewohnt, lächelte und überzeugte sich wieder von dem gutmüthigen Naturel seiner Frau. Den Zwang, den sie sich hatte anthun müssen, um so freundlich gegen das Kind zu sein, hatte er freilich nicht sehen können. In der That liebte die Engelwirthin dasselbe jetzt nicht mehr, als früher; aber sie wollte sich mit ihrem Gewissen abfinden, das ihr nach der Ermahnung ihres Gatten heftige Vorwürfe machte, und so drückte sie ihre Abneigung gewaltsam zurück, einen Kampf kämpfend, der mehr Anstrengung erforderte, als mancher meiner Leser wohl glauben dürfte.

IV.

Es läßt sich leicht denken, daß die Engelwirthin von dieser Abneigung gegen Dora oft übermannt wurde, und dann hatte diese viel zu leiden. Dora ließ aber niemals eine Klage laut werden. Sie liebte den Engelwirth wie einen Vater; sie liebte Marien wie eine Schwester. An jenen knüpfte sie das Gefühl der Dankbarkeit, an diese die glühendste Freundschaft. Sie hatte das Bedürfniß, sich nützlich zu machen und durch den unermüdlichsten Fleiß ihre Erkenntlichkeit zu bekunden, und so oft sie auch von der Engelwirthin hart behandelt wurde, sie ließ sich's gegen Niemand merken und ertrug's mit Geduld. Und wenn in ihrem Herzen ein Groll gegen die heftige Frau auftauchen wollte, so zog sie sich in einen stillen verborgenen Winkel zurück, betrachtete das Bildniß ihrer Mutter, das sie wie einen Talisman an einer seidenen Schnur beständig auf dem Busen trug, und schöpfte aus den schönen, engelhaften Zügen Trost und Ergebung.

So wuchs sie immer mehr und mehr heran und wurde nach und nach unentbehrlich im Hause des Engelwirths. Marie hatte weder Lust noch Anlage, sich in der Wirthschaft nützlich zu erweisen. Sie liebte das Geräusch nicht, und in ihrem etwas schwärmerischen Wesen suchte sie die Einsamkeit auf, wo sie am Klavier sich zerstreute, oder ihre unüberwindliche Lust an der Lectüre ungestört befriedigen konnte. Auch war dies ihren Eltern nicht unlieb. Diese hätten es nicht gern gesehen, daß ihre Tochter in Berührung mit den Gästen gekommen wäre, unter denen gar mancher war, der seine Reden nicht sorgfältig überwachte. Die Engelwirthin ihrerseits hatte aber noch einen andern Grund, ihre Tochter von den Gästen fern zu halten. Sie hatte nämlich in Bezug auf dieselbe große Plane vor. Sie wollte, daß einst die Söhne aus den ersten Familien der Stadt um ihr einziges Kind sich bewürben, und

deshalb sollte es vor den profanen Augen der Stammgäste, die nur der mittlern Schicht der Bevölkerung angehörten, so viel als möglich verborgen bleiben.

Dora hingegen war genöthigt, mit den Gästen ziemlich häufig zu verkehren, und sie erwarb sich alle zu Freunden. Besonders aber gewann sie die Gunst des bereits erwähnten Professors Huber. Diesem schmeckte der Wein nicht, wenn er ihm nicht von Dora vorgesetzt wurde, und er hatte sich als ältester Stammgast und als Hausfreund das Privilegium zu verschaffen gewußt, von ihr bedient zu werden. Er hielt aber sehr darauf, daß sie nicht wie ein gewöhnliches Kellnermädchen, sondern wie die Tochter des Hauses behandelt würde; und wenn sie in das ausschließlich für die Stammgäste eingeräumte Zimmer trat, mußte das Gespräch sogleich abgebrochen werden, im Fall es eine zu kecke Wendung genommen hatte, was eben nicht selten geschah. Huber stieß dann ein donnerndes „Silentium!“ aus, und die Gesellschaft fügte sich auf's bereitwilligste.

Einen andern Freund gewann sie sich in dem Küfer Bender.

Da der Küfer Bender in dieser Erzählung eine Hauptrolle spielt, so wollen wir einige Worte über seine Persönlichkeit sagen. Bender hatte bereits die Fünfzig überschritten; aber er hielt sich noch stramm und fest wie ein Menschenalter vorher. Er wurde als der beste Küfer am Rheinstrom betrachtet, und früher war er auch wegen seiner ungeheuren Stärke weit und breit berühmt gewesen. Er selbst erzählte wohl zuweilen, daß er einst mit einem Faustschlag den Boden eines Stückfasses eingeschlagen und im Uebermuthe einen vorüberrollenden Einspänner so kräftig von hinten angefaßt, daß das Pferd, trotz aller Anstrengung, denselben nicht von der Stelle zu bringen vermochte. Er erzählte aber dergleichen Thaten nicht, um zu prahlen, sondern nur um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß die Zeiten sich verändert. Indessen war er, ungeachtet seiner

zweiundfünfzig Jahre, doch noch der Allerstärkste der Küferinnung, und er konnte noch immer mit einem Ruck seiner riesigen Schulter ein fast dreißig Centner schweres, volles Stückfaß einen Fuß hoch emporheben, ohne sich gerade sonderlich anzustrengen.

Früher war er der heiterste, der munterste Geselle gewesen, und Niemand wußte so viel Schwänke zu erzählen, oder so viel lustige Lieder zu singen wie er. Aber seit er seine Frau verloren, wollte in seinem Herzen keine rechte Freude mehr aufkommen. Er sang nur sehr selten oder gar nicht mehr bei der Arbeit, und statt wie ehedem lustige Gesellschaft aufzusuchen, floh er sie, wenn er es schicklicher Weise thun konnte. Indessen war er nicht der Mann, der seinen Schmerz zur Schau trug. Er verbarg ihn im Gegentheil, so viel er konnte; allein zuweilen drängte ihm wider Willen die Erinnerung an seine Käth' ein paar Worte der Betrübniß ab.

Sie hatte ihm einen Knaben hinterlassen, an welchem er mit der zärtlichsten Vaterliebe hing und an dessen Wohl er beständig dachte. Nachdem er ihm den nöthigen Schulunterricht hatte geben lassen, hatte er ihn bei seinem Freunde, dem Küfer Lauterbach, in die Lehre gethan; denn Bender kannte nichts Schöneres und Besseres auf Erden, als das edle Küferhandwerk, und es war sein innigster Wunsch, daß einst sein Joseph ein eben so tüchtiger Küfer würde, wie er selbst.

Bender hatte mehrere Keller zu pflegen; seine Hauptthätigkeit war aber durch die zwei Keller des Engelwirths in Anspruch genommen, von denen sich der eine in Mainz, der andere, und zwar der größere, in Laubenheim auf dem Gute des Engelwirths befand. Bender war jede Woche wenigstens zwei Mal in Laubenheim, und dort lernte er auch Dora genauer kennen, die sehr häufig von dem Engelwirth dahin geschickt wurde. Dieser hatte dabei einen doppelten Zweck vor Augen. Erstens wußte er, mit welcher Umsicht, Thätigkeit und Gewissen-

haftigkeit das Seinige dort von dem Mädchen besorgt wurde, und dann wollte er sie auch so viel wie möglich von seiner Frau entfernen, deren Groll gegen die Weise von Zeit zu Zeit heftig ausbrach. Dora ihrerseits fühlte sich niemals so glücklich, als wenn sie auf dem Lande war. Der Anblick der herrlichen Natur, die paradiesisch vor ihr ausgebreitet lag, erfüllte ihr Gemüth mit unaussprechlichem Entzücken. Auch war ihre Beschäftigung dort viel angenehmer und abwechselnder, als in der Stadt; und sie mußte sich vervielfältigen, um Alles im Geleise zu erhalten. Bald verlangte der Kleeacker, bald die Wiese, bald der Weinberg ihre Anwesenheit. Bald hatte sie ungerechte Ansprüche zurückzuweisen, bald begründete Anforderungen zu befriedigen. Hier waren rückständige Gelder einzucassiren, dort Rechnungen zu zahlen, oder Irrthümer zu berichtigen, und dabei war noch im Stillen manche Klage zu hören, zu trösten und sich manche Bitten verschämter Armuth zu merken, um dann beim Engelwirth ein gutes Wort einzulegen und Hülfe zu spenden. Diese rastlose Thätigkeit wurde indessen durch kleine und große Feste unterbrochen. Die Anwesenheit Bender's war für sie ein kleines Fest. Sie pflegte ihm gewöhnlich einen Büchsenschuß weit entgegen zu gehen, wenn sie ihn mit einem seiner Gesellen den Berg herunter kommen sah. Schon zwanzig Schritte von Weitem rief er ihr einen guten Tag zu und streckte ihr dann seine riesige Hand entgegen, in welcher die ihrige sich verlor. Er bemühte sich zwar, seinen Händedruck so sanft wie möglich einzurichten: aber Dora spürte ihn doch immer. Ja, zuweilen, wenn sich der gute Mann in seiner Herzlichkeit vergaß, fiel sein Händedruck so derb aus, daß Dora unwillkürlich und mit einem Schmerzensschrei ihre Hand rasch aus der seinigen zog.

Hatte er eine Zeit lang im Keller gearbeitet, so brachte sie ihm einen frugalen Bissen, einen gebackenen Hecht, oder einen Pfannkuchen, oder was sie sonst in der Küche improvisiren

konnte. Dann wurde ein leeres Faß vor die Kellerthür gerollt, und Dora deckte eine schneeweiße Serviette darüber, holte aus dem Körbchen das Mahl hervor und stellte es vor ihm auf. Er sah ihr stets mit sichtbarem Wohlgefallen zu, wenn sie auf diese Weise die Tafel ordnete, und konnte nicht umhin, den Glanz der Messer und Gabeln zu bewundern. Dora mußte immer erst einen Schluck aus dem Glase thun, bevor er es selbst zum Munde führte.

Während des kurzen Mahles war er gewöhnlich sehr gesprächig und kramte allerlei Weisheitslehren aus. Dora saß dann bei ihm vor der Kellerthür, die sich unter freiem Himmel befand, und hörte ihm aufmerksam zu.

Einmal, als die Arbeit sehr dringend war, rief er, indem er rasch sein Mahl beendigte: „Heut, mein Kind, ist nicht viel Zeit zum Schwätzen. Ein ehrlicher Mann darf niemals seine Pflicht auch nur einen einzigen Augenblick vernachlässigen. Ja, die Ehrlichkeit!“ rief er, indem er aufstand und mit einem gewaltigen Hieb einen Reif von einem Stückfaß schlug; „ja, die Ehrlichkeit! Viele Leute glauben, sie bestehe darin, daß man seinem Nächsten das Geld nicht aus der Tasche stehle, oder ihn nicht prelle. Das ist wahrlich eine wohlfeile Ehrlichkeit, so wohlfeil, daß ich keinen Batzen dafür gebe. Die Ehrlichkeit besteht darin, daß man auf das Wohl Desjenigen bedacht ist, der uns sein Vertrauen geschenkt hat; daß man das Gut desselben mehrt, als ob es das unsrige wäre, ja, noch mehr, als das unsrige; daß man selbst um eines großen Gewinnstes willen seinem Mitmenschen auch nicht den allergeringsten Schaden, den allerunbedeutendsten Verlust zufügt und sich's nicht zum Verdienst anrechnet. Denn es ist kein Verdienst, sondern verfluchte Schuldigkeit!“ Und bei diesen Worten schlug er den Spund in das Spundloch eines Stückfasses mit einem solch' gewaltigen Schlage, daß das Kellergewölbe dumpf erdröhnte.

Ein anderes Mal, als er beschäftigt war, jungen Wein abzustechen, und Dora ihm zusah und die Sorgfalt und die Umsicht bewunderte, mit der er hantierte, begann er: „Es ist gar eine delicate Sache um den Wein, mein Kind. Von tausend Menschen, die ihn trinken, wissen kaum zehn seinen Werth zu schätzen; und von den Wenigen, die ihn etwa zu schätzen wissen, denken die Wenigsten daran, wie viel Müh' und Arbeit, wie viel Klugheit und Verstand, wie viel Vorsicht, Fleiß und Ausdauer es kostet, bis ihn der Trinker an die Lippen setzen kann. Der Wein, mein Kind, ist ein feiner Geist, der auf eigene Weise behandelt sein will. Vernachlässigt man ihn, so wird er krank. Er wird kahmig, oder bekommt einen Stich, oder verliert seinen angenehmen Fluß und zieht sich wie ein dünner Brei. Oft kommt's auch, daß der Wein seine Klarheit verliert und trüb wird wie die Seele eines Menschen, der von einem unheilbaren Unglück heimgesucht worden."

Hier fuhr er mit der breiten Hand über die Stirn, als wollte er eine traurige Erinnerung verscheuchen, und begann dann nach einer Pause wieder: „Dem Wein freilich kann man die Klarheit und die heitere Farbe wiedergeben; der Mensch aber, dem ein tiefer Riß durch's Herz gegangen, wird niemals wieder recht heiter.

Wein und Wein aber ist zweierlei. Freilich, die Traube mag gut oder schlecht sein: wenn sie gekeltert ist und ihr Saft in's Faß kommt, fängt er an zu gähren und zu rumoren, und man erkennt nicht so leicht am Most die künftige Eigenschaft des Weines; eben so wenig, als man an dem herumspringenden Knaben erkennen kann, was für ein Mann er einst werden wird. Aber wenn er anfängt, sich abzuklären, treten seine guten oder bösen Eigenschaften immer deutlicher, immer schärfer hervor. Mit der ersten Jugend verliert der ordinäre Wein sein Bißchen Feuer, und es bleibt nichts übrig, als die Mittelmäßigkeit. Der wahre, gute, feine Wein aber wird mit jedem Tage edler. Er

rumort nicht mehr, sondern verbirgt bescheiden sein Feuer, das ihm Gottes Sonne gegeben, und seine Blume wird immer duftiger und erfreut des Menschen Herz, und selbst wenn er mehrere Menschenalter im Faß gelegen, ist er doch noch voll edeln, starken Geistes, der den Leib erquickt und den Kopf erhellt, und die Schwachen und Kranken stärkt und heilt. Denn es ist eine große Heilkraft im Wein, mein Kind, und kein Doctor und Apotheker kann eine bessere Medicin brauen."

Bender sprach selten von etwas Anderm, als vom Wein, oder was darauf Bezug hat. Sein Beruf füllte ihn so ganz aus und nahm alle seine Kräfte so sehr in Anspruch, daß er kaum für etwas Anderes Sinn hatte. Daher kam es auch, daß er sich in seinen Reden oft wiederholte; aber Dora hörte ihm doch mit großem Vergnügen zu. Es lag in den Worten des derben Mannes so viel Gutmüthiges und Herzliches, daß Dora keines derselben verlor.

Ein großes Fest aber war für sie der Besuch Mariens. Diese kündete ihr gewöhnlich einen Tag zuvor ihre Ankunft an, und Dora verdoppelte ihre Kräfte, um die dringendste Arbeit erledigen und sich ungestört der Freundin hingeben zu können. An allerlei Vorbereitungen zu deren Empfange ließ sie es auch nicht fehlen. Sie schmückte das Zimmer Mariens mit den prächtigsten Blumen aus; sie sammelte die schönsten Früchte und stellte sie malerisch gruppirt in Körben auf. Nach den ersten Begrüßungen gingen beide Mädchen durch Feld und Wiesen, oder sie erstiegen die anmuthigen Hügel und überschauten das blühende Land an beiden Ufern des Rheines. Dora, welche die Umgegend von Laubenheim sehr genau kannte, zeigte ihrer Freundin die Puntte, von denen man die schönsten Fernsichten genoß; ja, sie entdeckte sogar ein verborgenes Plätzchen an einem Bach, der zwischen zerrissenen, epheubekränzten Felsstücken von einer Anhöhe in einen hellgrünen Wiesengrund stürzte. Marie war über diese Entdeckung ganz entzückt, und

Dora taufte das Plätzchen feierlich mit dem Namen „Marienluſt“.

Wer nun die zwei Mädchen neben einander ſah und die Anhänglichkeit bemerkte, die ſie an einander hatten, konnte nicht umhin, mit der innigſten Theilnahme von ihnen zu ſprechen. Dora hatte ſich im Dorfe und in der Umgegend durch ihren Fleiß und ihre Thätigkeit, ſowie durch die Freundlichkeit und Klugheit, mit der ſie die Leute behandelte, die Herzen Aller gewonnen, während Marie, als die Tochter des ſehr beliebten Engelwirths, ſchon um ihres Vaters willen ſich der allgemeinen Zuneigung erfreut hätte. Aber die Gutmüthigkeit, die aus ihren blauen Augen leuchtete, die Sanftmuth in ihren Mienen und Geberden, und die Liebe, mit der ſie an Dora hing, dienten dazu, die Zuneigung noch zu vermehren.

Beide wären nun vollkommen glücklich geweſen, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Abneigung der Engelwirthin gegen Dora ſich in heftigen und verletzenden Aeußerungen Luft gemacht und die bedauernswertheſten Scenen veranlaßt hätte. Eine ſolche Scene ereignete ſich aber im Hauſe des Engelwirths einige Tage nach dem jüngſten Beſuche Mariens in Laubenheim.

An Sonntagen pflegte nämlich der Engelwirth mit ſeiner Frau und Tochter nach Laubenheim zu fahren und dort den Tag zuzubringen. Dora war dann in der Stadt und ſtand der Wirthſchaft vor. Eines Sonntags nun, als der Wagen ſchon angeſpannt war und die beiden Rappen ungeduldig auf's Hofpflaſter ſchlugen, fragte Marie ihre Mutter, die eben in den Wagen geſtiegen, ob ſie nicht heute bei Dora in der Stadt bleiben dürfte.

Dieſe Frage brachte die Engelwirthin ſehr auf, und ſie rief, indem ſie wieder aus dem Wagen ſtieg: „Ich weiß, Du liebſt Dora mehr als mich. Du biſt nur froh, wenn Du bei ihr biſt; bei mir aber wird Dir die Zeit lang. Nun, ich will Dir Dein Vergnügen nicht rauben. Hole ſie und fahre mit ihr

nach Laubenheim. Ich will zu Hause bleiben und die Gäste bedienen; denn sie ist die Herrin, und ich bin die Magd."

In ihrer Heftigkeit ließ sie Marien nicht zu Worte kommen, und das Mädchen bestrebte sich umsonst, die Mutter zu bedeuten, in Gegenwart des Knechtes, der die Pferde an den Zügeln hielt, sich zu mäßigen.

Der Engelwirth kam endlich herbei, und nachdem er die Ursache erfahren, die seine Gattin so sehr aufgebracht, forderte er diese so wie Marien auf, gleich einzusteigen. Dies geschah. Der Engelwirth ergriff Zügel und Peitsche, und bald rollte der Wagen aus dem Hof und durch die Straßen.

Kaum hatten sie das Stadtthor hinter sich, als Marie die Hand ihrer Mutter ergriff, und sie an ihr Herz pressend, leise fragte: „Liebe Mutter, zürnst Du mir noch?"

Die Engelwirthin, die in dieser Frage eine günstige Gelegenheit sah, den abgebrochenen Streit wieder anzufangen, war im Begriff, abermals das Feuer ihres Zornes aufflackern zu lassen; als sie aber ihrer Tochter in's Auge blickte, in welchem ein Himmel von Güte und Milde lag, kam es versöhnend über sie, und sie sagte: „Wie kann ich Dir böse sein? Du bist ja mein einziges Kind!"

Und da nun die Versöhnung stattgefunden, fing die Engelwirthin an, auseinander zu setzen, warum sie sich ereifert hatte; aber indem sie sprach, ereiferte sie sich wieder. Der Engelwirth, der auf dem Bock saß, konnte jedes Wort hören. So oft er nun merkte, daß seine Frau auf das alte Thema wieder zurückkommen wollte, trieb er mit einem gewaltigen Peitschenknall die feurigem Rappen zu schnellerm Lauf an, und das betäubende Wagengerassel zwang dann seine Ehehälfte zum Schweigen.

Endlich kam man in Laubenheim an. Marie hatte sich vorgenommen, ihrer Mutter, der sie, wenn auch wider Willen, heute Morgen großen Verdruß bereitet hatte, einen glücklichen Tag zu machen. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit gegen

ſie; ſie kam jedem ihrer Wünſche zuvor und ging ihr nicht von der Seite. Die Engelwirthin erlebte an dieſem Sonntage die ſchönſten Triumphe für ihr Mutterherz. Als ſie am Arm ihres Gatten und ihrer Tochter in die Kirche ging, blickte Alles voll Wohlgefallen auf Marien; und als ſie mit dieſer nach Tiſche einen Spaziergang nach den Weinbergen machte, gaben alle Burſchen und Dirnen ihre Bewunderung, welche ihnen die Schönheit Mariens einflößte, durch die lebhafteſten Ausdrücke kund. „Welch' ein Engelgeſicht!" riefen die Einen. „Wie beſcheiden ſie einhergeht, trotz ihrer Schönheit und ihres Reichthums!" riefen die Andern. Und ſo oft ein ſolches Lob ertönte, ging der Engelwirthin das Herz auf, und ſie drückte die Tochter feſter an ſich, wie man einen koſtbaren Schatz an ſich drückt, deſſen Verluſt durch nichts zu erſetzen iſt.

Als ſie vom Spaziergang zurückkam, war ſie ſo vergnügt und ſeelenfroh, daß der Engelwirth ganz erſtaunte. Die Engelwirthin aber umarmte die Tochter und rief: „Du biſt mein einziges, mein ſchönſtes Glück! hörſt Du?"

Auf der Rückfahrt nach Mainz war man ſehr munter. Der Engelwirth blies mit ſichtbarem Vergnügen die dunkelblauen Wolken ſeiner Pfeife in die Luft, rief dann und wann ſchnalzend ſeine Rappen bei deren Namen, oder richtete ein Scherzwort an ſeine Frau und Tochter. Die Engelwirthin hatte die unangenehme Scene vor der Abfahrt nach Laubenheim längſt vergeſſen. Sie ließ ſich im Guten wie im Schlimmen vom Augenblick beherrſchen; aber ſo heftig die Aufwallungen ihres Gemüthes waren, ſo kurz dauerten ſie. Ihr Zorn fuhr auf wie ein angezündetes Pulverfaß mit ungeheurem Geräuſch, aber ſchnell verpuffend.

Marie indeſſen war im innerſten Herzen den ganzen Tag über traurig und niedergeſchlagen geweſen, ſo heiter ſie ſich auch geſtellt hatte. Als nämlich vor der Abreiſe nach Laubenheim ihre Mutter in ſolch' gewaltigen Zorn gerieth, hatte ſie

Dora am Fenster bemerkt, und es schien ihr, als ob ihre Freundin durch einen flehenden Blick zu erkennen gegeben hätte, der Scene ein Ende zu machen. Der Gedanke nun an den Kummer Dora's hatte Marien fortwährend gepeinigt; denn so viel Verdruß und Kränkung die Engelwirthin empfand, wenn man in ihrer Gegenwart Dora lobte, so sehr schmerzte es Marien, wenn ihre Mutter in verletzenden Ausdrücken sich über Dora äußerte, für welche sie nicht nur die innigste Freundschaft empfand, sondern in der sie auch ein gleichsam durch das Unglück geweihtes Wesen erblickte, dem man mit der zarteſten Rücksicht begegnen mußte. Sie gab sich von diesem Gefühl, das sie als Kind beim ersten Anblick Dora's empfand, niemals Rechenschaft; aber es verlor später nichts von seiner Lebhaftigkeit. Hierzu kam noch die innigste Hochachtung und Verehrung vor ihrer Freundin, die, allein stehend in der Welt und auf sich selbst angewiesen, im Kampfe gegen tausend Widerwärtigkeiten nie den Muth verlor und auch niemals eine Klage erhob.

Bei ihrer Rückkehr fürchtete Marie, ihre Freundin traurig und niedergeschlagen zu finden; Dora schien aber heiter und that, als ob nichts vorgefallen wäre. Marie blieb bei ihren Eltern bis gegen Mitternacht; dann ging sie zu Bette. Sie fand Dora bereits im tiefſten Schlafe. Behutsam stellte sie den Leuchter auf den Tisch, und indem sie sich entkleidete, betrachtete sie mit unbeschreiblicher Theilnahme die schönen, ruhigen Züge der Waise. Obgleich sie so leise als möglich in's Bett stieg, erweckte sie doch ihre Freundin, und es entspann sich zwischen den Mädchen, deren Betten, wie bereits erwähnt, dicht neben einander standen, eine lange Unterhaltung.

„Du hast gewiß einen bösen Sonntag verbracht?“ begann Marie.

„Warum fragst Du das?“ sagte Dora.

„Nun, von wegen heut Morgen,“ bemerkte jene.

„O, das hab' ich längst vergessen!“

„Du kennst meine Mutter," sagte Marie. „Ich hatte Unrecht, ihren Unwillen zu erregen und Dir dadurch eine trübe Stunde zu verursachen."

„Beruhige Dich darüber, und sprechen wir nicht mehr davon."

„Ich weiß, Du bist gut und denkst edel," sagte Marie; „aber mich beunruhigt ein Gedanke —"

Sie brach plötzlich ab.

„Und was beunruhigt Dich?" fragte Dora.

„Daß meine Mutter einst in ihrer Heftigkeit zu weit gehen und Dich bestimmen könnte, unser Haus zu verlassen," antwortete Marie.

Eine Pause entstand.

Nach einigen Augenblicken begann Marie wiederum: „Willst Du mir eine Bitte erfüllen?"

„Und welche könnte ich Dir abschlagen?" rief Dora.

„Versprich mir, daß, was auch vorfallen mag, Du nicht von uns scheiden werdest, ohne mich zuvor von Deinem Entschluß in Kenntniß zu setzen."

„Wie kindisch Du bist!" sagte Dora.

„Das mag sein," sagte jene; „aber versprich mir's."

„Nun, ich versprech' es," sagte Dora, nicht ohne ein gewisses Gefühl, sich übereilt zu haben.

„Gieb mir auch die Hand darauf!"

Dora reichte ihr die Hand, die Marie fest in der ihrigen hielt.

V.

Im Hause Bender's ging es sehr emsig her. Sein Sohn Joseph hatte soeben die Lehrzeit überstanden und dieselbe würdig durch ein Meisterstück beschlossen. Dieses bestand in einem halben Stückfaß ohne Reifen und zog durch seine anmuthige

Form und durch seine Solidität die Bewunderung aller Küfer auf sich. Bender schmunzelte zufrieden, als er das Werk seines Sohnes sah, und gab ihm als Zeichen seiner Zufriedenheit und ohne ein Wort zu sagen, einen Schlag auf die Schulter. Seinem Freunde Lauterbach aber, dem Lehrmeister seines Sohnes, schüttelte er bei dieser Gelegenheit so derb die Hand, daß er sie ihm fast abgeschüttelt hätte, wenn sie jener, der just auch nicht zu den Schwächsten gehörte, nicht mit einem verzweiflungsvollen Ruck zurückgezogen hätte.

Bender hatte beschlossen, seinen Sohn nach Würzburg zu seinem Jugendfreunde, dem Küfermeister Weinhardt, zu schicken, ihn dort ein Jahr wenigstens als Gesellen arbeiten zu lassen, und erst dann in sein eigenes Geschäft zu nehmen. Er wollte indessen diesen wichtigen und erfreulichen Abschnitt im Leben seines Sohnes auf's heiterste feiern und veranstaltete in Laubenheim, wo er ein kleines Haus hatte, ein Festmahl, zu welchem er seine liebsten Freunde einlud. Er hatte zu diesem Zwecke das Beste in seinem Keller schon seit mehreren Jahren bereit gehalten, und Sabine, seine alte Haushälterin, war in der Küche thätig und strengte alle ihre Talente an, um sich und dem Hausherrn keine Schande zu machen. Dora leistete ihr hülfreiche Hand, was sich die Alte gefallen ließ, obgleich sie jeden Augenblick bemerkte, sie könnte auch ohne Hülfe recht gut fertig werden. Alles ging trefflich von Statten, und die Eingeladenen stellten sich zum Feste pünktlich ein. Zuerst langte Meister Lauterbach mit seiner Ehehälfte an, und dann kam der Engelwirth mit seiner Frau und Marien. Bender, der sein Bestes angezogen hatte, empfing die Gäste, wie es sich von selbst versteht, auf die herzlichste Weise, und man setzte sich an den Tisch, den Dora mit Blumensträußen gar zierlich geschmückt hatte.

Die Speisen wurden ganz trefflich befunden, und man war heiter und guter Dinge. Beim Nachtisch erhob sich Bender.

ergriff das Glas und wollte eine feierliche Rede halten. Da er aber dieſelbe unvorſichtiger Weiſe in hochdeutſchen und allzu blühenden Phraſen begonnen hatte, verwickelte er ſich in dem kunſtvollen Gewebe derſelben, blieb mehrere Male ſtecken und ſah ſich dann genöthigt, ſeinem mißlungenen oratoriſchen Verſuch durch die Worte: „Na, Ihr wißt's, wie's gemeint iſt. Punktum!“ ein Ende zu machen.

„Alles lachte hell auf, und die Römer erklangen in der Runde.

Der Engelwirth trank nun auf das Wohl des Meiſters Lauterbach, und dieſer auf das Wohl ſeines Lehrlings, der bei dem Lob, mit dem er von ſeinem Meiſter bedacht wurde, tief erröthete.

Die Gäſte beglückwünſchten Bender noch einmal, worauf dieſer mit einem Seufzer leiſe zu dem Engelwirth ſagte: „Ach, wenn ſeine Mutter ihn jetzt ſähe! — Es hat hier auf Erden Alles ſein Häklein,“ fügte er nach einer Pauſe laut hinzu, „und iſt Niemand vollkommen glücklich.“

„Das iſt wahr, das iſt ſehr wahr,“ ſagte die Frau Lauterbach, die ein etwas ſchwermüthiges Temperament hatte.

„Und doch hab' ich einen Mann gekannt, der vollkommen glücklich war; aber das iſt freilich eine Ausnahme, und ich könnte auch davon eine Geſchichte erzählen,“ ſagte Bender, indem er einen Schluck that.

Die Gäſte baten ihn einſtimmig, die Geſchichte zum Beſten zu geben, und Bender begann:

VI.

„Wer das Jahr achtzehnhundert und eilf erlebt hat, dem wird es gewiß ewig in der Erinnerung bleiben, und wer damals noch nicht auf der Welt war, wird gewiß ſchon oft davon

gehört haben. Das war ein Segensjahr für alle Menschen, absonderlich für uns Rheinländer. Bei Tage schien die Sonne glühend auf die Felder und Weinberge, und jeden Abend glänzte der Komet groß und prächtig unter den Sternen. Die Kornfelder waren noch niemals so ergiebig gewesen; die Obstbäume beugten sich unter der Last der Früchte, und wer in die Weinberge ging und die Trauben zusehends reifen sah, dem lachte das Herz im Leibe. Kurz, es war ein Jahr, in welchem Alles, gericth, und es schien gerade, als ob der liebe Herrgott den Menschen, die doch immer klagen und immer unzufrieden sind, hätte sagen wollen: Jetzt will ich euch einmal Alles geben, was das Herz begehrt, und sehen, wie ihr euch dabei benehmen werdet. Es versteht sich von selbst, daß die Weinlese so lange als möglich hinausgeschoben wurde; denn mit jeder Stunde bekam die Traube mehr Süßigkeit und Feuer. Als nun aber in den verschiedenen Gemarkungen die Weinlese endlich begann, da erschallte der Gesang und das Jauchzen der Winzer und Winzerinnen von allen Bergen herab. Eine große Freude herrschte besonders in Laubenheim, wo die Traube so weich, so süß und so gewürzhaft war, daß sie einem in der Hand zerfloß und man schon im Voraus sagen konnte, daß der Eilfer jedes Gewächs vor ihm und nach ihm bei Weitem übertreffen würde, wie es sich denn auch wirklich durch die Erfahrung herausgestellt hat. Der größte Weinberg-Besitzer in damaliger Zeit war aber Christian Walter in Mainz. Man konnte in den Laubenheimer Bergen keine fünf Minuten gehen, ohne auf ein Walter'sches Grundstück zu stoßen. Er war 1731 geboren und stand also anno 11 im achtzigsten Lebensjahre. Der Mann hatte niemals Wasser, sondern immer Wein getrunken, aber mit Maß und ohne sich zu übernehmen; und daher kam es auch, daß er ein solch' hohes Alter erreichte, ohne von den Gebrechen des Alters zu leiden. Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir. Er hatte ein rothes, blühendes Gesicht, ging stramm und kerzen-

gerade durch die Straße und war munter und luſtig wie ein blutjunger Menſch; und wenn ſein Haar nicht ſchneeweiß geweſen wäre, hätte man ihn für einen Mann in den beſten Jahren gehalten. Ein braver, leutſeliger Mann war er aber auch; nicht filzig, nicht knickerig, ſondern ließ daraufgehen und half Jedermann auf, der in der Bedrängniß ſich an ihn wandte; und die Leute, die bei ihm dienten, hingen mit Liebe und Ergebung an ihm, weil er ihnen wohl wollte und ſie freundlich behandelte. Er hatte die zahlreichſte Familie in Mainz und zählte nicht weniger als ſiebenundzwanzig Enkelkinder und einen Urenkel, einen Knaben, der eben das vierte Jahr zurückgelegt hatte. So zahlreich aber dieſe Familie war, ſo ehrenhaft war ſie, und war kein Glied derſelben, das nicht den beſten Leumund gehabt hätte. Als nun die Weinleſe vorüber war und der Moſt in den Fäſſern gewaltig gährte, ermunterte er die Leute, die in ſeinen Weinbergen gearbeitet hatten, einen „Herbſtmuck“ zu veranſtalten, und ließ ihnen in ſeinem Hauſe zu Laubenheim ein Feſt bereiten. Es war an einem Sonntage im November — wenn ich nicht irre, der dritte — als ſich der Zug am Neuthor in Bewegung ſetzte und jubelnd und jauchzend nach Laubenheim zog. Voran gingen drei Fiedler und ſpielten luſtig auf. Hinter ihnen ein Dutzend Winzer. Dann kam ein mit vier Schimmeln beſpannter Wagen, auf welchem ein mit Weinranken umwundenes Stückfaß lag. Auf dem Faſſe ſaß der dicke Valentin, der damals noch Küfergeſelle war, als Bacchus verkleidet, und war gar ſtattlich anzuſehen. Er hatte ſich ſein Geſicht mit Zinnober gefärbt, einen dicken Epheukranz auf den Kopf geſetzt und hielt einen ungeheuren Römer in der Rechten. Auf jeder Seite des Wagens hüpften und ſprangen ſechs Winzerinnen, die ſchönſten Dirnen aus Laubenheim, unter denen Margarethe Rauth, die ſpäter den Conradi aus Hechtsheim geheirathet hat, die allerſchönſte war. Dann kamen wieder Muſikanten — Pfeifer, Flötiſten und Horniſten; hinter denen auf einem gar prächtig

ausgeschmückten Wagen der Komet saß. Das war der Martin Finkler, der dazumal der schönste der Küfergesellen war. Er saß in einem mit silbernen Sternen verzierten Mantel auf einem vergoldeten Sessel und trug ein Diadem, an welchem vorn ein riesiger Stern blinkte, der den Kometen bedeuten sollte. Dann folgten wieder Musikanten und Winzervolk und eine große Menge Neugieriger. Die Sonne schien so warm am heitern Himmel, wie an einem Junitag, und war ein großer Jubel und eine rechte Herzensfreude, als der Zug vor des Herrn Walters Haus anhielt. Unterdeß waren in dem Hofraum eine Menge Tische gedeckt worden, und Alle, die am Zuge Theil genommen, wurden auf's Reichlichste bewirthet, und die Leute aßen und tranken und sangen fröhliche Lieder, und der alte Walter saß im Hofe unter dem Maulbeerbaum vor der Thür seines Hauses, umgeben von seinen Kindern und Kindeskindern, und sah dem Treiben zu und hatte seine Freude daran. Inzwischen hatten sie das Kelterhaus, das auf der entgegengesetzten Seite des Hofes lag, auf's anmuthigste verziert und in einen Tanzboden verwandelt. Die Kelter war mit Weinranken behangen, und darauf standen die Kelterstiefel, gar sauber mit Blumen umwunden; dahinter mehrere Stützen und Legel, mit Epheu- und Astern-Kränzen geschmückt. Kurz, Alles war gar schön und niedlich gruppirt, und die Wände des Kelterhauses waren mit Guirlanden, Kränzen und duftenden Sträußen auf's Prächtigste geputzt. Nachdem nun die Leute vollauf gegessen und getrunken hatten, gingen sie in's Kelterhaus zum Tanze.

Herr Walter ließ sich dicht an die Kelter einen Armsessel stellen: und als seine Kinder ihm abriethen, sich in den Lärm zu begeben, lachte er sie aus und sagte, daß ihm sein Herz aufginge, wenn er fröhliche Gesichter sähe. Er gäbe den Leuten das Fest, und deßhalb wolle er dabei sein und sich mit ihnen freuen, und sie sollten sehen, daß er es ihnen gönne. Er setzte sich nun auf den Sessel vor der Kelter und nahm sein vier-

jähriges Urenkelchen auf den Schooß, ſah zu, wie die Paare ſich luſtig drehten, munterte Alles zur Freude und zur Heiterkeit auf und liebkoſte den Knaben, der bald in ſeinen Armen einſchlief. Nun folgte ein Walzer auf den andern, und die Burſchen und die Mädel flogen mit glühenden Wangen im Kreiſe herum. Aber während des Tanzes war auch der alte Herr eingeſchlafen. Man fürchtete, ihn zu wecken, wenn man ihm den Urenkel, der ſchlafend in ſeinen Armen lag, abnähme, und ſo ließ man Beide, den achtzigjährigen Greis und den vierjährigen Knaben, ungeſtört ſchlafen. Da aber der Abend heranrückte und es kühl wurde, ging eines ſeiner Enkel, die Mutter des Knaben, zu ihm heran, um ihn zu wecken. Der Knabe wachte ſogleich auf, rieb ſich mit den kleinen Händchen die Augen und ſah lächelnd die Mutter an; aber Herr Walter wachte nicht auf und iſt auch niemals wieder aufgewacht."

Bender ſchwieg einen Augenblick und begann dann wieder: „Ich habe die Geſchichte, die ich euch eben erzählt, ſelbſt erlebt, und ich ſehe noch den alten Walter in ſeinem Armſeſſel vor der duftenden Kelter, heiter unter heiteren Menſchen. Der Tod hatte ſeine Züge nicht entſtellt. Er ſah nicht aus wie eine Leiche, ſondern wie einer, der einen ſüßen Traum träumt. Wir bedeckten ihn mit Blumenkränzen und fuhren ihn nach Mainz, wo er am folgenden Tage beſtattet wurde. Tauſende gingen hinter ſeiner Leiche und begleiteten ihn zur letzten Ruheſtätte. Ich aber meine, daß kein Menſch je gelebt hat, der glücklicher geweſen wäre, als er; denn er hat fröhlich gelebt und iſt eines heitern Todes geſtorben, unter Muſik und Tanz, von allen geliebt und geachtet."

Alle ſtimmten Bender bei, und wiederum wurden die Gläſer geſchwungen, und nachdem man den Kaffee getrunken, ging man in den Garten und vertheilte ſich in Gruppen. Joſeph plauderte mit den beiden Mädchen. Meiſter Lauterbach rühmte vor dem Engelwirth und Bender die Tugenden Jo-

seph's, während Frau Lauterbach und die Engelwirthin sich allerlei Stadtgeschichten zu erzählen hatten. Bald indessen wäre die Engelwirthin in eine sehr üble Laune gerathen. Nachdem Frau Lauterbach nämlich die Schönheit Marien's gelobt und der Mutter dadurch eine große Herzensfreude bereitet hatte, fing sie auch an, Dora's Vorzüge rühmend zu erwähnen, und die Engelwirthin war schon im Begriff, in ihrem Unwillen der Rednerin das Wort abzuschneiden, als der Engelwirth zu ihr kam und sie an die Heimfahrt erinnerte.

„Du weißt," sagte er, „wir haben das Haus allein gelassen. Unsere Anwesenheit ist vonnöthen."

Es wurde nun beschlossen, daß Marie in Laubenheim bei Dora zurückbleibe, und nachdem sich der Engelwirth und seine Gattin von Bender und dessen Sohn verabschiedet, der am folgenden Morgen seine Reise antreten sollte, fuhren sie nach Mainz zurück.

„Auf der Fahrt begann der Engelwirth zu seiner Frau: „Babette, ich muß gestehen, daß ich bei Bender ein paar recht vergnügte Stunden zugebracht habe."

„Es war dort recht gemüthlich," erwiderte seine Frau.

„Und nun hab' ich so meine eigenen Gedanken," fuhr Jener fort. „Was sagst du zu Joseph?"

„Er ist ein schöner Junge," entgegnete seine Ehehälfte.

„Freilich er ist ein schöner Junge," aber die Schönheit ist mir nicht die Hauptsache. Hast du nicht gesehen, wie roth er wurde, wenn man ihn rühmte? Die Treuherzigkeit und die Biederkeit blickt aus seinen Augen. Lauterbach ist seines Lobes voll. Nun, du weißt, sein Vater hat sich ein hübsches Vermögen gespart." —

„Warum erzählst du mir das?"

„Ich denke," sagte der Engelwirth, indem er die Peitsche in die Wagenecke stellte und die Pferde im Paß gehen ließ, „ich denke, Joseph und Marie paßten trefflich zu einander.

Wir würden uns dann zurückziehen und sie könnten die Engelwirthschaft übernehmen."

„Und das alles hast du dir so schnell ausgedacht?" sagte seine Frau.

„Marie geht ins achtzehnte Jahr, und, wie gesagt, Joseph gefällt mir ausnehmend."

„Es giebt aber noch andere junge Leute," bemerkte die Engelwirthin.

„Das weiß ich so gut wie du," erwiderte Jener. „Du willst wohl warten, bis des Bürgermeisters Sohn um dein Kind anhält?"

„Und warum denn nicht? Wird des Bürgermeisters Sohn vielleicht ein schöneres, besseres Mädchen finden, als Marien?"

„Wenn ich dir nun aber bemerkte, daß des Bürgermeisters Sohn mir gar nicht als Schwiegersohn gefiele, während mir Joseph sehr gut gefällt, was würdest du sagen?"

„Gar nichts würde ich sagen — Ich meine, wir wollen unser Kind nicht so schnell an den Mann zu bringen suchen."

„Meine Absicht ist es auch gar nicht, schon morgen die Verlobung zu feiern. Es ist nur so eine Idee von mir."

„Nun, die Zeit wird lehren," meinte seine Frau.

VII.

Während Beide auf diese Weise über die Zukunft ihrer Tochter sprachen, unterhielt sich Bender mit seinem Sohne, dessen Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt war, und gab ihm allerlei Lehren und Ermahnungen.

Mit Tagesanbruch erhob sich Bender von seinem Lager und fand Joseph schon bereit. Aber auch die beiden Mädchen, die diesem das Geleit geben wollten, hatten früh das Bett verlassen und warteten am Fenster. Bald sahen sie auch den Vater

Bender und Joseph ernsten Schrittes die Straße herabkommen. Sie schlossen sich gleich den beiden Männern an, und so schlugen alle vier den Weg nach Mainz über die Laubenheimer Höhe durch die Weinberge ein.

Dem Meister Bender war das Herz schwer. Er suchte indessen seine Gefühle soviel wie möglich zu verbergen.

„Der Mann ist nicht geboren," sagte er, „um ewig zu Hause zu hocken, sondern in die Welt zu gehen, allerlei Menschen kennen zu lernen und daraus Nutzen zu ziehen. Aber führ' Dich gut auf und gieb den Leuten, in deren Haus Du bist, keine Ursache zur Klage. Hörst Du?"

„Ja, Vater!"

„Sei mäßig im Trinken und vermeide die Burschen, die so lange beim Glase sitzen, bis ihnen die Beine schwer werden, und ihr Verstand zum Teufel geht. Denn daraus entstehen Händel, Raufereien und blutige Köpfe. Hörst Du?"

„Ja, Vater!"

„Vermeide die Händelsucher, die Krakehler, und mißbrauche nie Deine Kraft, die Dir Gott gegeben, um zu arbeiten, aber nicht, um sie zu Schlägereien zu verwenden. Der Mensch ist eine Bestie, wenn er sich allzusehr von seinem Zorn hinreißen läßt und mit seiner Faust sein Recht behaupten will. Ich war auch jung und habe mich von meiner Stärke irre leiten lassen; aber es liegt mir noch heut auf dem Gewissen. — Es war auf dem Hochheimer Markt und ging dort gar lustig her. Ich war damals mit Deiner Mutter selig versprochen. Als ich nun dort in den „Ehrenfels" gehe, um ein Glas Wein zu trinken, finde ich viele Bekannte, und unter ihnen auch den Christian Butzbecher, der auch um Deine Mutter gefreit hatte, aber von ihr abgewiesen worden war. Deshalb war er mir giftig. Er machte allerlei boshafte Bemerkungen und ließ es nicht an Sticheleien fehlen. Lange Zeit hör' ich ihm geduldig zu und antworte nichts. Endlich aber schwillt mir der Kamm, und ich

ſage: Chriſtian, ich habe Dir nichts in den Weg gelegt; darum laß Deine Stichelreden, oder Du wirſt's bereuen. Statt aber auf meine Worte zu achten, wird er noch giftiger. Da heb' ich meine Hand in die Höhe und rufe: Wenn Du nicht gleich ſchweigſt, mach' ich Dich zum Krüppel! — Von Drohungen iſt noch Keiner in meiner Familie geſtorben, antwortete er höhniſch. Nun ſtürz' ich im heftigen Zorn auf ihn los, und ich weiß noch heute nicht, wie dies geſchah; kurz, nach einer Minute war ſein rechter Armen gebrochen. Ich hatte ihn in meiner Wuth wahrſcheinlich zu hart angepackt. Wie ich ihn nun todtenbleich vor Schmerzen ſehe, wird es mir ganz eigen. Alle Leute gaben mir zwar Recht und verſicherten, daß der Butzbecher mich gereizt hätte; aber mein Gewiſſen war beſchwert. — Später hab' ich mich mit ihm ausgeſöhnt; aber wenn er bei Witterungswechſel über Schmerzen im Arme klagte, gab es mir immer einen Stich in's Herz, und ich machte mir im Stillen die bitterſten Vorwürfe über den Mißbrauch, den ich mit meiner Stärke getrieben. Alſo laß Dich niemals von Deiner Leidenſchaft hinreißen. Hörſt Du?"

„Ja, Vater."

„Eine große Leidenſchaft iſt auch das Spiel," fuhr Bender fort. „Gott ſei Dank, ich bin niemals ein Spieler geweſen und hab' mir in dieſer Beziehung nichts vorzuwerfen. Ich hab' immer gedacht, daß der Heller, den man durch Arbeit verdient, vielmehr werth iſt, als der Gulden, den man ſich erſpielt. Beim Spiel gewinnt Niemand, denn der Gewinnende verliert die Zeit und wird in ſeiner Leidenſchaft noch beſtärkt, und der Verlierende verliert doppelt. Ich habe ſo manchen Spieler zu Grunde gehen ſehen, zum Beiſpiel den Lorenz Grundling. Der hatte von ſeinem Vater über hunderttauſend Gulden geerbt und außerdem noch eine ſehr reiche Parthie gemacht. Das war ein Glanz und eine Pracht! Da ließ er ſich vom Spielteufel verführen und ſtarb im Spital. Seine Frau

tödtete der Gram, und seine Kinder mußten unter fremden Leuten dienen."

Bei diesen Worten überzog eine Leichenblässe Dora's Antlitz. Niemand merkte es jedoch, und Bender fuhr fort: „Sei karg mit Versprechungen. Hast Du aber einmal Dein Versprechen gegeben, so darf Dich nichts abhalten, es zu erfüllen. Laß niemals einen Freund in Verlegenheit, sondern hilf ihm, soviel Du kannst, und rechne Dir's nicht zu hoch an. Aber nenne niemals Deinen Freund, dessen Freundschaft Du Dich schämen müßtest. Hörst Du, Joseph?"

„Ja, Vater!"

„Du gehst jetzt unverdorben in die Welt hinaus. Komm unverdorben wieder zurück. Und wenn der Versucher Dich zu etwas Schlimmen verleiten will, so denk' an Deine gute Mutter und besinne Dich eines Bessern!" —

Inzwischen hatten sie die Hälfte des Weges nach Mainz zurückgelegt. Bender hielt mit seinen väterlichen Lehren und Ermahnungen inne und sagte: „Jetzt, Joseph, nimm Abschied von den Mädchen, mit denen ich nach Laubenheim zurückkehre, wo ich den Keller besorgen muß. Vergiß nichts in Mainz und mach' Dich auf den Weg!"

Joseph verabschiedete sich von den beiden Mädchen, und er mußte ihnen versprechen, oft von sich hören zu lassen.

„Macht ihm das Herz nicht schwer," rief Bender, „und laßt ihn gehen."

Er umarmte ihn und ging mit Marie und Dora nach Laubenheim zurück, während Joseph nach Mainz ging. Als die Mädchen von Zeit zu Zeit wieder zurückblickten und dem Scheidenden zuwinkten, verwies es ihnen Bender, unterließ es aber selbst nicht, wenn er sich von den Mädchen unbeachtet glaubte, den Kopf herum zu wenden, um seinen Sohn noch einmal zu sehen. Ja, als sie ungefähr einen Büchsenschuß von einander entfernt waren, übermannte es ihn, und er rief diesen

wieder herbei unter dem Vorwande, er habe vergessen, ihn an etwas Wichtiges zu erinnern. Nun wurde der Abschied erneuert, bis sich Bender endlich mit einem gewaltigen Entschlusse losriß.

Die Mädchen sahen eine große Thräne unter seiner buschigen Braue. Sie ließen sich aber nichts merken. — —

VIII.

Vierzehn Tage nach der Abreise Joseph's kam Bender mit seinem Gesellen ungewöhnlich lebhaften Schrittes die Laubenheimer Höhe herunter und rief, als er Dora's ansichtig wurde: „Joseph hat geschrieben."

Er erzählte ihr sodann den Inhalt des Briefes, der durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Als sie an dem Keller angekommen waren und Dora sich anschickte, in's Haus zu gehen, bat er sie, zwei Bogen Papier und Dintenfaß und Feder mitzubringen.

Sie erfüllte seinen Wunsch.

Er hatte inzwischen ein leeres Faß an die Kellerthür gerollt und zwei Ohmfäßchen auf einander gestellt, vor welche er nun einen hölzernen Stuhl setzte.

„Nun setz' Dich, mein Kind," sagte er zu Dora. „Leg' Dir das Papier zurecht; nimm die Feder und schreib', was ich Dir sagen werde. Ich möchte wohl selbst schreiben; aber was soll ich's leugnen? ich kann mit der Feder nicht recht fort. Es wird mir schon schwer, Geschriebenes zu lesen."

Er setzte sich auf das Faß, schlug die Beine über einander und begann zu diktiren:

„Lieber Joseph!

Dein Brief hat mir viel Vergnügen gemacht — „**verursacht**" wollt' ich sagen" — setzte er, sich verbessernd, schnell

hinzu. „Haſt Du geſchrieben: verurſacht?“ Und als Dora bejahete, fuhr er fort: „Freut mich ſehr, daß Du geſund biſt, und geſchieht ein Gleiches von mir und von allen unſeren Freunden in Mainz, was immer die Hauptſach' iſt. — War mir ſehr angenehm zu hören — „vernehmen“ wollt' ich ſagen, ſchreib': „vernehmen“, Dora — „war mir ſehr angenehm zu vernehmen, daß Du mit Deinem Meiſter zufrieden biſt, abſonderlich aber, daß er mit Dir zufrieden iſt, und will hoffen, daß ſich daran nichts ändert und ich immer nur Gutes von Dir höre und Dir ſtets am Herzen liegt, was ich Dir vor Deiner Abreiſe geſagt habe. Nun erſuche Dich, regelmäßig jeden Monat zu ſchreiben und ausführlich über Alles. Und hab' Dir für heut nichts mehr zu ſchreiben, und verbleibe

Dein treuer Vater

Kilian Bender.“

„Aber Du Blitzmädel, wo haſt Du denn ſo geſchwind ſchreiben gelernt?“ ſagte Bender zu Dora, nachdem ihm dieſe ſeinen Brief vorgeleſen. „Nachher kannſt Du ihm auch ein paar Zeilen ſchreiben und ſeinen Gruß erwiedern, und auch von Marie und des Engelwirths ganzem Haus. Jetzt aber nimm den zweiten Bogen und ſchreibe, was ich Dir ſagen werde:

„Lieber Freund Weinhardt!

Habe ſoeben durch den Brief meines Sohnes erfahren, daß er gute Aufnahme in Deinem Haus gefunden hat, was mein Vaterherz ſehr erfreut, und bin auch ſehr erfreut, daß Du Deinen alten Freund Kilian nicht vergeſſen haſt und ſeinem Sohn mit Rath und That an Handen gehſt. Gott wird Dir's lohnen. Hoffe, daß Joſeph Dir keine Urſache zur Unzufriedenheit geben wird, und bitte Dich ſehr, Acht zu haben, daß er nicht in böſe Geſellſchaft kommt, denn er iſt noch ſehr jung und kann leicht auf Abwege gerathen, was für mich das größte Unglück wäre; denn er iſt mein einziges Gut, und Du weißt, was ich an Käth' verloren habe —

„Mach' einen großen Gedankenstrich," sagte er zu Dora, und fuhr dann fort: „Nun dank ich auch Deiner lieben Frau für das Gute, das sie meinem Sohne anthut, und bitte sie fernerhin, sich seiner anzunehmen und besonders darauf zu sehen, daß er die Wäsche nicht vernachlässigt und Alles aufschreibt, und bitte sie auch, als schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit das Fäßchen Mainzer Sauerkraut anzunehmen, und wollet es Alle mit gutem Appetit und Frohsinn in Eurem Hause verzehren. Und habe für heut nichts mehr zu schreiben, und verbleibe

Dein alter Freund

Kilian Bender."

Er ging nun an die Arbeit, während Dora noch einige Grüße an Joseph hinzufügte. Sie faltete dann die beiden Briefe, versah sie mit den von Bender ihr angezeigten Adressen und versiegelte sie mit seinem Petschaft, das aus einem in Gold eingefaßten Carneol bestand, auf welchem ein kleiner Bachus eingegraben war. Dieses Petschaft hatte Bender von seinem Vater geerbt und hielt es hoch in Ehren.

Als er die beiden zierlich gefalteten Briefe, die schön und deutlich geschriebenen Adressen und die sorgfältig abgedruckten Siegel betrachtete, schmunzelte er zufrieden und sagte zu Dora: „Das gefällt mir an Dir, mein Kind, daß Alles, was Du thust, Hand und Fuß hat und Dir nichts zu klein und unbedeutend scheint. Wer in kleinen Dingen hudelt und meint, es sei nicht der Mühe werth, es fein und sauber zu thun, der wird auch die wichtigen Dinge nur obenhin thun und nichts Rechtschaffenes zu Stande bringen. Es kommt freilich bei einem Brief hauptsächlich darauf an, was er enthält; aber wenn die Buchstaben gefällig neben einander stehen und nicht dumm und krumm durch einander laufen wie die Geleise auf einer schlecht gepflegten Heerstraße: so ist dies gewiß nicht zu verachten. Wenn ein Geselle bei mir um Arbeit fragt, so geb' ich ihm den Reißer und laß' ihn die Nummer in's Faß schneiden. Gibt er sich

Mühe, die Ziffern sauber und nett in den Boden zu graben, so kann ich sicher darauf rechnen, daß er ein guter Arbeiter ist, der nichts verpfuschen wird. Im entgegengesetzten Falle schüttle ich den Kopf und heiße ihn weiter gehen. Und wenn ich ein geputztes Weib sehe, so achte ich nicht darauf, was sie anhat, sondern wie sie es anhat, und wie die Nadeln in ihrem Kleide stecken."

Jeden Monat empfing Bender einen Brief von seinem Sohne und dictirte Dora die Antwort. Die Briefe von Würzburg waren sehr erfreulich. Joseph war zufrieden, und Bender hörte von Weinhardt, der ihm von Zeit zu Zeit schrieb, und von mehreren Mainzern, die von Würzburg zurückkamen, daß sein Sohn ihm in jeder Beziehung Ehre mache.

Außer Bender gab es noch einen Andern, der sehr häufig die genauesten Erkundigungen über das Leben und Treiben des jungen Mannes in Würzburg einzog, nämlich der Engelwirth. Es war dessen Lieblingsgedanke, seine Marie einst an der Seite Joseph's zu sehen; und als er eines Tages mit Bender nach Laubenheim ging und beide Männer über ihre Familienangelegenheiten sprachen, theilte der Engelwirth seinen Plan dem Küfer mit.

„Ich trage mich schon lange mit dem Gedanken," sagte er. „Wir sind Jugendfreunde, Kilian, und unsere Freundschaft hat seit unserer Jugend nicht den geringsten Stoß erlitten. Im Gegentheil, sie ist immer fester geworden, denk' ich. Wir fangen an, alt zu werden, und da ist es gut, seine Kinder versorgt und gut aufgehoben zu wissen, sich von der Arbeit zu erholen und ruhig und getrost sein selig Ende abzuwarten. Was meinst Du?"

„Was ich dazu meine, Eduard, ist die Frage nicht; die Frage ist, was die jungen Leute dazu meinen," bemerkte Bender. „Daß es mich freuen würde, Deine Marie als Schwiegertochter zu besitzen, versteht sich von selbst, abgesehen davon, daß wir

immer Freunde waren, unsere gegenseitigen Verhältnisse genau kennen und wissen, daß das Unsrige nicht in schlechte Hände kommt. Aber Marie sieht gar nicht aus, als ob sie ihr Herz einem Handwerker geben könnte; und das Herz, mein' ich, muß doch in solchen Angelegenheiten auch ein Wort mitreden."

„Das versteht sich von selbst," sagte der Engelwirth. „Du weißt, Marie ist ein gutes, sanftes Kind, und ob ich gleich an ihrer Erziehung nichts habe fehlen lassen und sie mancherlei Dinge gelernt hat, so ist sie doch bescheiden und anspruchslos. Das liegt in ihrer Natur. Ja, es macht sie ganz unglücklich, wenn ihre Mutter mit ihr prunken will."

„Dann kommt's freilich auch auf meinen Buben an," sagte Bender nach einer Pause. „Indessen sind dies nur vorläufige Bemerkungen. — Und Deine Frau?"

„Die hab' ich einmal etwas merken lassen, spreche aber jetzt nicht mehr mit ihr über diese Angelegenheit und wünsche auch, daß alles, was wir eben geredet, unter uns beiden bleibt," sagte der Engelwirth. „Meine Frau ist nicht Herr im Haus. Außerdem läßt sie schon ein Wort mit sich reden und nimmt Vernunft an, wenn Noth am Mann ist."

IX.

Joseph's Aufenthalt in Würzburg sollte sich um ein Bedeutendes verlängern. Meister Weinhardt wurde nämlich durch die Ungeschicklichkeit eines seiner Gesellen an der rechten Hand schwer verwundet und mußte mehrere Monate das Zimmer hüten. Da er nun auf Joseph sein volles Vertrauen setzte, so bat er dessen Vater, ihm den Sohn noch einige Zeit im Hause zu lassen.

Bender gewährte die Bitte seines alten Freundes um so mehr, als er dadurch für Joseph eine besondere Gelegenheit

sah, seine Geschicklichkeit, Biederkeit und Umsicht an den Tag zu legen. In der That rechtfertigte der Jüngling so sehr das Vertrauen seines Meisters, daß dieser nach seiner Genesung dem alten Bender einen Brief voll der wärmsten Ausdrücke über die seltenen Vorzüge Joseph's schrieb.

Als aber Joseph endlich in Mainz anlangte, feierte das Herz seines Vaters einen schönen Triumph. Er betrachtete mit unaussprechlichem Entzücken die schönen Züge des jungen Mannes, der sich während seiner Abwesenheit körperlich und geistig auf's vortheilhafteste entwickelt hatte. Besonders gefiel dem alten Bender das ernste Wesen seines Sohnes, der jede Frage des Vaters kurz und entschieden beantwortete und überhaupt nichts Uebereiltes, nichts Unüberlegtes sprach.

Der erste Besuch, den Bender mit seinem Sohne machte, galt natürlich dem Hause des Engelwirths. Dieser lächelte bedeutungsvoll seinem Freunde zu, als er Joseph sah, und dieses Lächeln entging der Engelwirthin nicht, die übrigens den jungen Mann auf's herzlichste begrüßte und sich auch wirklich freute, ihn so stattlich vor sich zu sehen. Marie, die auf die Nachricht von der Anwesenheit Joseph's herbeigeeilt war, erröthete sichtbar bei seinem Anblick und hatte Anfangs nicht den Muth ihn zu duzen; erst auf die zutraulich geäußerte Frage Joseph's, wodurch er das kalte „Sie" verbrochen, gewann das Mädchen allmählich den alten gemüthlichen Ton wieder, und er mußte ihr seine Erlebnisse während seiner Abwesenheit erzählen.

Am folgenden Tage wurde ihm von seinem Vater die neue Thätigkeit angewiesen. Bender war nämlich entschlossen, schon jetzt einen großen Theil der Arbeit seinem Sohne zu übergeben und ihm dieselbe nach und nach gänzlich zu überlassen. Er wollte die ersten Monate dazu verwenden, dem jungen Manne die nöthigen Unterweisungen zu geben und dann, nach einem fast vierzigjährigen unablässigen Schaffen, sich der behaglichen

Muße erfreuen, oder, wie er sich ausdrückte: seine Pfeife in Frieden rauchen.

Bender ging nun mit Joseph zuerst nach dem Mittelpunkt der Beschäftigung, nach Laubenheim. Dora, der die Ankunft Beider angezeigt worden, kam ihnen eine beträchtliche Strecke entgegen, und man feierte eine schöne Scene des Wiedersehens, die der alte Bender mit den Worten einleitete: „Ihr vor Allen bist Du Dank schuldig, Joseph; denn ohne sie hätte ich Dir meine Briefe nicht so regelmäßig zuschicken können. Sie war meine Geheimschreiberin. Nun, Du weißt zwar, wie vortrefflich sie das Geheimschreiberamt versehen hat; denn ihre zierliche Handschrift ist Dir oft genug zu Gesicht gekommen; aber Du weißt nicht, daß sie mir stets wie eine Tochter war und immer freudigen Herzens gestrebt hat, mir gefällig zu sein."

Dora wollte unterbrechen; aber Bender fuhr fort: „Nein, er soll wissen, daß er Dir Dank schuldig ist, mein Kind, um so mehr, als Du niemals einen Dank begehrt, sondern aus innerem Trieb gehandelt hast, gerade wie es Deine gutmüthige Natur Dir einflößte. Und für mich ist es ein Bedürfniß, auf diese Weise meine Erkenntlichkeit auszudrücken, und ich habe mir's aufgespart bis auf die Stunde seiner Zurückkunft, damit er sich's recht einpräge."

„Ich werde es gewiß niemals vergessen, mein Vater," sagte Joseph, indem er Dora's Hand faßte und einen innigen Blick auf ihr Antlitz warf. Dora schlug ihr Auge nieder und entzog ihm sanft ihre Hand.

Inzwischen war man an den Keller gelangt.

Bender zeigte seinem Sohne die vorzunehmenden Arbeiten und hatte die Freude, zu sehen, wie dieser, nachdem er das Schurzfell umgebunden und die Hemdärmel aufgeschürzt, mit sehnigem Arm den Schlägel schwang und mit herculischer Kraft, aber ohne sichtbare Anstrengung die vollen Stückfässer hob. Mit gekreuzten Armen sah er ihm zu und dachte: Das wird ein

Küfer nach dem Herzen Gottes und wird nichts verderben. Nur dann und wann gab er ihm einen Rath, den der Sohn schweigend befolgte, und nach vierzehn Tagen war dieser schon so sehr von Allem in Kenntniß gesetzt, daß der alte Bender nur sehr kurze Zeit im Keller verweilte und dann ihn meistens allein nach Laubenheim gehen ließ.

In dem Maß aber, als die Besuche Bender's in Laubenheim selten wurden, wurde auch Dora weniger sichtbar. Nur an den Tagen, wo der alte Bender in Laubenheim war, ließ sie sich auf einige Augenblicke sehen und sprach fast nur mit ihm. Gegen Joseph war sie zwar freundlich, aber sehr zurückhaltend und gemessen. Joseph errieth die Absicht Dora's und ehrte sie. Als indessen einst eine Woche vergangen war, ohne daß er sie gesehen hatte, ging er gegen Abend nach vollbrachter Arbeit unter irgend einer Ausrede in ihr Haus. Sie gab ihm aber durch einen kühlen Empfang zu verstehen, daß sie die Ausrede merkte, und so verließ er das Haus wieder, nicht ohne innere Beschämung und mit dem festen Entschlusse, zum zweiten Male keinen solchen Versuch mehr zu wagen.

Inzwischen bereiteten sich im Hause des Engelwirthes in Mainz sehr wichtige Dinge vor.

Die Engelwirthin war nämlich seit einiger Zeit mit einem doppelten Plane beschäftigt, den sie jetzt zur Ausführung zu bringen fest entschlossen war. Vor allen Dingen wollte sie Dora, die ihr ein Dorn im Auge war, untergebracht wissen, und dann erst ihre eigene Tochter versorgen. Zum Gatten Dora's wollte sie einen ihrer Stammgäste wählen, die großentheils aus Männern in reiferem Alter bestanden. Da ihr aber unter mehr als einem Dutzend Junggesellen die Wahl einigermaßen schwer wurde, so rief sie eines Tages den Professor Huber in ihr Zimmer und begann, nicht ohne früher reiflich nachgedacht zu haben, folgender Maßen: „Herr Huber, Sie sind ein gescheiter Mann; Sie haben viel Lebenserfahrung, und

man kann sich bei Ihnen eher Raths erholen, als bei irgend einem Andern."

Nachdem Huber für diese verbindlichen Worte durch ein leises Kopfnicken gedankt hatte, fuhr die Frau Rauschenbach fort: „Dora hat bereits das zwanzigste Jahr zurückgelegt, und ich denke, es ist Zeit, daß sie versorgt werde; denn ewig kann sie doch nicht in unserem Hause bleiben. Sie ist eine vortreffliche Wirthschafterin, und wer sie heimführt, kann von Glück sagen. Nun kommen täglich so viele brave, rechtschaffene Leute in unser Haus, daß ich meine, es müßte sich unter ihnen mehr als Einer finden, der nicht sein Leben als Junggesell verschleißen will. Was denken Sie darüber, Herr Huber?"

„Frau Rauschenbach," erwiderte dieser, „die unverheiratheten Stammgäste des goldenen Engels haben bereits mehr als die erste Hälfte ihres Lebens als Hagestolzen verschlissen und scheinen mir nicht geeignet, die zweite Hälfte ins Ehejoch zwängen zu wollen. Wäre dies aber auch der Fall, so glaub' ich nicht, daß sie im Stande wären, ein Weib zu beglücken, das noch im schönsten Frühling des Lebens steht."

„Herr Huber, das ist kein Einwand," sagte die Engelwirthin. „Mein Mann ist viel älter als ich, und wir haben doch immer glücklich mit einander gelebt."

„Das ist eine Ausnahme," bemerkte Huber, „und nach Ausnahmen soll man sich nicht richten."

„Ich denke," begann jene, „der Stadtschreiber Becker wäre gar nicht unpassend. Er ist ein gutmüthiger, nachgiebiger Mann, und ich hab' ihn schon manchmal über seinen Junggesellenstand seufzen hören."

Er hat schon vor dreißig Jahren über seinen Junggesellenstand geseufzt," sagte Huber, „und hat sich doch nicht entschließen können, einen häuslichen Heerd zu gründen. Der Stadtschreiber Becker hat die Sechszig hinter sich."

„Und was sagen Sie zu dem Gymnasial-Professor Schinkler?“ fragte die Engelwirthin.

„Der hat in seiner Jugend, das heißt; vor mehr als einem Menschenalter, eine unglückliche Liebe gehabt. Er liebte nämlich, ohne geliebt zu werden, und der Gegenstand seiner Flamme ließ sich von einem Andern zum Altar führen. Seit jener Zeit ist er ein heftiger Weiberfeind. Er hält sämmtliche Töchter Eva's für falsch, unbeständig und heimtückisch, und würde sich lieber ein Leides anthun, als in die Ehe treten. Uebrigens ist der Mann wenigstens ein Sechsziger.“

„Und der Aichmeister Falkner?“

„Ist gewiß ein braver Mann und hat ein schönes Vermögen,“ erwiderte Huber. „Aber wir wissen doch Alle recht gut, wie sehr er die Flasche liebt. Er trinkt zwar niemals über den Durst; aber der Durst verläßt ihn niemals.“

„Und was denken Sie von dem Notar Ring?“ fragte die Engelwirthin.

„Der Notar Ring ist seit einundzwanzig Jahren Wittwer, und diese einundzwanzig Jahre hält er für die glücklichsten Jahre seines Lebens. Erst gestern hat er behauptet, daß, wer eine zweite Frau nimmt, gar nicht werth ist, die erste verloren zu haben.“

„Und was ist Ihre Ansicht von Hackert?“

„Daß er der rechtschaffenste Mann von der Welt ist,“ erwiderte Huber. „Er ist außerdem ein vermögender Mann und besitzt sehr schöne Aecker bei Mombach. Aber er hat eine schwache Brust, und seine Kurzathmigkeit hat ihn schon in seiner Jugend abgehalten, in den Ehestand zu treten.“

Die Engelwirthin ließ nun noch die übrigen unverheiratheten Stammgäste vor Huber's Beurtheilung vorüberziehen; aber keiner derselben wurde heirathbar befunden, und es blieb nur noch ein einziger Stammgast übrig, der die Revue noch nicht passirt war, nämlich Huber selbst. Sie glaubte jetzt den Augen-

blick gekommen, ihren fein ausgesponnenen Plan durch eine möglichst eindringliche Beredsamkeit erfolgreich ausführen zu können, und begann, indem sie ihren Stuhl näher an den Huber's rückte: „Ich hätte mir alle meine Fragen selbst beantworten können, Herr Huber, und meine Antworten wären nicht anders ausgefallen als diejenigen, die ich eben von Ihnen vernommen habe. Was soll ich's läugnen? Ich halte nicht bloß unter allen meinen Stammgästen, sondern unter allen unseren Bekannten überhaupt nur Einen geeignet, Dora glücklich zu machen und durch sie glücklich zu werden, und dieser Eine — sind Sie, Herr Huber."

Huber machte eine abwehrende Bewegung. Die Engelwirthin fuhr fort: „Was wahr ist, ist wahr, und Schmeicheln ist meine Sache nicht, Herr Huber; Sie sind ein braver, angesehener, grundgescheiter Mann, und wenn Sie sprechen, hört Jeder gern zu. Sie haben sich ein hübsches Vermögen durch Fleiß und Thätigkeit erspart, und es ist kein Pfennig, der nicht auf redliche Weise verdient worden. Das weiß ich so gut, wie alle Welt, und Der soll noch geboren werden, der auch nur das Allergeringste gegen Ihren Charakter sagen könnte. Nun, Herr Huber, ich meine, es ist doch jammerschade, daß Sie sich noch immer nicht entschlossen haben, in die Ehe zu treten."

„Ich habe meinen siebenundvierzigsten Geburtstag bereits gefeiert," unterbrach Huber.

„Ein Mann in den schönsten Jahren!" rief Frau Rauschenbach. „Wer Ihr Alter nicht weiß, würde Sie kaum für einen starken Dreißiger halten. Es ist Zeit, Herr Huber; aber es ist nicht zu spät. Die Jahre kommen und man bedarf der Pflege eines Herzens, das aufrichtig Freud' und Leid mit uns theilt. Wollen Sie für lachende Erben sparen, Herr Huber? Wie traurig ist es, wenn Sie Abends in Ihre Wohnung kommen und Niemand finden, der sich Ihrer freut! Kein freundliches, süßes Wort dringt Ihnen in's Ohr, und Sie hören nur Ihre

eigenen dumpfen Schritte. Und wenn Sie, Gott bewahr'! unwohl werden, wer ist dann bei der Hand? Ist das ein Leben? Heißt das ein Leben?"

„Das ist freilich wahr, Frau Rauschenbach," seufzte Huber; „aber" —

„Was ist da für ein Aber?" unterbrach die Engelwirthin. „welchen Grund haben Sie, sich einst als Hagestolz in's Grab tragen zu lassen?" Ein Mann wie Sie! dem, ich darf es frei sagen, das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Nun, ich weiß, Dora ist Ihnen nicht ganz gleichgültig."

„Aber ich bin ihr ganz gleichgültig," sagte Huber, „und finde es auch sehr natürlich."

„Das sind Redensarten, nehmen Sie mir's nicht übel. Dora ist vernünftig, und sie wird sich glücklich schätzen, einen Mann zu finden, der eine Stellung einnimmt, wie Sie, lieber Huber. Ich weiß, was ich weiß" — setzte sie nach einer Pause schlau hinzu.

Die Engelwirthin ließ die Schleusen ihrer Beredsamkeit noch lange sprudeln und hatte endlich die Befriedigung, zu sehen, daß, wenn sie auch Huber nicht zum völligen Entschluß brachte, sie ihn doch wenigstens sehr geneigt fand, auf ihren Plan einzugehen. Er überließ ihr, bei Dora die geeigneten vorbereitenden Schritte zu thun, und sie hatte sogar die Genugthuung, daß Huber, der überhaupt sehr sorgfältig auf sein Aeußeres hielt, jetzt diese Sorgfalt noch vermehrte. Sein Haar war jetzt noch sauberer gescheitelt; der Knoten an seiner weißen Halsbinde noch kunstweller geschlungen, und er zeigte jetzt eine viel heiterere, lebhaftere Stimmung, eine Art gemüthlicher Aufregung, wie sie mancher Rheinländer verräth, wenn er ein klein wenig über den Durst getrunken.

Frau Rauschenbach gab sich alle mögliche Mühe, ihn in dieser Stimmung zu erhalten, und vergaß dabei nicht, den andern Theil ihres Planes, die Wahl eines Schwiegersohnes

betreffend, im Stillen der Ausführung nahe zu bringen. Sie hatte sich bereits einen Eidam erkoren; da sie aber die Vorliebe ihres Gatten für Joseph kannte, so verhehlte sie sich die Hindernisse nicht, auf welche ihr Plan bei ihrem Gatten stoßen würde. Sie mußte daher diese Schwierigkeiten durch einen Aufwand von Scharfsinn und Schlauheit zu überwinden suchen. Sie war freilich von der Vortrefflichkeit ihrer Wahl auf's festeste überzeugt; und in der That ließ der Mann, den sie im Geheimen für ihre Tochter auserlesen, kaum etwas zu wünschen übrig. Es war dies der Kaufmann Eurich von Alzei, ein junger, sehr schöner Mann, aus der angesehensten Familie dieser Stadt. Obgleich kaum dreißig Jahre alt, war Eurich bereits seit zwei Jahren Wittwer. Er hatte sich seiner Gattin, einer geborenen Mainzerin, kaum ein Jahr erfreut. Sie starb, indem sie einem Knaben das Leben gab. Ihr Verlust hatte ihn untröstlich gemacht, und er war anfangs entschlossen, nicht zum zweiten Male in die Ehe zu treten. Allein die Sorge um sein Kind, das er nicht aus dem Hause lassen wollte, brachte nach und nach seinen Entschluß zum Wanken.

Eine Geschäftsangelegenheit hatte ihn mehrere Male in's Haus des Engelwirthes geführt, wo er Marie sah, die einen lebhaften Eindruck auf ihn hervorbrachte. Mehrere Aeußerungen, die ihm im Gespräch entschlüpften, und das sichtbare Vergnügen, mit welchem sein Blick auf den Zügen Mariens ruhte, munterten die Engelwirthin auf, Unterhandlungen mit ihm einleiten zu lassen. Sie verhehlte sich zwar das Unangenehme nicht, ihre Tochter in die Stellung einer Stiefmutter zu bringen, aber der sanfte, milde Charakter Mariens ließ sie über das Unangenehme hinwegsehen, und sie dachte nur an den Glanz, der auf ihre Familie durch diese Verbindung fallen würde.

Sie hatte auch einige Male in Gesprächen mit ihrem Gatten auf diese Verbindung angespielt und zu ihrem Vergnügen bemerkt, daß der Engelwirth nichts weniger als ablehnte. Sie

hatte aber freilich nicht bemerkt, daß dieser, der, wie wir schon wissen, seinen Schwiegersohn sich längst gewählt hatte, ihr nur deshalb nicht widersprach, weil er keinen unnützen Wortstreit anfachen wollte.

Von Seiten Mariens erwartete sie ebenfalls keinen Widerspruch, da sie mit dieser einige Male in den lobendsten Ausdrücken von Eurich gesprochen und ihre Tochter in das Lob auf das eifrigste mit eingestimmt hatte. So dachte sie gar nicht an ein Mißlingen ihrer Entwürfe. Endlich glaubte sie dieselben völlig reif und wollte deren Ausführung durch eine Unterredung mit Dora beginnen. Sie ersuchte Joseph, der gerade nach Laubenheim ging, sich zu Dora zu begeben und ihr zu sagen, sie möchte noch heute nach Mainz kommen.

Joseph, der Dora schon längere Zeit nicht gesehen, freute sich dieses Auftrages, und nachdem er in Laubenheim den Keller besorgt hatte, ging er, als die Sonne sich zum Untergange neigte, sie aufzusuchen. Er fand sie im Garten, mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe, beschäftigt, die durstigen Beete zu tränken; denn es war im Juni und ein wolkenloser Himmel wölbte sich über das ausgetrocknete Land. Er war noch eine ziemliche Strecke von ihr entfernt, als er sich schon seines Auftrages entledigte, damit sie gleich die Nothwendigkeit seines Besuches erkenne. Dora merkte dies und war sehr freundlich gegen ihn.

„Ich werde hier noch eine Weile beschäftigt sein," sprach sie. „Du kannst aber der Frau Rauschenbach sagen, daß ich kommen werde. Nimm das mit auf den Weg," fügte sie hinzu, indem sie eine Rose von dem nächsten Busche brach und sie dem jungen Manne reichte.

Joseph nahm die Rose und drückte sie an seine Lippen.

„Du brauchst sie just nicht zu verderben," sagte sie, halb grollend, halb scherzend.

„Ich würde sie nicht lieben, wenn sie nicht ein Geschenk von Dir wäre," sagte Jener lebhaft.

„Joseph!" rief Dora unwillig.

„Hab' ich etwas gesagt, was Dich kränken könnte?" rief Jener bestürzt. — „Du bist so kalt, so zurückhaltend gegen mich, und ich bin Dir doch so gut, so aus tiefstem Herzen gut, daß ich meine, es gebe kein größeres Glück für mich, als Dich glücklich zu machen. Ja, ich will Dir's nur gestehen, Du kommst mir niemals aus dem Sinn, und wo ich auch sein mag, ich denke immer nur an Dich. Wie schnell geht mir jetzt die Arbeit von Statten! Und weißt Du warum? Weil ich mir einbilde, daß ich für Dich arbeite."

„Du weißt nicht was Du sprichst," sagte Dora. „Du überlegst Deine Worte nicht."

„Ich bin nicht unbedachtsam, Dora. Was ich Dir sage, kommt mir aus der innersten Seele. Und warum sollt' ich's auch länger unterdrücken? Warum sollt' ich Dir nicht sagen, was ich für Dich empfinde?"

Und mit diesen Worten näherte er sich ihr um einen Schritt und reichte ihr die Hand.

Dora berührte aber seine Hand nicht, und nachdem sie einige Schritte zurückgetreten, sagte sie: „Wenn Du genau über die Verhältnisse nachdächtest, würdest Du gewiß nicht so sprechen."

„Hältst Du mich nicht werth, Dich zu besitzen?" fragte der Jüngling.

„Man muß gestehen," sagte Dora lächelnd, „daß Du die Umwege nicht liebst!" und fügte dann mit Ernst hinzu: „Du hast vielleicht nicht erwogen, daß mein Schicksal —"

„Ich habe Alles erwogen," unterbrach Joseph feurig. „Gerade, daß Du allein stehst in der Welt, macht Dich mir werth und theuer. Gehörtest Du einer reichen, angesehenen Familie an, hättest Du ein großes Vermögen: ich würde Dich trotz

Deiner Schönheit vielleicht nicht lieben. Es iſt auch nicht Deine Schönheit, die ich an Dir liebe, ſondern Dein kluges Weſen; der Muth, mit dem Du ſeit Deiner Kindheit gegen alle Widerwärtigkeiten und Leiden gekämpft und gerungen haſt; die Gutmüthigkeit, mit der Du allen Menſchen entgegen kommſt, und die Sanftmuth, mit welcher Du die Ungerechtigkeit Anderer zu ertragen weißt. Du kämpfſt und arbeiteſt wie ein Mann, und biſt dennoch das mildeſte, zarteſte und beſcheidenſte Mädchen. Dies Alles lieb' ich an Dir und habe es längſt an Dir geliebt; und daß Du meinem Vater immer ſo freundlich zur Seite geſtanden, hat Dir nur noch mehr mein Herz gewonnen. Ich hätte Dir das auch ſchon früher geſagt, aber Du biſt mir immer abſichtlich aus dem Wege gegangen. Nun, da es einmal geſagt iſt, will ich Dir auch geſtehen, daß ich Alles genau und reiflich erwogen, und daß kein Hinderniß meinem Glück entgegenſteht, wenn Du mich nicht von Dir abweiſeſt. Ich ſtehe jetzt auf eigenen Füßen und kann durch meiner Hände Arbeit mein Brod verdienen. Wie glücklich wäre ich, wenn ich für Dich arbeiten könnte! — Dora, willſt Du mein werden?"

Sie antwortete nicht; aber eine Thräne hing an ihrer Wimper, und ihr Auge ruhte auf dem liebeverklärten Antlitz des Jünglings.

„Du antworteſt mir nicht," ſagte dieſer. „Nun, ich verlange nicht, daß Du meine Frage bejaheſt. Aber ſage auch nicht Nein und gieb mir die Hand, zum Zeichen, daß ich hoffen darf!"

Dora reichte ihm die Hand, auf die er ſeine heißen Lippen preßte. In dieſem Augenblicke ſchwang ſich eine Lerche ſchmetternd in die Lüfte, und ihr Lied klang ſo ſchön, ſo friſch, ſo kräftig, als freute ſie ſich des ſüßen Bundes, den zwei Herzen ſoeben geſchloſſen.

X.

Der Abend war schon ziemlich vorgerückt, als Dora in's Haus des Engelwirths trat. Die Engelwirthin war ungewöhnlich freundlich und ersuchte sie, als sie ihren Bericht über das Laubenheimer Gut abstatten wollte, dies bis zum folgenden Morgen vor dem Frühstück aufzuschieben, was besonders Marien sehr angenehm war, die den übrigen Theil des Abends ungestört mit ihrer Freundin zubringen wollte.

Beide Mädchen gingen bald in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer. Dort angelangt, begann Marie, indem sie Dora betrachtete: „Ich habe Dich noch niemals so schön gesehen wie heute. Du siehst aus, als ob Dir eine freudige Nachricht zugekommen wäre, als ob Dich ein großes Glück überrascht hätte."

Dora fiel ihrer Freundin um den Hals.

„Habe ich mich nicht getäuscht?" fragte Marie.

„Ich werde Dir Alles sagen," antwortete Dora; und nachdem beide Freundinnen zu Bette gegangen, erzählte Dora den Auftritt mit Joseph im Laubenheimer Garten.

Marie hatte die Erzählung ihrer Freundin durch keine Silbe unterbrochen. Als Dora schwieg, fragte Marie: „Aber Du hast mir ja niemals gesagt, daß Du Joseph liebst!"

„Ich kann auch nicht sagen, daß ich ihn früher liebte, wenn ich auch gestehen muß, daß er mir nicht ganz gleichgültig war. Aber ich habe sein Bild immer zurückgedrängt und ihn absichtlich vermieden, um seine Neigung zu mir, die er einige Mal verrathen, nicht aufzumuntern."

„Und warum hast Du dies gethan?"

„Wie kannst Du noch fragen? Ich habe nie vergessen, daß ich keiner Familie angehöre, daß ich meine Abstammung nicht kenne. Deshalb habe ich auch keine entschiedene Antwort auf die Bewerbung Joseph's gegeben."

„Aber warum hast Du ihn nicht ohne Weiteres abgewiesen?"

„Vielleicht wäre es auch vernünftiger und beſſer geweſen," erwiderte Dora. „Allein das Feuer, mit dem er ſprach, die Rechtſchaffenheit, die aus ſeinen Augen leuchtete, und die Entſchloſſenheit, die er zeigte, ein Mädchen heimzuführen, die ihm nichts, gar nichts bieten kann, als den guten Willen, zu arbeiten und ſich nützlich zu machen: dies alles hat mich verhindert, ſeine Bewerbung entſchieden abzuweiſen."

„Wie glücklich wird er mit Dir ſein!" rief Marie mit bewegter zitternder Stimme, indem ſie Dora's Hand ergriff und faſt krampfhaft an ihr Herz drückte. „Und wie glücklich wirſt Du ſein! denn gewiß wird er Alles aufbieten, um ſich Deines Beſitzes werth zu zeigen."

Sie unterhielten ſich noch bis ſpät in die Nacht hinein, und ſelbſt nachdem die Unterhaltung abgebrochen war, ſenkte ſich der Schlaf doch nicht auf die Augen der Mädchen. Dora gönnte die Aufregung ihres Herzens keinen Schlummer und Marie weinte ſtille Thränen in's Kiſſen.

Am folgenden Morgen verließ Dora in aller Frühe ihr Bett und ſuchte die Engelwirthin auf. Sie begegnete derſelben auf dem Hausflur und begab ſich mit ihr in eine dem Schlafzimmer Marien's gegenüber liegende Stube.

Dora holte die Papiere aus dem Körbchen und legte ſie der Engelwirthin vor.

„Darüber werden wir ſpäter ſprechen," ſagte dieſe. — „Ich habe Dich kommen laſſen, um mit Dir über eine wichtige Angelegenheit zu reden. Dora, mein Kind," begann ſie nach einer kurzen Pauſe mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit, „Dora, mein Kind, Du weißt, was wir für Dich gethan haben. Wir haben Dich von Deiner Kindheit an gehegt und gepflegt, und Du biſt in dieſem Hauſe ſtets wie unſere Tochter behandelt worden. Du biſt herangewachſen und haſt das zwanzigſte Jahr bereits zurückgelegt. Es iſt Zeit, daß Du verſorgt werdeſt. Nun, die Gelegenheit iſt da. Ich habe für Dich einen Mann

gefunden, der Dir gewiß ein glückliches Leben bereiten wird; denn er ist ein braver, gesetzter, achtungswürdiger Mann; er besitzt ein schönes Vermögen, und Du wirst bei ihm nicht zu arbeiten brauchen. Ich habe mit ihm gesprochen, und er ist entschlossen, Dich heimzuführen. Du kennst ihn und weißt, daß er Dir stets mit großer Freundlichkeit begegnet ist; mit einem Wort: es ist Herr Huber."

Dora wurde von dieser Mittheilung so überrascht und zugleich so unangenehm berührt, daß es ihr unmöglich war, ein einziges Wort zu äußern.

„Warum sprichst Du nicht?" fragte die Engelwirthin; „ich dächte doch, daß meine Bemühungen ein Wort des Dankes verdienten; oder hast Du vielleicht an Huber etwas auszusetzen?"

„Herr Huber ist ein Ehrenmann," erwiderte Dora, die sich inzwischen etwas gesammelt hatte, „und ich werde es auch niemals vergessen, daß er stets sehr freundlich und rücksichtsvoll gegen mich war."

„Deshalb, mein' ich, solltest Du dich glücklich schätzen, daß er sich um Dich bewirbt."

„Herr Huber erzeigt mir gewiß eine große Ehre," entgegnete Dora; „aber mein Herz empfindet nichts für ihn."

„Was sind das für geschwollene Redensarten!" fuhr die Engelwirthin auf. „Wie! ein angesehener, hochgeachteter Mainzer Bürger läßt durch mich um Deine Hand anhalten, und Du willst ihn von Dir weisen?"

„Weil er weder mit mir, noch ich mit ihm glücklich werden könnte," antwortete Dora, der diese Unterhaltung höchst peinlich wurde.

„Willst Du denn warten, bis Dir ein junger, reicher Mann sein Herz auf einem Präsentirteller anbietet?" fragte die Engelwirthin, die nicht gewohnt war, ihre Ausdrücke zu wählen, besonders wenn sie gereizt war.

Dora schwieg, und dieses Schweigen regte die Engelwirthin

noch mehr auf, und sie rief: „Ich hätte geglaubt, daß Du mir mit Freudenthränen danken würdest für die Mühe, die ich mir Deinetwegen gegeben habe, und jetzt sehe ich, was ich früher hätte sehen sollen, daß in Deinem hochmüthigen Herzen kein Dankgefühl aufkommen kann."

„Frau Rauschenbach," sagte Dora, erschrocken über die schlimme Wendung, welche dieses Gespräch zu nehmen begann, „Frau Rauschenbach, Sie irren sich. Ich bin nicht undankbar; und wenn ich meinen Dank für die mir erwiesenen Wohlthaten auch nicht durch Worte ausdrücke, so schätze ich sie darum doch nicht weniger."

„Du giebst mir einen schwachen Beweis davon," erwiderte die Engelwirthin; „aber Du trittst auch Dein Glück mit Füßen. Selbst ein Mädchen von angesehener und reicher Familie würde sich erst besinnen, ehe sie eine solche Parthie ausschlüge, und Du" —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach Dora sanft. „Ich würde bei Herrn Huber vielleicht als Magd dienen; aber sein Weib könnte ich nimmermehr werden."

„Du schlägst also rundweg ab?" fragte die Engelwirthin.

„Ich kann nicht anders."

„Du kannst nicht anders?" rief die Frau, indem sie beide Hände an die Hüften stemmte: „Du sprichst ja wie eine Prinzessin. Nun, es ist auch möglich, daß Du von königlichem Geblüt bist, denn wer weiß" —

„Frau Rauschenbach!" unterbrach Dora erbleichend.

„Du wirst mir wohl noch das Reden verbieten!" rief die Engelwirthin. „Hast Du vergessen, daß mein Mann Dich aus purer Barmherzigkeit ins Haus genommen, nachdem die Leute Dich wie einen unnützen Pack einander zugeworfen hatten? Hast Du vergessen, wie Du mit einem Bündelchen unterm Arm in unser Haus gekommen bist, zum Unglück unseres Hauses? —

Nun, wenn Du es vergessen hast, so will Dich dich daran erinnern, du hochmüthige, stolze, undankbare Creatur!"

Dora's Lippen zuckten krampfhaft, und unfähig, eine Sylbe hervorzubringen, suchte sie die Thür zu gewinnen. Aber dadurch wurde die Engelwirthin noch mehr aufgebracht. Sie vertrat ihr den Weg und begann mit immer steigender Stimme: „Denkst Du denn ewig in unserm Hause zu bleiben? Hast Du elender Störenfried nicht schon genug Unheil in unserer Familie angerichtet? Du bist eine niederträchtige Heuchlerin, die sich überall einschmeichelt und die verwandten Herzen zu trennen sucht. Du hängst an nichts. Du denkst nur immer an deinen eigenen Vortheil, und hinter Deiner Sanftmuth steckt nichts als giftige Schlangenlist. Nicht wahr, ich kenne Dich? Nun, ich sage Dir, daß in meinem Hause Deines Bleibens nicht länger ist. Schüre anderswo die Flamme der Zwietracht, bis man Dich mit Schimpf und Schande davon jagt, du Bastard!"

Sie sprang auf das Mädchen los und fuhr ihr mit der Hand ins Gesicht. Aber in diesem Augenblicke ging die Thür auf, und mit den Worten: „Mutter, Mutter, was hast Du gethan?" stürzte Marie ohnmächtig in Dora's Arme. — — —

XI.

Joseph war seit seiner frühen Knabenzeit gewohnt, seinem Vater jeden Morgen eine Pfeife zu stopfen und sie ihm dann mit einem brennenden Fidibus zu überreichen. An Werkeltagen war es eine gewöhnliche Porzellanpfeife, an Sonn- und Feiertagen aber, oder bei höchst feierlichen Gelegenheiten, war es eine große, mit einem kostbar ausgearbeiteten Silberdeckel versehene Meerschaumpfeife. Als nun Joseph heute seinem Vater, wie gewöhnlich, die Werkeltagspfeife brachte, wies sie Meister Bender zurück und verlangte die Sonntagspfeife.

Der junge Mann that, wie ihm geheißen, und wollte sich entfernen, um an die Arbeit zu gehen; sein Vater rief ihn aber mit der Bemerkung zurück, daß er ihm etwas mitzutheilen habe.

„Nimm Dir einen Stuhl, Joseph, und setze Dich," sagte er, that einige tüchtige Züge aus seiner Pfeife, blies die dicken Wolken von sich, schlug ein Bein über das andere und begann: „Joseph, Du bist kein Kind mehr, und ich denke, es ist Zeit, daß Du einen eigenen Heerd gründest. Es ist zwar heut zu Tage Brauch unter den Burschen, die Ehe als ein hartes Joch zu betrachten und deßhalb dieses Joch so spät wie möglich auf sich zu nehmen; aber ich habe eine ganz andere Meinung, und ich denke: wer nicht in der ganzen Frische und Blüthe seiner Jugend ein Weib nimmt, ist selten glücklich in der Ehe. Du hast was gelernt. Du verstehst und liebst Dein Handwerk und wirst eine Frau ernähren können."

Hier machte er eine Pause, stieß einen dicken Qualm von sich, und fuhr dann wieder fort: „Ich weiß, Du liebst das Mädchen, und ich muß gestehen, daß Dir diese Liebe alle Ehre macht; denn sie ist ein gutes, frommes, anspruchsloses Kind, und es wundert mich nur, daß Du mir bisher kein Wort von Deiner Neigung gesprochen."

„Ich würde es vielleicht heute noch gethan haben," sagte Joseph.

„Nun, das ist jetzt alles Eins," rief Bender. „Meine Einwilligung hast Du von ganzem Herzen; aber Ordnung und Anstand müssen in der Welt herrschen," setzte er mit Pathos hinzu, indem er einen gewaltigen Zug aus der Pfeife that. „Heut Abend, nach gethaner Arbeit, zieh' Deine Sonntagskleider an und geh' zum Engelwirth, um die Hand des Mädchens von ihm zu begehren."

„O, mein Vater, wie danke ich Dir!" rief Joseph, indem er seine Hand ergriff.

„Schon gut. Punktum! — Du wirst am Besten wissen,

wie Du die Worte zu setzen hast. Keine gezwungenen, keine aufgeblasenen Redensarten, sondern schlecht und gerecht und von der Leber weg. Der Engelwirth ist ein gerader Mann, und ich habe Grund, zu vermuthen, daß er Dir die Hand seiner Tochter nicht versagen wird."

„Sie ist seine Tochter?" rief Joseph erstaunt.

„Da er ihr Vater ist, wird sie wohl seine Tochter sein," antwortete Bender.

„Dora ist die Tochter des Engelwirths?" rief Joseph mit gesteigerter Verwunderung.

„Was faselst Du? Wer spricht von Dora? Ich spreche von Marie!" sagte Bender ungeduldig.

„Ich faßle nicht, Vater," erwiderte der junge Mann. „Dora ist's, die ich liebe, und nicht Marie."

„Ei, so soll ja gleich" — rief Meister Bender aufspringend, und gewaltsam den Fluch unterdrückend, den er bereits auf der Zunge hatte. „Du bist ein Duckmäuser und hast uns Alle hintergangen. Hast Du nicht alle Deine müßigen Stunden bei Marie zugebracht?"

„Weil ich sie achte und schätze, weil ich sie wie eine Schwester liebe," antwortete Joseph.

„Aber Dora hast Du ja gerade in der letzten Zeit nur sehr selten gesehen," sagte Bender.

„Weil sie nicht gesehen sein wollte. Sie zog sich stets vor mir zurück, und erst gestern konnte ich ihr sagen, was ich für sie fühle."

„Und was hat sie geantwortet?"

„Sie hat mich anfangs abgewiesen. Sie hat gesagt, daß sie ohne Familie und Verwandte sei, daß sie selbst nicht wisse, woher sie stamme. —"

„Sie ist vernünftiger als Du," unterbrach Bender. „Aber mach' kurz! Was war der Schluß der Unterredung?"

„Sie sagte nicht, daß sie mich liebe; aber die Thräne,

die in ihrem Auge glänzte, sagte mir's. — O, mein Vater, Du hättest sie in diesem Augenblicke sehen sollen, wie schön, wie edel sie dastand!" rief der Jüngling begeistert.

„Ich weiß genug," sagte Meister Bender, und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Du wirst Dir die Dora aus dem Sinn schlagen, hörst Du?"

„Und warum, Vater?"

„Darum! Punktum!"

„Aber ist es denn ein Verbrechen, ein Mädchen zu lieben, das ein Muster aller Tugenden und Vorzüge ist?" rief Joseph. „Oder weißt Du etwas von ihr, daß sie meiner Liebe unwürdig macht?"

„Dein Verstand geht mit Deiner Leidenschaft durch," entgegnete der Vater. „Ich weiß nichts gegen Dora; im Gegentheil, ich, der ich sie genau kenne, kann nur ihre Klugheit, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit rühmen. Aber das ist noch kein Grund, daß ich sie zu meiner Schwiegertochter wähle. Ich will, daß Du ein Weib aus einer guten Familie habest, aus einer Familie, die mir bekannt ist. Verstehst Du mich?"

„Aber ist es denn Dora's Schuld, daß sie als Kind ihre Mutter verloren, daß sie von ihrem Vater verlassen worden?"

„Wer sagt, daß es ihre Schuld sei?" rief Meister Bender. „Aber ich bin fest überzeugt, sie sieht selbst ein, daß sie nicht Dein Weib werden kann, denn sie ist gewohnt, alle Verhältnisse auf's Klarste und Besonnenste zu prüfen. Mein Sohn," fuhr er mit milderer Stimme fort, „wenn es sich darum handelt, in die Ehe zu treten, da muß das Herz freilich mit sprechen, aber es darf das Wort nicht allein führen wollen; sondern es muß auch dem Verstande sein Recht gönnen, und beide müssen zuvor einig sein, wenn die Ehe glücklich werden soll. Geschieht das nicht, so stellt sich der Verstand erst ein, wenn das Herz nicht mehr spricht, und rächt sich bitter dafür, daß er früher nicht gehört worden."

„Ich weiß, daß Dora arm iſt," ſagte Joſeph.

„Davon iſt die Rede nicht," unterbrach ihn Bender lebhaft. „Wenn Du nicht Mann's genug biſt, ein Mädchen ohne Mitgift heimführen zu können, ſo biſt Du keines rechtſchaffenen Mädchens werth. Geld iſt ein ſchönes Ding, und kein vernünftiger Menſch ſoll es verachten: wer aber ein Weib blos des Geldes wegen nimmt, verkauft ſeine Freiheit und iſt ein Wicht. Deine Mutter ſelig hat keinen Pfennig Mitgift beſeſſen: aber ſie hat mich zum glücklichſten Menſchen gemacht." — Hier ſtieß er einen leiſen Seufzer aus und fuhr dann fort: „Der Engelwirth iſt ein ſehr wohlhabender Mann; aber das iſt gewiß nicht der einzige Grund, der mich wünſchen läßt, daß Du ſein Schwiegerſohn werdeſt. Der Hauptgrund iſt vielmehr, daß wir Freunde ſind von Jugend auf, daß unſere Familie von jeher mit einander befreundet geweſen, und daß Marie ein vorzügliches Kind iſt."

„Ich habe Marien geſagt, daß ich Dora liebe, daß ich ohne Dora nicht glücklich werden kann!" ſprach Joſeph.

„Du hätteſt wahrhaftig etwas Geſcheiteres ſagen können!" rief Bender. „Darum alſo haſt Du ſo oft mit Marien geſprochen! — Wenn ich aber meine Einwilligung nicht gebe?"

„So würde ich der unglücklichſte Menſch auf Erden ſein," antwortete der junge Mann ruhig, aber tief betrübt. „Ich muß indeſſen geſtehen, Vater, daß ich Dich nicht begreife."

„Biſt Du denn ſo überaus klug und haſt Du ſchon ſoviel Lebenserfahrung, daß Du Alles begreifen willſt?" rief Meiſter Bender. — „Geh' jetzt an die Arbeit und ſprich mir niemals wieder von dieſer Angelegenheit, bis ich Dich darüber befrage."

Als Joſeph das Zimmer verlaſſen hatte, ging Bender lebhaften Schrittes auf und ab und blies einen ſolch' gewaltigen Tabaksqualm von ſich, daß ihn bald ein dichtes Gewölk verhüllte.

„Da haben wir die Beſcheerung!" rief er. „Der Plan

war so schön, und nun kommt der Bub und macht einen Strich durch die Rechnung! Was wird Eduard sagen, wenn er das hört?"

Er versank in tiefes Nachdenken und puffte an seiner Pfeife, ohne zu merken, daß sie längst ausgeraucht war. Endlich beschloß er, die eben stattgefundene Unterredung mit seinem Sohne sogleich dem Engelwirth mitzutheilen.

XII.

Im Hause des Engelwirths aber herrschte eine große Bestürzung. Marie, welche durch die Scene zwischen ihrer Mutter und Dora so gewaltig aufgeregt wurde, hatte sich zwar bald von der Ohnmacht erholt; ihre Nerven waren aber so angegriffen, daß sie nicht fähig war, ein Wort zu sprechen, und in ein heftiges Fieber verfiel. Man hatte den Arzt herbeigerufen, und dieser empfahl auf's dringendste, jeden Anlaß zur Gemüthsbewegung von der Leidenden fern zu halten. Der Engelwirth war sehr niedergeschlagen, bemühte sich jedoch, seinen Schmerz vor seiner Gattin zu verbergen, welche beständig weinte und jammerte. Er suchte sie zu trösten, sprach ihr Muth ein und verhinderte sie so viel wie möglich, an's Krankenbett zu gehen, damit sie nicht durch ihr unruhiges, unbesonnenes Wesen bedenklich auf die Krankheit der Patientin einwirke.

Was Dora empfand, ist unmöglich zu beschreiben. Der Zustand ihrer Freundin betrübte sie bis in die innerste Seele. War doch selbst die Krankheit Marien's ein Beweis von dem edelsten Herzen, von der innigsten Freundschaft für sie! Dora war jetzt nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, von einem einzigen Gefühle beseelt: so viel in ihren Kräften stand, das kostbare Leben Marien's zu retten. Sie gönnte sich nicht Ruhe, noch Rast und widmete sich fast ausschließlich der Pflege ihrer Freundin.

Der Arzt hatte merken laſſen, daß die Krankheit Marien's einen anſteckenden Charakter annehmen könnte; er hatte ſogar Dora gerathen, ſich nicht dem Krankenbette zu nähern. Dora befolgte den Rath nicht. Sie ließ ſich zwar ein Bett in einer Dachkammer aufſchlagen, verbrachte aber den größten Theil der Nächte an Marien's Lager, merkte auf die geringſte Bewegung, horchte auf den leiſeſten Seufzer, um dem Arzte genauen Bericht abſtatten zu können. Marie hatte in der erſten Woche ihrer Krankheit nur ſelten lichte Augenblicke. Entweder ſie phantaſirte heftig, oder ſie lag in einem ſchlummerähnlichen Zuſtande. Wenn ſich aber ihr Bewußtſein einſtellte und ſie Dora an ihrem Bette bemerkte, lächelte ſie und richtete ihr mattes Auge auf das Antlitz der Freundin. War Dora zufällig nicht im Zimmer, ſo fragte Marie gleich nach ihr, und ſie nahm die Medicin am liebſten aus ihren Händen.

Die Krankheit zog ſich indeſſen in die Länge und drohete die Kräfte des armen Mädchens zu erſchöpfen. Manchen Tag ſchien ſich zwar eine merkliche Beſſerung in ihren Zuſtand eingeſtellt zu haben, und dann erheiterte ſich das Geſicht des Engelwirths, und die Engelwirthin wußte ſich vor Freude kaum zu laſſen; aber plötzlich nahm die Krankheit wieder eine ſchlimmere Wendung und zerriß das Herz der Eltern, die auf dieſe Weiſe mehrere Wochen hindurch zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwebten.

Eines Abends ſpät, als Dora und die Engelwirthin im Krankenzimmer waren, bat Marie, die ſich in dieſem Augenblick etwas beſſer befand, ihre Mutter, zu Bette zu gehen und ſich nicht der Nachtruhe zu berauben. Nachdem aber die Engelwirthin das Zimmer verlaſſen, ſtreckte Marie ihrer Freundin beide Hände entgegen.

Dora ergriff dieſelben und drückte ihre Lippen darauf.

„Rücke Deinen Stuhl näher,“ flüſterte Marie, „und höre mich!“

„Sprich nicht, meine Freundin," bat Dora; „das Sprechen würde Dich zu sehr angreifen. Wenn Du wieder ganz hergestellt sein wirst, dann werden wir plaudern und ein großes Fest feiern und recht, recht heiter sein. Ich habe schon über Alles nachgedacht. Nach Deiner Genesung wirst Du einige Wochen in Laubenheim zubringen. Wir werden dann täglich nach Marienlust gehen, wo der Epheu so schön sprießt und der Bach so lieblich rauscht. Nicht wahr?"

Marie lächelte. „Neige Deinen Kopf gegen den meinigen," sagte sie. „Ich werde nicht viel und nur leise sprechen, und es wird meinen Zustand erleichtern."

Dora rückte ihren Stuhl näher und legte ihr Haupt neben das ihrer Freundin.

„Dora, meine theure, theure Dora," begann Marie, „Du bist so ruhig und besonnen; Dir kann man Alles mittheilen. Ich glaube, daß es mit mir zu Ende geht."

„Sprich nicht so, mein Engel!" bat jene. „Du wirst Deine Gesundheit wieder erhalten, und Deine Rettung wird uns Allen ein unaussprechliches Glück bereiten."

„Vielleicht!" seufzte Marie. „O, ich sehne mich nicht nach dem Tode; denn ich weiß, meine Eltern würden mich nicht lange überleben. Wie dem aber auch sei, ich bitte Dich, meiner armen Mutter die Beleidigung, die sie Dir angethan, nicht nachzutragen."

„Wie kannst Du denn so etwas befürchten?" rief Dora.

„Ich weiß wohl, daß Du dich nicht rächen wirst, meine Freundin," sagte Marie; aber ich wollte sagen, daß Du in Deinem Herzen auch den leisesten Groll gegen sie erstickest."

„Sei überzeugt, daß ich den Auftritt längst vergessen habe."

„Ich habe Alles gehört. Jedes harte Wort, das sie gegen Dich äußerte, durchschnitt mir das Herz, und es hat mich sehr betrübt, daß ich nicht früher herbeieilen konnte, um der widrigen

Scene ein Ende zu machen. Die gute Mutter! Ihre Liebe zu mir hat ſie verblendet und zu Ungerechtigkeiten verleitet."

„Aber ich bitte Dich um Gottes willen, ſprich doch nicht mehr davon," flehte Dora. „Kein Sterblicher wird je von mir erfahren, was an jenem unglückſeligen Morgen zwiſchen Deiner Mutter und mir vorgefallen."

„Ich danke Dir, meine Freundin," ſagte Marie, indem ſie Dora's Hände, die ſie in den ihrigen hielt, ſanft preßte. — „Und nun noch eine Bitte! Du wirſt an der Seite Joſeph's einſt glücklich ſein; denn er iſt gut und liebt Dich mit der innigſten Liebe. Du wirſt dieſe Liebe erwiedern und ihm das Leben verſüßen. Ja, Du ſelbſt wirſt ein neues Leben beginnen, und die ſchönen Tage, die für Dich kommen, werden das Andenken an die traurigen, trüben Tage Deiner erſten Jugend, vergeſſen laſſen. Wenn Du nun beglückt an ſeinem Halſe hängſt, ſo denke mein und liebe ihn doppelt, lieb' ihn auch um meinetwillen! Sei ihm das, was ich ihm habe werden wollen!"

Sie hatte die letzten Worte mit einer ſolchen Lebhaftigkeit geſprochen, daß Dora ganz befremdet rief: „Ich verſteh' Dich nicht!"

„Jetzt kann ich Dir ſagen, was ich Dir ſonſt niemals geſagt hätte. Ihm hat mein Herz gehört!

„Und warum haſt Du deiner Liebe nicht gegen mich erwähnt?" fragte Dora, indem ihre Bruſt ſich krampfhaft zuſammenpreßte.

„Weil er mich zur Vertrauten ſeiner Leidenſchaft machte," antwortete Marie. „Er klagte mir, daß Du ihn miedeſt; er verſicherte mir, daß er der unglücklichſte Menſch ſein würde, wenn Du ſeine Liebe nicht erwiederteſt. Er wußte ja nicht, was ich für ihn empfand!"

„Und Du haſt geduldet, gelitten und Dich abgehärmt, und ich wußte nichts davon!" rief Dora mit zerknirſchter Seele.

„Arme, arme Freundin, welchen Schmerz hab' ich Dir bereitet! Ach, hätt' ich das gewußt!"

„Beruhige Dich, Dora," flüsterte Marie, indem sie mit ihrer bleichen Hand über die Stirn ihrer Freundin fuhr, „beruhige Dich. Es ist mir jetzt, nachdem ich Dir mein Geheimniß mitgetheilt, viel wohler um's Herz. Ich hätte vielleicht den Schmerz weniger erträglich gefunden, wenn ihn meine Freundschaft für Dich nicht gemildert hätte; aber Dich einst glücklich zu wissen, war für mich ein süßer Trost, und daß er Dich liebte, bewies mir den Adel seines Herzens. Bist Du denn nicht seiner Liebe würdiger, als ich? Welches Verdienst hab' ich denn? Darum hat Dein Glück, von ihm geliebt zu sein, keinen Neid in mir erregt, keinen Groll in mir aufkommen lassen. Nur an jenem Abend, als Du mir erzähltest, daß er sich Dir mitgetheilt, daß er Dir in begeisterten Worten gesagt, wie sehr Du sein Herz ausfülltest, da ward mein Inneres einen Augenblick heftig aufgewühlt. Aber es dauerte auch nicht länger, als einen flüchtigen Augenblick, und die Thränen, die ich während der Nacht in's Kissen weinte, erleichterten meine Brust und bestärkten mich in meiner Freundschaft für Dich so sehr, daß ich mir fest vornahm, nach allen meinen Kräften Dein höchstes Lebensglück zu befördern. Ach, jetzt werd' ich wahrscheinlich mein Vorhaben nicht ausführen können!"

Sie schwieg. Dora war von dem, was sie so eben vernommen, auf's Tiefste erschüttert. Da sie fürchtete, eine längere Unterhaltung könnte schlimme Folgen in dem Zustande ihrer Freundin herbeiführen, unterbrach sie das Schweigen nicht, sondern betrachtete eine Weile das bleiche, halb verklärte Antlitz Mariens, welchem das spärliche Lampenlicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck verlieh, mit unbeschreiblicher Rührung, ja, mit einer gewissen Andacht. So viel Charakterstärke, so viel Seelengröße, so viel Aufopferungsfähigkeit rissen sie zur Bewunderung hin, und es schien ihr, als ob ihre Freundin ein

Engel wäre, der ſich auf die Erde verirrt und mit geknicktem Flügel da läge, voll Sehnſucht, wieder dem Himmel entgegen zu ſchweben. Da ſchlug die Pendeluhr Mitternacht, und Marie bat Dora, das Bett aufzuſuchen. „Ich bedarf der Ruhe," ſagte ſie. „Rufe die Wärterin, ſie wird den Reſt der Nacht bei mir zubringen. Ich fühle mich jetzt viel wohler, und werde ruhig ſchlafen. Gute Nacht, Dora!"

Dieſe drückte einen Kuß auf die Stirn der Kranken und verließ das Zimmer.

Kaum war ſie auf dem Hausflur, als die Engelwirthin auf ſie losſtürzte, ſie bei der Hand faßte und in eine abgelegene Stube zog, wo auf dem Tiſch ein erlöſchendes Lämpchen ſtand. Die Frau ſah bleich und verſtört aus. Sie war nicht, wie ihre Tochter ſie gebeten, zu Bette gegangen, ſondern hatte während der eben erwähnten Unterhaltung Dora's und Marien's durch's Schlüſſelloch geſehen, in ängſtlicher Neugier auf jede Bewegung achtend.

„Nicht wahr," rief ſie mit halb erſtickter Stimme, „nicht wahr, Du haſt es meinem armen Kinde angethan? O, geſteh' es nur! Aber warum haſt Du es gethan? Nimm mir das Leben, aber rette ſie! Ich ſchwöre Dir's, wenn Du ihr die Geſundheit wiedergiebſt, will ich Alles thun, was Du begehrſt. Ich will keinen Deiner Wünſche unerfüllt laſſen; ich will Dir an den Augen abſehen, was Du verlangſt, und Du ſollſt bedient werden wie eine Herrin."

„Wenn Du ſie aber nicht retteſt, wenn ich mein Kind verliere," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, indem ſie mit ihren roth verweinten Augen Dora ſtarr anblickte, „ſo bring' ich Dich um mit eigener Hand."

„Sie wird nicht ſterben," rief Dora, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte. „Beruhigen Sie ſich, Frau Rauſchenbach, Marie wird nicht ſterben."

„Ach, rette ſie, rette ſie!" bat die arme Frau, Dora um

den Hals fallend. „Ja, Du wirst sie retten! Sie war Dir doch so gut und hat Dich von jeher mehr geliebt, als ihr eigen Fleisch und Blut, und Du müßtest ja boshafter sein, als der Teufel, wenn Du sie umbrächtest! O, rette mir mein einziges Kind!"

„Ich bitte Sie um ihrer Tochter willen," rief Dora, „beruhigen Sie sich! Gehen Sie zu Bette und lassen Sie mich die Wärterin rufen. Marie kann doch nicht allein bleiben."

„Du hast Recht," seufzte die Frau mit gebrochener Stimme. „Ach, ich weiß nicht, was ich sage; ich weiß nicht, was ich thue."

Sie ergriff das Lämpchen und ließ sich von Dora bis an ihr Schlafzimmer führen.

Nachdem diese der Wärterin die nöthigen Aufträge gegeben, warf sie sich auf's Bett, erschöpft und zu Tode betrübt. Die Mittheilung Marien's und die Scene, die sie eben mit deren Mutter erlebt, hatten ihr Herz zerrissen, und sie fing an, bitterlich zu weinen. „O Gott, was hab' ich verschuldet," rief sie, „daß sich so viel unerträgliches Leid über mich sammelt, daß so viel unaussprechliche Qualen mich bestürmen? Warum bin ich ausersehen, allen Denen Unglück zu bringen, die sich meiner annehmen, die mich mit Wohlthaten überhäufen? Warum muß Diejenige, die ein Engel ist an Sanftmuth und an Herzensgüte, meinetwegen so viel Pein und Schmerzen ertragen? O, daß ich niemals das Licht der Welt erblickt hätte!"

So rief sie, und tiefe Trauer umhüllte ihre Seele und verjagte den Schlaf von ihren Augen.

XIII.

Während der Krankheit Marien's hatten ihre Eltern den Trost, die lebhafte und herzliche Theilnahme zu sehen, die Jedermann für ihre Tochter bekundete. Die Stammgäste waren

traurig und niedergeſchlagen: Der Wein wollte ihnen nicht munden und das Geſpräch keine heitere Wendung nehmen. Beſonders nahe ging ihnen der Kummer des Engelwirths, der zwar ruhig und gefaßt ſchien, an deſſen zerſtörten Zügen man aber den Schmerz ſah, von dem ſein Inneres zerfleiſcht wurde. Jeder ſuchte ſo viel als möglich den gebeugten Mann aufzurichten und ſeine Hoffnung zu beleben. Vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend ſchickte man von allen Seiten Botſchaften, um ſich nach dem Befinden Marien's zu erkundigen, und begleitete mit ängſtlicher Spannung den Verlauf der Krankheit.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der alte Bender den Schmerz ſeines Freundes am lebhafteſten fühlte. Aber eben ſo wenig wie dieſer war er im Stande, ſeinen Gefühlen durch Worte Luft zu machen. Kaum hatte er von der Krankheit Marien's erfahren, als er ſich zu dem Engelwirth begab und ihm nach einem innigen Händedruck ſagte: „Eduard, Du wirſt in den erſten Tagen Deinem Geſchäfte nicht gut vorſtehen können. Kümmere Dich weiter um nichts. Joſeph wird in Laubenheim das Deinige verſehen, und ich will, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, in Mainz Deine Geſchäfte beſorgen, damit nichts vernachläſſigt werde."

Aber nicht nur in Mainz, ſondern auch in der Umgegend beeilte man ſich, die Theilnahme für die Familie Rauſchenbach an den Tag zu legen. Von Zahlbach, von Mombach, von Hechtsheim und von den übrigen benachbarten Ortſchaften fanden ſich täglich Leute im „Engel" ein, mit beſorgten Geſichtern nach dem Zuſtande Marien's fragend. Eurich von Altzei kam zu demſelben Zwecke wöchentlich mehrere Male nach Mainz, und wenn er nicht von Altzei abkommen konnte, ſo ſchickte er einen Boten, der ihm einen genauen Bericht über das Befinden Marien's abſtatten mußte.

Indeſſen ſchwebte dieſe mehr als einen Monat zwiſchen Tod und Leben. Eines Morgens aber, als Dora mit der

Durchsicht von Rechnungen dringend beschäftigt war, stürzte die Engelwirthin weinend in's Zimmer und fiel ihr mit den Worten um den Hals: „Dora, mein Kind, sie ist gerettet!"

Sie hing eine Weile am Halse des Mädchens und konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen.

„Der Doctor hat sie so eben außer Gefahr erklärt," begann sie nach einer langen Pause. „Er hat mir gesagt, daß die Krisis überstanden ist und daß sie sich langsam erholen wird."

Die arme Frau sah ganz verklärt aus und drückte und herzte Dora so sehr, daß diese gar nicht zu Worte kommen konnte.

„Und nun, mein Kind, geh' in den Keller und nimm zwei Dutzend Flaschen Laubenheimer Eilfer — die mit dem grünen Siegel —, dann nimm zwölf Pfund Kaffee und zwölf Pfund Zucker und schicke alles in's Krankenhaus. Und hier sind fünfzig Gulden, die trage selbst hin und sage dort, daß sie für die Genesung meiner Marie beten sollen. Hörst Du? — Und frage auch dort, was ihnen an Wäsche und Bettzeug abgeht, und ob sie Holz genug haben, und vergiß nicht, zu sagen, daß sie für mein Kind oft, recht oft beten sollen, und daß ich Alles verdoppeln werde, sobald Marie gänzlich hergestellt sein wird."

An demselben Tage lief sie beständig mit freudestrahlendem Gesicht durch's Haus, küßte und umarmte Alle, die ihr in den Weg kamen und war in ihrer Freude so geräuschvoll, daß der Engelwirth sie um ihrer Tochter willen mehrere Male zur Ruhe und Besonnenheit ermahnen mußte.

Marie genas schnell. Und als sie zum ersten Male das Bett verlassen konnte, war die Engelwirthin wieder außer sich vor Freude und schickte noch reichlichere Gaben in's Armenhaus und wußte jedem ihrer Stammgäste von der bösen Krankheit ihrer Tochter zu erzählen und von der engelhaften Geduld, mit welcher diese die Schmerzen ertragen, und daß niemals ein unfreundlich Wort über ihre Lippen gekommen war. Und von

der Geschicklichkeit des Arztes wußte sie auch viel zu sagen, und sie behauptete, daß er seines Gleichen am ganzen Rheinstrom nicht hab', und daß es keinem Andern gelungen wäre, ihre Tochter zu retten. Und sie sagte dies Alles nicht nur jedem Stammgaste, sondern Jedem, der zufällig in den „Engel" kam, und sie sagte es Jedem nicht nur einmal oder zweimal, sondern unzählige Male; aber man verzieh ihr diese Geschwätzigkeit. Denn was verzeiht man nicht dem überschwänglichen Drange des Muttergefühls? —

Es war an einem heitern Augustmorgen, als Marie zum ersten Male das Zimmer verließ. Sie fuhr an der Seite ihrer Mutter nach Laubenheim, wo sie auf den Rath des Arztes den Rest des Sommers und einen Theil des Herbstes verbringen sollte. Kein Wölkchen trübte den dunkelblauen Himmel, der über der duftenden, frucht- und blüthenreichen Erde ruhte. So weit das Auge reichte, schwellende Saatfelder, aus denen die Sichel der Mähder und Mähderinnen blitzte. Obstbäume, deren Aeste und Zweige sich unter der wachsenden Last der Früchte zu beugen anfingen, umkränzt von Rebgeländen, auf denen die goldene Traube schwoll. Und durch diese prachtvolle Landschaft floß der Rhein still und majestätisch hin und badete mit seinen klaren grünen Wogen die glücklichen Ufer und trug auf schwer befrachteten, bunt bewimpelten Schiffen den Gewerbfleiß der Völker durch die gesegneten Gaue.

Ein erfrischender Ostwind wehte um die Stirn Marien's und kräuselte ihre blonden Locken. Anfangs wirkte die Luft wie berauschend auf die Genesende; bald aber sog sie dieselbe mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl ein. Ihre Lungen erweiterten sich; ihr Athem wurde leicht und frei; und eine sanfte Röthe verbreitete sich über ihr bleiches, schönes Antlitz. Ein unsägliches Wohlbehagen durchrieselte ihre Glieder, und sie fühlte sich wie neu geboren. Ihr Auge, das so lange hinter den Vorhängen des Krankenbettes geschmachtet, schweifte

mit Entzücken umher und erlabte ſich an dem ſaftigen Grün der Wieſen und der bewaldeten Berggipfel. Die Natur ſchien ſich ihrer Geneſung zu freuen, und es kam ihr vor, als ob die Stauden und Büſche ihr freundlich zuwinkten, als ob die Aehrenfelder vor Freude rauſchten, als ob die Vögel mit lebhafteren Flügelſchlägen von den Zweigen in die Lüfte, aus den Lüften auf die Zweige flögen, und mit größerem Jubel, als gewöhnlich ihre Lieder ſchmetterten, zwitſcherten und trillerten.

Sie ſprach kein Wort; aber eine große Thräne, eine Thräne des Dankes, daß ſie den Armen des Todes entriſſen und dem Leben und den Ihrigen wiedergegeben worden, perlte an ihrer Wimper. Ihre Mutter, ſonſt beweglich und geſchwätzig, unterbrach das Schweigen nur ſelten und nur durch ein paar Worte. Sie hatte keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, und ihr Auge ſchweifte nicht umher, ſondern ruhte unabläſſig auf den Zügen der Tochter, die ſie ſchon verloren geglaubt und die ſie nun wieder an ihr Herz drücken konnte.

Als ſie ſich dem Dorfe näherten, hörten ſie ein Hämmern und Pochen, das ſich nach kurzen, genau abgemeſſenen Pauſen wiederholte. „Sie arbeiten vor unſerem Keller," ſagte die Engelwirthin. Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Joſeph ſtand mit aufgeſchürzten Hemdärmeln an der Seite eines ſeiner Geſellen, beſchäftigt, mit Setze und Schlägel die Reifen um einige Stückfäſſer zu treiben. Er war ſo ſehr bei ſeiner Beſchäftigung, daß er den langſam heranfahrenden Wagen erſt bemerkte, als dieſer nur noch einige Schritte von dem Keller entfernt war. Sobald er der beiden Frauen anſichtig wurde, warf er das Geräthe auf den Faßboden und ſprang an den Wagen.

„Das iſt recht ſchön von Dir, Marie, daß Du wieder geſund biſt!" rief er. „Wir waren alle ſehr bekümmert um Deinetwillen, das kannſt Du glauben. Nicht wahr, Frau Rauſchenbach?"

Die Mutter nickte lächelnd mit dem Kopfe und sagte dann: „Warum giebst Du ihm nicht die Hand, Marie?"

Joseph hatte dem Mädchen beide Hände zum Gruß entgegengestreckt; Marie schien das aber nicht bemerkt zu haben.

„Sie hat Recht," sagte Joseph. „Ich habe vergessen, daß meine Hände schmutzig von der Arbeit sind."

„Hier hast Du sie," erwiderte Marie, indem sie ihm ihre Rechte gab.

„Ich werde heute etwas rüstiger schaffen," sagte Joseph, „und gegen Abend bei Dir vorsprechen. Ich habe ja schon so lange nicht mehr mit Dir geplaudert."

Während sie aber so sprachen, eilten die Leute aus den benachbarten Häusern herbei und drängten sich an den Wagen, um ihre Freude über die Genesung Marien's auszudrücken. Das Dorf war zwar sehr still, denn die meisten Bewohner desselben waren in den Weinbergen oder auf den Aeckern und Wiesen beschäftigt. Aber die Zurückgebliebenen, meistens Greise, Frauen und Kinder, umschwärmten bald den Wagen, und ihre Zahl mehrte sich mit jedem Schritte, den derselbe nach dem Hause des Engelwirths zurücklegte. Auf allen Gesichtern strahlte die wärmste Theilnahme, die Jeder auf seine eigene Weise auszudrücken suchte. Das war ein wahrer Triumphzug. Der Frau Rauschenbach schwoll das Herz vor Wonne, während Marie Jedem ein liebreiches Wort zu sagen wußte.

Endlich langte der Wagen vor dem Hause an.

Als Marie in ihr Zimmer trat, fand sie dasselbe mit ihren Lieblingsblumen ausgeschmückt. Alles war zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet; Alles war auf die Beförderung ihrer Genesung berechnet. Das Zimmer war mit Teppichen belegt; in jeder Ecke stand ein Lehnsessel und vor demselben ein gepolsterter Fußschemel. Auf dem Tische und in den Etageren sah sie ihre Lieblingsbücher; auf dem Clavier fand sie ihre Lieblingsmusikalien. In der daran stoßenden Schlafstube war auch nicht der

kleinſte, nicht der allerunbedeutendſte Gegenſtand vergeſſen. Ein Geiſt der Ordnung, des Ebenmaßes, herrſchte überall und wirkte wohlthuend auf Aug' und Gemüth.

Marie errieth, ſobald ſie in's Zimmer trat, daß Dora in demſelben Alles ſelbſt geordnet, für Alles ſelbſt geſorgt hatte. In der That war dieſe zwei Abende zuvor nach Laubenheim gefahren und hatte bis ſpät in die Nacht geſchafft, damit ihre Freundin bei der Ankunft die Wohnung auf's Behaglichſte eingerichtet fände. Marie hatte wiederum Gelegenheit, den ſtillen Fleiß, die Umſicht und die zarte Aufmerkſamkeit Dora's zu bewundern, in welcher ſie von ihrer Kindheit an das Ideal aller Vorzüge ſah. — —

Sobald die Engelwirthin mit ihrer Tochter nach Laubenheim abgereiſt war, hieß der Engelwirth Dora in's blaue Zimmer kommen. Daſſelbe war eine Art Comptoir, wo ſich die Caſſe, die Geſchäftsbücher und die Correſpondenzen des Engelwirthes befanden und wo die bedeutenderen Geſchäfte verhandelt wurden. Als Dora in's blaue Zimmer trat, zog der Engelwirth aus einer Schublade des Schreibpultes ein langes, ſchmales Buch hervor, in welchem die kleinen Poſten verſchämter Schuldner verzeichnet waren. Niemand außer ihm und Dora wußte etwas von dieſem Buche, denn es gab viele Dinge, die der Engelwirth vor ſeiner Frau, auf deren Verſchwiegenheit nicht zu rechnen war, auf's Sorgfältigſte verheimlichte, und Marie war niemals in die Geſchäfte eingeweiht worden.

Er fragte nun Dora über jeden Einzelnen, der in dieſem Buche verzeichnet war, über die Lage, die Lebensweiſe, die Thätigkeit, den Leumund deſſelben, und ſo oft ſich Dora über die fragliche Perſon lobend äußerte, machte der Engelwirth an den Namen deſſelben ein Kreuz mit dem Bleiſtift. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ſämmtliche Namen des Buches durchgegangen, ſagte der Engelwirth: „Setze Dich an das Pult, Dora; ſchreibe

für diejenigen, an deren Namen ich hier ein Kreuz bemerkt habe, Quittungen aus und ſchicke ſie ihnen zu."

Mit dieſen Worten verließ er das blaue Zimmer.

So feierte der Engelwirth die Geneſung ſeiner Tochter.

Dora machte ſich mit einem unausſprechlichen Vergnügen an die Arbeit und ſah ſchon im Geiſte die freudige Ueberraſchung und die Thränen der Dankbarkeit Derer, denen auf eine ſo wahrhaft humane Weiſe eine Laſt erleichtert wurde.

Am nächſten Markttage kamen ſie in's Haus des Engelwirths, um dieſem ihren Dank auszudrücken; aber der Engelwirth, der doch faſt nie ſein Haus verließ und beſonders an Markttagen im blauen Zimmer blieb, war diesmal wegen einer ſehr dringenden Angelegenheit abweſend.

Dora aber hatte nur die völlige Geneſung Mariens abgewartet, um einen Entſchluß auszuführen, den ſie nach der Mittheilung ihrer mit dem Tode ringenden Freundin gefaßt hatte. War ſie doch ſelbſt, wenn auch unſchuldiger Weiſe, die Urſache der Krankheit Marien's geweſen, und mußte ſie ſich jetzt nicht immer als eine glücklichere Nebenbuhlerin derſelben betrachten? Konnte ſie jemals ihrer Neigung für Joſeph Raum geben, ohne daran zu denken, daß ſie ihrer Freundin einen unſäglichen Schmerz bereite? Dazu geſellte ſich noch die Furcht, daß das leidenſchaftliche, aufbrauſende Weſen der Engelwirthin am Ende doch eine Kataſtrophe herbeiführen konnte. Sie hielt es daher für nothwendig, das Haus der Engelwirthin zu verlaſſen. Nun hatte ſie lange darüber nachgedacht, wie ſie, die allein ſtand in der Welt, ſich in den wilden Strudel derſelben werfen könnte, ohne von demſelben verſchlungen zu werden. Da bot ſich eine unerwartete Gelegenheit dar, ihr Vorhaben auszuführen und ſich eine Exiſtenz außer dem Hauſe des Engelwirths zu gründen. Sie erwartete nur den Augenblick, den Engelwirth mit Muße ſprechen zu können und ihn frei und offen von ihrem Plane in Kenntniß zu ſetzen. Durch die

Abwesenheit der Engelwirthin und Marien's war sie öfter und länger als sonst mit dem Engelwirth allein; indessen gebrach es ihr doch mehrere Male, als sie im Begriff war, sich ihm mitzutheilen, an Muth und Fassung dazu. Zögert doch selbst der stärkste Mann, wenn es gilt, einen Schritt zu thun, der über seine Zukunft entscheiden soll! und sie war ein armes, hülfloses Mädchen. Die Anstrengung aber, welche sie jedesmal machte, wenn sie sich mit dem Engelwirth allein befand, diesen von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und die Befangenheit, die sie abhielt, sich auszusprechen, gaben ihrem sonst so entschlossenen Wesen etwas Verlegenes, das dem Engelwirth endlich auffiel. Als sie ihm nun eines Tages nach Tische den Kaffee einschenkte, sagte er: „Du hast etwas auf dem Herzen, Dora; ich merk es an Deinem Gesichte."

„Sie irren sich nicht, Herr Rauschenbach," erwiederte Dora, durch die Worte des Engelwirths ermuthigt. „Ich habe schon seit einigen Tagen einen Augenblick von Ihnen erbitten wollen." —

„Rede, mein Kind," sagte der Engelwirth.

„Herr Rauschenbach," begann Dora, „Niemand weiß mehr als ich, welchen Dank ich Ihnen schuldig bin; Niemand weiß aber auch mehr als ich, wie ungern Sie den Dank Derjenigen hören, denen Sie Wohlthaten erzeigen. Ich werde nie vergessen, daß Sie mir ein zweiter Vater waren und daß Sie von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag mir niemals auch nur durch ein einziges unfreundliches Wort wehe gethan. Ich werde nie vergessen, daß Sie um der Waise willen gar manche herbe Stunde ertragen und daß Sie nichts unterlassen, mir mein düsteres Geschick so wenig wie möglich fühlbar zu machen. Möge der Himmel Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan!"

Sie hielt einen Augenblick inne. Ihr Gemüth war gewaltig aufgeregt, und es war ihr nicht möglich, weiter zu reden.

„Faſſe Dich, Dora," ſagte der Engelwirth, „und laß hören!"

„Ich bin entſchloſſen," begann Dora nach einer Pauſe, „Ihnen nicht länger zur Laſt zu fallen. Ich bin in Ihrem Hauſe an Thätigkeit gewöhnt worden und habe genug gelernt, um mir überall ehrlich und redlich meinen Unterhalt zu erwerben. Es bietet ſich mir jetzt eine Gelegenheit dar, durch meine eigenen Kräfte mich zu erhalten. Sie kennen die Wittwe Dietrich in der Gaugaſſe. Dieſelbe hat hier keine Verwandten mehr und will nächſten Herbſt nach New-York gehen, um dort, wo ihr Bruder wohnt, ein Stickereigeſchäft zu eröffnen. Sie glaubt, daß, mit mir vereint, das Unternehmen ſchneller und beſſer gedeihen werde, und hat mir vorgeſchlagen, mich ihr anzuſchließen."

„Du haſt vielleicht nicht hinlänglich überlegt, was Du zu thun gedenkſt," bemerkte der Engelwirth, den die Mittheilung Dora's nicht wenig überraſcht hatte. „New-York iſt von Mainz gar weit entfernt. Das Leben iſt dort wüſt und wild, und Du wirſt Dich vereinſamter fühlen, als hier, wo Du Dir ſo manches Herz gewonnen haſt. Freilich, die Wittwe Dietrich iſt eine biedere Frau; wenn Du Dich aber mit ihr nicht vertragen kannſt? Wenn das Geſchäft ſchlecht geht? Was wirſt Du dann anfangen in einem Lande, wo ſelbſt der thätigſte Mann untergeht, wenn er nicht Muth hat, mit den unſauberſten Menſchen zu verkehren? America iſt der Spucknapf Europa's. Was unſer Welttheil an ſchlechten Subjecten auswirft, geht dahin. Die böſen Buben werden dort freilich ſehr oft wackere, fleißige Menſchen; aber nicht ſelten werden Diejenigen, die mit den beſten Geſinnungen dort anlangen, früher oder ſpäter in die wilde Brandung hinein geriſſen und gehen unter. Auf keinen Fall aber iſt America das Land, in welchem ein Mädchen in Deinem Alter, mit Deinem Charakter glücklich werden kann, wenn nicht etwa tauſend günſtige Zufälle eintreten. Willſt Du

Dich nun auf den Zufall verlassen? — Was Du dort suchst, kannst Du hier viel leichter finden. Und bist Du entschlossen, mein Haus zu verlassen, so werd' ich schon dafür sorgen, daß Du nicht trostlos in die Zukunft zu sehen brauchst. Ich nehme an, Du hast eine kleine Anhänglichkeit an mein Haus und ziehst es vor, in Mainz, als anderswo zu leben. Oder glaubst Du vielleicht, ich hätte mich Deiner angenommen, da Du ein Kind warst, um Dich später hülflos in der Welt zu lassen?"

Dora machte eine verneinende Bewegung.

„Ich selbst habe in jüngster Zeit oft daran gedacht Deine Existenz zu gründen," fuhr der Engelwirth fort; „allein die Krankheit Marien's hat mich abgehalten, meinen Plan weiter zu verfolgen. Das wird aber jetzt geschehen. Vor der Hand bitt' ich Dich, die abenteuerliche Reise nach Amerika aufzugeben."

„Ihre unaussprechliche Güte, Herr Rauschenbach, erschwert mir den Entschluß; aber sie darf mich von der Ausführung desselben nicht abhalten," erwiderte Dora, auf's heftigste bewegt, aber entschieden, dieses Gespräch einem sichern Erfolg entgegen zu führen. „Glauben Sie, daß ich Alles genau überlegt habe, und seien Sie fest überzeugt, daß ich einen harten Kampf mit mir durchgekämpft, bevor ich mich Ihnen mittheilte."

„Ich begreife recht gut," sagte der Engelwirth, „daß der Trieb der Selbstständigkeit sich lebhaft in Dir regt, daß Du endlich auf eigenen Füßen stehen willst. Du bist jetzt in einem Alter, wo Du die Heftigkeit meiner Frau weniger erträglich findest und Dich Dein Inneres nach Unabhängigkeit drängt. Dies begreif' ich, wie gesagt, recht gut. Aber hast Du auch überlegt, daß Du meinem Hause vielleicht in diesem Augenblicke noch unentbehrlich bist? Hast Du auch darüber nachgedacht, daß Du meiner Marie, die so sehr an Dir hängt, durch Deine Trennung von ihr einen großen Schmerz bereiten würdest?"

Dora hatte diese Fragen, die doch sehr natürlich waren, nicht erwartet. Sie faßte sich aber schnell und sagte: „Halten

Sie mich nicht für undankbar, Herr Rauſchenbach, und glauben Sie nicht, daß bloße Selbſtſucht meinen Entſchluß veranlaßt hat."

„Nein, das glaub' ich nicht," rief der Engelwirth, der die heftige Gemüthsbewegung Dora's ſich nicht erklären konnte; aber ich glaube, daß Du Dich mir nicht ganz mitgetheilt haſt. Du haſt noch etwas auf dem Herzen, was Du nicht offenbaren magſt. Nun, ich will Dich nicht drängen. Bedenke den Schritt, den Du thun willſt, nochmals und abermals. Bis zum Herbſt wird die Sonne noch manchmal auf- und untergehen, und es wird Dir an Zeit zum Ueberlegen nicht fehlen. Wie dem aber auch ſei, nimm die Ueberzeugung hin, daß Dein volles Vertrauen keine beſſere Stätte finden kann, als in meinem Herzen."

Kaum hatte Dora das Zimmer verlaſſen, als Bender eintrat.

Bender fand den Engelwirth ſehr nachdenkend, und dieſer theilte ihm das Geſpräch mit, das ſoeben zwiſchen ihm und Dora ſtattgefunden.

„Sicher ſteckt da ein Geheimniß darunter," ſchloß der Engelwirth. „Das Mädchen würde ſonſt nicht ſo ſehr auf ihrem Entſchluſſe beharren.

„Ich will Dir das Geheimniß offenbaren," ſagte Bender. „Joſeph's Herz iſt in Flammen gerathen, und Dora hat die Feuersbrunſt verurſacht."

„Und ſie weiß darum?"

„Er hat ſich ihr längſt erklärt; ja, er hat bei mir um die Bewilligung angehalten."

„Und warum haſt Du mir nichts davon geſagt?"

„Die Krankheit Marien's hat mich daran verhindert," erwiderte Bender. Aber ich komme juſt in der Abſicht, über dieſe Angelegenheit mit Dir zu reden."

„Und Dora?"

„Ich habe ſie noch nicht ſprechen können," antwortete Bender. Aber nach dem, was Du mir eben geſagt haſt, ſcheint ſie entſchloſſen, den Knoten zu durchhauen. Sie hat ſeine Leiden-

schaft nicht aufgemuntert, das ist sicher; aber eben so sicher ist es, daß unser Plan einen gewaltigen Riß bekommen hat."

Der Engelwirth war ganz bestürzt. Wie wir gesehen haben, war die Verbindung Marien's und Joseph's sein innigster Wunsch, dessen Erfüllung er sich seit Jahren aufs schönste ausgemalt hatte, und die Gefahr, diesen Wunsch vereitelt zu sehen, kam ihm von einer Seite, von der er sie am allerwenigsten erwartet hätte. Er liebte seine Tochter mit der zärtlichsten Vaterliebe und war überzeugt, daß ihr an der Seite Joseph's das schönste Glück erblühen würde; aber sein edles Herz wehrte sich gegen den Gedanken, die arme Waise diesem Glücke zu opfern."

„Vor allen Dingen," sagte Bender, der die Gefühle seines Freundes aus dessen Gesichtszügen las, „vor allen Dingen muß ich mit Dora sprechen. Ich muß von ihr selbst erfahren, wie es um dieses Verhältniß steht; ich muß genau wissen, was sie ihm auf seine Bewerbung erwidert hat. Schicke mir Dora und laß mich einen Augenblick mit ihr allein."

„Der Engelwirth ging, und als Dora eintrat, sagte Bender, indem er ihr seine große, breite, schwielige Hand entgegenstreckte: „Wenn man Dich nicht holen läßt, kriegt man Dich nicht zu sehen."

„Sie wissen, Herr Bender," sagte Dora, „wie beschäftigt ich bisher war. Ich habe seit zwei Monaten kaum das Haus verlassen."

„Du hast immer Recht," bemerkte Jener scherzend. „Nun setze Dich jetzt einen Augenblick an meine Seite und beantworte mir frei und offen eine Frage. Joseph hat mir gesagt, daß er Dir eine Erklärung gemacht; was hast Du ihm geantwortet?"

„Ich habe ihm nichts geantwortet," erwiederte Dora.

„Du hast also seine Bewerbung nicht zurückgewiesen?"

„Nein!"

„Folglich muß ich annehmen, daß Du seine Leidenschaft theilst."

„Herr Bender!" rief Dora, die durch das Gespräch mit dem Engelwirth eine größere Fassung und Gemüthsruhe erlangt hatte, „ich finde es begreiflich, daß Sie als Vater, der um das Wohl seines einzigen Kindes besorgt ist, diese Unterhaltung herbeiführen. Joseph ist edel und rechtschaffen, und er hat wie ein Mann von Ehre gehandelt, daß er sich Ihnen frei und unumwunden mitgetheilt. Er zeigt, daß er Sie liebt, daß er mich achtet. Ich habe Joseph seit jener Erklärung nicht mehr gesehen; ich habe aber einen Fehler begangen, ihm nicht in jenem Augenblick gesagt zu haben, daß ich niemals die Seinige werden kann."

„Niemals" ist ein gar wichtiges Wort, und der Mensch soll es nicht unbedachtsam aussprechen," bemerkte Bender, durch die entschiedene Aeußerung Dora's aufs höchste überrascht. „In dem Wort „Niemals" liegt die Ewigkeit, und der Mensch weiß doch nicht, was die nächste Secunde bringt. Du bist doch sonst besonnen und wägst die Worte genau ab. Darum versteh' ich Dich nicht. Liebst Du ihn, warum sprichst Du so entschieden niemals? liebst Du ihn nicht, warum hast Du es ihm nicht gesagt, als er sein Herz vor Dir öffnete?"

„Ich habe eben gestanden, daß ich einen großen Fehler begangen," bemerkte Dora, die durch die letzte Frage Bender's sehr in die Enge getrieben wurde. Sie war sogar schon im Begriff, zu erwidern, daß man gezwungen sein kann, das Wort Niemals zu sagen, wo man gern das Gegentheil sagen möchte; aber sie hatte ein theures Geheimniß zu bewahren und durfte sich nicht verrathen.

„Nun, Du brauchst Dich nicht so sehr anzuklagen," bemerkte Bender. „Joseph hat mir nicht verhehlt, was Du ihm gleich beim Anfang seiner Erklärungen erwidert hast. Du bist ein braves Mädchen. Auch will ich Dir gestehen, daß ich ihn

in seiner Leidenschaft für Dich durchaus nicht aufgemuntert habe; im Gegentheil, ich habe dieser Leidenschaft meinen Willen entgegengesetzt."

Dora sah ihn schweigend an.

„Ich weiß, Du handelst nicht nach Launen," fuhr Bender nach einer Pause fort, indem er Dora scharf ins Gesicht sah. „Da Du nun das Wort Niemals so rundweg ausgesprochen, so muß ich annehmen, daß Du triftige Gründe hast, nach denen ich weiter nicht forschen will. Aber ich will meinen Sohn von unserm Gespräch in Kenntniß setzen, damit er sich keinen falschen Hoffnungen hingiebt."

Dora nickte bejahend mit dem Kopfe. — —

XIV.

Marie saß im Garten zu Laubenheim, als Joseph viel hastiger, als es sonst seine Gewohnheit war, auf sie zutrat. Er sah ganz verstört aus und fragte sie, ob sie allein wäre.

Als sie dies bejahete, rief er: „Hast Du schon gehört? Dora geht nach Amerika."

Er wartete aber ihre Antwort nicht ab, sondern fuhr schnell fort: „Ich weiß nicht, was vorgefallen ist; aber es hat sich gewiß etwas Wichtiges ereignet, sonst würde sie einen solchen Entschluß nicht gefaßt haben. Nun, Du bist ja mit ihr ein Herz und eine Seele, sage mir, was sie zu diesem Schritt veranlaßt. Hab' ich ihr etwas in den Weg gelegt? — Sie sucht auf alle mögliche Weise mich zu meiden, und sie hat meinem Vater gesagt, daß sie niemals die Meinige werden kann."

„Beruhige Dich, Joseph," sagte Marie, die den jungen Mann keiner solchen Heftigkeit fähig geglaubt hätte. „Ich hoffe, der Entschluß Dora's wird nicht unabänderlich sein."

„Du täuschest Dich vielleicht," rief Joseph. „Dora hat einen festen Charakter und spricht nicht in den Tag hinein.

Durch Kleinigkeiten läßt sie sich nicht zu wichtigen Schritten verleiten, und sie wird sich, ich fürchte, durch ein paar freundliche Worte nicht von dem wichtigen Schritt abbringen lassen."

„Ich will mein Möglichstes versuchen," sagte Marie sanft und mit einem Ausdruck der Wehmuth, der dem jungen Mann entging. „Sie kommt morgen nach Laubenheim und wird den ganzen Tag hier bleiben."

„Sag' ihr," rief Joseph lebhaft, „sag' ihr, Marie, wie sehr ich sie liebe und wie unglücklich ich sein würde ohne sie. Du bist ja unsere gemeinschaftliche Freundin. Vor Dir hat sie kein Geheimniß, und sie wird Dir gewiß Alles mittheilen."

„Ich hoffe," erwiderte Marie lächelnd.

„Sag' ihr, daß ich Alles aufbieten werde, um meines Vaters Einwilligung zu erhalten; sag' ihr, daß ich sie nicht nur innig liebe, sondern daß ich sie auch achte, daß ich sie hochschätze, daß ich stolz auf ihren Besitz sein werde, und daß sie mich der Verzweiflung aussetzen würde, wenn sie ihren Entschluß ausführte."

„Verlaß Dich darauf, daß ich wie eine wahre Freundin handeln werde," sagte Marie. „Aber ich bitte Dich, sei besonnen und ruhig, wie Du bisher gewesen."

„Du hast gut reden!" rief Joseph. „Wenn Du liebtest, wie ich liebe, würdest Du wissen, was es heißt, wenn ein Herz bedroht ist, das Allertheuerste zu verlieren."

„Ich glaube das gern," sagte Marie. — „Aber strenge Dich an, ruhig zu sein. Suche Dich Dora nicht früher zu nähern, als bis ich Dir's sage. Willst Du?"

„Ja, aber laß es nur nicht zu lange dauern."

„Sprich weder mit Deinem Vater, noch mit sonst Jemand von Deiner Herzensangelegenheit."

„Vor Allem suche sie von ihrem Vorsatz abzubringen!" rief Joseph; denn führt sie ihn aus, so weiß ich wahrlich nicht, was ich zu thun im Stande wäre.

„Sie wird ihn hoffentlich nicht ausführen," sagte Marie. „Aber versprichst Du mir auch, meinen Vorschriften zu folgen?"

„Ich verspreche Dir's."

„Ich baue auf Dein Versprechen, von dessen Erfüllung Alles abhängt," sagte Marie. „Da kommt meine Mutter. Laß von unserer Unterredung nichts merken, und sprechen wir von gleichgültigen Dingen!"

XV.

Am folgenden Tage kam Dora auf die Einladung Marien's nach Laubenheim, und beide Mädchen schlugen bald den Weg nach Marienlust ein. Als sie an dem stillen, traulichen Plätzchen angelangt waren, wo sie so manche Stunde der frühesten Jugend zugebracht hatten, begann Marie, indem sie die Hand ihrer Freundin ergriff: „Ich sollte Dir eigentlich Vorwürfe machen. Du hast einen großen Entschluß gefaßt, ohne mich erst davon zu benachrichtigen, und ich könnte auf die Vermuthung kommen, daß ich Dein Vertrauen verscherzt habe. Auch hast Du mir ja einst feierlich versprochen, meiner Eltern Haus nicht zu verlassen, ohne mich zuvor davon in Kenntniß zu setzen."

„Ich hätte das gewiß gethan," erwiderte Dora.

„Ich weiß aber recht gut, warum Du meinem Vater Deinen Entschluß mitgetheilt. Du wolltest die Brücke hinter Dir abbrechen und mir dann sagen: Marie, ich gehe. Ich muß gehen, denn ich habe Deinem Vater gesagt, daß mich nichts abhalten werde, mein Vorhaben in's Werk zu setzen. Nun, ich kenne den Beweggrund, der aber mehr aus Deinem edlen Herzen, als aus Deinem sonst so klaren, reiflich erwägenden Verstand entsprungen. Das Geständniß, das ich Dir machte, als ich in den Armen des Todes lag und demselben nicht mehr zu entrinnen fest überzeugt war, hat Dich zu dem verzweifelten Schritte bewogen. Du willst Dich mir opfern. Hast Du denn aber auch überlegt, daß

ein ſolches Opfer, weit entfernt, mich glücklich zu machen, mir nur das Herz zerfleiſchen und noch das Lebensglück Anderer zerſtören würde?"

„Es iſt mein traurig Loos, Denen Unheil zu bereiten, die mich lieben, die meinem Herzen theuer ſind," bemerkte Dora ſeufzend.

„Wer hat mehr als ich mit Dir empfunden, was Du gelitten und ertragen?" ſagte Marie. „Aber glücklicher Weiſe ſtehen die Angelegenheiten ganz anders, als Du glaubſt. Es hat ſich manches in mir geändert ſeit jener Nacht, da ich die Pforten des Grabes vor mir geöffnet ſah. Siehſt Du, als ich in einem Zuſtande der Erſtarrung lag und Ihr Alle mich bewußtlos glaubtet, da ſah ich doch ganz genau, was um mich vorging. Ich ſah die Verzweiflung auf dem Antlitz meiner Mutter; ich ſah den ſtummen Schmerz meines Vaters, und ich ſah Deine Anſtrengung, ruhig und gefaßt zu erſcheinen. Ach, was litt ich da um Euretwillen! Wie heiß erflehte ich meine Geneſung, und wie gern hätte ich Euch ein Wort des Troſtes zugerufen! Aber meine Zunge war gelähmt, ſo wie meine Glieder. So lag ich lange, lange; da fühlte ich plötzlich einen gewaltigen Schlag auf meinem Herzen, als ob eine Rieſenfauſt darauf gefallen wäre, und ſogleich entſchwand die irdiſche Welt vor meinen Blicken. Und als ich wieder die Augen aufſchlug und den Arzt vor meinem Bette lächeln ſah, da mußt' ich mich erſt ſammeln, bevor ich ihn erkannte: ja, es dauerte eine Weile, bevor ich das Bewußtſein meiner ſelbſt erlangte. Von dieſem Augenblick an war der Arzt von meiner raſchen Geneſung überzeugt, und er hatte ſich nicht getäuſcht. Meine Kräfte nahmen ſchnell zu, und ich hatte das Glück, die Freude über meine Rettung in Euren Zügen zu leſen. Aber ich bin ſeit meiner Krankheit eine Andere geworden. Die Leidenſchaft, die ich früher ſtill und heimlich im Herzen genährt, iſt ſanften Gefühlen, ruhigen Empfindungen gewichen. Du ſiehſt, daß ich jetzt

fast nicht mehr von der Seite meiner Mutter gehe. Ich habe während meiner Krankheit das Gelübde gethan, künftig so viel wie möglich um sie zu sein, ihre Schwächen mehr zu schonen, ihren Wünschen mehr zuvor zu kommen, als bisher, und ihrer Mutterliebe, selbst in deren Uebermaß, keine Kränkung zu verursachen. Ich weiß, daß ich ihr Alles bin; ich weiß, welche Grausamkeit ich begehe, wenn ich ihr nicht äußerlich meine kindliche Liebe zeige. Sie hat noch nichts von Deinem Entschlusse gehört, den mir mein Vater mitgetheilt und den Joseph und sein Vater als Familiengeheimniß bewahren werden. Wie dem aber auch sei, Du kannst ihn nicht ausführen, wenigstens nicht so schnell ausführen, wie Du beabsichtigst, ohne viele Herzen auf's Tiefste zu verwunden. Ich will Dir's nur frei gestehen, meinen Vater hat Deine Mittheilung sehr betrübt; Joseph ist außer sich vor Bestürzung, und brauche ich von mir zu reden? Du kannst Dir wohl leicht denken, welch' herben Schmerz die Trennung von Dir, besonders eine solche Trennung mir verursachen muß. Beharrst Du noch auf Deinem Vorsatze?"

„Du machst mir das Herz schwer, Marie!" rief Dora nach einer Pause. „Nachdem ich einen langen Kampf mit mir durchgekämpft, und ihn endlich zur Entscheidung gebracht, regst Du Zweifel in meinem Gemüth auf. Du siehst doch selbst ein, meine Freundin, daß ich nicht immer im Hause Deiner Eltern bleiben kann, daß ich es doch früher oder später verlassen muß."

„Das ist aber kein Grund, daß Du es plötzlich, daß Du es auf eine solche Weise verlässest," unterbrach Marie. „Der Schritt, den Du thun willst, ist ein Schritt der Verzweiflung, und nach dem, was ich Dir eben mitgetheilt, hast Du keine Ursache, Dich der Verzweiflung hinzugeben. Harre noch einige Zeit aus, und Du wirst sehen, daß die Zukunft sich günstiger für Dich gestalten wird, als Du glaubst. Vor allen Dingen aber gieb Dein Vorhaben auf!"

„Was begehrst Du? rief Dora.

„Versprich mir's!" bat ihre Freundin, indem sie den Arm um ihren Hals schlang.

Dora schwieg.

„Versprich mir's, meine gute, theure Dora!" wiederholte Marie fast flehenden Tones. „Das Glück meines Lebens hängt von Deinem Versprechen ab!"

„Ich verspreche es!" rief Dora mit sichtbarer Anstrengung.

„Du hast mir eine große Last vom Herzen genommen, und ich athme wieder frei und leicht," sagte Marie.

„Was wird Dein Vater, was wird der alte Bender von mir denken, wenn sie erfahren, daß ich den Vorsatz, den ich ihnen als unabänderlich mitgetheilt, wieder aufgegeben? Werden sie nicht denken müssen, daß ich bloßen Launen folge, statt mit Ueberlegung zu handeln?"

Sie erwähnte absichtlich Joseph's nicht, und Marie, welche die Absicht merkte, vermied es ebenfalls, seiner in diesem Gespräche ferner zu erwähnen.

„Niemand hält Dich für launisch," sagte Marie; „aber man glaubt mit Recht, daß ein geheimer Grund Dich bestimmt habe, meines Vaters Haus zu verlassen. Niemand wird Dir das Geheimniß ablocken oder abzwingen wollen, und es wird stets unter uns beiden bleiben. Uebrigens laß von nun an auch mich ein wenig handelnd auftreten. Ein düsteres Schicksal hat früh Dein Urtheil gereift und Deinem Charakter eine seltene Festigkeit verliehen; mich hat ein schweres Leiden geprüft; aber indem es meinen Körper durchrüttelt, hat es mein Gemüth gestählt. Ich fühle jetzt mein Inneres beruhigt und gestärkt, und meine Ahnung sagt mir, daß wir beide einst glückliche Tage sehen werden." — — —

XVI.

Der Mensch denkt, Gott lenkt, und selten kommen die Dinge, wie Du sie erwartet hast. Der Frühling, nach welchem Du Dich so sehr gesehnt, ist minder blühend, als Du gehofft; der Winter, gegen den Du Dich so sehr verwahrt, ist minder streng als Du gefürchtet. Hoffe nie zu viel, fürchte nie zu sehr, und rechne niemals sicher auf die Erfüllung Deiner Vorsätze. Wer zu sehr fürchtet, verleidet sich die Gegenwart; wer zu viel hofft, den erwarten die bittersten Täuschungen, und wer zu fest auf die Ausführung seiner Pläne baut, vergällt sich das Leben, und sieht zu spät ein, wie sehr der Mensch von tausend Zufälligkeiten abhängt. Glücklich Derjenige, der sich stets den Gleichmuth bewahrt und den weder die Gunst, noch die Ungunst des Schicksals zu sehr überrascht. Denn das Glück und das Unglück liegt nicht sowohl in dem Guten und dem Schlimmen, das uns die flüchtige Stunde bringt, als vielmehr in der Art und Weise, wie wir Beides ertragen.

Eduard Rauschenbach hatte zu sehr auf die Zukunft gerechnet. Er war von der Ausführung seines Planes so fest überzeugt gewesen, daß ihm jetzt die Täuschung um so bitterer scheinen mußte. Wie schön hatte er sich die Zukunft ausgemalt! Er hatte schon im Geiste seine Marie als Gattin an der Seite Joseph's gesehen, und seine Phantasie hatte ihm Beide während einer Reihe von Jahren als beglücktes Ehepaar so oft und so lebhaft vor sein inneres Auge geführt, daß es ihm nach der Mittheilung Bender's schien, es sei ihm ein Stück von seinem Herzen weggerissen worden. Er sah ein, daß er seinen Lieblingsplan für immer werde aufgeben müssen; denn es kam ihm natürlich nicht in den Sinn, seine Tochter dem jungen Manne aufzuzwingen; ja, er fühlte sogar eine gewisse Verpflichtung, die Neigung Joseph's für Dora so schnell wie möglich dem Ziele zuzuführen. Freilich sagte er sich, daß das Glück

ſeiner Tochter doch auch auf eine andere Weiſe, als er gedacht, begründet werden könnte; allein wider ſeinen Willen tauchte doch zuweilen in ſeinem Geiſte der Gedanke auf, daß er einſt beſonnener gehandelt haben würde, Dora nicht in ſeinem Hauſe zu halten. Er bekämpfte nun zwar dieſen Gedanken als ſeiner unwürdig; aber er bekämpfte ihn nicht ohne peinliche Anſtrengung, und er fühlte dieſe Pein um ſo mehr, als er ſich Niemandem mittheilen konnte. Am Allerwenigſten durfte er ſeiner Frau ſagen, was er empfand, da er, wie er glaubte, von ihr nur Vorwürfe hören würde. Hätte er nun gar um das Geheimniß gewußt, das ſeine Tochter einſt ihrer Freundin anvertraut, um wie viel herber, um wie viel grauſamer würde ſein Schmerz geweſen ſein!

Indeſſen hatte er den Troſt, ſeine Marie nicht nur blühender, ſondern auch heiterer, als vor deren Krankheit zu ſehen. Sie kam nicht mehr von der Seite ihrer Mutter, die ſich bei dem Anblick ihrer Tochter zu verjüngen ſchien. Noch niemals hatte der Engelwirth ſeine Gattin ſo munter, ſo zufrieden, ſo glücklich geſehen. Nicht ſelten überraſchte er Beide im vertrauteſten Geſpräche, und es kam ihm vor, als ob ſie über Dinge verhandelten, die ſie vor einem Dritten durchaus geheim halten wollten.

Marie hatte ſeit der erſten Ausfahrt nach ihrer Krankheit nicht ein einziges Mal Mainz beſucht. Sie liebte das Landleben und fühlte zu ſehr, wie wohl es ihr that, als daß ſie ſich hätte nach der Stadt zurückſehnen ſollen, wohin keine Beſchäftigung ſie rief; und da ihre Mutter, wie geſagt, ununterbrochen bei ihr war, ſo mußten ſich diejenigen, welche ein Intereſſe hatten, ſie zu ſehen, nach Laubenheim begeben. Das Landgut des Engelwirths war daher mehr als ſonſt von Gäſten belebt. Unter dieſen befand ſich ſehr häufig Eurich von Altzei. Er kam jede Woche wenigſtens ein Mal nach Laubenheim und wurde durch die freundliche Aufnahme von

Mutter und Tochter zu neuen Besuchen aufgemuntert. Er hatte so oft von seinem Knaben gesprochen, daß Marie den Wunsch ausdrückte, diesen kennen zu lernen. Eines Sonntags stellte sich Eurich mit seinem kleinen Ferdinand in Laubenheim ein und hatte die Freude, zu sehen, daß Marie den schönen, blondlockigen Knaben, der eben das dritte Jahr zurückgelegt hatte, küßte und liebkoste und über seine naiven Bemerkungen und Ausdrücke herzlich lachte. Der Knabe seinerseits war mit Marien wohl zufrieden und zeigte sich betrübt, als die Stunde des Scheidens herangenaht war.

Kaum hatte er sich entfernt, als die Engelwirthin seine Vorzüge vor ihrem Gatten rühmte, so daß dieser sogleich ihre Absicht merkte. Er stimmte ihr vollkommen bei und suchte das Gespräch abzubrechen.

Am folgenden Mittwoch fand sich Eurich bei dem Engelwirth ein. Einige Zeit sprachen sie von gleichgültigen Dingen; dann aber begann Eurich: „Herr Rauschenbach, mein heutiger Besuch bei Ihnen hat einen ernsten Zweck, den zu erreichen mein innigster, mein heißester Wunsch ist. Sie sind ein schlichter, einfacher Mann, und man braucht bei Ihnen keine gedrechselten Redensarten anzuwenden. Wir sind ja beide Rheinländer, und Rheinländer lieben die Umwege nicht. So sei es denn rund heraus gesagt! Ich komme zu Ihnen, um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten. Sie kennen mich und meine Familie, und Sie haben durch unsere lange Geschäftsverbindung hinlänglich Gelegenheit gehabt, einen Blick in meine Vermögens-Verhältnisse zu thun. Freilich, großen Reichthum besitze ich nicht; aber ich bin in der Lage, mich jeden Augenblick von den Geschäften zurückziehen und von meinem erworbenen Gute eine Familie gemächlich ernähren zu können. Ich brauche also, indem ich wieder in die Ehe treten will, auf keine Mitgift zu sehen. Indessen bin ich weit entfernt, die Wichtigkeit der Gründe zu übersehen, die Sie gegen meine Bewerbung geltend

machen könnten. Ich bin Vater eines Kindes, das ich über Alles liebe, und dessen Mutter, die mir der Tod so früh entrissen, ich anbetete. Hätte sie mir auf dem Todtenbette nicht das Versprechen abgefordert, um unseres Kindes willen wieder ein Weib zu suchen, ich hätte vielleicht nie daran gedacht. Auch hatte ich die Absicht, nur ein Weib in gesetztem Alter zu suchen; aber das Geschick wollte es, daß ich Ihre Tochter sah. Wer kann sie einmal sehen, ohne zu wünschen, sie wieder zu sehen? So wurde ich zu wiederholten Besuchen in Ihrem Hause veranlaßt, und je mehr ich Marien sprach, desto mehr wurde ich von ihren seltenen Vorzügen, von ihrer Herzensgüte, von ihrer Sanftmuth und Bescheidenheit hingerissen. Ich bin fest überzeugt, daß sie mich glücklich machen, und daß sie meinem Kinde eine zweite zärtliche Mutter sein wird; und seien auch Sie überzeugt, Herr Rauschenbach, daß es der schönste Zweck meines Lebens sein wird, Ihrer Tochter ein heiteres Loos zu bereiten."

„Herr Eurich", begann der Engelwirth nach einer Pause, „Ihr Wunsch, in meine Familie einzutreten, macht mir viel Ehre. Vor allen Dingen fragt es sich aber, ob Sie das Herz meiner Tochter haben."

„Es versteht sich von selbst, daß ich mich nicht an Sie gewandt hätte, wenn ich nicht zuvor der Einwilligung Marien's versichert gewesen wäre", antwortete Jener. „Ich komme soeben von Laubenheim."

„Was mich betrifft", sagte der Engelwirth, „so muß ich, bevor ich Ihnen eine entscheidende Antwort gebe, erst mit meiner Tochter sprechen und ihr auseinandersetzen, welche schwere, welche saure und vielleicht undankbare Pflicht sie übernimmt, indem sie die Ihrige wird. Sie haben selbst den Grund angedeutet, der meine Einwilligung erschweren könnte, und es ist in der That der einzige, der mich zögern macht. Gestatten Sie mir noch einige Tage Bedenkzeit; nehmen Sie aber die Versicherung mit,

daß ich mich dem Lebensglücke meiner Tochter nicht widersetzen werde und daß sie die Ihrige wird, wenn sie ihr Lebensglück nur an Ihrer Seite zu finden hofft."

Nachdem Eurich das Zimmer verlassen, verfiel der Engelwirth in tiefes Nachdenken. Er sah mit einem schmerzlichen Gefühl, daß die Dinge sich ganz anders gestalteten, als er wünschte, ja, daß sie eine Wendung nahmen, die seine Absicht geradezu durchkreuzte. Seit einiger Zeit hatte ihn nämlich der Plan beschäftigt, eine Verbindung zwischen Eurich und Dora zu bewirken. Er hielt Dora, deren Energie, deren Charakterfestigkeit und rastlose Thätigkeit er durch vieljährige Erfahrung genau kannte, für viel geeigneter, die Erziehung eines Kindes zu übernehmen, als seine Tochter, deren Klugheit und Umsicht noch niemals auf die Probe gestellt worden war, und die man seit ihrer Kindheit so zu sagen auf den Händen herumgetragen hatte. Dora schien ihm für Eurich, Marie für Joseph wie geschaffen; und nun sollten die Rollen umgewechselt werden. Indessen mußte er vor Allem seine Tochter selbst hören, wie lebhaft ihre Neigung für Eurich sei und ob sie reiflich über die Stellung nachgedacht, die sie durch die Verbindung mit dem Witwer anzutreten haben würde.

Gegen Abend ging er nach Laubenheim. Er sprach während des Abendbrodes kein Wort von seiner Unterredung mit Eurich, obgleich seine Frau, welche diese Unterredung veranlaßt hatte, es an mancherlei Anspielungen nicht fehlen ließ, die ihre Neugierde, das Resultat derselben zu erfahren, sehr deutlich verriethen. Nach Tisch aber ergriff er den Arm seiner Tochter, um mit ihr einen Gang durch den Garten zu machen.

„Mein Kind", begann er nach einer Weile, „Herr Eurich hat bei mir um Deine Hand angehalten und mir mitgetheilt, daß er Deiner Zustimmung bereits sicher ist."

„Er hat Dir die Wahrheit gesagt, mein theurer Vater", erwiderte Marie.

„Wie kommt es, daß Du mir von Deiner Zuneigung zu

Gurich niemals etwas gesagt, daß Du mich auf seinen heutigen Besuch nicht vorbereitet hast?"

„Herr Gurich hat sich erst heute bestimmt erklärt", antwortete Marie.

„Und Du liebst ihn?" fragte der Engelwirth.

„Ich werde glücklich mit ihm sein", antwortete das Mädchen.

„Hast Du aber auch reiflich erwogen, mein Kind, welche schwere Verpflichtung, welche große Verantwortung Du übernimmst, indem Du die Seine wirst? Der Mann, der Deine Hand begehrt, vertraut Dir ein hohes Gut an, sein einziges Kind, und verlangt von Dir, daß Du es hegest und pflegest. Hast Du Deine Kräfte gemessen? Bist Du überzeugt, daß dieselben der Aufgabe gewachsen sind?"

„Mein Vater", antwortete Marie, „Gurich selbst hat dieselben Fragen heute Morgens an mich gerichtet. — Ich habe freilich noch meine Kräfte nicht gemessen; aber mein Vorsatz, dem Kinde eine zweite Mutter zu werden, ist so fest, daß ich hoffen darf, meine Kräfte werden nicht ganz hinter meinem Vorsatze zurückbleiben. Ja, ich danke dem Schicksal, daß es mir eine solche hohe Aufgabe stellt, deren gewissenhafte Erfüllung ich als das schönste Ziel meines Lebens betrachten werde."

„Ich zweifle nicht an Deinem Vorsatze, dem Kinde eine zweite Mutter zu werden", sagte der Engelwirth. „Du weißt aber auch, wie man eine solche zweite Mutter nennt. In dem Worte Stiefmutter liegt etwas Gehässiges, und bei etwaigen Mißhelligkeiten zwischen Stiefmutter und Stiefkind steht alle Welt, ohne erst zu prüfen, auf der Seite des Kindes gegen die Mutter. Es giebt gewiß viel harte Stiefmütter; aber die Welt ist im Allgemeinen viel, viel härter gegen dieselben, als diese gegen die Stiefkinder sind. Die Leute heucheln gar oft ein Mitleid für Stiefkinder, um mit größerem Scheine von Gerechtigkeit jene armen Frauen verurtheilen zu können, die sehr häufig in der Erfüllung ihrer sauren Pflicht irre geleitet und am Ende wirklich

hart und grausam werden. Auch ihrem Gatten gegenüber hat die Stiefmutter gar manchen bitteren Kampf durchzukämpfen, gar manchen Stein des Anstoßes sorgfältig zu vermeiden. Nimmt ihr Gatte sie gegen die Beschuldigung der Welt in Schutz, wird er als Rabenvater verschrieen, der auf Seiten der Rabenmutter steht und die Pflichten gegen sein eigen Fleisch und Blut verkennt; und ist er nicht stark genug, diese Beschuldigungen mit Verachtung zu ertragen, so wird das arme Weib sein Opfer, und er klagt sie wohl an, die übernommene Pflicht verletzt zu haben. Oft, ja meistens, mischt sich die Natur selbst störend in eine solche Ehe. Die Mutter zieht ihre eigenen Kinder den Stiefkindern vor, und indem sie Mutter und Stiefmutter zugleich ist, geräth sie bald mit ihrem Gewissen, bald mit ihrer Mutterliebe in den heftigsten Zwiespalt und lebt beständig in Kummer und Aergerniß. Sie wird dann vergrillt und verbissen, und entfremdet sich dadurch nicht selten ihre eigenen Kinder. Bedenke daher, meine Tochter, den wichtigen Schritt, den Du thun willst, und vergiß nicht, daß das Glück meines Lebens von dem Deinigen abhängt. Ich stehe an der Schwelle des Greisenalters, und ich möchte die wenigen Tage, die mir noch beschceert sind, ruhig genießen; ich würde aber hundert Mal den Tod vorziehen, als Dich unglücklich zu wissen."

Der Engelwirth hatte diese Worte mit einem solchen Ernst und zugleich mit einer solchen Wehmuth ausgesprochen, daß Marie, auf's tiefste ergriffen und erschüttert, sich erst eine Weile sammeln mußte, um auf seine Bemerkungen antworten zu können.

„Theuerster Vater," begann sie endlich, „mein Herz sagt mir, daß ich glücklich sein, daß ich Dich glücklich sehen werde. Eurich ist ein gebildeter, offenherziger Mann und erheuchelt gewiß die Gefühle nicht, die er für mich zu hegen so sehr betheuert. Sein Kind ist schön, sanft und liebenswürdig und noch so jung, daß die Erziehung desselben erst zu beginnen hat.

Ich werde keine Rabenmutter sein," fügte sie lächelnd hinzu, „und ich bin überzeugt, daß mich die Welt auch für keine Rabenmutter halten wird."

„Davon kannst Du durchaus nicht so fest überzeugt sein," warf der Engelwirth ein.

„Was kümmert mich denn aber auch das Gerede der Welt?" sagte Marie. „Hast Du mir nicht selbst seit meiner frühen Kindheit den Grundsatz eingeprägt, daß man nach Pflicht und Gewissen handeln muß, ohne sich durch das Reden der Leute beirren zu lassen?"

„Freilich habe ich Dir diesen Grundsatz eingeprägt, meine Tochter; aber es gehört ein männlicher Muth dazu, ihn siegreich durchzuführen;" entgegnete der Engelwirth. „Außerdem soll sich der Mensch keine Schwierigkeiten schaffen. Er soll sie besiegen, wenn sie sich ihm aufdrängen, aber nicht hervorrufen, bloß um seine Kraft gegen sie erproben zu können. Denn wenn seine Kräfte ihm dann versagen, unterliegt er mit Unglimpf und verdient das Leid, das er so leichtsinnig und in der Ueberschätzung seiner selbst sich zugezogen hat. Du, mein Kind, bist zwar weder leichtsinnig, noch hochmüthig; ob Du aber Deine Kräfte kennst, ist eine andere Frage."

„Der Himmel wird mir schon Kraft verleihen, die Pflicht zu erfüllen, die ich übernehmen will," sagte Marie. „Als ich schwer darniederlag und den bittern Schmerz auf Euren Gesichtern las, nahm ich mir vor, ein wohlthätiges Werk auszuüben, wenn ich dem Tode entginge. Giebt es aber ein wohlthätigeres Werk, als einem Waisenkinde eine zweite Mutter zu sein?"

„Ich habe Dich auf alle Schattenseiten dieser Verbindung aufmerksam gemacht; aber ich will mich der Neigung Deines Herzens nicht entgegensetzen. Nur denk' ich, daß man solche wichtige Schritte nicht übereilen soll. Ich möchte noch gern

einige Zeit vorübergehen laſſen, bevor ich dem Herrn Eurich eine bejahende Antwort gebe."

„Ich habe natürlich meine Einwilligung von der Deinigen abhängig gemacht," ſagte Marie. „Aber auch außerdem würde ich warten, bis die Zukunft Dora's geſichert iſt."

„Was meinſt Du damit?" fragte der Engelwirth.

„Du weißt jetzt, mein Vater," ſagte Marie, „wie leidenſchaftlich Joſeph meine Freundin liebt; Du weißt aber nicht, daß dieſe Liebe von Dora eben ſo glühend, wenn auch ganz im Stillen, erwidert wird. Joſeph's Vater widerſetzt ſich dieſer Verbindung, und das iſt auch der Grund, warum Dora nach Amerika auswandern wollte. Aus Furcht, die Urſache eines Zerwürfniſſes zwiſchen Vater und Sohn zu werden, hatte ſie dieſen Entſchluß gefaßt, und es iſt mir nur durch die äußerſte Anſtrengung gelungen, ſie von der ſofortigen Ausführung desſelben abzubringen. Aber kann ich ſie leiden ſehen, ohne ihren Schmerz zu theilen? Was hat ſie, deren ſeltene Eigenſchaften Jedermann bewundern muß, denn verbrochen, daß Bender ſie nicht würdig hält, ſie in ſeine Familie aufzunehmen? Ich brauche Dir die Verdienſte Dora's nicht zu rühmen; denn Du haſt dieſelben ſchon erkannt, als ſie, ein kleines Kind, von dem Mitleid unbeſtändiger Menſchen abhing. Du haſt ſie in unſer Haus genommen, und ſie hat Dein Vertrauen auf's Allerglänzendſte gerechtfertigt. Du haſt ſie nicht einen einzigen Augenblick verdroſſen bei der Arbeit geſehen; Du haſt niemals einen unſchönen Zug an ihr wahrgenommen. Ja, Du kennſt ihre Vorzüge ſo gut wie ich. Aber was ſie mir von jeher war, was ſie mir noch iſt: das weißt Du nicht, das kannſt Du nicht wiſſen. Faſt alles, was ich Edles in mir fühle, habe ich ihr zu verdanken; denn ihr Beiſpiel hat mich angeſpornt, ihr etwas ähnlich zu werden, wenn ich ihr auch nicht gleich werden konnte. Du haſt geſehen, mit welcher Selbſtaufopferung ſie in meiner ſchweren Krankheit mich pflegte, welchen tiefen Schmerz ſie

empfand, mich leiden zu ſehen. Ihr bin ich zum größten Theil meine Geneſung ſchuldig; an ſie knüpft mich das Gefühl der Dankbarkeit, der innigſten Schweſterliebe, und ich könnte nicht glücklich ſein, wenn ich ſie nicht glücklich wüßte."

„Sei feſt überzeugt, meine Tochter, daß mir das Schickſal Dora's nicht gleichgültig iſt," ſagte der Engelwirth. „Ich hatte auch für ihre Zukunft einen Plan entworfen; er iſt aber, wie ich jetzt ſehe, nicht mehr ausführbar."

Marie hatte im Geſpräche mit ihrer Mutter die Abſichten des Engelwirths in Bezug auf ſie ſelbſt, ſo wie auf Dora erfahren. Sie verſtand alſo die Anſpielung ihres Vaters ſehr gut und erwiederte: „Es giebt nur einen Plan, deſſen Ausführung das Glück Dora's zu begründen vermag. Du haſt ſie ſtets mit Vaterliebe behandelt; willſt Du Dein Werk nicht krönen? Sprich mit Bender. Ich bin feſt überzeugt, er wird ſich am Ende doch nicht der Verbindung widerſetzen."

„Ich will mit ihm reden," ſagte der Engelwirth.

„O mein Vater!" rief Marie, indem ſie ihm um den Hals fiel, „wie dank' ich Dir für dieſes Verſprechen!"

XVII.

Man kann ſich leicht denken, daß der Engelwirth keinen großen Aufwand von Beredſamkeit nöthig hatte, um den alten Bender von der Vortrefflichkeit Dora's zu überzeugen. Bender ſchnitt ihm ſogar das Wort ab, indem er ſagte: „Alles, was Du zum Ruhme des Mädchens anführen kannſt, weiß ich ja eben ſo gut wie Du. Auch kannſt Du mir glauben, daß mir der Zuſtand meines Buben zu Herzen geht. Er härmt ſich ab und frißt ſeinen Gram hinunter; denn ich habe ihm verboten, von ſeiner Leidenſchaft mit mir zu reden, bevor ich ihn ſelbſt

dazu auffordere, und Du weißt, wie gehorsam er ist. Wenn ich nun bis jetzt meine Einwilligung nicht gegeben habe, so geschah es hauptsächlich aus Rücksicht für Dich. Du hattest Dir in den Kopf gesetzt, es könnte für Deine Tochter kein schöneres Glück geben, als an Joseph's Seite, und Du hattest Dich in Deinen Plan so hineingelebt, daß Du die Sache schon für ausgemacht hieltest. Nun, Du hast gesehen, wie wenig sich die jungen Leute nach Deinem Plan gerichtet haben. Ich aber wollte nicht früher meinem Sohne den Willen thun, als bis Du selbst mir mit klaren Worten sagtest, daß Du Deinen Plan für unausführbar hälst. Da dies jetzt geschieht und Du selbst die Verbindung Dora's und Joseph's wünschest, so schlag' ich mit Freuden ein. Ich sage: mit Freuden, weil ich überzeugt bin, daß die Herzen der jungen Leute besser gewählt haben, als unser Verstand. Joseph hat einen sanften, einen zu sanften Charakter. Es fehlt ihm an Entschlossenheit, und ich glaube nicht, daß er im Stande sein würde, in schwierigen Lagen sich schnell und mit einem gewaltigen Ruck zu helfen. Er braucht daher ein Weib, das ihn anspornt, das ihn aufstachelt und, wenn es gilt, selbst Hand mit anlegt. Dora wird ihm ein solches Weib sein. Auch brauch' ich ja selbst für meine alten Tage Jemand, der mir hülfreich zur Seite steht und mir meine Käth'" — bei diesem Namen seufzte er tief auf — „einigermaßen ersetzt. Dazu ist denn Dora wie geschaffen. Was Deine Marie betrifft, lieber Eduard, so ist sie zu zart, um die Gattin eines Handwerkers zu werden, und ich bin sicher, sie wird mit Eurich viel glücklicher sein, als sie mit Joseph sein würde. Wir Menschen sind sonderbar geartet; wir meinen immer, wenn die Dinge nicht gerade so kommen, wie wir gewünscht, so habe die Fürsehung einen Fehler begangen. Wir können über die Dinge, die da kommen sollen, nicht gebieten; sondern wir müssen uns, wenn sie kommen, nach ihnen bequemen. Was soll ich's leugnen? Mir wäre es viel lieber,

Dora gehörte einer angesehenen Familie an; aber da es nun einmal nicht so ist, so muß ich mich schon fügen, und ich denke sogar, daß es am Ende besser ist, wie es ist, als wenn es wäre, wie ich es gewollt hätte."

„Freilich, freilich", rief der Engelwirth, „müssen wir uns nach den Dingen bequemen. Ich kann daran nichts mehr ändern, und ich hoffe auch, daß sich Alles zu unserm Besten gestalten wird. Ich sehe meine Marie heiter und aufgeräumt, und sie hat mir zu wiederholten Malen versichert, daß es für sie keine größere Freude geben würde, als Dora an der Seite Joseph's zu sehen. Wie ich Dir bereits gesagt habe, ist es mein Wunsch, daß Joseph die Engelwirthschaft übernehme. Er ist jung, kräftig und arbeitsam, und Du weißt, wie handlich Dora ist. Sie würden Beide aus dem „Engel" eine wahre Goldgrube machen."

„Diese Angelegenheit werden wir später und in Anwesenheit Joseph's und Dora's genau überlegen", bemerkte Bender.

„Ich habe auch mit Dir noch über die Mitgift Dora's zu sprechen", sagte der Engelwirth. „Sie hat mein Gut vermehren helfen, als wenn es das ihrige gewesen wäre; und ich werde sie nicht aus meinem Hause gehen lassen, ohne ihr gewissenhaft zuzustellen, was sie sich redlich und durch sauren Fleiß erworben hat."

XVIII.

Von allen diesen Verhandlungen und Gesprächen hatte Dora nicht das Geringste erfahren, da Marie allen Betheiligten ein unbedingtes Stillschweigen abverlangt hatte. Eines Sonntags nun, als die Abend-Dämmerung begann, hörte Dora das Gespann des Engelwirths in den Hofraum einfahren, und einen Augenblick später eilte Marie in ihre Arme mit den Wor-

ten: „Du kannst mir gratuliren, Dora; ich bin eben verlobt worden. Da kommt mein Bräutigam!“

Eurich, am Arme die Engelwirthin, trat nun in's Haus. Die Engelwirthin sah ganz verklärt aus und ließ Dora keine Zeit, sie zu beglückwünschen, sondern warf ihren Arm um den Hals des Mädchens und fing an, heftig zu weinen. Nun kam auch der Engelwirth, der halb ernst, halb scherzend seine Frau ermahnte, mit dem Thränenvergießen einzuhalten, und den Glückwunsch Dora's annahm.

Man kann sich die Ueberraschung Dora's leicht denken, eben so die verschiedenen Empfindungen, die bei dieser unerwarteten Nachricht ihren Busen bestürmten. Sie hatte Mühe, sich zu fassen, und war froh, als sie sich mit Marie einen Augenblick allein befand. Diese war sehr heiter, und aus ihren blauen Augen strahlte unaussprechliche Zufriedenheit.

Sie hatten indessen nicht Zeit zu langer Unterhaltung; die Verlobung sollte noch heute Abend durch ein kleines Familienfest gefeiert werden, und es waren noch keine Vorbereitungen dazu getroffen.

Das Familienfest war allerdings klein; denn es bestand nur aus einer Tafel mit sieben Gedecken. Nur zwei Gäste fanden sich zu dieser Tafel ein, Bender nämlich und sein Sohn. Der alte Bender war gar stattlich aufgeputzt und beglückwünschte jeden Einzelnen mit den feierlichsten Redensarten. Was aber seinen Sohn betrifft, so war er in sichtbarer Aufregung; denn er sollte ja den heutigen Abend in der Nähe Dora's, der Geliebten seines Herzens, zubringen, deren Besitz der heißeste seiner Wünsche war.

Bei Tisch saß Joseph an der Seite Dora's. Das Gespräch war Anfangs sehr lebhaft, und besonders sprach der alte Bender sehr viel. Kaum war aber der Braten angelangt, als der alte Küfer schweigsam wurde, und man sah es ihm an, daß sich große Dinge in seinem Geiste vorbereiteten. Er spielte

nachdenkend mit der Gabel, zupfte an der Serviette und zog die Stirn in Falten. In der That brachte er auch bald einen Toast auf das Wohl des Brautpaares und der Familie Rauschenbach aus, und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß dieser Toast viel gelungener war, als jener, den er einst in Laubenheim, vor der Abreise seines Sohnes nach Würzburg, ausgebracht hatte.

Der Engelwirth, der kein Redner war, antwortete in einigen schlichten und herzlichen Worten, und darauf ergriff Eurich, der als Adjunct des Bürgermeisters von Altzei in öffentlichen Reden geübt war, das Glas und sprach sein Glück aus, in eine solche würdige Familie, wie die der Rauschenbach, aufgenommen zu werden. Er sprach so leicht und fließend und in solch gewählten Ausdrücken, daß die Engelwirthin mit sichtbarem Stolz auf ihn blickte und ihm dann sagte, sie hätte eine solche rührende und ergreifende Rede noch niemals gehört.

Wer am wenigsten diese Rede würdigte, war Joseph. Er hatte sie gar nicht beachtet, so glücklich war er, an der Seite Dora's zu sitzen und sich mit ihr unterhalten zu können. Von Zeit zu Zeit warf er einen bedeutungsvollen Blick auf seinen Vater, als wollt' er ihn an etwas erinnern.

Endlich begann dieser zum Engelwirth gewandt: „Wie lange sind wir Freunde, Eduard?"

„Seit unserer Kindheit."

„Das ist lange her, nicht wahr?" sagte Bender. „Hat aber unsere Freundschaft während dieser langen Zeit auch nur die geringste Erschütterung erlitten? Haben wir nicht vielmehr in Freud' und Leid, in guten und bösen Stunden uns gegenseitig treu und bewährt gefunden?"

„Gewiß, gewiß," rief der Engelwirth, indem er Bender's Hand schüttelte.

„Ich denke, unsere Freundschaft wird auch für den Rest unseres Lebens aushalten. Es geht nichts über die Freund-

schaft. Sie ist viel stärker, viel ausdauernder, viel edler als die Liebe, die doch auch erst einen wahren Werth hat, wenn sie mit der Freundschaft verbunden ist. Die Liebe im Herzen ist wie ein junger feuriger Wein im Fasse. Zehrt sich der nicht immer mehr ein, und muß man ihn nicht dann und wann auffüllen, damit er nicht verderbe? So muß auch die Liebe, wenn sie nicht verflammen soll, durch die Freundschaft genährt und unterhalten werden. Tausend gute Eigenschaften hat Ihre Braut, Herr Eurich; aber die schönste Eigenschaft an ihr ist die innige Freundschaft zu Dora, so wie es der schönste Vorzug Dora's ist, diese Freundschaft als das kostbarste edelste Gut zu schätzen und durch eben so viel Treue und Beständigkeit zu erwiedern. Beide Mädchen sind sich an Tugenden und Vorzügen gleich. Sie, Herr Eurich, werden durch Marie gewiß der glücklichste Gatte werden, und was mich betrifft, so würd' ich mich glücklich preisen, Dora zur Schwiegertochter zu besitzen. — Dora, willst Du meine Schwiegertochter werden?" fragte er sie, ihre Hand ergreifend; und ohne ihre Antwort abzuwarten, sagte er zu seinem Sohne: „Joseph, nimm die Hand und sieh zu, daß sie Dir nicht entschlüpft."

Der junge Mann drückte Dora's Hand fest an sein Herz, und sie ließ ihn gewähren.

Nun ertönten die Glückwünsche von Neuem und von allen Seiten.

Dora war kaum fähig, ein Wort zu sprechen. Sie ging zum Engelwirth, erfaßte seine beiden Hände, die sie mit ihren Thränen benetzte, und konnte nur die zwei Worte: „Mein Wohlthäter!" herausbringen.

Der Engelwirth küßte sie auf die Stirn und sagte: „Sei glücklich, mein Kind; Du bist es werth, glücklich zu sein." Die Engelwirthin ließ ihr aber keine Zeit, sich ihr zu nähern, sondern wie immer dem Trieb ihres Herzens folgend, eilte sie auf Dora zu, schlang die Arme um sie und herzte und drückte sie

und vergoß einen Strom von Thränen und rief: „Ach, wer hätte das jemals gedacht!"

„Siehst Du nun, meine Tochter," sagte Bender zu Dora, „daß der Mensch das Wort „Niemals" nicht so leicht aussprechen soll?"

„Ich sage nicht: Niemals," rief Joseph: „ich sage: Ewig!"

„Ich hoffe, mein Sohn," sprach Bender, „daß Du ihr ein Freund und Beschützer sein, daß Du Dich stets ihrer würdig zeigen werdest."

„Ich werde ihr treu sein bis in den Tod!" rief Joseph.

Eurich versicherte, daß die Liebe und Freundschaft, die in diesem Kreise herrschten, ihm recht deutlich sein Glück zeigten, demselben durch die engsten Familienbande anzugehören. Die Engelwirthin aber plauderte jetzt mit den beiden Mädchen, pries die Vorzüge Eurich's, die sie zuerst entdeckt zu haben sich rühmte, und theilte dann Dora mit, daß diese auf den Wunsch Marien's genau dieselbe Ausstattung haben werde wie ihre eigene Tochter. „Eure Wäsche wird von derselben Leinwand, Eure Kleider werden von demselben Stoffe sein, und Eines wird nicht mehr haben, als das Andere. Nicht wahr, Marie, das ist Dein Wunsch?"

Marie nickte bejahend. —

Mitternacht war längst vorüber, als man sich trennte.

Als Marie und Dora in ihrem Schlafzimmer waren, fragte Jene: „Dora, bist Du glücklich?

„Bist Du es, meine Freundin?"

„Sehr, sehr glücklich!" rief Marie.

„Wie sollt' ich's also nicht sein? Ich bin es um so mehr, als ich mein Glück Dir zu verdanken habe." —

XIX.

Wir überſpringen einen Zeitraum von fünf Jahren. Dora hat ihrem Gatten bereits zwei Kinder geſchenkt, von denen das ältere, ein Mädchen, ſo eben das vierte Jahr zurückgelegt. Es heißt Käthchen und hat dunkles Haar und ſchwarze Augen. Der alte Bender behauptet ſteif und feſt, es ſehe ſeiner ſeligen Käth' ähnlich wie ein Ei dem andern, obgleich dieſe hellblondes Haar und blaue Augen hatte. Niemand wagt es aber, ihm zu widerſprechen. Das zweite Kind, Kilian, iſt zwar kaum drei Jahre alt, aber ſchon ſo groß, ſo ſtark und ſo wild, daß kein Geſchirr vor ſeinen Händen ſicher iſt, zur unausſprechlichen Freude ſeines Großvaters, der in ihm ſchon den Keim zum beſten Küfer am ganzen Rheinſtrom erblickt. Ein glücklicherer Großvater, als Kilian Bender, hat niemals gelebt. Die beiden Enkel ſind ſeine Freude, ſeine Luſt, ſeine Wonne. Seine Liebe zu ihnen geht ſo weit, daß man ſie in ſeiner Gegenwart nicht zurecht zu weiſen wagt. So oft er nach Hauſe kommt, hat er alle Taſchen voll Zuckerwerk und empfindet ein unbeſchreibliches Vergnügen, wenn die Kleinen, ſich an ihn hängend, ihm die Taſchen plündern. Je mehr ſie an ſeinen Kleidern zerren, je ausgelaſſener ſie ihm an den Haaren herumfahren, deſto vergnügter wird er. Vor Kurzem hat ihm der kleine Kilian die koſtbare Meerſchaumpfeife aus dem Munde geriſſen und ſie ſo heftig auf den Boden geworfen, daß der prachtvoll angerauchte Kopf, der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung ſeit mehr als einem Menſchenalter, durch mehrere Beulen verunſtaltet wurde. Joſeph, der ein Zeuge dieſer Unthat war, erſchrak ſehr und wollte ſeinen Sohn züchtigen; der alte Bender aber wies ſeinen Sohn mit den Worten zurecht: „Willſt Du mir das Kind in Ruh' laſſen? Es iſt hundert Mal geſcheidter als Du."

Ganz beſonders ſtolz iſt Bender auf ſeine Schwiegertochter, die es an nichts fehlen läßt, um ihm das Leben ſo angenehm

wie möglich zu machen, und er hat ſchon unzählige Male zu ſeinem Sohne geſagt: „Du haſt mehr Glück als Verſtand, und biſt gar nicht eines ſolchen Kleinodes werth, wie Dein Weib iſt.“

Wenn der alte Bender mit ſeiner Schwiegertochter über die Straße geht, hält er den Kopf hoch. Ihretwegen trägt er ſogar jeden Sonntag, wenn er ſie zur Kirche führt, weiße baumwollene Handſchuhe, die er früher nur bei Hochzeits- und Sterbefällen oder bei ſonſtigen höchſt feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Er verſichert allen Leuten, daß er durch die Pflege, die ihm Dora angedeihen laſſe, ſich merklich verjünge. Um ſich ſelbſt von ſeiner noch friſchen Kraft und Stärke zu überzeugen, ergreift er jeden Monat Schlägel und Setze und treibt einige Reifen um ein Stückfaß, und die Umſtehenden verſichern ihn natürlich, daß ſein Arm jetzt faſt eben ſo ſehnig ſei, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Wer übrigens das Gegentheil behauptete, würde es mit ihm zu thun haben.

Ein beſonderer Verehrer Dora's iſt noch immer der Profeſſor Huber. Er hat jetzt über ein halbes Jahrhundert hinter ſich und denkt daher noch viel weniger, als früher, ſich in's Ehejoch zu ſpannen, beſonders da die Hoffnung, welche die diplomatiſche Geſchicklichkeit der Engelwirthin einen Augenblick in ihm belebt hatte, ſo ſchnell zu Waſſer geworden. Zu ſeinem Glück weiß er nicht, welche Scene er unſchuldiger Weiſe zwiſchen der Engelwirthin und Dora einſt veranlaßt hat. Er kommt häufig in Dora's Haus, um mit dem alten Bender einige Abendſtunden zu verplaudern, da die Engelwirthſchaft ſchon ſeit lange nicht mehr beſteht und deren Stammgäſte ſich in alle vier Winde zerſtreut haben. Der „Engel“ iſt jetzt, verſchönert und vergrößert, in ein Privathaus umgewandelt, das von den früheren Beſitzern und von Eurich und deſſen Gattin gemeinſchaftlich bewohnt wird. Ein Jahr nach ſeiner Verheirathung iſt nämlich der Letztere auf Wunſch ſeiner Schwiegereltern, die gern

ihre Tochter um ſich haben wollten, nach Mainz übergeſiedelt. Die beiden Familien leben heiter und zufrieden beiſammen. Die Engelwirthin wird von ihrem Schwiegerſohne, der vor zwei Jahren zum Mitgliede des Mainzer Stadtraths ernannt wurde, mit der zarteſten Rückſicht behandelt und iſt gar ſtolz auf ihn. Von Zeit zu Zeit taucht zwar in ihr der alte Groll gegen Dora wieder auf, beſonders wenn man von deren ſchönen Kindern ſpricht; ein Blick von Marie genügt aber dann, das Herz der Mutter wieder ſanfter zu ſtimmen. Der Engelwirth hat ſich zu ſeiner Freude überzeugt, daß Marie von Niemand als böſe Stiefmutter angeſehen wird, und daß der kleine Ferdinand an ihr mit der zärtlichſten Liebe hängt. Außerdem hat er in Eurich, der ſeine Gattin anbetet, einen Ehrenmann gefunden, dem die Hochachtung Aller zu Theil wird. Sein ſehnlichſter Wunſch iſt, daß ihn ſeine Tochter bald mit einem Enkel überraſchen möge. Bis jetzt iſt nämlich die Ehe der jungen Leute unfruchtbar geblieben.

Das Verhältniß zwiſchen Marie und Dora iſt noch ſo innig wie in den erſten Jahren ihrer Kindheit, zur Verwunderung der Welt, die das Herz eines Weibes nicht geſchaffen glaubt, die Flamme der Freundſchaft dauernd zu nähren. Dora ſieht in Marie die Schöpferin ihres Lebensglücks, und ſie ahnt das Opfer, welches ihre Freundin dieſem Glücke gebracht, obgleich ſie niemals davon ſpricht; und Marie erblickt in Dora jetzt noch mehr als ſonſt das Muſter aller Frauentugenden, den Inbegriff aller weiblichen Vorzüge. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß ſie ſich ſehen und in gegenſeitiger Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen die ſüßeſte, die ſchönſte Befriedigung finden.

Wie die Poesie sich rächt.

Besitzen ist gewöhnlich nichts anders als die Furcht, zu verlieren, und dieser Furcht ist man am häufigsten auf Reisen ausgesetzt. Bias, der nichts als seine philosophische Bagage im Hirnkasten auf Reisen mitnahm, war der beneidenswertheste aller Reisenden; denn so lange ihm nicht der Schädel gespalten wurde, war sein Vermögen in Sicherheit. Wer aber sein ganzes Besitzthum in Koffern und Nachtsäcken mit sich führt, ist tausend dummen Späßen von Seiten des neckischen Geschicks ausgesetzt.

Es war aber gewiß ein nicht zu rechtfertigender dummer Spaß von Seiten des neckischen Geschickes, daß mir auf meiner Vergnügungsreise nach Holland das Patentschloß an meinem Koffer sprang und ich genöthigt wurde, in dem Städtchen Riegelheim Halt zu machen, im Gasthause „zum Schwanen" abzusteigen und dort auf die Wiederherstellung meines ledernen Patienten zu warten.

Ich muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß sich der Schwanenwirth alle nur erdenkliche Mühe gab, mir den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm wie möglich zu machen. Er erzählte mir Anekdoten, die auf tausend Umwegen aus Meidingers Grammatik in seinen Besitz gekommen waren; er gab mir einen langen Abriß der Stadt Riegelheim zum Besten; er wieder-

holte die Rede, die der Riegelheimer Bürgermeister vor drei Jahren bei der Durchreise des Prinzen gehalten und verfehlte dabei nicht, die Biographien der Mitglieder der Riegelheimer Municipalität in möglichst blühendem Style vorzutragen. Hierauf wurde er sein eigener Plutarch und versicherte, daß er es nur durch seine strenge Rechtlichkeit und gute Küche dahin gebracht, der beliebteste Gastwirth der ganzen Gegend zu sein.

Alle diese lobenswerthen Anstrengungen verhinderten jedoch nicht, daß mir die Zeit über den Kopf wuchs und meine Begierde, sie todt zu schlagen mit jedem Augenblicke heftiger wurde.

Ich verhehlte dem Schwanenwirthe diese mörderischen Gedanken durchaus nicht und fragte ihn dabei nach den Quellen, aus denen die Riegelheimer ihre öffentlichen Vergnügungen schöpften. Der Schwanenwirth bemerkte, daß diese Quellen eine ewige Quelle des Streites unter den Gemeinderäthen seien. Man sei zwar darüber einig, daß etwas geschehen müsse; man sei aber uneinig darüber, wie es geschehen müsse. Auf das Wie kommt aber Alles im Leben an, setzte er mit philosophischer Salbung hinzu, und fuhr dann fort: „Einer unserer Mitbürger, ein sehr gelehrter und feiner Mann, der Doctor Justinus“ —

„Justinus?“ unterbrach ich den Wirth. „Es ist doch nicht etwa derselbe, der in den zwanziger Jahren in Heidelberg studirte und später in Sinzheim wohnte? Ein großer, stattlicher Mann?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Wirth, „ob Herr Doctor Justinus in Heidelberg studirt hat; ich weiß nur, daß er früher in Sinzheim ansässig war und ein stattlicher Mann ist.“

„So hätte ich ja meinen besten Universitätsfreund hier!“ rief ich lebhaft. „Ich will gleich sehen.“ —

Ich ließ dem Schwanenwirthe nicht Zeit, mir genauere Auskunft über meinen Freund zu geben, sondern machte mich gleich auf den Weg nach dessen Wohnung. —

Als ich auf der Heidelberger Universität den Musen oblag,

galt Justinus für den flottesten Studenten. Er war der beste Reiter, der verwegenste Schwimmer, der kühnste Fechter, der liebenswürdigste Gesellschafter. Er war witzig, geistreich und voll Kenntnisse; denn trotz aller Zerstreuungen, denen er sich hingab, vergaß er doch die ernsten Wissenschaften nicht und widmete sich besonders der Jurisprudenz, seinem Fachstudium, mit dem größten Eifer. Daher kam es denn, daß er als die hervorragendste Persönlichkeit unter den Heidelberger Musensöhnen angesehen wurde und daß ihm nicht nur die Professoren, sondern auch deren Töchter sehr zugethan waren.

So sehr poetisch indessen Justinus auch damals leben mochte, so warm sein Herz auch für Freundschaft schlug und so sehr er sich auch für alles Edle und Schöne erwärmte: für die poetische Literatur schien er kein Organ zu haben. Man mochte ihm die allerschönsten Verse in die Hand geben — sie ergriffen ihn nicht, sie ließen ihn kalt. Er hatte die griechischen und römischen Classiker gelesen und er sagte, daß er das Große, das Kerngesunde in denselben allerdings bewundere, daß ihn jedoch keine Sophokleische Tragödie so sehr erschüttert habe, wie Thucydides oder Tacitus. Ich, der ich zu seinen innigsten und vertrautesten Freunden gehörte und für die Musen schwärmte, hatte mit ihm manchen lebhaften Wortstreit, in welchem ich seiner unbegreiflichen Kälte gegenüber die Herrlichkeit Apelles mit Feuereifer predigte. Ich pflegte bei derartigen Gelegenheiten mit glühender Begeisterung vom Helikon, vom Parnassus und von der Hippokrene zu sprechen; er aber erwiderte gewöhnlich, daß nicht Allen Alles gegeben sei und daß er meine Schwärmerei begreife, aber nicht theilen könne.

Diese Erörterungen jedoch, so heftig sie auch zuweilen wurden, hatten durchaus keinen ungünstigen Einfluß auf unsere Freundschaft, die sich bei manchen schwierigen Gelegenheiten vollkommen bewährte. „Wir blieben uns gegenseitig herzlich zugethan und unterhielten den lebhaftesten Briefwechsel, als unser künfti-

ger Beruf uns nöthigte, verschiedene Universitäten aufzusuchen. Der Briefwechsel wurde jedoch seltener, nachdem wir beide in's bürgerliche Leben getreten waren und endlich wurde er ganz unterbrochen; ja, nach einigen Jahren wußte ich sogar den Wohnort meines Freundes nicht mehr, und man kann sich leicht denken, welche Gefühle mich bewegten, als ich in sein Haus trat.

Statt meines Freundes traf ich ein weibliches Wesen, ein Zwittergeschöpf zwischen Köchin und Dienstmagd. Sie sagte mir, daß ihr Herr nicht zu Hause wäre, daß er indessen bald zurückkehren würde, und führte mich in ein Zimmer mit dem wohlmeinenden Rathe, ihn hier zu erwarten.

Die Physiognomie dieses Zimmers machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Es verrieth eine gewisse Wohlhäbigkeit und mochte ursprünglich mit Geschmack eingerichtet gewesen sein; aber es fehlte die Ordnung, die Pflege, die Wohnlichkeit. Wohin man auch sah, man gewahrte überall, daß die Nachlässigkeit in unbestrittener Legitimität herrschte. Unter dem Dutzend Stühlen war nicht ein einziger, der sich einer vollkommenen Gesundheit erfreut hätte. Auf dem großen Spiegel, der sich zwischen den zwei Fenstern befand, lag eine dicke Staubdecke, die jeden Sterblichen an seinen miserablen Ursprung erinnerte, und in der Mitte der Tischdecke war ein großer runder Oelfleck, der gleichsam die Antireinlichkeit besiegelte. Was indessen meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nahm, war die Gruppe der Grazien von Canova, die sich auf dem gußeisernen Ofen befand. Der mittleren dieser Grazien, die dem Beschauer den Rücken kehrt, war nämlich der gypserne Hintertheil zerschlagen; um aber die dadurch entstandene Kluft ökonomisch zu benutzen, hatte man in dieselbe eine Cölnisch-Wasserflasche gethan, die den langen dürren Hals in die Welt hinausstreckte.

Wie ist es möglich, dachte ich, daß Justinus, der früher so viel auf Ordnung und Reinlichkeit hielt, diese Unordnung und Nachlässigkeit duldet? Er, der schon sehr unwillig wurde, wenn

nur ein einziges Buch in seiner Bibliothek nicht in schnurgerader Richtung mit den anderen Büchern stand oder bestaubt war? Während ich aber dies dachte, zeichnete ich auf der Staubdecke, die über dem erwähnten Spiegel lag, mehrere mathematische Figuren mit dem Zeigefinger, um mir die Zeit zu vertreiben, und ich war gerade beschäftigt, den pythagoräischen Lehrsatz zu zeichnen, als mein Freund eintrat. Er erkannte mich anfangs nicht, und gewiß hätte ich auch ihn nicht erkannt, wenn er mir nicht früher angekündigt worden wäre. Es wurde mir sehr schwer zu denken, daß der dicke, schwerfällige Mann, der jetzt vor mir stand, derselbe Justinus sei, dessen Figur sich früher so schlank zu Pferde ausnahm und der manches zarte Herz erbeben machte, wenn er mit wallenden Locken durch den Tanzsaal flog. Sein Anzug diente auch gar nicht dazu, die unangenehme Veränderung zu verbergen, welche die boshafte Zeit mit seinem äußern Menschen vorgenommen. Sein Ueberrock schlotterte ihm wie ein Talar um die Glieder und warf höchst unmalerische Falten, und seine Weste verrieth nur allzudeutlich die Spuren leichtsinnig verschwendeten Schnupftabaks.

Nachdem die Erkennungsscene und die damit verbundene herzliche Umarmung vorüber war, betrachteten wir uns gegenseitig eine Weile und schüttelten dann die Köpfe.

„Man sollte zwanzig Jahre lang zwanzig Jahre alt bleiben und dann sterben," bemerkte ich. „Unser Leben ist, wenn wir's bis zum Greisenalter bringen, nichts anderes als ein fünfzigjähriges Verwelken. Unser Herz schrumpft wie jener Geliebte der Aurora mythologischen Andenkens nach und nach zu einem Nichts zusammen. Wir sterben Alle viele Jahre vor unserm Begräbniß."

„Freilich! freilich!" rief mein Freund. „Der größte Theil der Menschheit besteht aus Mumien; nur sieht man Vielen die Mumification nicht an. Der Eine welkt mehr innerlich, der Andere mehr äußerlich. Doch laß uns durch derartige Betrach-

tungen die Stunde des Wiedersehens nicht trüben. Du bist heute Abend mein Gast. Ich will Dich bei dieser Gelegenheit meiner Frau vorstellen."

„Du bist verh'rathet?" fragte ich.

„Ja," sagte mein Freund so gedehnt, daß er das einsilbige Wort zu einem sechssilbigen machte. Man merkte an diesem Ja, wie gern er Nein gesagt hätte. —

Er lobte meine Pünktlichkeit fast seufzend, als ich mich zum Abendbrod einstellte, und verließ darauf das Zimmer mit der Bemerkung, er wolle seiner Frau meine Anwesenheit anzeigen.

Ich zählte dreimal die Fensterscheiben und sechsmal die Knöpfe an meinem Rocke und an meiner Weste; ich ging ein Dutzendmal im Zimmer auf und ab und ich hatte beinahe sämmtliche Maschen eines in einer Fensternische hängenden Spinngewebes gezählt, als mein Freund endlich mit seiner Frau in's Zimmer trat.

Er stellte mich ihr als seinen vertrautesten Universitätsfreund vor, worauf sie mit der Versicherung, sie sei entzückt, meine Bekanntschaft zu machen, einen Knicks ausführte, der nichts zu wünschen übrig ließ.

Sie hatte ein träumerisches Gesicht, das fünfzehn Jahre früher, wenn auch gerade nicht schön, doch ziemlich reizend gewesen sein mochte. Ihr dunkelbraunes großes Auge hatte einen entschiedenen schwärmerischen Ausdruck, und ihr Mund war fein geformt; aber da sie im Spätsommer des Lebens stand, so gab ihr die Titusfrisur ein eigenthümliches, durchaus nicht vortheilhaftes Aussehen. Sie war klein, hatte eine schlechte Haltung und war sehr geschmacklos angezogen.

Ich drückte ihr meine Freude aus, die Bekanntschaft der Gattin eines Freundes zu machen, an dessen Namen sich die schönsten, die heitersten Tage meines Lebens knüpften; worauf sie versicherte, daß sie sich nicht minder freue, einen so theuern

Jugendfreund ihres Gatten in ihrem Hause zu sehen, und bedauerte dabei, daß mein unerwarteter Besuch keine Vorbereitungen zu einem würdigeren Empfange möglich gemacht, worauf ich natürlich versicherte, daß ein freundlicher, unvorbereiteter Empfang mehr werth sei, als ein vorbereiteter.

Indem wir aber auf diese Weise eine nähere Bekanntschaft einleiteten, wurde uns angezeigt, daß das Abendbrod auf uns warte.

Wir setzten uns zu Tische, wo ich mein Benehmen gegen die Gattin meines Freundes so liebenswürdig wie möglich einrichtete. Justinus schien darob sehr erfreut. Wenn ich sage, daß ich liebenswürdig gegen meine Wirthin war, so meine ich durchaus nicht, daß ich durch meine Gesprächigkeit glänzte; denn Agathe — so hieß die Gattin meines Freundes — ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Ihre Beredtsamkeit sprudelte unaufhaltsam wie ein Dorfbrunnen, und da ich gleich sah, daß sie bei weitem weniger Ohr als Zunge war, verzichtete ich darauf, mein eigenes Licht leuchten zu lassen und begnügte mich damit, ihr eine Artigkeit zu sagen, wenn ihre erschöpften Lungen sie nöthigten, einen Augenblick Athem zu holen. Daß sie im Eifer ihres unermüdlichen Redens gegen die heiligen Gesetze der Logik sich versündigte, kann man sich leicht denken. Die Logik ertrank händeringend in der Sündfluth ihrer Geschwätzigkeit.

So kunterbunt und verworren wie ihr Gespräch war die Tafel, zu der mein Freund mich geladen hatte. Der Tisch selbst bildete den Uebergang von den vierfüßigen zu den zweibeinigen Wesen. Er hatte nämlich nur drei und sieben Achtel Beine, und da man vergessen hatte, sein verkürztes Bein zu stützen, so war er sehr empfindlich und wackelte bei der geringsten Berührung so unwillig, daß alles Geschirr vor Schrecken erzitterte; ja, dieser Tisch hatte so schwache Nerven, daß er convulsivische Zuckungen bekam, wenn ein Wagen vor dem Hause vorbeirollte.

Das Abendbrod bestand aus einer gebratenen Ente, einer

Omelette soufflée und einem Salat. Die Ente war aber auf einer Seite zu viel und auf der andern Seite zu wenig gebraten. Sie war rechts zu brünett und links zu blond. Ich hatte mit dieser Ente ein doppeltes Unglück; denn ich bekam nicht nur ein Stück ihrer blonden Seite, wo ihr zähes Naturell am zähesten war: es wurde mir auch noch ein Messer zu Theil, dessen schartige Klinge sich wie ein sturmbewegter Wetterhahn im Stiel herumdrehte, so daß sich bei jedem Bissen, den ich der malitiösen Ente abgewinnen wollte, „Rücken oder Schneid" rathen mußte und aus Furcht, mich zu verstümmeln, den ungleichen Kampf zwischen mir, der boshaften Ente und dem tückischen Messer lieber aufgab. Was die aufgeblasene Omelette betrifft, so muß ich zu ihrem Ruhme sagen, daß ihr bescheidener Charakter die Aufgeblasenheit gar nicht zuließ; sie lag zerknirscht und zusammengesunken in sich selbst und ihr schwarzgelbes, faltenreiches Gesicht zeigte deutlich, daß die Köchin sie mehr dem Rauch als dem Feuer ausgesetzt hatte. Diese Omelette verursachte mir übrigens eine große Verlegenheit; denn da man vergessen, mir eine Serviette zu geben, so konnte ich keinen Bissen davon in den Mund thun, ohne zu fürchten, von ihr angeschwärzt zu werden.

Einfettig wie die Ente war der Salat, den man zu mischen vergessen. Wie ein seichter Witzbold war er nur auf der Oberfläche gesalzen, und ich, der ich den unverzeihlichen Leichtsinn beging, nicht tiefer einzugreifen, bekam ein Stück Saline in den Mund.

Ich sah an seiner bekümmerten Miene, daß meinem Freunde dies Alles nicht entging; er schien aber aus gewissen Gründen, die wir später erfahren werden, keine Bemerkung machen zu wollen. Er ließ vielmehr seine Frau, die sich um das, was auf dem Tische vorging, nicht im mindesten kümmerte, ungestört ihre Redelust büßen. Sie sprach viel von moderner Kunst und Literatur und von der socialen Stellung der Frauen, die

ſie als Opfer blinder Vorurtheile ſchilderte, und die Wogen ihrer Beredſamkeit brandeten immer heftiger an mein Ohr.

Mein Freund benutzte die Pauſe, die dadurch entſtand, daß ſeine Frau nach einem Glas Waſſer griff, um mich ihr als Poeten vorzuſtellen, und vergaß dabei nicht zu ſagen, daß ſeine Ehehälfte ebenfalls den Muſen opfere. Ich begrüßte ſie ſogleich als Schweſter in Apelle, und die gute Lebensart zwang mich zu ſagen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, einige ihrer Productionen zu hören. Nach dem bei derartigen Gelegenheiten üblichen Sträuben erſuchte ſie ihren Gatten, die bewußte Mappe zu holen. Dieſe hatte ſo viel Manuſcript im Leibe, daß ſie aus Furcht zu erſticken das Maul weit aufſperrte. Das Haar ſträubte ſich mir zu Berge, als ich ſie unter dem Arme meines Freundes erblickte. Als er ſie auf den lahmen Tiſch legte, erbebte dieſer unter der Bürde, ſo daß ich für die auf dem Tiſche zitternden Gläſer zitterte. Agathe, die kleine Hand in die Mappe ſteckend und in deren papiernen Eingeweiden wühlend, fragte mich, ob ich Erzeugniſſe in gebundener oder ungebundener Rede hören wollte? Das war eine grauſame Frage; ich antwortete aber natürlich, daß ich ſowohl für ihr Gebundenes als für ihr Ungebundenes ganz Ohr ſei.

Sie zog das Gebundene vor und begann mit ihren lyriſchen Ergüſſen. Ihre lyriſchen Erzeugniſſe ergoſſen ſich über die vier Jahreszeiten, über die vier Menſchenalter, über alte Wittwen, über junge Waiſen, über das Glück der Liebe, über das Unglück der Ehe und über alles Poetiſche und Unpoetiſche dieſes Lebens. Sie las zwar nicht ſchlecht, aber ſo ſchnell, daß ich kaum Zeit hatte, ihr zwiſchen jedem Gedicht das pflichtſchuldige Compliment zu machen. An ihrer Art zu leſen merkte ich ihre Begierde, mich mit den ſämmtlichen Kindern ihrer Muſe bekannt zu machen. Die unzähligen Reime ſummten mir wie ein Schwarm Bremſen um's Ohr und es wurde mir am Ende ganz ſchwindlig.

Ueber eine Stunde hatte die lyrische Vorlesung gedauert. Ohne Uebergang, ohne Pause machte sie sich jetzt an die Prosa. Sie begann eine Novelle zu lesen, in welcher die Heldin, ein unbegriffenes Weib, ihren Gatten verläßt, um sich einem jungen Künstler in die Arme zu werfen. Nachdem der junge Künstler sie vollkommen begriffen, wirft er sich seinerseits in die Arme einer Andern und die Unbegriffene endet durch Selbstmord, auf dieser Erde nichts zurücklassend als ein Billet, in welchem sie ihren ersten Gatten, oder vielmehr ihren eigentlichen Gatten anklagt, sie nicht begriffen zu haben.

Waren ihre Verse schrecklich, so fand ich ihre Prosa wirklich schaudererregend. Sie war so holprig wie ein aufgerissenes Straßenpflaster. Jede Zeile in derselben war eine Barrikade, in welcher die mordlustige Langeweile lauerte; jeder Satz ein Hohlweg, in welchem die Regeln der Grammatik von dem verkappten Unsinn grausam abgemurkst wurden.

Sie las noch eine andere Novelle, in der zwei geistreiche Mädchen auftreten, die sich beim Schicksal beklagen, daß sie nicht Männer geworden sind und die blos aus Rache gegen das männliche Geschlecht sich verheirathen.

Inzwischen war es fast Mitternacht geworden und ich erlaubte meiner poetischen Wirthin, als sie die zweite Novelle gelesen, aus Rücksicht für ihre Gesundheit durchaus nicht, die dritte zu lesen, die sie bereits in der Hand hielt, ihr versichernd, daß mir dieser Abend unvergeßlich bleiben würde.

Sie athmete den heuchlerischen Weihrauch, den ich ihr streute, mit Wohlgefallen ein und war sehr freundlich gegen mich, als ich von ihr Abschied nahm. —

Justinus begleitete mich nach meinem Gasthause.

Ohne ein Wort zu reden gingen wir einige Zeit in der mondhellen Nacht. Endlich unterbrach mein Freund das Stillschweigen, indem er begann: „Ich errathe Deine Gedanken und mag Dich deshalb nicht fragen, was Du denkst. Ach, theurer

Freund, der alte Chaucer hat ganz recht, wenn er behauptet, daß die Ehe einem Straßenkravall gleiche. Hunderte nämlich, die sich nicht in dem Kravalle befinden, drängen sich mit aller Gewalt hinein; diejenigen aber, die in demselben sind, möchten mit aller Gewalt wieder heraus. Mein Weib ist von Herzen gut," fügte er nach einer Pause hinzu, „aber sie ist, wie Du gesehen, ein Blaustrumpf im blauesten Sinne des Wortes. Statt sich um die Haushaltung zu bekümmern, treibt sie sich auf dem Parnaß herum und treibt lauter dummes Zeug mit den Musen. Sie begnügt sich nicht mit einem Zweige der Poesie, sondern springt auf allen Zweigen derselben herum. Sie schreibt zweischläfrige Romane; sie macht lyrische Gedichte, von denen jedes wie Du Dich heute Abend überzeugt hast, so lang ist wie eine Kegelbahn, und sie würde noch mehr Lyrik treiben, wenn sie nicht so viel bürgerliche Tragödien schriebe, in denen die Männer Weiber und die Weiber Männer sind. Nie geht ihr der poetische Stoff aus; denn nichts ist vor ihrer Muse sicher. Den ganzen Tag sitzt sie vor dem Tintenfaß, welches zehnmal erschöpft wird, ehe sie selbst an Erschöpfung leidet. Eine solche ewige Schreibseligkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen und ich weiß in der That nicht, wie ihre Finger diese Seligkeit aushalten können."

„Armer Freund!" dachte ich und seufzte.

„Und dennoch sind dies nicht meine ärgsten Leiden," rief Justinus. Meine Frau, die leider so tief in die Poesie gesunken, zwingt mich auch noch, ihre Productionen anzuhören. Da muß ich denn oft stundenlang neben ihr sitzen und mich armen Märtyrer in die Beine zwicken, damit ich nicht gähne. Wenn Du glaubst, daß ich wenigstens Nachts Ruhe habe, so irrst Du Dich sehr. Nachts im Gegentheil fangen meine Leiden erst recht an. Im Bette nämlich entwirft mein Weib gewöhnlich die Pläne zu ihren Werken. Statt mich ruhig schlafen zu lassen, weckt sie mich jeden Augenblick, und mir entweder einen trefflichen Ge-

danken mitzutheilen, der ihr eben durch den Kopf gefahren, oder mich von einer spannenden Intrigue, oder einer überraschenden Katastrophe in Kenntniß zu setzen.

Das sind meine häuslichen Leiden, d. h. meine Leiden im Hause. Wenn ich aber mit ihr ausgehe, so erwarten mich immer tausend Widerwärtigkeiten. Alle Welt sieht uns auf der Straße nach. Meine Frau nämlich, die sich früher, als sie mit den Musen noch nicht Schwesterschaft getrunken hatte, so reizend zu kleiden pflegte, gefällt sich jetzt, nachdem sie so viel über Geschmack geschrieben, in einer Toilette, die demselben geradezu ins Gesicht schlägt. Auf der Palette eines Malers sieht es nicht so grell aus wie in ihrem Anzuge. Sie trägt einen zeisiggrünen Shawl auf einem schwefelgelben Kleide und einen himmelblauen Hut mit purpurrothen Federn, so daß man sie aus der Ferne für einen ambulanten Vulkan hält, der gerade im Feuerspeien begriffen.

Früher habe ich es oft versucht, ihr den kunterbunten Anzug abzurathen, da sie aber gewöhnlich zu weinen anfing und fest behauptete, ich begriffe sie nicht und ich wollte sie nicht begreifen und ich könnte sie nicht begreifen, wenn ich sie auch begreifen wollte, da ich kein Ohr hätte für die klingenden Saiten ihres Herzens, ergab ich mich endlich ihrem grausamen Geschmack auf Gnade und Ungnade. Ach, theurer Freund, Du glaubst gar nicht, wie viel selbst der energischste Mann von seiner Energie opfert um des häuslichen Friedens willen. Der Muth eines Mannes hilft da nichts. Im Kriege mit der Frau erlebt er so viele Niederlagen, daß er selbst einen schmachvollen Frieden einer Fortsetzung des Krieges vorzieht. Junggesellen können dies gar nicht begreifen; gewiegte Ehemänner aber werden es ganz natürlich finden.

Und all dieser poetische Unfug, all diese gereimten Sprachschnitzer und ungereimte Gedankenarmuth kosten mir mein theures Geld. Da nämlich, so weit die deutsche Zunge klingt, sich kein

Verleger für die Blaustrumpfiaden meines Weibes findet, so giebt sie dieselben auf eigene, d. h. auf meine Kosten heraus. Ich muß also das Kreuz kaufen, an das ich genagelt werde. Giebt es ein größeres, giebt es ein dummeres Unglück?"

Da ich die seufzende Frage meines Freundes nicht passend beantworten konnte, so schwieg ich und es entstand eine Pause, die er endlich mit den Worten unterbrach: „Was mich am meisten schmerzt, sind meine zwei Kinder, die ich in eine Erziehungsanstalt zu schicken gezwungen war, da meine Frau sich viel mehr um die Früchte ihrer Muse, als um die Früchte unserer Ehe kümmert."

„Aber Deine Frau scheint mir doch herzensgut zu sein," bemerkte ich gleichsam zum Troste für meinen Freund.

„Das ist's eben, was sie unnahbar macht," sagte Justinus. „Ihre Herzensgüte ist der stärkste Panzer gegen meine Waffen. Auch hat sie gar nicht das Bewußtsein ihrer Pflichtverletzung; im Gegentheil, sie glaubt, sie würde sich an ihrem poetischen Talente, sie würde sich an ihrem Vaterlande, ja sie würde sich an der Nachwelt versündigen, wenn sie nicht beständig die Feder auf dem Papiere tanzen ließe. Ihre Krankheit ist unheilbar; ich aber leide am meisten darunter." —

So sprach Justinus, von dem ich mich erst verabschiedete, als der Morgen graute. In dem Schicksal meines armen Freundes sah ich die Rache der Poesie wegen der Gleichgültigkeit, deren er sich gegen sie schuldig gemacht, und ich frage jeden Ehemann, ob diese Rache furchtbarer, grausamer, entsetzlicher hätte sein können?

Ein ſonderbarer Ball.

Zwanzig dringende Briefe, ihn zu beſuchen, hatte mein Univerſitätsfreund Engelmann, practiſcher Arzt in dem rheiniſchen Städtchen Druſenheim, an mich ergehen laſſen, ohne daß ich ſeinem Wunſche nachkam; als ich aber den einundzwanzigſten erhielt, faßte ich den Entſchluß, den zweiundzwanzigſten nicht mehr abzuwarten, ſondern ließ Koffer, Nachtſack und Hutſchachtel herbeiholen und begab mich auf die Reiſe.

Daß ich in Druſenheim herzlich empfangen wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Mein Freund wollte mich nicht aus den Armen laſſen. Nachdem aber die erſten Augenblicke des freudigen Wiederſehens vorüber waren, ſtellte er mich ſeiner Gattin Mathilde vor, einer jungen Blondine mit unbeſchreiblichen Vergißmeinnichtaugen.

Mein Freund galt als der erſte Arzt des Städtchens, und da ihm ſeine Frau außerdem ein bedeutendes Vermögen zugebracht, ſo ward er natürlich zu der vollſten Blüthe der dortigen Ariſtokratie gezählt.

Er mußte ſchon oft in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken von mir geſprochen haben; denn als er mich auf das Caſino brachte, wurde ich wie ein alter lieber Bekannter begrüßt. Auf dem Caſino lernte ich in einem Zeitraum von fünf armſeligen

Minuten die größten Männer der Stadt Druſenheim und ihrer Umgebung kennen.

Ich wurde vorgeſtellt dem Bürgermeiſter, dem Amtmann, dem Friedensrichter, dem Pfarrer, dem Einnehmer, dem Schuldirecter, dem Oberförſter, dem Untercontroleur und dem ſämmtlichen Gemeinderathe, und ich wäre auch gewiß dem Rendanten vorgeſtellt worden, wenn dieſer nicht wegen Niederkunft ſeiner Frau von dem Beſuche des Caſino's abgehalten geweſen wäre.

Das Geſpräch kam bald auf den großen Caſinoball, der nächſten Sonnabend ſtattfinden ſollte. Dieſer Ball, hieß es, würde alles übertreffen, was jemals an Glanz und Herrlichkeit in den Mauern Druſenheim's geſehen werden. Die muſikaliſchen Größen der benachbarten Dörfer und Städtchen hätten ihre Mitwirkung bereits verſprochen und man zählte ſchon ſieben Flöten, fünf Hoboen, ebenſoviel Poſaunen und faſt ein Dutzend Geigen. Was die Druſenheimer Tänzer beträfe, ſo könnten die Druſenheimer Schuſter gar nicht genug Schuhe fertig kriegen, und bei dieſer Gelegenheit richtete man eine anſpielende Frage in Bezug auf meine Tanzfähigkeit. Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder und ſagte, daß ich das Pfund, das mir die Göttin Terpſichore verliehen, nicht vergraben würde; was einen günſtigen Eindruck zu machen durchaus nicht verfehlte. —

Der Balltag rückte immer näher heran; und je mehr er heranrückte, deſto lebhafter wurde es in Druſenheim. In dem Hauſe meines Freundes ging es wie in den andern großen Häuſern des kleinen Städtchens zu. Ein wildes Hin- und Herlaufen, ein Durcheinanderjagen von Waſchweibern, Nähmädchen, Bügelmädchen, Friſirmädchen, Frauenſchneidern, Putzmacherinnen, Modehändlern und ſonſtigen Schutzgeiſtern der weiblichen Toilette. Daß während dieſer Zeit die allerwichtigſten Küchenintereſſen ſehr vernachläſſigt wurden, werden die vernünftigen Leſer ſich leicht denken können. Verſalzene Suppen, angebranntes Gemüſe und hartes Fleiſch waren die tägliche Speiſe wäh-

rend jener Ballvorbereitungszeit. Denn meine liebenswürdige Wirthin, die sonst ein strenges Küchenregiment zu führen pflegte, war jetzt nicht aufgelegt für culinarische Angelegenheiten. Sie träumte sich jetzt schon als Ballkönigin und man muß gestehen, daß sie so zu träumen vollkommen berechtigt war. Denn außer ihren bereits oben erwähnten Vergißmeinnicht-Augen hatte sie ein sehr schönes, sehr regelmäßiges und dennoch sehr ausdrucksvolles Gesicht, einen lilienstengelartigen Wuchs und kleine niedliche Füßchen, für welche die neuen, sehr engen Ballschuhe bereits fertig standen. Sie konnte also Ansprüche auf die Ballkrone machen.

Was mich betrifft, so sagte ich der liebenswürdigen Repräsentantin, daß ihr Sieg unzweifelhaft, und bat mir einen Walzer, einen Galop, eine Polka und einen Schottischen aus. Weniger durfte ich nicht fordern, ohne mir zu nahe zu treten, und mehr konnte sie nicht gewähren, ohne der männlichen Tanzwelt Stoff zur Unzufriedenheit zu geben. —

Der ereignißvolle Balltag war endlich herangenaht. Während dieses ganzen Tages war die reizende Frau meines Freundes unsichtbar für die ganze Welt. Die Ballkönigin war abgeschlossen in ihrem Boudoir, wo sie mit drei weiblichen Ministern über die geheimsten Staatsangelegenheiten sich berieth. Ich schickte ihr ein sehr schönes Sträußchen, suchte mich selbst so ballmäßig wie möglich zu machen, war gegen fünf Uhr Abends fix und fertig und harrte mit meinem Freunde Engelmann bis sechs Uhr auf seine Gattin. Endlich ging ihr Toilettenzimmer auf. Voran die Köchin, sodann das Dienstmädchen, hierauf das Frisirmädchen und endlich sie selbst. Sie war schön wie ein Engel, majestätisch wie eine Göttin, lustig wie eine Fee, reizend wie eine Elfe, anmuthig wie eine Peri und holdselig wie eine Nymphe. Ihr Gatte wollte sie vor Entzücken umarmen, was sie aber, aus Furcht vor der Empfindlichkeit ihres Anzuges, nicht zugab; was mich betrifft, so wäre ich ihr bei ihrem An-

blick zu Füßen gefallen, wenn ich nicht schwarz angezogen gewesen wäre. Daß ich indessen Lust dazu hatte, darf mir der freundliche Leser auf mein Wort glauben. Den freundlichen Leserinnen will ich nicht verschweigen, daß die Gattin meines Freundes ein weißes Atlaskleid mit kurzen Aermeln trug. (Daß dieses Kleid aber stark ausgeschnitten war, sag' ich den Leserinnen im Vertrauen und mit der Bitte, keinen weitern Gebrauch davon zu machen.) Sie war en neige frisirt und trug einen großen Rosenkranz auf dem kleinen Köpfchen. Um die schönen Schultern hing ihr ein von Luft gewebter Spitzenschleier, der seinen Zweck vollständig erfüllte; er verrieth nämlich alles, was er angeblich verhüllen sollte.

Nachdem wir Mathilden lange Zeit bewundert hatten, schien sie sehr erstaunt, daß wir sie nicht noch mehr bewunderten. Ich suchte also so schnell wie möglich in dem Wörterbuche der Komplementirkunst die artigsten Artigkeiten zusammen und ergeß mich dann als Wolkenbruch der Schmeichelei über sie. Mathilde nahm die Ueberschwemmung huldreich auf und warf ihrem Ebenbild im Spiegel mehrere wohlgefällige Seitenblicke zu.

Der Beginn des Balles war auf punkt sieben Uhr festgesetzt. Da es nun fast sieben Uhr war, so wollte mein Freund aufbrechen. Aber Mathilde weigerte sich dessen auf's entschiedenste, indem sie versicherte, daß die Einnehmerin, die auf dem jüngsten Balle die Erste gewesen, deshalb der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches geworden. Man habe noch jüngst in der Kaffeevisite bei der Frau Oberförsterin davon gesprochen; man dürfe nicht zeigen, daß man so gefall- und vergnügungssüchtig sei und es schicke sich nicht, daß man auf die Leute warte; man müsse vielmehr die Leute auf sich warten lassen.

Engelmann sagte nun, daß er vorläufig in's Casino gehen und, wenn er dort Damen fände, zurückkehren und Bericht erstatten wolle. Seine Frau wendete aber ein, daß sie nicht mit mir allein zurückbleiben könne; das schicke sich schon an und für

sich nicht und würde außerdem noch Veranlassung zu einem Stadtgespräch geben. Ich schlug nun vor, daß ich in den Ballsaal gehen und sobald wie möglich als Berichterstatter zurückkommen wolle. „Das schickt sich auch nicht," entgegnete Mathilde. „Sie sind unser Gast und wenn man Sie allein auf dem Balle sieht, giebt's ein Stadtgespräch. Das kann ich durchaus nicht zugeben."

Es wurde nun beschlossen, daß Engelmann und ich gemeinschaftlich auf den Ball gehen und daß wir Mathilde erst dann abholen sollten, wenn bereits drei Damen dort anwesend wären. Als wir Mathilden verließen, schärfte sie uns nochmals ein, nur ja nicht früher zurückzukommen, bis wir im Casinosaale das vollständige viertel Dutzend bemerkt hätten. Es gäbe sonst ein Stadtgespräch und einen solchen Schimpf könnte sie nicht überleben. Mit der Versicherung, ihrem Befehle auf's pünktlichste nachzukommen, verließen wir das Zimmer, nachdem mein Freund seine Gattin sehr vorsichtig geküßt, um ihr, d. h. ihrem Spitzenschleier, nicht wehe zu thun.

In dem Ballsaal angelangt, war der Gemeinderath Mehlhuber der erste, der uns begegnete. Als mein Freund ihn fragte, warum die Frau Gemeinderäthin nicht anwesend, antwortete er: „Sie wird später kommen! Sie hat einen Grund, einen höchst wichtigen Grund, daß sie nicht schon da ist."

Auch der Amtmann war ohne seine Frau und Töchter im Saale und schien sorgfältig nach Frauenzimmern zu suchen. Als mein Freund ihn nach dem weiblichen Theile seiner Familie fragte, erwiderte er, daß seine Frau und Töchter sich nicht wegzuwerfen brauchten, sie wollten nicht die Ersten sein, sie wollten nicht zum Stadtgespräche werden. —

Der Friedensrichter ging ebenfalls weibles herum, schien aber deshalb nicht sehr betrübt zu sein; denn obgleich Frieden stiften sein amtlicher Beruf war, so konnte er doch in seinem eigenen Hause den Frieden, den seine zweite Hälfte oft störte,

selten vollkommen wieder herstellen. Sie lebten entweder auf Kriegsfuß, oder in einem Waffenstillstande auf unbestimmte Zeit. Er sagte meinem Freunde: „Meine Frau, die sonst überall die Erste sein möchte, hat es sich heute in den Kopf gesetzt, nicht früher mit ihrer Tochter auf dem Ball zu erscheinen, bis wenigstens sechs weibliche Füße darauf herumwandelten. Ich bin schon eine geschlagene Stunde hier, suche aber immer noch vergebens nach einer Drusenheimerin."

Nach einer Weile war die ganze männliche Bevölkerung Drusenheims auf dem Balle. Aber von einer Tochter Eva's keine Spur! Die schönsten Walzer, die ausgelassensten Polka's verhallten ungetanzt. Der verheirathete Theil der Anwesenden wußte keinen Entschluß zu fassen und der unverheirathete Theil, der in Bezug auf die Toilette jede mögliche Vorbereitung zu Eroberungen getroffen hatte, fing an höchst ungeduldig zu werden. Nachdem man nun von verschiedenen Seiten verschiedene Vorschläge gemacht und verworfen hatte, nahm man den Vorschlag des Friedensrichters an, der dahin ging, daß sich sämmtliche Anwesende in den großen Speisesaal begeben sollten, wo man bei einem Glase Vierunddreißiger das Weitere berathen würde.

Man verließ nun den Tanzsaal und begab sich in feierlicher Procession, den Friedensrichter an der Spitze in den Speisesaal. Die Ballcommissäre bildeten den Schweif dieses herrlichen Zuges.

Bald saß die Versammlung um die langen Tische, die hufeisenförmig im Saale standen; und bald standen auf den Tischen, wohlgeordnet wie ein Napoleon'sches Garderegiment, in langen Reihen die Weinflaschen, denen die Drusenheimer, als echte Rheinländer, tüchtig zusprachen. Es dauerte nicht sehr lange und der Wein hatte alle Zungen gelöst. Man sang, man machte Witze, so gut man sie machen konnte (da es hier mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankam); und der verheirathete Theil der Drusenheimer war so munter, als ob er gar nicht verheirathet gewesen wäre. Daß man unter diesen Umständen

des zu Hause harrenden schönen Geschlechts nicht dachte, versteht sich so sehr von selbst, daß ich gewiß den Verstand meiner Leser beleidigen würde, wenn ich es hier besonders erwähnte. Aber auch die Drusenheimer Jünglinge vergaßen das schöne Geschlecht und sangen und scherzten und tranken und bliesen einer Flasche nach der andern die feurige Seele aus. —

Ich mochte etwa eine Stunde in dieser lustigen Gesellschaft gewesen sein, als ich in den Tanzsal zurückkehrte. Hier fand ich mehrere Tänzerpaare, beschäftigt einen Walzer abzurasen. Aber welche Tänzer! Welche Tänzerinnen! Die ersteren bestanden aus lauter Bedienten, die letzteren aus lauter Mägden. Ehe ich mich indessen von meinem Erstaunen erholen konnte, hatte sich die Zahl der Tanzenden bedeutend vermehrt. Kutscher, Knechte, Ausläufer, Dienstmägde und Köchinnen strömten massenweise in den Saal und drehten sich bald in tollem Wirbel herum. Dieses Schauspiel, das ebenso sonderbar als räthselhaft schien, wurde mir bald auf die einfachste Weise erklärt. Es verhielt sich damit folgendermaßen: die zu Hause harrenden Damen, die lange Zeit vergebens auf die abholenden Herren gewartet, hatten endlich die Geduld verloren und ihre Dienerschaften als Kundschafter auf den Ball geschickt. Die dienende Klasse, die hier keine Spur von der herrschenden gefunden, hatte schnell den Entschluß gefaßt, sich selbst der Tanzlust zu ergeben und diese mußte sich um mehr steigern, jemehr sie das Terrain von ihrer Partei behauptet sah. Das Orchester, das unter den Tanzenden viele Verwandte und Freunde zählte, schien sich an diesen sonderbaren Saturnalien zu ergötzen und vollzog die Befehle der Tanzenden auf's pünktlichste. Was mich betrifft, so gönnte ich mir diesen Anblick nicht lange allein, sondern ging in den Speisesaal zurück, um meinen Freund von dem, was in dem Tanzsaale vorging, zu unterrichten. Mein Freund unterrichtete seinerseits seine Freunde von der eigenthümlichen Wendung der Dinge. Einige Mitglieder des Gemeinderathes geriethen außer sich vor Wuth, als sie

von der Schmach vernahmen, die diesem Balle begegnet war, und wollten wie ein Donnerwetter in das tanzende Gesinde fahren. Die Kälteren aber riethen, über die etwa zu thuenden Schritte erst reiflich nachzudenken. Die jungen unverheiratheten Leute, die Spaßes halber in den Tanzsaal wollten, wurden durch die Autorität ihrer Väter und älteren Verwandten zurückgehalten.

Nun begann die Berathung. Der Friedensrichter meinte, da die Sache doch einmal so weit gediehen, so wäre es am besten, wenn man sie noch weiter gedeihen ließe, hier beim Glase fröhlich bliebe und die Tanzenden nicht weiter behelligte. Sie würden am Ende doch wohl des Tanzens müde werden. Man müßte die Sache gehen lassen, wie sie ginge. Der Oberförster meinte gerade das Gegentheil und bewies die Richtigkeit seiner Meinung durch ein dem edlen Waidwerk entnommenes Gleichniß.

Der Amtmann fand das Gleichniß hinkend. Da man aber auf das Gebiet der Jagdbelustigung angekommen war und die meisten der Anwesenden große Jagdfreunde waren, drehte sich jetzt das Gespräch hauptsächlich um dieses Thema. Jeder wußte ein merkwürdiges Jagdabenteuer zu erzählen, das er selbst erlebt zu haben betheuerte.

Als man sich aber am tiefsten in die Jagdgeschichten eingelassen und der Friedensrichter gerade von einem merkwürdigen Kampfe erzählte, den er einst mit einer Bache zu bestehen hatte, der er zwei Frischlinge geraubt, die er lebendig in der Jagdtasche nachgetragen: wurde er plötzlich herausgerufen. Ehe er sich aber noch zum Aufstehen anschickte, drang ihm schon die Stimme seiner Ehehälfte ins Ohr, und kaum war er hinausgegangen, so wurde auch der Gemeinderath Mehlhuber von seiner anderen Hälfte gerufen. Die ganze Versammlung erhob sich nun erschrocken vom Tische und eilte in den Tanzsaal, wo ein wahrer Hexensabbath los war. Außer der Friedensrichterin und der Gemeinderäthin Mehlhuber waren noch mehrere Gattinnen angelangt, die ihren Gatten vorwarfen, diese hätten absichtlich den

ganzen Scandal veranlaßt und sie vor ihren Dienstboten arg beschimpft und heruntergesetzt. Die Männer behaupteten natürlich das Gegentheil, worauf die Frauen ihrerseits das Gegentheil des Gegentheils behaupteten.

Unterdessen mehrte sich die Zahl der süßen Ehehälften, die zu Hause die Geduld verloren hatten, immer mehr. Sie überhäuften ihre Männer, die vergebens auf sich warten ließen, und ihre Dienerschaft, die keine Nachrichten zurück brachten, mit bittern und höchst nachlässig stylisirten Vorwürfen. Entschuldigungen, Bitten, Ermahnungen: — nichts wollte fruchten.

Ein großer Theil der tanzenden Dienerschaft ließ sich durch diese Scenen nicht irre machen und tanzte fort, und einige Spaßvögel, die sich inzwischen unter das Orchesterpersonal gemischt, gaben, wenn der Zwist in ein Adagio übergehen wollte, zur Befeuerung der Kriegslust heftige Trompetenstöße von sich.

Ich sagte nun zu meinem Freunde, daß er jetzt, wo bereits ein Viertel Dutzend Damen auf dem Balle seien, seine Gattin abholen könnte. Engelman fand meinen Rath, nach Hause zu gehen, sehr zeitgemäß und so verließen wir den Schauplatz eines Zwistes, der immer heftiger zu werden drohte. —

Mathilde wollte ihren Gatten anfangs gar nicht verlassen, und erst nach vielen Bitten gelang es ihm, Zutritt zu der Erzürnten zu erhalten. Zum Zeugen seiner Unschuld rief er mich herbei. Aber sie hielt mich, der ich als Entlastungszeuge dienen sollte, eher für einen Mitschuldigen. Um mich bei ihr einigermaßen in Gunst zu setzen, sagte ich ihr, daß sie ihren Verdruß, an dem ihr Gatte, wie sie am besten wisse, keine Schuld trage, unterdrücken solle; obgleich sie der Verdruß wo möglich noch schöner mache. „Nirgends", schloß ich, „nirgends hat der Verdruß noch so schön gelagert wie auf diesem Antlitz."

In der That sah Mathilde, die in ihrem vollsten Ballstaate mit etwas verweinten Augen auf dem Sopha halb saß, halb lag, sehr reizend aus. Ich schlug nun vor, daß Engelmann sich

an den Flügel setzen und einige Tänze spielen sollte, damit ich meinen Walzer, meinen Galop, meine Polka und meinen Schottischen nicht verlöre. Nach leicht verzeihlichem Sträuben willigte sie endlich ein. Sie fand in mir einen guten Tänzer und ich in ihr die schönste Ballkönigin der Welt, und so hatte ich das Vergnügen, meinem Freunde als Blitzableiter gegen ein häusliches Donnerwetter zu dienen.

In den übrigen Häusern Drusenheims, wo sich leider kein freundschaftlicher Blitzableiter befand, schlug ein Donnerwetter nach dem andern ein. Männer wollten sich von ihren Frauen, Frauen von ihren Männern scheiden lassen. Brautpaare lösten ihr Verhältniß auf; Kutscher wurden entlassen, Dienstboten fortgejagt, kurz: das ganze Städtchen war in einem Zustande der ärgsten Anarchie.

So endete ein Ball, groß in seinen Vorbereitungen, komisch in seiner Entwicklung, tragisch in seinem Ende und jedenfalls einer Feder würdig, die fähiger als die meinige.

Ein junges Ehepaar.

„Nicht nur so weit, sondern so lange die deutsche Zunge klingt, hat kein Ehepaar süßere Flitterwochen gefeiert als Robert und Pauline. Ihr Dasein bestand nur aus Umarmungen, und nur in heißen Küssen sagten sie sich, wie glücklich die Liebe mache. Sie schwammen in Seligkeit, wenn sie sich gegenseitig in die Augen sahen, und was konnte sie Besseres thun, als ihr Bild verschönert und verklärt in jenem gewölbten Spiegel zu sehen, der für ein liebend Herz reicher ist an Pracht und Glanz als der gewölbte Himmel mit allen seinen Millionen strahlender Welten? —

Gewöhnlich bestehen die Flitterwochen nur aus einem oder aus zwei Dutzend Tage, in welchem der diplomatische Hymen dem ungestümen Amor officielle Huldigungen darbringt, um ihn dann mit geknickten Flügeln aus dem Hause scheiden und nie wieder in dasselbe einkehren zu lassen. Robert und Pauline aber, denen die Tage wie Secunden dahinflogen, dehnten die Flitterwochen zu Flittermonaten aus. Nach den ersten drei Monaten wurden die Umarmungen freilich seltener, aber sie waren nicht minder herzlich, und wenn die Küsse quantitativ abnahmen, so nahmen sie qualitativ womöglich zu. Mit einem Wort: das Liebesfeuer des jungen Paares brannte jetzt zwar

nicht mehr so wild, aber es brannte stätiger. Ihre Herzen flatterten nicht mehr; aber sie glühten in jener stillen sanften Gluth, die eine ewige Dauer verheißt.

Zwischen Robert und Pauline fanden jeden Tag zwei Abschiedsscenen statt, die eine gegen acht Uhr Morgens, die andere gegen zwei Uhr Nachmittags. Robert hatte nämlich eine städtische Anstellung und um die erwähnten Stunden rief ihn sein Amt auf's Stadthaus. Niemand war pünktlicher in der Erfüllung seiner Pflicht, als er. Nie traf er auch nur eine Secunde später auf seinem Büreau ein, so daß er den Straßen, durch die ihn sein Weg zum Stadthause führt, als wandernde Uhr diente, die sich vor allen anderen Uhren durch die größte Regelmäßigkeit auszeichnete. Robert war ein wahrer Chronometer.

Wenn er nun zu den genannten Stunden mit einer Umarmung seine Gattin verließ, so hatte diese immer eine dringende Beschäftigung, die sie in die Küche, oder auf die Bodenkammer, oder in den Garten rief, und sie eilte mit einem Kusse von ihm. Es war aber dies eine bloße Heuchelei aufrichtiger Liebe; denn kaum war Robert aus dem Hause, so stand sie schon hinter dem Fenstervorhang, ihn leise lüftend, und ihr sehnsüchtiges Auge folgte ihrem Gatten so lange, bis er um die Ecke bog.

Kam er Mittags nach Hause, so lachte ihm der gedeckte Tisch entgegen, und es blieb für Robert immer ein Räthsel, wie Pauline durch die Wahl der Gerichte seinen Geschmack so wohl zu errathen wußte. Nach Tische brachte sie ihm den Kaffee, den sie zweimal in der Woche selbst brannte und zweimal des Tages selbst zubereitete, damit er sich frisch und duftend erhielte; und so sehr er sich dagegen wehrte, sie ließ es sich nicht nehmen, ihm die Pfeife zu stopfen. Daß die zierlich geformten Fidibusse, die wie die Pfeile aus dem Köcher Apollo's malerisch aus dem Becher blickten, ein Werk von Paulinens kleiner Hand

war, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; daß aber diese Fidibusse sämmtlich von derselben Länge und Breite waren, und daß sie stets von derselben Papiersorte gewählt wurden, darf durchaus nicht unerwähnt bleiben.

Ueberhaupt wetteiferte Pauline mit ihrem Gatten in Bezug auf Ordnung und Pünktlichkeit, oder vielmehr: sie machte es ihm durch ihren eigenen Ordnungssinn möglich, dem seinigen zu genügen. Es mag pedantisch sein, dem Leser zu erzählen, daß in dem Hause des jungen Paares die Tassen wie ein Garderegiment in schnurgerader Linie standen mit der Kaffee- und Milchkanne als General und Adjutant an der Spitze; daß an den Tassen, wie an den Tellern über diesen Tassen selbst, das schärfste Auge nicht den allergeringsten Schaden hätte entdecken können, weil Pauline für das invalide Geschirr eine besondere Abtheilung in einem Winkel der Küche — ein kleines Hôtel des Invalides — eingerichtet hatte: Dies Alles dem Leser zu erzählen, mag, wie gesagt, pedantisch sein; aber es war gewiß keine Pedanterie von Paulinen, die recht gut wußte, daß Ordnung die Sparsamkeit erleichtert, und daß Sparsamkeit die Rente ist für diejenigen, die nicht von ihren Renten leben können. —

Sechs Monate waren verstrichen, ohne daß an dem Himmel dieser Ehe sich auch nur das kleinste Wölkchen gezeigt hätte. Nach und nach aber begann das Glück des jungen Paares sich zu trüben. Pauline sah oft ihren Gatten, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit kummervollen Zügen in Gedanken versunken, und eben so oft sah Robert seine reizende Gattin wie von bitterem Schmerze verzehrt, düster vor sich hinstarren. Dieser verborgene Kummer im Herzen des jungen Paares verminderte ihre gegenseitige Zärtlichkeit nicht; aber diese bekam etwas Krankhaftes. Sie lachten selten, und wenn sie sich manchmal dem alten ungetrübten Frohsinn hingaben, so fielen sie, als hätten

ſie ſich auf einem Unrecht ertappt, plötzlich in noch tiefere Schwermuth zurück.

Eines Tages nun, als Robert, die Ellenbogen auf die Knien, das Geſicht in die Hände gelegt, ſchwermüthigen Gedanken ſich hingab: wurde er durch den Beſuch Werners überraſcht.

Werner war der beſte Freund Robert's, ſo wie er der beſte Freund ſeines Vaters geweſen. Er war ein tiefer Sechziger, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, und ſo reich an Lebenserfahrungen, daß ſich gar Manche in ſchwierigen Lagen um Rath an ihn wandten.

So eben von einer mehrmonatlichen Reiſe zurückgekehrt, war er nicht wenig verwundert, Robert ſo niedergeſchlagen zu finden.

„Was iſt Dir?“ fragte Werner, indem er ihm die Hand ſchüttelte.

„Es iſt doch alles wohl im Hauſe?“

„Alles wohl!“ erwiederte Robert, „O wie freue ich mich, daß Sie gekommen ſind.“

„Wo iſt Pauline?“ fragte Werner.

„Sie iſt im Garten beſchäftigt. Sie wird indeſſen bald kommen,“ ſagte Robert mit einem Seufzer.

„Hat vielleicht ein kleines häusliches Ungewitter den Horizont der Ehe ein wenig getrübt?“ fragte Werner, Robert's Hand ergreifend und ihm forſchend in's Auge ſehend.

„O nein!“ rief Robert lebhaft. „Pauline iſt ein Engel; aber das iſt es eben, was mir Kummer macht.“

„Nun, das iſt ſonderbar,“ bemerkte Werner. „Du biſt der erſte Ehemann, der ſich über die Engelhaftigkeit ſeiner Gattin beſchwert; gewöhnlich klagen Ehemänner gerade über das Gegentheil.“

„Und dennoch iſt es ſo!“ rief Robert.

„Darf ich die Urſache Deines Kummers wiſſen?“ fragte Jener.

„O wie froh bin ich, mich Ihnen mittheilen zu können.“ Werner ſetzte ſich neben Robert und dieſer begann:

„Ich bin nun über ſechs Monate verheirathet und bis auf die jetzige Stunde habe ich noch nicht einen einzigen Fehler an Paulinen entdeckt.“

„Und das macht Dir Kummer?“ fragte Werner.

„Freilich!“ rief Robert. „Pauline iſt ſanft, liebevoll und denkt an nichts anders, als mich glücklich zu machen. Ihr Fleiß iſt wahrhaft bewunderungswürdig. Sie iſt die arbeitſamſte Magd, die geſchickteſte Köchin, die reizendſte Hausfrau in einer Perſon. Sie iſt die Sparſamkeit, die Ordnung ſelbſt. Betrachten Sie das Zimmer, Herr Werner, und wenn Sie das kleinſte Staubkörnchen auf dem Geräthe, den kleinſten Flecken auf dem Fußboden finden, dürfen Sie mich der Lüge beſchuldigen. Meine Wäſche glänzt wie friſch gefallener Schnee, denn Pauline läßt es ſich nicht nehmen, ſelbſt die Wäſcherin zu machen, indem ſie behauptet, fremde Leute würden unſer Linnen verderben. Pauline lieſt in meinen Augen und ich brauche einen Wunſch nicht erſt zu äußern, um ihn erfüllt zu ſehen.“

„Und das macht Dich unglücklich?“ fragte Werner, als Robert ſchwieg.

„Ja! — denn frage ich mich, was ich einem ſolchen herrlichen Weibe als Erſatz für die vielen Aufopferungen bieten kann, ſo muß ich beſchämt die Augen niederſchlagen. Mein Gehalt iſt ſehr gering, und ohne die Sparſamkeit Paulinens müßten wir gewiß knapp leben. Während nun andere Frauen, die nicht werth ſind, meiner Pauline das Waſſer zu reichen, in ſchönen Kleidern ſpazieren gehen, ſchafft mein armes Weib in der Haushaltung. Sie hat keine Erholung, keine Zerſtreuung, kein Vergnügen. Das macht mir Kummer; Das nagt an meinem Herzen.“

„Und Pauline?“ fragte Werner.

„Wird mit jedem Tage wo möglich noch fleißiger, noch liebenswürdiger,“ antwortete Robert. Sie ist heiter, wenn sie mich sieht, um mir nicht wehe zu thun; aber ich bin überzeugt, daß sie sich nicht glücklich fühlt. Ich habe sie mehrere Male beobachtet, wenn sie sich allein glaubte, und habe sie dann zu meinem großen Kummer betrübt und niedergeschlagen gesehen.“

„Und warum hast Du sie niemals um die Ursache ihres geheimen Kummers gefragt?“ bemerkte Werner.

„Weil ich weiß, daß sie aus Schonung gegen mich die Wahrheit nicht gestehen wird,“ erwiederte Robert. „Sie ist viel zu zartfühlend, um mir zu sagen, daß ich nicht im Stande bin, sie glücklich zu machen.“

„Eitelkeit also hält Dich ab, Deine Gattin, die Du so sehr zu lieben glaubst, um die Ursache ihrer Betrübniß zu fragen?“

„Eitelkeit gewiß nicht!“ rief Robert.

„Dann ist es Feigheit!“ sagte Werner. „Du siehst Dein Weib leiden, und hast nicht den Muth, sie zu fragen, warum sie leidet? Du könntest sie vielleicht glücklich machen, wenn Du sprichst, und Du schweigst.“ —

„Sie sind sehr strenge!“

„Beruhige Dich,“ sagte Werner theilnehmend. „Ich will mit Paulinen sprechen.“

„Das ist's eben, was ich wünsche,“ erwiderte Robert. „Sie sind so klug, so vorsichtig und hegen so viel Freundschaft für uns, daß Sie, wenn es nur irgend möglich ist, gewiß Alles in's alte Geleise bringen werden.“ —

Werner ging in den Garten, wo er Paulinen mit Jäten beschäftigt fand. Sie war freudig überascht, ihn wieder zu sehen.

„Das ist eine sehr nützliche Beschäftigung,“ sagte Werner nach der ersten Begrüßung. „Man kann keine Pflanze besser

pflegen, als wenn man sie von dem Unkraut befreit, das ihr Raum und Nahrung streitig macht und auf ihre Kosten zehrt."

„Und wie schnell das emporschießt!" rief Pauline.

„Das Gute, das Edle, das Schöne bedarf zu seiner Erhaltung eben sowohl wie zu seiner Entwicklung der zartesten, der sorgfältigsten Pflege. Das Böse und Zerstörende kommt, ehe man sich's versieht und es hält dann schwer, ihm beizukommen und sich seiner zu erwehren. Deßhalb darf man auch keinen Tag vorübergehen lassen, ohne es, wo es sich bemerkbar macht, zu ersticken."

Diese Bemerkung gab dem Gespräche eine ernste Richtung, welcher Pauline mit sichtbarer Geneigtheit folgte.

„Ich sehe, mein Kind, daß Du während meiner kurzen Abwesenheit sehr ernst geworden," sagte Werner. „Bist Du nicht glücklich?"

„O sehr!" rief Pauline, „aber —"

„Dies Aber ist wohl der große Stein, über welchen Dein Glück stolpert?" fragte Werner. „Darf ich wissen, was Dir zu Deinem Glücke fehlt, mein Kind?" fügte er freundlich hinzu, indem er ihre Hand faßte. „Setze Dich neben mich auf die Rasenbank. Der Kummer wird wohl nicht so herb sein, daß er nicht durch einige Worte des Trostes wenigstens etwas gemildert werden könnte."

„Sehen Sie, lieber Werner," begann Pauline, „ich kenne nur ein einziges Glück auf Erden; es besteht darin, Robert glücklich zu sehen, und — Robert ist nicht glücklich."

„Hat er Dir das gesagt?" fragte Werner.

„O nein!" rief Pauline. „Und er wird es auch nie sagen, um mir nicht wehe zu thun; denn er ist so gut, so edel, so biederherzig."

„Und warum sollte er sich seinem Weibe nicht mittheilen? warum sollte er sich nicht einem Herzen erschließen, das so liebevoll für ihn schlägt?"

„Weil ich selbst die Ursache seines Kummers bin," antwortete Pauline. „Sie wissen, theurer Freund," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ich, eine arme Waise von Kindheit an, angewiesen war, von meiner Hände Arbeit zu leben. Ich stand allein in der Welt, allen Gefahren ausgesetzt, die eine solche frühe Unabhängigkeit begleiten. Robert lernte mich kennen und ward mir Geliebter, Freund, Bruder; und er, der in vielen Familien gerne gesehen, keine Schwierigkeit gefunden hätte, eine Braut mit ansehnlicher Mitgift heimzuführen, zog die arme, hülflose Waise vor. Mehr als sechs Monate sind nun seit unserer Trauung verflossen. Robert ist der beste, der liebevollste Gatte. Er denkt an nichts Anderes, als mich glücklich zu sehen. Er erräth meine Wünsche; er kommt ihnen zuvor. Aber was kann ich einem solchen Mann als Ersatz für seine vielen Aufopferungen bieten? Ich kann ihn in seinen Erholungsstunden nicht angenehm zerstreuen, nicht geistreich unterhalten, denn ich habe wenig gelesen und komme nicht unter die Leute. Das muß ihn am Ende langweilen und unglücklich machen. Zwar verhehlt er es und scheint froher Dinge, wenn er bei mir ist; glaubt er sich aber allein, so versinkt er in Schwermuth. Ich habe ihn schon mehrere Male beobachtet, wenn er sich unbeachtet glaubte, und ich habe dann immer einen tiefen Kummer auf seinem Gesichte gelesen."

Sie schwieg und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Sei guten Muthes, meine Tochter," sagte Werner. „Laß uns jetzt zu Robert gehen; ich fühle das Bedürfniß, eine Stunde mit Euch zuzubringen."

Pauline bat Werner, ihrem Gatten von dem eben gepflegenen Gespräche nichts mitzutheilen.

Als Werner in's Zimmer trat, fragte ihn Robert mit ängstlichem Ungestüm nach dem Resultate der Unterredung. Werner aber versicherte, daß er Paulinen versprochen, Stillschweigen zu beobachten. Robert wurde darüber sehr bestürzt;

er suchte aber seine Bestürzung zu verbergen, sobald seine Gattin eintrat. Das Ehepaar strengte sich an, heiter zu scheinen; Werner war es wirklich. Er setzte sich zwischen Robert und Pauline, und da er viel gereist war, erzählte er von Land und Leuten des Interessanten so viel, daß Beide gefesselt an seinem Munde hingen.

„Wißt Ihr," fragte Werner, als ihn während einer Pause Robert und Pauline wegen seines Erzählertalentes lobten, „wißt Ihr, wen ich bis jetzt für den thörichtsten unter allen thörichten und den unglücklichsten unter allen unglücklichen Menschen gehalten?"

Robert und Pauline schüttelten verneinend die Köpfe.

„Einen Gutsbesitzer im Fränkischen," sagte Werner. — „Dieser Mann hatte viel Geist und Bildung. Niemand sprach von Kunst und Wissenschaft so angenehm, so gründlich und belehrend, wie er. Er spielte für einen Dilettanten das Clavier ganz vortrefflich; seine Zeichnungen nach der Natur hätten selbst einem Künstler von Fach keine Schande gemacht, und sein Urtheil über Menschen und Dinge war eben so treffend als scharfsinnig."

„Sonderbar!" rief Robert.

„Noch sonderbarer aber ist's, daß dieser Gutsbesitzer, den ich bisher für den Unglücklichsten aller Unglücklichen gehalten, nicht nur reich war, sondern daß ihm auch nichts fehlte, was gewöhnlich die sicherste Grundlage des Glückes bildet: Gesundheit und Jugend. Aber bei allem Geist und bei aller Bildung und bei allen Glücksgütern, mit welchen der Himmel ihn gesegnet, war er doch nicht glücklich. Statt sich des Lebens zu freuen, statt zu genießen, was ihm ein freundliches Geschick in so vollem Maße gewährt hatte, schuf er sich Kummer und Sorge. Was nützte ihm sein Reichthum, da er die thörichte Furcht hegte, er

könnte plötzlich seinen Reichthum verlieren? Wie konnte er sich seiner Gesundheit erfreuen, da er in beständiger Angst vor einer tödtlichen Krankheit schwebte? Aus Furcht vor dem nächsten Augenblicke genoß er den gegenwärtigen nicht, und so verseufzte er die Tage unter der schweren Last seines Glückes. Habe ich nun recht, wenn ich ihn den unglücklichsten aller Menschen nenne?"

„Gewiß!" rief Robert; „denn ein Mensch, der aus der Quelle des Glückes sich nur Kummer und Sorge schöpft, ist wirklich sehr unglücklich."

„Aber eben deßhalb, sehr thöricht," fuhr Werner fort.

„Und sehr undankbar," setzte Pauline hinzu; „denn wie viele biedere Menschen giebt es, denen das Glück nie lächelt und denen die Tage in Kummer und Noth dahinschleichen. Es sollten sich also Diejenigen dankbar des Daseins freuen, denen das Glück sich freundlich zuwendet."

„Und seid Ihr denn vernünftiger?" rief Werner. „Du, Robert, fürchtest, Deine Frau sei mit Dir nicht glücklich, und das macht Dich unglücklich; und Du, Pauline, glaubst, Du genügtest Deinem Gatten nicht, und das macht Dich unglücklich." —

„Wäre es möglich!" rief das Ehepaar, Werner unterbrechend.

„Du, Robert, hast Deiner Gattin, und Du, Pauline, hast Deinem Gatten Dein volles Herz hingegeben. Was also könnte er von Dir, was könntest Du von ihm mehr begehren? Sich gegenseitig lieben, heißt sich gegenseitig genügen, und wo zwei Herzen für einander schlagen, wird die Welt mit ihrem bunten Flitter leicht vergessen. Ihr seid auf dem Wege, durch Empfindelei die Empfindung zu tödten und Euch durch einen erkünstelten Kummer einen wirklichen zu schaffen. Ist das nicht thö-

richt? Ist das nicht Undank gegen Euer freundliches Geschick, das Euch Alles gab, um Euch glücklich zu machen?"

Robert und Pauline antworteten nicht. Sie hielten sich fest umschlungen, als hätten sie beide nach langer Verirrung sich wiedergefunden, und sahen dankbar auf den alten Werner, dessen Herz sich verjüngte bei dem Anblick dieses reizenden Paares.

Monsieur le Prince.

I.

Der Violonist Carl Daumer gehörte zu den vielen deutschen Künstlern, die mit vielen Empfehlungsbriefen und einem Herzen voll Hoffnung nach Paris kommen, um dort so schnell wie möglich ihr Glück zu machen. Fast alle malen sich bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Frankreichs die schönste Zukunft aus; die meisten aber sehen früher oder später ein, daß das Gemälde eine zu rosenrothe Färbung hatte. Viele gehen gänzlich zu Grunde, und unter den wenigen, die ihr Glück machen, sind oft die wenigsten des Glückes würdig.

Daumer war bereits über drei Jahre in Paris. Er hatte unzählige Luftschlösser gebaut und sie alle zusammenstürzen sehen; er hatte tausend Pläne entworfen, die sämmtlich vereitelt wurden; er hatte unzähligen Versprechungen geglaubt, von denen keine einzige in Erfüllung gegangen war. Da fing er an, seine Ansprüche herunterzuschrauben. Er verließ seine schöne Wohnung im Faubourg St. Honoré und nahm ein bescheidenes Zimmer im vierten Stock eines kleinen Hotels in der kleinen stillen, melancholischen Rue Royer-Collard mit dem Entschlusse, durch Ertheilung von Unterricht das Nöthigste zu er-

werden, die Mußestunden ausschließlich seiner Kunst zu widmen und dem allmächtigen Zufall das Weitere zu überlassen.

Er war bereits mehrere Monate in seiner neuen Wohnung, zufrieden mit der Einförmigkeit seines Daseins, Niemand beachtend und von Niemand beachtet und seiner Kunst in allem Eifer obliegend. Als er aber eines Tages im Ausgehen begriffen, der Concierge seinen Stubenschlüssel übergab, sagte ihm diese, daß einer der Hausgenossen sich über ihn beklagt habe.

„Ueber mich?" fragte Daumer erstaunt. „Und warum?"

„Weil Sie oft um Mitternacht und selbst nach Mitternacht auf der Violine phantasiren," antwortete jene, „und das stört natürlich Ihren Wandnachbar."

„Das ist wahr," sagte Daumer; „aber ich wußte in der That nicht, daß ich einen Wandnachbar habe."

„Und er wohnt doch schon über zwei Jahre in diesem Hause!" rief die Frau. „Es ist indessen ganz natürlich, daß man ihn nicht merkt. Er ist so still, so sanft, so ruhig! Er hat wahrlich seines Gleichen nicht."

„Langsam, langsam, Frau Firmin!" sagte Daumer lächelnd; „Sie sprechen ja mit einer Begeisterung von meinem Nachbar, als ob er jung und schön wäre."

„Nun, freilich ist er jung, und was seine Schönheit betrifft, so ist sie in der That außerordentlich."

„Und wie heißt denn dieser Adonis?" fragte Daumer, der die Vorliebe der Franzosen im Allgemeinen und der Französinnen im Besonderen für Uebertreibungen sehr gut kannte.

„Er heißt Eugène Duval," antwortete die Frau; „wir nennen ihn aber unter Freunden nur Monsieur le Prince; denn er hat in seinem Thun und Lassen etwas so Vornehmes, Gemessenes und Aristokratisches, daß wir glauben, er müsse von sehr hoher Geburt sein. Vielleicht gehört er wirklich einer fürstlichen Familie an und hat Furcht, es einzugestehen, Sie wissen, die Politik." —

„Was ist er denn?“ fragte Daumer, dessen Neugier etwas reger wurde.

„Ja, wer das wüßte!“ rief Madame Firmin. „Er bleibt jedem ein Räthsel. Er ist immer sehr freundlich, sehr höflich, aber auch immer sehr zurückhaltend. Man mag thun, was man wolle: es ist nicht möglich, vertraut mit ihm zu reden. Er geht jeden Morgen aus, er kehrt früh am Abend wieder ein. Eine Cylinderuhr ist nicht pünktlicher als er. Dabei ist er die Tugend selbst. Er hat keine Liebeshändel; er empfängt keine zweideutigen Besuche. Armer junger Mann! Vielleicht hat er unglücklich geliebt. Er hat einen solchen melancholischen Ausdruck im Gesicht, als ob er an gebrochenem Herzen litte.“

„Eine seltene Krankheit in Paris!“ rief Daumer. „Entschuldigen Sie mich indessen bei dem Herrn Duval und sagen Sie ihm, daß ich künftig um zehn Uhr Abends ihn nicht mehr stören werde.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr,“ sagte Frau Firmin. „Glauben Sie jedoch nicht, daß Herr Duval sich in starken Ausdrücken über Sie beschwert hat. Er trug mir bloß auf, Sie zu bitten, nicht allzutief in die Nacht hinein Ihren Studien obzuliegen — wenn es Ihnen möglich ist. Das ist Alles, was er mir gesagt hat.“

Mehrere Monate waren verstrichen. Carl Daumer hatte seinen Wandnachbar bereits vergessen, als er diesem einst auf dem Hausflur begegnete, in welchem sich die Zimmer beider befanden.

Daumer sah sogleich, daß die Schilderung der Hausmeisterin nichts weniger als übertrieben gewesen. Er war überrascht von der außerordentlichen Schönheit seines Nachbars und von dessen feiner und eleganter Haltung.

„Mein Herr,“ sagte Daumer, indem er sich Duval mit einer leichten Verbeugung näherte — „mein Herr, ich hoffe, daß meine geräuschvolle Kunst Sie nicht stört.“

„Nicht im Allergeringsten, mein Herr," erwiederte Jener. „Jede Kunst ist schwer und erfordert den unermüdlichsten Fleiß, die muthigste, ja die hartnäckigste Ausdauer, wenn man ihr genug thun will. Der wahre, der ächte Künstler arbeitet unablässig. Ich finde es daher natürlich, daß Sie sich wenig Ruhe gönnen."

Mit diesen Worten verneigte er sich und trat in sein Zimmer.

Daumer blieb einen Augenblick nachdenkend stehen. Ihm war das Compliment nicht entgangen, daß sein Nachbar ihm gleichsam wie zum Abschied hingeworfen. So empfänglich er aber auch als Künstler für ein passend angebrachtes Lob sonst war, so machte es diesmal doch wenig Eindruck auf ihn. Was ihn beschäftigte, war die Erscheinung Duvals, dessen nähere Bekanntschaft er nun durchaus machen wollte. Er sah nach der Uhr und merkte sich genau die Stunde, um welche sein Nachbar eingekehrt war. Ich bin jetzt sicher, ihm um diese Zeit zu begegnen, dachte er: ich will nächstens ein längeres Gespräch mit ihm anknüpfen.

Der deutsche Künstler hatte indessen zu viel Takt und Lebensart, um die von ihm so sehr gewünschte Bekanntschaft auf eine zu auffallende Weise merken zu lassen, und erst nachdem eine Woche seit seinem ersten Begegnen mit Duval verstrichen war, suchte er ein zweites herbeizuführen. Sein Plan scheiterte aber auf's entschiedenste. Sein Nachbar nämlich, mit dem er diesmal auf der Treppe zusammentraf, erwiderte zwar seinen Gruß, eilte aber so schnell vor ihm vorbei, daß von dem Anknüpfen eines Gespräches nicht die Rede sein konnte. Daumer wurde verdrießlich, und seine Mißstimmung zu vermehren, merkte er nach einigen Tagen, daß Duval nicht mehr um die bekannte Stunde, sondern bald etwas früher, bald etwas später einkehrte und dadurch seine Abneigung vor jeder nähern Beziehung deutlich zu erkennen gab.

„Nun," rief Daumer gereizt, „an den Hals will ich mich ihm just nicht werfen. Dünkt er sich zu vornehm, um in ein freundnachbarliches Verhältniß mit mir zu treten, so bin ich auch vornehm genug, um ihm meine Gleichgültigkeit gegen seinen Dünkel merken zu lassen. Mag er noch so vornehm, mag er meinetwegen ein verkappter Prinz sein: ich denke, ein Künstler ist eben so viel werth wie ein verkappter Prinz."

Bald indessen legte sich sein Unmuth und die Gestalt Duvals, sein schönes melancholisches Gesicht, sein großes braunes Auge, aus welchem ein unsäglicher Schmerz zu sprechen schien, schwebten dem deutschen Künstler wieder lebhaft vor der Phantasie und er sagte sich: „Gewiß, der junge Mann ist unglücklich, und sicherlich ist es nicht Hochmuth, der ihn die Menschen fliehen läßt, sondern irgend ein Grund, den zudringlich erforschen zu wollen, freyle Rohheit wäre." —

Er nahm sich fest vor, seiner Neugierde nicht mehr nachzugeben und seinen Nachbar nicht mehr zu behelligen, und er merkte bald zu seinem Vergnügen, daß dieser wieder um die gewöhnliche Stunde wie früher ausging und einkehrte. Obgleich nun Daumer jedem Zusammentreffen mit Duval ernstlich auswich, so war ein solches bei dem engen Raume, welchen Beide bewohnten, auf die Länge kaum zu vermeiden.

Wirklich begegneten sie sich nach einiger Zeit wieder auf dem Hausgange. Daumer hatte das frühere kalte Benehmen Duvals nicht vergessen; er wollte deshalb nach einer stummen Begrüßung so schnell wie möglich vorüber eilen. Duval aber erwiderte den Gruß des Künstlers mit den Worten: „Mein Herr, ich bin Ihnen in der That viel Dank schuldig und Sie erlauben mir wohl, daß ich denselben hier abstatte."

„Wofür?" fragte Daumer.

„Für den reichen Genuß, den Sie mir durch Ihr seelenvolles Spiel bereiten," erwiderte Jener.

„Es freut mich," daß meine dürftige Leistung Ihnen einiges

Vergnügen gewährt," sagte der Künstler. „Sie lieben die Musik?"

„Die Frage klingt fast wie eine Beleidigung," bemerkte Duval. „Wer sollte die Musik nicht lieben? Ist sie doch unter allen Künsten diejenige, die am schnellsten und am tiefsten in unser Herz dringt, die am unmittelbarsten zu unseren Empfindungen spricht!"

„Sie sind wohl selbst musikalisch?" fragte Daumer.

„Früher habe ich etwas Klavier geklimpert," antwortete Jener; „ich habe es indessen immer vorgezogen, gute Musik zu hören, als sie durch mein Spiel zu verderben."

„Ihre Bescheidenheit verleitet Sie gewiß zu einer Ungerechtigkeit gegen sich selbst," sagte der Künstler. „Was hindert Sie indessen, wenn Sie die Musik so lieben, mir die Ehre Ihres Besuches zu schenken?"

„Sie sind sehr freundlich, sagte Duval mit einer leichten Verbeugung.

„Ihre Gesellschaft würde mir wünschenswerth sein," sagte Daumer; allein" —

„Ich habe Sie in der That um Verzeihung zu bitten," unterbrach Duval, „und ich gestehe Ihnen frei, daß es mir sehr angenehm war, Ihnen jetzt zu begegnen, um dies thun zu können."

„Ich begreife recht gut, daß man in Paris nicht mit dem Ersten Besten sogleich Bekanntschaft machen will. Allein es hat Alles sein Maß. Wir wohnen nun schon so lange beisammen und statt manche müßige Stunde angenehm zu verbringen, schließen wir uns ab. Ich arbeite jetzt an einem größern Werke, und wie angenehm wäre es mir, Ihre Meinung über manche meiner Productionen hören und meine Gedanken mit Ihnen austauschen zu können. Nichts wird mir erfreulicher sein, als Ihr Besuch. Wir sind beide junge Männer; wir haben nicht nöthig, Ceremonien zu machen. Sie werden kommen, wenn

Sie wollen; Sie werden gehen, sobald es Ihnen beliebt. Nicht wahr?"

Duval versprach, ihn nächstens zu besuchen.

II.

Zwischen den beiden jungen Leuten entspann sich nach und nach ein schönes, inniges Verhältniß. Sie sahen sich jeden Tag und lernten sich gegenseitig schätzen. Daumer war glücklich, einen Freund gefunden zu haben, dem er sich mittheilen, dem er sein Herz erschließen konnte. Eine echte Künstlernatur, hatte er bald kein Geheimniß vor Duval. Dieser war freilich zurückhaltender und minder gesprächig; aber Daumer merkte doch häufig die lebhafte Theilnahme, die sein junger Freund für ihn hegte, wenn dieser sie auch nicht auf eine geräuschvolle Weise kundgab; der Ernst, den er in seinem ganzen Wesen offenbarte, war es, was Daumer für ihn einnahm. Duval war in so mancher Beziehung gerade das Gegentheil von dem deutschen Künstler. Lebhaft, aufbrausend, oft sogar ausgelassen, fand dieser in dem jungen Franzosen, der in seinem ganzen Gebahren ruhig, sanft, besonnen und gemessen war, ein wohlthätiges Gegengewicht. Daumer war zwar sehr fleißig, aber nur stoßweise. Er arbeitete oft mehrere Monate ununterbrochen vom frühesten Morgen bis spät um Mitternacht, um dann wieder eine Zeitlang einem süßen Nichtsthun sich hinzugeben, die Straßen zu durchschlendern oder den größten Theil des Tages in den Caffeehäusern zuzubringen; durch Duval lernte er eine regelmäßige Vertheilung der Zeit, lernte er mehr Maß und Ordnung, mehr Ruhe und Besonnenheit. Er hatte einige Male gesehen, daß, wenn er irgend ein rohes Wort gesprochen, Duval ernst wurde; er vermied es daher, diesem Ursache zur Unzufriedenheit zu geben und überwachte sich mit äußerster

Strenge. So wirkte die Flamme der Freundschaft läuternd auf sein Gemüth und veredelte seinen innern Menschen, und weit entfernt, darüber unzufrieden zu sein, daß Jener unwillkürlich von Tag zu Tag mehr Einfluß auf sein ganzes Wesen ausübte, fühlte er sich vielmehr glücklich, daß er nach so langer Vereinsamung Jemand gefunden, dem er sich voll Vertrauen hingeben konnte.

Während des Tages war Eugène Duval, wie bereits früher erwähnt worden, niemals zu Hause. Als Maler in einer Porcellanfabrik beschäftigt, kehrte er erst gegen Abend von der Arbeit heim. Daumer erwartete ihn stets. Beide gingen dann mit einander zu Tische und machten nach beendigter Mahlzeit einen Spaziergang durch den Luxemburggarten. Im Hause selbst war man nicht wenig erstaunt über die Freundschaft beider jungen Leute: und Frau Firmin, die gesprächige Hausmeisterin, fragte den deutschen Musiker mehr als einmal, wodurch es ihm gelungen, die Freundschaft des „Monsieur le Prince" zu gewinnen, der doch allen übrigen Sterblichen völlig unzugänglich. In der That war Duval's Benehmen gegen die übrigen Hausbewohner immer dasselbe geblieben, und Madame Firmin, ebenso neugierig als geschwätzig, fragte den deutschen Künstler oft genug um Auskunft über seinen räthselhaften Freund; Daumer aber, der sonst das Herz auf der Zunge trug, hätte bei dem besten Willen die heißhungrige Neugierde der guten Frau nicht befriedigen können. Denn trotz seiner innigen freundschaftlichen Beziehung zu Duval wußte er doch über dessen frühere Lebensschicksale auch nicht das Allergeringste. Er hatte auch zu viel Tact, um durch eine zudringliche Frage seinen Freund zu beleidigen. War sich nun Duval in seinem Benehmen den Hausbewohnern gegenüber gleich geblieben, so konnte man dies von dem deutschen Künstler eben nicht sagen. Dieser wurde auf eine leichthin geworfene Bemerkung Duval's, daß man in einem Pariser Hotel mit Anknüpfen von Gesprächen sehr auf

der Hut sein müßte, nach und nach zurückhaltend. Der Einfluß aber, den Duval auf ihn ausübte, war durchaus kein dämonischer; er konnte sich vielmehr sehr wohl davon Rechenschaft geben. Er liebte Duval, weil dieser nicht nur viel Geist, sondern auch bei unzähligen Gelegenheiten eine große Herzensgüte verrieth. Er liebte ihn aber auch besonders, weil er ihn unglücklich glaubte. Duval versank oft in tiefes Nachdenken, und dann war in seinem schönen Antlitz ein unnennbarer Schmerz zu lesen, der das Mitgefühl Aller erwecken mußte. — —

Man war tief im Winter, Daumer legte die letzte Hand an eine Oper, von der er die günstigste Wendung seines Schicksals erwartete. Sanguinisch wie er war, sah er die Zukunft im allerrosigsten Lichte, und der Tag, an welchem er sein Werk ablieferte, war für ihn ein Tag der Freude. Er war der Erreichung seines Zweckes vollkommen sicher und entwarf die schönsten Pläne für die Zukunft. Da wurde ihm eines Abends, als er von seinem gewöhnlichen Spaziergange mit Duval in seine Wohnung zurückkehrte, ein Brief überreicht, der zwar in den lobendsten Ausdrücken von seinem Werke sprach, ihm aber zugleich mittheilte, daß dasselbe sich durchaus nicht zur Aufführung eigne.

Daumer war außer sich vor Verdruß. Er zerknitterte den Brief und schrie über Ungerechtigkeit, über Parteilichkeit, über Begünstigung der Talentlosigkeit auf Kosten des Talentes. Er klagte sich der Dummheit an, die ihn verleitet, über Jahr und Tag mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit der größten Anstrengung aller seiner Kräfte zu arbeiten, da doch die platte Mittelmäßigkeit immer den Sieg davon trage.

Duval sah dem Gebahren seines Freundes mit schweigender Bestürzung zu. Als aber jener sich etwas beruhigt hatte, ergriff er dessen Hand und bat ihn, sich zu erheitern.

„Wie wenig Muth gehörte dazu, das Leben zu ertragen, wenn unser Streben immer vom schönsten Erfolge gekrönt

würde," sagte Duval. „Man hat das Leben so oft mit einem Kampfe verglichen; sind Sie, mein Freund, nicht noch jung genug, um glorreich kämpfen zu können? Ihr Talent wird endlich durchdringen, ich bin dessen fest überzeugt."

Durch diese und ähnliche Worte suchte Duval seinen Freund zu trösten, der, nervös und leicht erregbar, in seinen Gemüthsstimmungen oft von einem Extrem in's andere überschlug; und so kam es denn, daß er bald übermäßig heiter wurde, nachdem sein erster heftiger Unwille vorüber war. Er spottete seines bösen Sternes und machte sich selbst zum Gegenstande des Spaßes und der Satyre. Allein diese Heiterkeit währte auch nicht lange. Daumer war nach und nach still und melancholisch. Er sah bleich und abgehärmt aus, schien an nichts mehr Freude zu haben und sank endlich auf's Krankenlager. Seine Krankheit nahm bald einen ernsten Charakter an und Duval sah sich am Ende genöthigt, trotz aller Einwendungen seines Freundes zu einem Arzte Zuflucht zu nehmen. Man hatte ihm den Doktor Delorme empfohlen, der wegen seiner Geschicklichkeit, seines barschen Wesens und seiner Herzensgüte zugleich berühmt war. Delorme fand den Patienten in einem heftigen Fieber. Er betrachtete ihn aufmerksam und ließ sich von der erschütternden Gemüthsbewegung erzählen, welche der Krankheit des Künstlers vorausgegangen.

„Vor allen Dingen die äußerste Ruhe!" rief der Arzt.

„Scheint Ihnen die Krankheit bedenklich?" fragte Duval lebhaft.

„Jede Krankheit ist bedenklich," antwortete Delorme.

Duval erbleichte.

„Damit ist noch nicht gesagt, daß ihr der Patient zum Opfer fällt," sagte Jener, dem die Angst Duvals nicht entgangen war. „Man suche Alles zu vermeiden, was den Leidenden aufregen könnte. Man spreche so wenig wie möglich mit ihm und entferne selbst das allerschwächste Geräusch von seiner

Nähe. Hier ist ein Recept! Ich werde heut Abend wiederkommen und sehen, welche Wirkung es hervorgebracht. Nur Ruhe und sorgfältige Pflege! Gott befohlen!"

Duval sorgte für eine Krankenwärterin, damit sein Freund niemals allein sei, und ließ einen Teppich im Zimmer ausbreiten, daß kein harter Schritt den Leidenden belästige. Er horchte auf jeden Athemzug des Kranken; er durchwachte die Nächte an dessen Lager; er holte selbst die Arznei, um jede Verzögerung zu verhüten; kurz die Aufopferung des jungen Mannes für seinen Freund kannte keine Grenzen. Aber die Krankheit Daumers zog sich in die Länge und schien der Kunst des Arztes zu spotten. Duval verhehlte eines Tages seine Besorgniß dem Arzte nicht. Dieser aber antwortete ihm: „Morgen ist der entscheidende Tag. Sollte mein Beistand während der Nacht nöthig sein, so lasse man mich rufen."

Man kann sich leicht denken, mit welch ängstlichen Gefühlen der junge Freund dem folgenden Tag entgegensah. Er ließ den Kranken nicht aus den Augen; er betrachtete unaufhörlich dessen Züge, er horchte beständig auf dessen Seufzer. Gegen Abend wurde er genöthigt, seinen Freund auf eine Stunde zu verlassen. Die Krankheit hatte nämlich die Baarschaft Daumers, sie hatte bereits die kleine Ersparniß Duvals verschlungen. Dieser, der um keinen Preis die bedrängte Lage seines Freundes irgend Jemand mittheilen wollte, entschloß sich, etliche werthvolle Dinge zu verpfänden und so für einige Wochen Rath zu schaffen. Es war gegen Abend. Der Schnee fiel in dichten Flocken, als Duval mit einem Paketchen unter dem Arme den Weg nach dem nächsten Pfandhause einschlug. Als er wieder aus demselben trat, sah er aus dem dicht daranstoßenden Hause den Arzt kommen. Duval, der von Delorme nicht bemerkt sein wollte, drückte den Hut in die Augen und bog rasch um die Ecke. Er eilte dann in die Apotheke, wo er verschiedene

Medicamente machen ließ, und war bald wieder am Lager Daumers.

Die erste Hälfte der Nacht ging ganz ruhig vorüber. Gegen Mitternacht wurde der Kranke von einem heftigen Fieber ergriffen. Er sprach wild durcheinander, ballte krampfhaft die Hände und wollte mehrere Male aus dem Bette springen, so daß Duval und die Wärterin alle ihre Kräfte anstrengen mußten, um ihn zurückzuhalten. Duval war oft im Begriff, zum Arzte zu eilen; die Furcht aber, daß während seiner Abwesenheit eine schlimme Wendung der Krankheit eintreten möchte, fesselte ihn an's Lager des Freundes. Gegen Tagesanbruch wurde dieser ruhiger und sank bald in einen tiefen Schlaf. Als Delorme am frühen Morgen sich einstellte, betrachtete ihn Duval mit ängstlichen Blicken:

„Ich glaube," sagte der Arzt, nachdem er den Kranken einige Zeit beobachtet hatte, „ich glaube, das Allerschlimmste ist überstanden."

Duval dankte ihm schweigend mit feuchten Blicken. —

Daumer erholte sich nach und nach. Die sorgfältige Pflege, deren er sich erfreute, das Bewußtsein, in Duval einen treuen, aufopfernden Freund gefunden zu haben, wirkten heilsam auf sein Gemüth ein. Er drückte seine Dankbarkeit gegen Duval zwar nicht durch Worte aus; aber dieser konnte die Dankbarkeit des Freundes in dessen Blicken, in dessen Geberden deutlich genug wahrnehmen.

Sobald der Künstler das Bett zu verlassen im Stande war, fing Duval wieder zu arbeiten an; aber er ging nicht wie früher in die Fabrik, sondern holte sich die Arbeit nach Hause und konnte auf diese Weise seinem Berufe obliegen, ohne den Freund zu vernachlässigen, der noch immer gezwungen war, das Zimmer zu hüten. Delorme stellte sich fast täglich bei dem Genesenden ein, an welchem er das lebhafteste Interesse zu nehmen schien. Dieses Interesse steigerte sich noch, als Daumer wieder

nach seinem Instrumente greifen konnte und der Arzt Gelegenheit hatte, in dem jungen Deutschen einen Künstler von Bedeutung zu erkennen.

Daumer hatte sich nach und nach soweit erholt, daß ihm der Arzt erlaubte, einen Gang ins Freie zu machen. Am Arme seines Freundes schlug er den Weg nach der Wohnung Delorme's ein. Dieser freute sich sehr, als er die beiden jungen Leute bei sich sah. Als ihn aber Daumer für seine Bemühungen in heißen Ausdrücken danken wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Danken Sie Ihrem Freunde, ohne ihn hätte sich meine Hülfe unzulänglich erwiesen. Ich will übrigens nicht, fügte er sogleich hinzu, daß dieser erste Besuch auch der letzte sei. Ich besuche nur die Kranken; ich will aber, daß die Gesunden *mich* besuchen. Morgen Abend speisen Sie und Ihr Freund bei mir. Keine Widerrede! Ich habe Eile. Gott befohlen!"

III.

Einige Zeit war seit der Genesung Daumers verstrichen. Er konnte sich seinen früheren Arbeiten wieder hingeben und obgleich in seiner Lage eben keine günstigere Wendung eingetreten war, fühlte er sich doch viel glücklicher, als zuvor. Zudem kam noch, daß er wie Duval in Delorme einen väterlichen Freund und Rathgeber gefunden hatte. Der Arzt liebte die jungen Leute und bekundete die lebhafteste Theilnahme für sie. Duval ging jetzt wie vor der Krankheit Daumers wieder regelmäßig zur Arbeit und kehrte erst am Abend zurück. Er verfiel in einen tiefen Ernst, und als er eines Sonntags seinen Freund besuchte, schien er schwermüthiger, niedergeschlagener als jemals. Daumer fragte ihn um die Ursache dieser trüben Stimmung.

„Mein Freund," antwortete Jener, „wir werden uns nicht mehr lange sehen. Ich verlasse Paris dieser Tage."

„Und was bewegt Sie so plötzlich zu diesem Entschlusse?" fragte Daumer erschrocken.

„Hören Sie mich ruhig und gelassen an," erwiderte Duval. — „Sie haben gesehen, wie abgeschlossen ich in diesem Hause lebte und welche Beharrlichkeit, ich möchte fast sagen, welchen unartigen Eigensinn ich Ihrem Wunsche, näher mit mir bekannt zu werden, mehrere Monate hindurch entgegengesetzt habe. Ach, ich bin verurtheilt, einsam und unerkannt zu leben. Mein Name ist nicht Eugen, ich heiße Eugenie." —

Man kann sich die Ueberraschung Daumers, als er diese Worte hörte, leicht denken. Eine Pause entstand, welche Eugenie bald unterbrach, indem sie fortfuhr:

„Die Geschichte meines Lebens ist eben so kurz als traurig. Ich bin in Lyon geboren. Mein Vater, einer der größten Seidenfabrikanten dieser Stadt, fand sich schon als junger Mann im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, das er durch unausgesetzte Thätigkeit noch vermehrte. Er lernte meine Mutter, die Tochter eines in Rußland gefallenen Offiziers kennen und führte die vermögenslose Waise zum Altare. Die Ehe war anfangs glücklich. Meine Mutter wurde von ihrem Gatten angebetet. Ein Engel an Herzensgüte wie an Schönheit, suchte sie meinem Vater das Leben zu versüßen, zu verherrlichen. Ich war die einzige Frucht dieser Ehe, und die Liebe meiner Eltern für mich kannte keine Grenzen. Der Charakter meines Vaters war von Natur ungestüm; die Sanftmuth meiner Mutter suchte die Heftigkeit dieses Charakters zu dämpfen, zu mäßigen und zu mildern. Zehn Jahre des schönsten Familienglückes schwanden auf diese Weise hin, als mein Vater die Bekanntschaft eines verschmitzten Abenteurers machte, der ihn zu verschiedenen Unternehmungen verlockte. Diese Unternehmungen mißglückten und mein Vater verlor einen großen

Theil seines Vermögens. Er wurde mürrisch, reizbar, aufbrausend. Meine Mutter suchte ihn über die erlittenen Verluste zu trösten. Umsonst! Sie hatte ihre Macht über ihn verloren. Er brachte nur wenige Stunden in seinem Hause zu und ergab sich dem Spiele. Diese fruchtbare Leidenschaft riß ihn mit jedem Tage näher dem Abgrunde zu. Der Rest unseres Vermögens schmelz immer mehr zusammen, und meine arme Mutter, deren warnende Stimme längst nicht mehr gehört wurde und die den traurigen Zustand ihres Hauses vor Jedermann zu verbergen suchte, verzehrte sich in Gram und Kummer. Sie fing an zu kränkeln; sie siechte langsam hin. Ich war indessen herangewachsen, und meine Mutter, welche mit Grauen in die Zukunft schaute, strengte alle ihre Kräfte an, um mir die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Mein Kind, sagte sie oft, Du wirst einst allein stehen in der Welt, Du wirst nur auf Dich selbst angewiesen sein und Deine Kenntnisse zur Quelle Deines Erwerbes machen müssen. Du weißt, wir haben nur wenige Verwandte und diese Wenigen haben sich zurückgezogen, seitdem das Glück uns verlassen. Verliere keine Secunde, Deine Kenntnisse zu vermehren.

Wie tief gruben sich diese und ähnliche Ermahnungen in meinem Herzen ein! Ich sah, daß sie die letzten Kleinodien zu Gelde machte, um den Unterricht, den ich genoß, zu bestreiten. Ich lernte aus Liebe zu meiner armen guten Mutter, und es war meine größte Freude, sie über meine Fortschritte vergnügt zu sehen. Ich schloß mich ihr immer mehr an; ihr Zustand war indessen bald so bedenklich, daß sie meiner gar nicht mehr entbehren konnte. Mein Vater — o wie schwer wird es mir, die Geschichte seiner Verirrungen zu erzählen! — mein Vater pflegte erst um Mitternacht nach Hause zu kommen, um am frühesten Morgen wieder auszugehen. Das Bewußtsein, sein Familienglück für immer zerstört zu haben, quälte ihn auf's heftigste, und er suchte es durch eine Leidenschaft zu betäuben,

die ihn oft seiner Sinne beraubte. Die Dürftigkeit war indessen in unser Haus gekommen und die Armuth drohete, ihr nachzufolgen. Ich verließ das Krankenlager meiner Mutter nicht mehr. Sie duldete die heftigsten Schmerzen; sie ertrug die bittersten Seelenleiden mit einer wahrhaft heldenmäßigen Standhaftigkeit, und keine Klage kam über ihre Lippen. Eines Tages nun, als ich an ihrem Bette saß, ihre Rechte in der meinigen haltend, sagte sie, nachdem sie mich eine Zeitlang schweigend betrachtet hatte: Mein Kind, ich spüre, daß meine letzten Kräfte schwinden. Ach, ich hinterlasse Dir nichts als die Sorge um Deinen armen unglücklichen Vater. Verlasse ihn nicht. Versprich mir, daß Du seiner, was auch Dein künftig Loos sein möge, mit kindlicher Liebe pflegen werdest.

Ich versprach es.

Du erleichterst mir das Scheiden, sagte sie mit schwacher Stimme.

Zwei Tage später war sie nicht mehr. Mit einem Kuß, den sie auf meine Stirne drückte, hatte sie ihre edle Seele ausgehaucht.

Mein Vater hatte der Sterbescene nicht beigewohnt. Als er nach Hause kam und die Leiche meiner Mutter sah, war er tief erschüttert und ergriffen. Er vergeß keine Thräne; aber er schlug sich mehrere Male vor die Stirne. Ich warf mich in seine Arme und schwor, ihm eine treue, liebende Tochter zu bleiben, sein Schicksal mit ihm zu theilen und ihn niemals zu verlassen.

Er antwortete mir nicht, sondern blickte mir starr in's Gesicht.

Einige Tage nach der Bestattung meiner Mutter fand man seinen Leichnam in den Wellen der Rhone. —

Ich stand mutterseelen allein in der Welt. Die wenigen Verwandten, die ich besaß, hatten sich, wie gesagt, von meinen

Eltern längſt zurückgezogen, ich faßte daher ſchnell den Entſchluß, meine Vaterſtadt zu verlaſſen und in Paris meine geringen Talente zur Sicherung meines Unterhaltes anzuwenden. In Paris angelangt, war es mein Erſtes, die weibliche Kleidung mit einer männlichen zu vertauſchen, keine Bekanntſchaft zu machen und Niemanden, wer es auch ſein mochte, mein Geſchlecht zu entdecken. Ich ſtrebte demnach, mich ſoviel wie möglich abzuſchließen, und ich ſuchte mein Glück — wenn ich anders von Glück reden konnte — in der Einſamkeit. Ich hatte mich früher im Zeichnen und Malen fleißig geübt, und was ich einſt aus Neigung getrieben, verſchaffte mir jetzt ein ſelbſtſtändiges unabhängiges Daſein. So verbrachte ich mehrere Jahre, in der Arbeit meine einzige Erholung ſuchend. Sie wiſſen, wie ſehr ich mich geſträubt, mit Ihnen näher bekannt zu werden. Der Zufall, oder vielmehr ein günſtiges Geſchick, hat es anders gewollt, und wir wurden Freunde. Niemals hätten Sie mein Geſchlecht erfahren, wenn Delorme es nicht, wie er mir geſtern geſagt, durch ſeinen Scharfblick gleich errathen und mir auf dieſe Weiſe das Geſtändniß abgezwungen hätte. Unſer gegenſeitiges Verhältniß kann jetzt nicht mehr in der früheren Weiſe fortgeſetzt werden und ich bin feſt entſchloſſen, dieſes Haus zu verlaſſen. Bewahren Sie mich, ich bitte Sie, in freundlicher Erinnerung; aber forſchen Sie niemals nach meinem künftigen Aufenthalt." —

Daumer hatte mit der größten Spannung, mit der wärmſten Theilnahme der Erzählung Eugenien's zugehört. Er hatte ſie nicht ein einziges Mal zu unterbrechen gewagt; jetzt aber, nachdem ſie ihren Entſchluß, das Haus zu verlaſſen und ihn niemals wieder zu ſehen, ſo entſchieden ausgeſprochen, begann er:

„Ich bin von dem, was ich eben gehört, ſo tief erſchüttert, daß ich keinen Ausdruck für die verſchiedenen Gefühle, die mich beſtürmen, zu finden vermag. Und doch muß ich trotz meiner Bewunderung und Hochachtung, die ich für Sie hege, mit einem

Vorwurf beginnen.. Sie wollen sich von mir trennen; Sie verbieten mir jemals nach Ihrem künftigen Aufenhalte zu forschen, mit einem Worte: Sie wollen mir jede Gelegenheit benehmen, meine Freundschaft, meine Dankbarkeit für die Aufopferung, die Sie mir während meiner Krankheit bekundet, an den Tag zu legen. Ist das nicht ungerecht? Ist das nicht grausam? Habe ich das Mißtrauen verdient, das Sie durch Ihren Entschluß doch deutlich genug zu erkennen geben? Ich weiß, daß unser früheres Verhältniß nunmehr eine Veränderung erleiden muß; müssen wir uns deshalb aber für immer trennen? Warum darf ich Ihnen nicht treu als Bruder zur Seite stehen? Warum soll ich Sie allen Stürmen des Lebens ausgesetzt wissen und beständig von den Befürchtungen über Ihr Loos gefoltert werden? Oder habe ich mich vielleicht Ihres Vertrauens unwürdig gezeigt? Das würde mich trostlos machen; das würde mich zur Verzweiflung bringen." —

„Beruhigen Sie sich, mein Freund," sagte Eugenie. „Es giebt Verhältnisse, in welchen man dem Verstande mehr folgen muß als dem Herzen, selbst wenn das Herz mehr Recht hat, als der Verstand. Sie sind durch die Mittheilung, die ich Ihnen eben gemacht, noch zu überrascht, als daß Sie von der Nothwendigkeit, uns zu trennen, so fest überzeugt sein sollten, wie ich es bin. Ihre Stellung im Leben ist eine andere als die meinige. Ueberlegen Sie das wohl." —

IV.

Daumer und Eugenie waren an demselben Tage, als die eben berichtete Mittheilung stattgefunden, bei Delorme zu Tische geladen. Der junge Mann war still und in sich gekehrt, und Eugenien, die sich zwang, heiter zu scheinen, sah man diesen

Zwang deutlich an. Nach Beendigung der Tafel begann Delerme zu Eugenie gewendet, folgendermaßen: „Hören Sie mich ruhig an, mein Kind. Ich habe nicht erst zu warten gebraucht, bis Sie mir entdeckt, daß die Kleidung die Sie tragen, Ihr Geschlecht verbergen soll. Ich weiß, was Sie dazu bewogen und ich verzeihe das Mittel wegen des Zweckes. Sie sehen übrigens, wie schlecht am Ende diese Verkleidung Ihnen gelang und wie leicht Sie sich bei einer andern Gelegenheit von einem Andern hätten verrathen können, der, ohne weiter nachzuforschen, allerlei ungünstige Schlüsse gezogen hätte. Das Leben ist keine Maskerade, und die Vermummung, die äußerliche wie die innerliche, bekommt selten demjenigen gut, der zu ihr seine Zuflucht nimmt. Sie stehen jetzt auch nicht mehr in der Welt allein. Dieser junge Mann ist durch die Bande der Freundschaft und der Dankbarkeit an Sie gefesselt, und ich will hoffen, daß Sie auch meine Freundschaft nicht allzu gering anschlagen. Sie werden an mir stets einen väterlichen Freund und Rathgeber finden. Ich kenne eine Wittwe, Madame Fortin, eine gute, vortreffliche Frau. Ich habe mit ihr gesprochen, und sie ist bereit, Ihnen ein Zimmer einzuräumen, wo Sie eben so gut wie bisher Ihren Arbeiten werden obliegen können. Sie werden dort stets Achtung und Zuvorkommenheit finden und nicht gezwungen sein, incognito aufzutreten."

Eugenie wollte sprechen; Delorme aber unterbrach Sie mit den Worten: „Es ist also abgemacht. Sie werden morgen in Ihre neue Wohnung einziehen und brauchen nicht wie ein Geist in irgend einem unserer Boulevard-Spektakelstücke plötzlich zu verschwinden. Ich selbst werde Sie morgen zu Frau Fortin führen, der ich Sie ganz besonders empfohlen habe. Was meinen Patienten betrifft," fuhr er fort, indem er sich an Daumer wandte, „so ist er zum Professor der Musik am Collège Leroy ernannt, eine bescheidene Stelle, die aber wenig Zeit in Anspruch nimmt und Gelegenheit bietet, deutsche Musik

unter uns unmusikalischen Franzosen zu verbreiten. Ist die Stelle angenommen?"

Daumer dankte ihm mit einem herzlichen Händedruck.

„Punktum! Abgemacht!" rief Delorme. —

Als Daumer am folgenden Morgen Eugenien zum ersten Male in weiblicher Kleidung sah, war er von der großen Schönheit des Mädchens überrascht. Die männliche Kleidung hatte sie viel kleiner und schmächtiger erscheinen lassen, als sie war. Er sah nun eine in der ganzen Fülle der Jugend und der Schönheit prangende Jungfrau. Ihr Anzug war sehr einfach und bescheiden und ließ die vollen runden Formen hervortreten, ohne sie dem Auge aufzudrängen. Für den jungen Mann hatte indessen die Erscheinung Eugeniens etwas Fremdes, und er mußte sich erst sammeln und eine Zeitlang die ihm bekannte Stimme hören, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß diese herrliche weibliche Gestalt und sein früherer Freund Duval eine und dieselbe Person seien. Einen solch' mächtigen Eindruck indeß die Erscheinung Eugenien's auch auf ihn hervorbrachte, seine Empfindungen für sie wurden dadurch nicht verändert. Die Hochachtung, die er vor ihrem ernsten festen Charakter von jeher gehegt, und die Verehrung, die ihr ganzes Wesen ihm seit seiner ersten Bekanntschaft mit ihr eingeflößt, wurden jetzt noch größer, noch lebhafter. Sie hatte für ihn etwas Unnahbares, das er sich kaum erklären konnte.

Eugenie äußerte, daß sie sich durch das Abwerfen des frühern Anzuges erleichtert fühle, daß sie froh sei, von der Furcht, ihr Geschlecht verrathen zu sehen, sich wieder befreit zu wissen.

Daumer half ihr nun ihre Koffer packen, ordnete ihre Angelegenheiten im Hause, und so konnte man, noch ehe der Mittag herangenaht war, Delorme erwarten. Dieser stellte sich punkt zwölf Uhr ein, und da er als practischer Arzt stets in

Eile war, so ließ er den jungen Leuten kaum Zeit, sich zu verabschieden.

Nach einigen Minuten war der Wagen, in welchem Eugenie neben Delorme Platz genommen, Daumer's Blicken entschwunden, und bald empfand der junge Mann die Leere, die durch die Entfernung seiner Freundin entstanden, auf's Empfindlichste. Er hatte sich an ihren Umgang schon so sehr gewöhnt; ja, dieser Umgang war ihm ein solch' Bedürfniß geworden, daß er sich nun einsam und verlassen fühlte. Es ließ ihn nicht zu Hause. Er irrte im Luxemburg-Garten umher und gab sich den schwermuthsvollsten Träumen hin.

Er dachte an das erste sonderbare Begegnen mit Eugenien, an den Eindruck, den sie auf ihn hervorgebracht, an die Theilnahme, die sie ihm während seiner Krankheit gezeigt, an alles Gute und Liebe, das sie ihm zu Theil werden ließ, und er faßte den Entschluß, diesem Wesen, das so mildernd, besänftigend und veredelnd auf ihn gewirkt und in trüben Verhältnissen sich so treu bewährt hatte, als ein Bruder zur Seite zu stehen. Dieser Entschluß stärkte und beruhigte ihn und ließ ihn die Einsamkeit mit mehr Fassung ertragen.

Er trat die Stelle als Professor an und hatte Ursache, mit derselben zufrieden zu sein. Geschützt vor den zudringlichsten Nahrungssorgen, konnte er nunmehr seiner Muse gemächlich obliegen, und er fand in den Schöpfungen seiner Phantasie neuen Trost, neue Beruhigung. Jeden Sonntag — so war man übereingekommen — sollten sich beide junge Leute bei Delorme zu Tische einfinden. Daumer freute sich die ganze Woche hindurch auf diesen Tag.

Delorme betrachtete den jungen Deutschen und Eugenie wie seine eigenen Kinder. „Ich bin ein alter Hagestolz", sagte er einst; „ich habe keinen Verwandten, einen nichtsnutzigen Neffen ausgenommen, der bei der Nachricht von meinem Tode hocherfreut Trauer anlegen würde. Er hat niemals gearbeitet

und ist der Ansicht, ein Oheim habe keine andere Bestimmung, als durch eine unermüdliche Thätigkeit ein Vermögen zu sammeln und es eines schönen Tages einem lachenden Erben zu hinterlassen. Er dürfte sich aber täuschen, und ich bedaure die Gläubiger, die in Erwartung meines Todes ihm Credit geben."

Delorme war überzeugt, daß das Verhältniß der beiden jungen Leute am Ende zu einem dauernden unzertrennlichen Bunde am Altare führen würde. Eines Tages, als er sich mit Eugenien allein befand, gab er ihr zu verstehen, wie passend die Verbindung mit Daumer ihm scheine und schloß dann mit den Worten: „Ich bin ein sehr schlechter Eheprocurator; allein ich würde Euch gern durch die innigsten, unauflöslichsten Bande vereint sehen."

Delorme erwartete die freudigste Ueberraschung von Seite Eugenien's.

Diese antwortete aber mit ihrem gewöhnlichen Ernst: „Ich weiß, mein väterlicher Freund, wie besorgt Sie um mein Wohl sind, und die Worte, die Sie soeben gesprochen, sind ein neuer Beweis Ihrer Theilnahme für mich. Ich hege keinen innigeren Wunsch, als meinen Freund glücklich zu wissen; aber er wird es nicht durch die Verbindung werden, auf die Sie eben angespielt. Die Gefühle, die er für mich hegt, sind die eines Bruders und ich bin froh, daß er nur wie ein Bruder für mich fühlt; denn die traurigen Erlebnisse im Hause meiner Eltern haben schon früh den unabänderlichen Schluß in mir gereift, niemals einen Ehebund einzugehen."

„Wir Aerzte sind ungläubige Leute", sagte Delorme. „Wir glauben nicht an unabänderliche Entschlüsse in dem Herzen eines Weibes; dann bin ich auch überzeugt, daß Sie sich in den Empfindungen Daumers täuschen."

Eugenie lächelte und schwieg.

Bald darauf sprach Delorme mit Daumer über dieselbe Angelegenheit, und der junge Künstler gestand ihm frei und

unumwunden, daß er in Eugenien nicht das schöne reizende Weib, sondern das edle Herz, den großartigen Sinn, den festen, entschlossenen Charakter liebe; daß ihm nichts theuerer auf Erden sei als sie; daß er, um sie glücklich zu machen, keinen Augenblick zögern würde, sie zum Altare zu führen, daß aber der Wunsch, sie als Gattin zu besitzen, niemals in ihm aufgetaucht.

Delorme hatte keinen Grund, an den Versicherungen Daumers zu zweifeln und gestand sich schweigend, daß seine Menschenkenntniß nicht so unfehlbar sei als er geglaubt. Er hielt sich indessen noch nicht ganz geschlagen und wiederholte seine Heirathsprojekte noch mehrere Male, bis er sich denn endlich überzeugte, daß das Glück der beiden jungen Leute außerhalb der von ihm beabsichtigten Verbindung lag.

Zwei Jahre später adoptirte Delorme, dem der ärztliche Beruf schwer zu werden anfing, Eugenien, die ihm eine Tochter ersetzt. Daumer hat sich inzwischen eine sehr geachtete Stellung unter den Pariser Künstlern erworben. Er liebt Eugenien mit der Liebe eines treuen Bruders. Ob Eugenie für ihn bloß wie eine Schwester fühlt, oder ob ihr Herz noch von einer andern glühendern Empfindung bewegt wird: Wer kann das sagen?

Eine interessante Bekanntschaft.

Ein Augsburger Hauderer, dessen Gewissen viel weiter war als seine gichtbrüchige Kutsche, sollte uns, nämlich einen Goldarbeiter von Ulm, einen Schneider von Hanau, eine muntere Wittwe mit ihrem ungezogenen Buben (der mehr Last für die Passagiere als für den Wagen war) und meine Wenigkeit an einem ärgerlichen Oktoberabend nach München bringen. Wir hätten uns in der nichtssagenden Gegend, die sich von Augsburg nach München so breit macht, vielleicht zu Tode gelangweilt, wenn der genannte Bube durch seine Ungezogenheit uns nicht jeden Augenblick zu Klagen Veranlassung, und auf diese Weise Beschäftigung gegeben hätte. Da war kein Arm und kein Bein, mit dem seine Arme und Beine nicht in die unangenehmsten Berührungen gekommen wären. Während der ganzen Reise appellirten wir an das Schicklichkeitsgefühl der Mutter, und die Mutter ihrerseits appellirte an unsere Gutmüthigkeit, und so schlugen wir unter beständigen Rippenstößen die zwölfstündige Zeit todt, die der Hauderer brauchte, um uns an den Ort unserer Bestimmung zu bringen.

In München zerstreuten sich die Mitglieder der halb zergliederten Reisegesellschaft. Ich stieg im „Goldenen Stern“

ab, einem Hotel, das mir in Heidelberg wegen seiner seltenen Tugenden empfohlen worden.

Nachdem der Kellner mit sichtbarer Verachtung mein Gepäck in ein einäugiges Zimmerchen hatte bringen lassen, nämlich in ein Zimmerchen mit einem einzigen Fensterchen, das aus dem Dache auf die benachbarten Dächer melancholisch blickte: trat ich in den gut erleuchteten und erwärmten Gastsaal, um meine matten Lebensgeister durch ein frugales Mahl zu stärken. Ich setzte mich an die Tafel, verlangte die Speisekarte und wählte mir solche Gerichte, die, ohne meine Börse allzusehr zu schwächen, meinen leiblichen Menschen hinlänglich zu stärken im Stande waren. Ich gab dem Kellner meine Aufträge und wartete mit Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten. Ich mußte lange warten. Endlich kam der Kellner; statt mir aber die duftende Erfüllung meiner Wünsche zu bringen, brachte er ein großes Buch, das er mit einer schaudererregenden Feierlichkeit vor mir hinlegte. Es war das Fremdenbuch, vor dessen herz- und nierenprüfenden Rubriken kein Geheimniß möglich war. Ich hatte zehn volle Minuten zu thun, bis ich in der Angst meines Herzens jene Rubriken ausgefüllt hatte. Nachdem ich aber den Wünschen der Polizei auf's vollkommenste entsprochen, nachdem ich schwarz auf weiß gesagt, welchem Gott und welchem deutschen Fürsten ich angehöre, welchen Charakter ich besitze, welches Handwerk ich treibe, und daß meine Gesinnung an keinen polizeiwidrigen Gewissensbissen leide: gab ich dem Kellner das schauderhafte Buch zurück.

Ich hielt nun die Sache für abgemacht, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken wahrnahm, daß ein mir gegenübersitzender alter Herr, den ich früher nicht bemerkt, dem Kellner vornehm winkte, worauf ihm dieser mit vielen Verbeugungen und mit stummer Ehrfurcht das Buch vorhielt. Der alte Herr las von dem Pulte, den die Arme des Kellners bildeten, meine steckbrieflichen Gedanken sehr aufmerksam, dann winkte er wieder,

worauf sich der Kellner unter vielen stummen Verbeugungen mit dem verhängnißvollen Buche zurückzog.

Der Alte betrachtete mich jetzt mit einer gänsehauterregenden Aufmerksamkeit und knüpfte dann ein Gespräch mit mir an, das sich um die Universität Heidelberg, die ich eben verlassen, und um das deutsche Studentenleben im Allgemeinen drehte. Es ward mir bei dieser Unterhaltung, die in Fragen von Seiten des Alten und in Antworten von meiner Seite bestand, unheimlich zu Muthe. Der Alte benahm sich wie ein Untersuchungsrichter dem Deliquenten gegenüber, so daß die Unterhaltung einem polizeilichen Verhör ähnlich sah. Meine Angst zu vermehren, sah ich, daß die Gäste, die sich im Saale befanden, immer in einiger Entfernung von dem Alten blieben, nie mit ihm sprachen, ihn unausgesetzt mit einer Mischung von Ehrfurcht und Neugierde betrachteten, sich von Zeit zu Zeit in die Ohren flüsterten und dann und wann auch auf mich sehr eigenthümliche Blicke warfen. — Der Alte ward indessen immer freundlicher und deshalb meine Seelenangst immer größer. Es war mir nämlich wohl bekannt, daß erfahrene Untersuchungsrichter die Höflichkeit als ein Hauptmittel zur Entlockung von Geständnissen gebrauchen, und ich weiß wahrlich nicht, was ich in diesem Augenblicke darum gegeben hätte, wenn mein greises Gegenüber grob gewesen wäre. Seine Grobheit hätte mich beruhigt; denn es liegt in der Grobheit etwas Biederes, Argwohnbezwingendes. Aber er wurde mit jedem Augenblicke, wenn auch nicht höflicher, doch gemüthlicher, herzlicher, zutraulicher; und ich immer ängstlicher, furchtsamer, beklommener. Ich suchte freilich meine Angst so viel wie möglich zu verbergen, theils um nicht feige zu erscheinen, theils um nicht Verdacht zu erwecken; aber es gelang mir so schlecht, daß ich mit Messer und Gabel die dummsten Streiche machte, mehrere Male in's Tischtuch statt in's Cotelet schnitt, statt in die gerösteten Kartoffeln zweimal in meinen rechten Zeigefinger stach, mit meinem

linken Ellenbogen ein Glas Medoc umstürzte und auf dem schneeweißen Tischtuche ein rothes Meer verursachte.

Durch diese Thaten meiner Verlegenheit gerieth ich erst recht in Verlegenheit. Der alte Herr lächelte. Ich aber konnte diesen peinlichen Zustand nicht länger ertragen, sagte dem alten Herrn, daß ich von der Reise sehr ermüdet wäre und mich zu Bett begeben müßte. Der alte Herr fand dies sehr natürlich, reichte mir die Hand und lud mich auf den andern Morgen „Punkt zehn Uhr", zum Frühstück ein. Er legte einen besondern Ton auf „Punkt zehn", was mir höchst sonderbar vorkam. Ueberhaupt lag in der Art und Weise der Einladung etwas Befehlerisches.

Es war mehr Kommando als Einladung, und das frappirte mich so sehr, daß ich nicht den Muth zu einer abschlägigen Antwort hatte. An den Mienen der übrigen Gäste bemerkte ich aber, daß sie durch diese, an mich gerichtete Einladung in ein sehr bemerkbares Staunen geriethen.

Als ich den Gastsaal verließ, begleitete mich derselbe Kellner, der bei meiner Ankunft mit solcher Unbescheidenheit mein bescheidenes Gepäck betrachtet hatte.

Sein Benehmen gegen mich war jetzt ein ganz anderes. Zu jeder Hand eine Wachskerze, begleitete er mich mit vielen Bücklingen die drei Treppen hinauf, die zu meinen vier Wänden führten und entschuldigte sich dann mit einem reichen Aufwand von Beredsamkeit, daß er nicht im Stande gewesen, mir ein besseres Zimmer anzuweisen.

„Wer ist der alte Herr, der sich an der Tafel so lange mit mir unterhielt?" fragte ich den Kellner.

„St!" lispele dieser, indem er geheimnißvoll den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund legte. „St?" Und fort war er und nichts blieb von ihm zurück als die zwei vornehmen Wachskerzen, von deren ungewohntem Glanze meine vier Wände sich ihrer Nacktheit schämten.

Ich wollte mich eben entkleiden, als ich Schritte auf dem Flur hörte. Ich öffnete die Thüre und bemerkte ein Kellnermädchen, das eben vorüberhuschen wollte. Es war eines jener liebenswürdigen, reizenden Münchener Wesen mit dem Ringelhäubchen auf dem Köpfchen und dem silbernen Mieder um den vielsagenden Busen. Ich fragte sie um Auskunft über den alten Herrn.

„Meinen Sie den alten Herrn mit dem bis an den Hals zugeknöpften Rocke?" fragte sie.

„Keinen Andern!" antwortete ich hastig.

„Mit dem Niemand zu sprechen wagt?" fragte sie wiederum.

„Ja wohl." rief ich gespannt.

„O, das ist der" — —

„Kathi! Kathi!" ließ sich eine heisere Stimme hören, und fort huschte das holde Kellnermädchen, und allein stand ich mit meiner unbefriedigten, jetzt noch viel peinlicher gewordenen Neugierde, und verdrießlich ging ich in mein Zimmer zurück und suchte mein Lager auf.

Am andern Morgen punkt zehn Uhr stellte ich mich im Saal ein und traf daselbst den räthselhaften Alten, der mir einen guten Morgen wünschte, mir derb die Hand schüttelte und mich wegen meiner Pünktlichkeit sehr lobte. Wir setzten uns zum Frühstück, das man füglich ein Diner hätte nennen können. Der Alte hieb wie ein Husar in einen kalten Hahn ein und commandirte mich ebenfalls zum Einhauen; ich konnte aber sein Commando nicht befolgen. Denn erstens konnte sich mein Appetit im Allgemeinen keiner solchen Tapferkeit rühmen; zweitens hatte die Ursache, die mir am vorigen Abend den Appetit verdorben, nicht allein nicht aufgehört, sondern ich fand sie jetzt, da ich bei Tageslicht die Physiognomie der anwesenden Gäste genauer betrachten konnte, um vieles verstärkt. Es hatten sich wieder in den Ecken des Saales Gruppen gebildet, die den alten Herrn genau betrachteten und geheimnißvoll flüsterten,

wenn er irgend ein Wort sprach. An die übrige Gesellschaft richtete der räthselhafte Alte niemals ein einziges Wort. Da ich nun wußte, daß ich weder Liebenswürdigkeit, noch geistreiches Wesen genug besaß, um ihn besonders fesseln zu können, so konnte ich mir natürlich nicht erklären, warum just ich von allen Sterblichen im Gasthause der Einzige war, den seine Huld auserkoren, und während er gerade die zarten Knochen des Hahnes zerbrach, zerbrach ich mir den Kopf, um es heraus zu kriegen. Ich hatte niemals eine solche jämmerliche Rolle gespielt, wie diesem Manne gegenüber. Das verdroß mich, und ich war schon entschlossen, meinen Amphytrion um seinen Namen und Stand zu fragen, als ein Wagen anfuhr und der Oberkellner devotest anzeigte, daß er abfahren könne. Der Alte füllte sich ein Glas Burgunder bis an den Rand, leerte es mit einer Geschicklichkeit, die von angeborenem Talent und jahrelanger Uebung zeigte, bis auf den Grund, drückte mir wieder so derb die Hand, daß mir fast die Gelenke krachten, sprach die Hoffnung aus, mich nach seiner Rückkehr wieder zu sehen, und verließ den Saal, begleitet von dem Wirthe, der sich ganz in einen Bückling verwandelte und mit seinem Rücken einen Halbkreis formirte, dann von der sämmtlichen Kellnerschaft, welche im Geschäftseifer die weißen Servietten wie Friedensfahnen schwenkten, und von den übrigen Gästen, die auf den Flügeln der Neugierde an die Hausthüre flogen und sich bis auf die Erde verneigten. Sie waren alle von einem Verbeugungsfieber ergriffen. Den räthselhaften Alten schien diese Hudigungswuth zu ärgern. Er setzte sich verdrießlich in den Wagen und würdigte keinen eines Blickes.

Bald rollte der Wagen fort, und die Gäste, mit dem Wirth an der Spitze, kehrten wieder in den Saal zurück.

Der Wirth trat nun mit unbeschreiblicher Feierlichkeit auf mich zu, legte seine rechte Hand auf meine linke Schulter, während die Gäste einen Kreis um uns beide schlossen, und richtete

dann folgende Frage an mich: „Wissen Sie, Herr Studiosus, wer der alte Herr ist, mit dem Sie so eben gefrühstückt?

„Nun wer?“ fragte ich meinerseits mit hastiger Neugierde.

„Kein Anderer,“ erwiderte der Wirth mit einer Würde, als wäre er im Begriff, mir die Mysterien von Eleusis zu offenbaren; „kein anderer als Gustav der Vierte, ehemaliger König von Schweden.“

Ich weiß nicht, welches Benehmen der Wirth nach dieser Mittheilung von mir erwartete, ob er auf ein Erröthen, oder Erbleichen, oder eine gelinde Ohnmacht von meiner Seite rechnete; denn da er sah, daß ich weder die Farbe wechselte, noch bewußtlos zu Boden stürzte, sondern nur ein phlegmatisches „So?“ von mir gab, ward er sehr verdrüßlich und wiederholte mit Nachdruck: „Gustav der Vierte, ehemaliger König von Schweden!“

„Ehemaliger König von Schweden!“ riefen die Gäste nach einander und sahen mich zornig an.

„Gustav der Vierte, ehemaliger König von Schweden!“ rief der Wirth abermals und zwar so aufgeregt, daß er den Satz kaum vollenden konnte und Schweden ihm fast in der Kehle stecken geblieben wäre.

„Meine Herren,“ rief ich beschwichtigend, „ich habe mir nichts vorzuwerfen. Der König hat die Unterhaltung mit mir, ich habe sie nicht mit ihm angeknüpft. Dies ist eine große Gnade von seiner Seite. Der König hat mich zum Frühstück eingeladen, das ist eine noch größere Gnade. Nun, der Hahn ist verzehrt, der Burgunder ist getrunken. Ich kann jenen nicht mehr ungegessen, diesen nicht mehr ungetrunken machen. Das ist klar. Der König ist ein höchst liebenswürdiger Mann, und ich kann mir wahrhaftig nicht erklären, warum er die Krone verloren hat. Hinge es von mir ab, so würde er bald wieder auf dem Throne seiner Väter sitzen. Mein Einfluß ist aber

sehr gering und ich habe daher Ursache, zu fürchten, daß ich nichts für ihn thun kann. Guten Morgen, meine Herren?"

Mit diesen Worten durchbrach ich den Kreis und verließ das Gastzimmer.

Noch an demselben Tage bezog ich eine Privatwohnung.

Ich hätte den ganzen Vorfall bald vergessen, wenn ich nicht durch jedes Zeitungsblatt, das ich in meine Hand nahm, wieder daran erinnert worden wäre. Jedes Journal brachte nämlich zu wiederholten Malen die Nachricht, daß der ehemalige König von Schweden unter dem Namen eines Obristen von M*** in München angekommen und im goldenen Stern abgestiegen sei. Als ich nun einige Tage später während eines eigensinnigen Regens an meiner Hausschwelle hastig den Regenschirm aufspannte, wollte es der Zufall, daß ich mit der Spitze desselben dem König von Schweden, der just vorüber ging, fast in die Augen gefahren wäre. Da dieser sich in einem schirmlosen Zustande befand, so erbot ich mich, nachdem ich wegen meiner Ungeschicklichkeit um Entschuldigung gebeten, ihn nach seinem Hotel zu begleiten, was er höchst freundlich aufnahm. Er legte seinen Arm in den meinigen und sprach, während wir den Weg antraten, nach seiner jovialen offenen Weise sein Vergnügen aus, mich wiedergesehen zu haben.

Ich war indessen sehr befangen. Ich war noch niemals mit einem gekrönten Haupte Arm in Arm unter einem und demselben Parapluie gewandelt und es hatte mich noch niemals eine Hand berührt, die ein völkerlenkendes Scepter geschwungen. Auch konnte ich mir gar nicht denken, daß ein König, wenn auch ein solcher, dem die Krone vom Haupte gefallen, mit einem Menschen, der nie etwas Besseres als ein Unterthan gewesen, sich auf gleichen Fuß setzen konnte. Meine skeptische Natur fing an, sich geltend zu machen, und meine deutsche Gründlichkeit strebte nach Gewißheit; aber meine Unterthanen-Courage hatte nicht Kraft genug, mit der entscheidenden Frage heraus-

zurücken. Als wir jedoch fast an seiner Thüre angelangt waren, durchbrach meine Neugierde alle Schlösser und Riegel der Rücksicht und ich platzte ohne alle fernere Einleitung mit der Frage heraus: „Sind Sie wirklich der König der Schweden?"

Er ließ schnell meinen Arm fahren, sah mir mit ernsten Blicken eine Weile in's Gesicht und sagte dann:

„Wollen Sie morgen Mittag auf mein Zimmer kommen?"

„Ich werde mich mit Vergnügen einfinden," antwortete ich.

„Gott befohlen?" rief er und eilte in's Hotel.

Ich blieb eine Weile verblüfft stehen. Es ärgerte mich jetzt, daß meine rohe Neugierde sich so sehr gegen die Gesetze der guten Lebensart versündigt hatte, dann beschäftigte mich die Frage, aus welchem Grunde er mich zu sich bestellt haben mochte. Besuchen mußte ich ihn, das war entschieden; denn ich hatte es ihm versprochen. Aber wie sollte ich mich auf das Gespräch vorbereiten, da ich nicht wußte, was er mir sagen würde? Ich konnte während der folgenden Nacht kein Auge zuthun. Ich entwarf geistreiche, feierliche Anreden und verwarf sie wieder, theils weil sie nicht feierlich, theils weil sie nicht geistreich genug waren. Am andern Morgen war es mein erstes Geschäft, alle Vorbereitungen zu einer sorgfältigen Toilette zu treffen. Ich strengte meinen Geschmack, ich strengte meine Garderobe an und brachte es nach langer saurer Arbeit soweit, daß mein äußerer Mensch höchst präsentabel wurde. Hierauf übte ich mich vor dem Spiegel in graziösen Verbeugungen und machte mich sodann auf den Weg.

„Sind Seine Majestät zu sprechen?" fragte ich den Oberkellner mit einer Stimme.

„Der König erwartet Sie," erwiderte Jener, indem er einen Blick auf mich warf, der an meinem Kopfe anfing und an meinen Fußzehen aufhörte.

Ich winkte ihm mit vornehmer Kälte und mit höchst aristokratischem Augenzwinkern, mir die königlichen Zimmer zu zeigen.

Nach einer Minute befand ich mich vor der verhängnißvollen Thüre. Ich klopfte an; ein donnerndes „Herein!“ schallte heraus und bald stand ich im Zimmer, den Hut in den verlegenen Händen rollend und ein viertel Dutzend ungerathener Knixe machend. Zu meiner Rechtfertigung muß ich jedoch sagen, daß es nicht der Glanz der Majestät war, der mich in Verlegenheit setzte, sondern die Glanzlosigkeit derselben. Der König stand nämlich, als ich eintrat, in einem eingeseiften Zustande vor dem Spiegel, beschäftigt, die reife Saat seines Gesichtes abzumähen. Er war im äußersten Negligée, nämlich in sehr untergeordneten Unterhosen, und in einer offenherzigen Gesundheitsflanelljacke.

„Sie sind ja verdammt aufgedonnert!“ rief er, indem er meinen eleganten Anzug betrachtete.

Ich machte eine Verbeugung und rollte in ehrfurchtsvoller Verlegenheit meinen Hut noch lebhafter als zuvor, so daß diesem vor Schmerz die seidenen Haare zu Berge standen.

„Nun, ich weiß schon warum,“ bemerkte er, indem er das Rasirmesser hinlegte und die abgemähten Fluren seiner Wangen abwischte. „Setzen Sie sich, Studiosus. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“

Nachdem ich mich niedergelassen, begann er: „Ich habe geglaubt, daß Sie eine löbliche und seltene Ausnahme von der Philisterzunft machen, und nun hab' ich gesehen, daß Sie ein eben solcher“ — —

„Majestät!“ unterbrach ich, indem ich meinen Hut, den ich noch immer zwischen den Händen hielt, heftig an meinen Knieen drückte: Mit diesem Ausruf beabsichtigte ich, eine Grobheit zu verhindern, die, einmal ausgesprochen, von meiner Seite hätte erwidert werden müssen.

„Majestät!“ rief Jener halb spöttisch, halb ärgerlich nachäffend; „wo steckt meine Majestät?“

Da ich glaubte, daß diese Frage im Bewußtsein seiner ver-

lorenen Krone gerichtet wurde und daß ihm mein Aufruf als eine boshafte Ironie galt, antwortete ich beschwichtigend: „Man verliert die Majestät, die man einmal besessen, nie und nimmermehr."

„Ich verstehe;" bemerkte der Andere, indem er sich die Unterhosen unter den Knieen festband. „Mit meiner Majestät ist es wahrhaftig nicht weither. Die Esel! Sie haben mich vorige Woche zu einem abgedankten König gestempelt und verleiden mir meine Reise, die ich vergnügenshalber unternommen.

Ich wollte, der Teufel holte sie Alle!"

„Also sind Sie nicht der ehemalige König von Schweden?" fragte ich.

„Weder der König von Schweden, noch der König von Mauritanien," antwortete er, „in Nürnberg hat man mich zum König gemacht. Ich logirte dort im Karpfen und unterhielt mich nach meiner Weise mit den Gästen, die in meiner Nähe saßen. Der dortige Aufenthalt gefiel mir sehr gut, bis ich eines Tages eine plötzliche, mir unerklärliche Veränderung im Benehmen des Wirthes und des Dienstpersonals sowohl wie im Benehmen der Stammgäste gegen mich wahrnahm. Diese, die sich früher ganz zutraulich mit mir unterhalten hatten, zogen sich jetzt scheu vor mir zurück, bückten, wenn ich in den Saal trat, sich so tief zur Erde, daß sie vollkommene Nullen bildeten, und wagten kaum zu antworten, wenn ich eine Frage an sie richtete.

Einer von den Stammgästen, ein reicher Fabrikant, der früher sehr häufig über Politik mit mir disputirt und dabei seine radicalen Ansichten mit vieler Lebhaftigkeit entwickelt hatte, trat eines Abends in schwarzem Frack und weißer Cravatte auf mich zu, verneigte sich bis auf den Boden und bat in einer auswendig gelernten Anrede um Verzeihung wegen seiner gegen mich ausgesprochenen Meinungen.

Ich hörte ihm ruhig zu, da ich glaubte, er habe den Raps,

und als er geendigt, klopfte ich ihm freundlich auf die Schulter und gebot ihm, sich zurückziehen; was er denn auch unter vielen höchst lächerlichen Reverenzen that.

Als ich nun einen andern der Gäste nach der Ursache des sonderbaren Benehmens fragte, machte er eine wo möglich noch tiefere Verbeugung und rief mit bebender Stimme: „O!"

Mehr als dieses nichtssagende „O" konnte ich nicht aus ihm herausbringen. Bei dem rappelt's ebenfalls! dachte ich und wendete mich an einen dritten, dem ich zur Aufmunterung eine Prise anbot. Nach vielem zimperlichen Weigern und nachdem er sich vorher mehrere Male an den Rockschößen gründlich die Finger abgeputzt, tauchte er dieselben mit lächerlicher Schüchternheit in die Dose, und rief: „Diese hohe Gnade werde ich nie vergessen!" — Ein Vierter, dem ich mich nähern wollte, ergriff die Flucht und als ich mich an den Wirth wendete, machte dieser ein Dutzend Katzenbuckel hintereinander, rieb sich in Ehrfurcht die Hände und war kaum fähig, ein verständliches Wort herauszubringen. Als ich ihn fragte, was ihn so plötzlich verwandelt, erwiderte er: „O, es bleibt nichts verborgen!" und lachte dabei so dumm, daß es mir ganz miserabel zu Muthe ward und ich nicht übel Lust hatte, wie ein Donnerwetter in die Philister zu fahren. Da ich indessen mein heftiges Temperament kenne, dachte ich es am gerathensten, den Saal zu verlassen. Auf dem Flure begegneten mir Mehrere, die mir scheu auswichen und hastig die Hüte abnahmen und bis auf den Boden senkten. —

Gegen eilf Uhr Abends kehrte ich in den Saal zurück. Endlich kam der erwünschte Trank, aber auf eine höchst unerwartete Weise. Er wurde mir nämlich von der Tochter des Wirthes überreicht, einem sehr schönen Mädchen, das sich für diese Gelegenheit mit vieler Sorgfalt vorbereitet hatte. Sie trug ein weißes Musselinkleid mit rosenrothen Bändern, weiße Atlasschuhe und einen höchst korpulenten Kranz auf dem nied-

lichen Köpfchen. Das ſchüchterne Kind war geſchmückt, als ob es am Altare das ſüße „Ja“ zum ewigen Bunde ausſprechen ſollte. Sie zitterte ſichtbar, als ſie ſich mir näherte; und als ſie mir das Getränk überreichte, machte ſie eine unbeholfene Verbeugung, die aber eben dadurch höchſt anmuthig wurde.

Wenn mir nun die Huldigung von Seiten eines ſolch ſchönen Kindes gefallen mußte, ſo hatte doch die ganze Situation etwas Lächerliches, die mich tief verletzte. Dieſes Lächerliche wurde noch geſteigert, als das Mädchen ſich anſtrengte, einen Vers zu repitiren, den es wahrſcheinlich nicht ohne Mühe auswendig gelernt, aber in dem furchtbaren Bewußtſein, einem Könige gegenüber zu ſtehen, ganz und gar vergeſſen hatte, was ihrem Vater, der an der offenen Thüre ſtand, um Zeuge der feierlichen Scene zu ſein, einen nicht geringen Aerger verurſachte. Das arme Kind konnte über das „Heil Dir!“ nicht hinaus.

Ich ließ natürlich das Mädchen nicht lange in der entſetzlichen Verlegenheit, ſondern ſagte ihm ganz einfach, daß ich der Obriſt von M. ſei; daß ich nie das Glück gehabt, eine Krone zu tragen und folglich auch nicht das Unglück gehabt haben konnte, eine Krone zu verlieren. Aber der Glaube an meine irdiſche Majeſtät hatte bereits in dem Hauſe ſolche tiefe Wurzeln gefaßt, daß mein Proteſtiren nur dazu diente, die Gläubigen zu beſtärken.

Wer das falſche Gerücht verbreitet hatte, weiß ich nicht, obgleich ich vermuthen kann, wodurch es entſtanden. Der Ex-König von Schweden iſt nämlich oft unter dem Namen Obriſt von M. gereiſt, und ſo mochte Jemand, der meinen Namen im Fremdenbuch geleſen, entweder abſichtlich, um ſich einen Spaß zu machen, oder in dem Glauben, ich ſei wirklich der abgedankte König von Schweden, jene Nachricht verbreitet haben, die ſo viel beiträgt, mir die Reiſe höchſt unangenehm zu machen, und zwar nicht blos, weil mir die Reverenzen der Leute zuwider

sind, sondern weil man mir überall Rechnungen macht, die mit der Verschämtheit auch nicht die allerentfernteste Verwandtschaft haben.

Ich hoffte die Befreiung von diesen lächerlichen Unannehmlichkeiten, sobald ich Nürnberg den Rücken gekehrt haben würde; aber wie sehr habe ich mich getäuscht! Auf der ganzen Reise, von der guten alten Reichsstadt bis nach München, empfing ich in allen Gasthöfen königliche Ehrenbezeigungen. Was half all mein Protestiren? Was halfen alle Grobheiten, die ich — ich darf es kühn behaupten — so sehr verschwendete, als wäre mein Vorrath daran unerschöpflich? Im Gegentheil, man schien meine Grobheiten als den sichersten Beweis für mein gekröntes Dasein zu halten. Nun bin ich leider ein Mensch, der sich in der schlechtesten Gesellschaft noch immer behaglicher fühlt, als in gar keiner; und so konnte ich keinen Augenblick unter den Leuten zubringen, ohne von der Narrheit derselben gequält zu werden. Ich habe hier schon tausendmal versichert, daß ich ein alter schlichter Soldat bin. Umsonst! Alle Welt begafft mich, als ob ich eine merkwürdige, in Europa früher noch nie gesehene Bestie wäre. Jeder Bissen, den ich in den Mund stecke, wird beobachtet, wie man die Fütterung in einer Menagerie beobachtet. Das königliche Ansehen, das ich genieße, bringt mich um jeden Genuß. Das Lächerlichste bei der ganzen Sache ist, daß ich auch nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit dem ehemaligen König von Schweden habe. Er ist unwirsch und abgeschlossen, während ich, wie Sie sehen, ein geselliger, gesprächiger Mann bin.

Und nun eine Lehre für Sie! Sie sind jung; Sie stehen so zu sagen erst an der Schwelle des Lebens. Lernen Sie die große Kunst, sich nicht verblüffen zu lassen. Verlieren Sie niemals die Fassung und denken Sie zuweilen an den alten Obristen von M."

Mit diesen Worten reichte er mir die Hand, die ich herzlich schüttelte und mich dann empfahl.

Kaum hatte ich die letzte Stufe der Treppe erreicht, als der Sternwirth schlau lächelnd auf mich zu kam und mir in's Ohr flüsterte: „Er mag sagen, was er will, er ist doch der König von Schweden."

„Ich habe nie daran gezweifelt", flüsterte ich ihm meinerseits in's Ohr und verließ mit stolzen Schritten das Haus, begleitet von den Blicken sämmtlicher Gäste, denen man den Neid über meine genossene Audienz deutlich ansehen konnte.

Der gute Obrist von M. ist gewiß schon längst zu seinen Vätern versammelt worden. Ich habe mir oft vorgenommen, seinen Rath zu befolgen; aber es ist mir bis jetzt leider noch immer nicht gelungen. Ich gehöre einmal zu den Menschen, die sich leicht verblüffen lassen, selbst wenn sie nicht einem Könige gegenüber zu stehen glauben, und ich könnte dem freundlichen Leser hunderte von Fällen aufzählen, in denen ich meine Fassung verloren, wenn ich nicht fürchtete, daß er sie dann selbst verlieren würde.

Der verhängnißvolle Hecht.

Es war an einem der schönsten Junitage. Die Sonne lachte die Erde mit ihren wärmsten Blicken an, und die Erde hatte die schönsten Blumen vor ihren grünen Busen gesteckt. Ein sammetweicher Zephyr scherzte mit den bunten Blüthen und von dem Wipfel jedes Baumes erschallten die herrlichsten Concerte jener gefiederten Sänger, die, den ungefiederten in Concertsälen unähnlich, nur singen, weil ihnen Gesang gegeben.

Aber trotz Himmel und Erde, die an diesem Tage die prachtvollsten Frühlingswunder entfalteten, war ich doch in jener unangenehmen, unerklärlichen Stimmung, in welcher der Mensch weder irgend einer That, noch irgend eines Genusses fähig ist und daher sich selbst zur Last wird. Diese widerwärtige Stimmung, dieser unberechtigte Katzenjammer, der weder Bacchus zum Vater, noch Venus zur Mutter hat, trieb mich von einer Lectüre zur andern, ohne daß es mir gelang, Herr der Zeit zu werden. Unter diesen peinlichen Versuchen war die Mittagszeit herangerückt, als ein Bote mir ein Billet von meinem Vetter brachte, der mich dringend einlud, auf seinen benachbarten Landsitz zu kommen und das Abendbrot bei ihm einzunehmen.

Dieses sollte aus einem so eben gefangenen Hechte von seltener Schönheit bestehen.

Ich drückte dem Boten, den ich als Messias betrachtete, freudig das Trinkgeld in die Hand und ließ meinem gastfreien Vetter sagen, daß ich noch vor der bestimmten Stunde unfehlbar eintreffen würde.

Um Zeit zu verlieren, beschloß ich, den Weg zu Fuß zurückzulegen, steckte ein Dutzend feiner Havannacigarren in die Tasche und trat gegen zwei Uhr die Wanderung an. Gegen vier Uhr traf ich bei meinem Vetter ein, aber wie erstaunt war ich, als er, statt wie gewöhnlich heiter und scherzend mir entgegenzukommen, mir jetzt ein Gesicht zeigte, bei dessen Anblick die charakterfesteste Milch sich nicht des Gerinnens hätte enthalten können. Ich konnte dieses Gesicht mit der eben erhaltenen Einladung gar nicht in Zusammenhang bringen und dachte an ein plötzliches Unglück, das ihn überfallen, zumal da ich seine Frau nicht erblickte, die doch stets, wenn sie meine Stimme hörte, mir freundlich entgegenzueilen pflegte.

„Was ist Dir, Eduard?" rief ich, „und wo ist Fanny?"

Statt diese Fragen zu beantworten, führte mich mein Vetter schweigend in sein Zimmer und rief, nachdem er sich neben mir auf's Sopha niedergelassen, mit einem unendlich langen Seufzer: „Es ist am Ende doch dumm!"

„Was denn?" fragte ich.

„Zu heirathen!" antwortete mein Vetter.

„Wenn das dumm ist, so ist es nicht am Ende dumm, sondern am Anfange", bemerkte ich, weil mir in diesem Augenblicke keine bessere Bemerkung einfiel, und fragte dann, was dieser antibymenäische Stoßseufzer mit dem schönen Hechte zu thun habe, der doch die Hauptursache meiner angenehmen Gegenwart sei.

„Der Hecht!" rief mein Vetter, indem seine essigsauren Züge noch essigsaurer wurden, „der Hecht! Ja, das ist's eben!"

„Haſt Du denn das Geſchäft des Sphynx übernommen?“ fragte ich. „Ich bin ſehr ungeſchickt, Räthſel zu löſen. Davus sum, non Oedipus! wie wir Lateiner ſagen. Antworte mir kurz und bündig: Wie geht's Deiner Frau? warum ſiehſt Du ſo europamüde aus und —“

„Wie ſteht's mit dem Hechte? willſt Du ferner fragen“, unterbrach mein Vetter. „Nun“, fuhr er lebhaft fort, „mein Weib ſchmollt; das iſt die Antwort auf Deine erſte und daher auch auf Deine zweite Frage, und die Urſache des häuslichen Ungewitters iſt der Hecht und einigermaßen — Du.“

„Ich?“ rief ich erſtaunt.

„Wie liebſt Du den Hecht zubereitet?“ fragte mich mein Vetter mit einem ſonderbaren Ernſt.

„Du weißt ja!“ antwortete ich, „à la maitre d'hôtel.“

„O Weiber, Weiber!“ rief er heftig.

Ich muß geſtehen, daß mir das Gebahren meines Vetters höchſt ſonderbar vorkam, und faſt glaubte ich, daß ſein Verſtand einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit genommen, als er — mein Vetter nämlich — ſich wieder neben mich ſetzte und mit epiſcher Ruhe begann: „Der Hecht iſt wirklich von ſeltener Schönheit. Als ich ihn nach Hauſe brachte, ſagte ich zu meiner Frau: Liebe Frau, wir bereiten ihn à la maitre d'hôtel zu. Mein Vetter liebt ihn ſo. Fanny aber ſagte mir nach einer Pauſe: „Ich denke, ihn blaugeſotten mit zerlaſſener Butter auftragen zu laſſen. Mein Vetter Paul, den Du doch eingeladen, liebt dieſe Zubereitung ſehr.“

Ich bat mein Weib, ſie möchte mir doch darin nachgeben, ich ſei einmal für die von mir vorgeſchriebene Sauce geſtimmt, und es würde mir unangenehm ſein, wenn in dieſer Beziehung meinem Wunſche nicht willfahrt würde. Da fing meine Frau an zu weinen und behauptete, es ſei mir eigentlich gar nichts an der Sauce à la maitre d'hôtel gelegen; ich wollte ihr nur widerſprechen. Hätte ſie die Sauce à la maitre d'hôtel vor-

geſchlagen, ſo hätte ich gewiß gegen dieſelbe irgend eine Einwendung gemacht; ich ſei nie geneigt, ihr auch nur den geringſten Wunſch zu erfüllen und ich ſolle den Hecht zubereiten laſſen wie ich wolle, aber das ſei ausgemacht, daß ſie ſich nicht bei Tiſche würde blicken laſſen.

Sie zog ſich ſchluchzend und mit dem Battiſttaſchentuche vor den Augen in ihr Boudoir zurück und hat bis jetzt allen meinen Verſuchen, zu ihr zu gelangen, den beharrlichſten Widerſtand entgegengeſetzt. Ich weiß nun nicht, was ich mit mir, was ich mit meinen Gäſten, was ich mit dem Hechte anfangen ſoll. Beharr' ich auf der Sauce à la maitre d'hôtel, ſo ſammeln ſich die häuslichen Gewitterwolken noch mehr an; gebe ich allzu bereitwillig nach, ſo iſt mein Anſehen dahin auf immerdar. Ich ſehne mich nach Frieden; aber ich ſcheue die Bedingungen und weiß nicht, auf welche Weiſe die Präliminarien eingeleitet werden ſollen."

„Was mich betrifft", rief ich, „ſo thut's mir herzlich leid, daß meine Zuneigung zu der bekannten Sauce Euren häuslichen Streit verurſacht hat, der ſo komiſch iſt, daß er mir die beſte Würze für den problematiſchen Hecht ſcheint. — Deine Frau wird und muß kommen. Sie iſt zu ſchön und liebenswürdig, als daß wir ihre Geſellſchaft ſo leichtfertig entbehren könnten. Ich will als Vermittler vor ſie treten und einen für beide Seiten ehrenvollen Frieden erwirken."

„Thue das, Emil", bat mein Vetter und fügte dann hinzu: „Aber ich beſchwöre Dich, nimm all' Dein diplomatiſches Talent zuſammen und gieb Dir keine Blöße. Es iſt mir in der That weniger um die Sauce, als um die Behauptung meiner Hausherrnwürde zu thun."

Ich bat meinen Vetter, ſich zu beruhigen und trat meine diplomatiſche Reiſe an, um bald unverrichter Sache zu meinem Vetter zurückzukehren. Es war mir nicht einmal gelungen, Zutritt zu der ſchmollenden Frau zu erhalten. Während meiner

diplomatiſchen Abweſenheit aber hatte ſich Paul, der Vetter Fanny's, bei Eduard eingefunden und war, als ich in's Zimmer trat, noch immer im Lachen begriffen. Eduard hatte ihn bereits von der electriſchen Spannung, die im Hauſe herrſchte, in Kenntniß geſetzt.

„Ich bin alſo der blaugeſottene Vetter", rief Paul, „und wegen meiner vergeblichen Neigung zu zerlaſſener Butter hat meine reizende Couſine, zornig wie Achilleus, ſich in ihr Boudoir zurückgezogen. Ich hätte mir wahrlich nicht träumen laſſen, daß die Liebe meiner Couſine ſo beharrlich auf zerlaſſener Butter ſchwimmt."

Wie die drei Männer auf dem Rütli, fingen wir nun an, mit feierlichem Ernſt die Angelegenheit zu berathen und es wurde beſchloſſen, daß Paul ſich Zutritt zu Fanny verſchaffen und ſie zu verſöhnen ſuchen ſollte. Mein Vetter vergaß nicht, ihm zu bemerken, daß er in der Unterhandlung nicht den ritterlichen Gefühlen allein nachgeben, ſondern bedenken ſollte, daß es ſich um die Würde des ſtarken Geſchlechts handelte und daß bei jedem wahren Mann erſt der Mann und dann der Vetter käme.

„Meinſt Du nicht", fragte mein Vetter, als Paul das Zimmer verlaſſen, mit einer Beklemmung, die mehr als deutlich bewies, wie wenig Muth und Talent er hatte, erfolgreich gegen die Autokratie des Panteffels zu kämpfen, — „meinſt Du nicht, daß ich am Ende doch zu weit gegangen und daß ich meiner Hausherrnwürde mehr vergeben, indem ich auf der fraglichen Sauce beharrte, als wenn ich in dieſer Beziehung nachgegeben hätte? — Fanny iſt doch ein gutes, liebenswürdiges Weſen, und wenn ich bedenke, daß ſie, durch meine Heftigkeit gekränkt, jetzt weinend in ihrem Zimmer ſitzt, ſo möchte ich, daß der Hecht — —"

„Thörichter!" unterbrach ich, „ſprich keinen frevelen Wunſch aus, die neidiſchen Götter könnten Dich erhören."

Mein Vetter setzte sich auf's Sopha, warf sein rechtes Bein über das linke, legte seine linke Hand in die rechte und beide auf seine Knie, senkte sein Haupt auf die Brust und ergab sich der bleichwangigen Melancholie. Um seine niedergeschlagenen Geister noch tiefer niederzuschlagen, berichtete jetzt Paul, von seiner Missionsreise zurückkehrend, daß seine Cousine ein Taschentuch nach dem andern in Thränen bade und von Unterhandlungen schlechterdings nichts hören wolle. „Ich habe ihr gesagt", fuhr Paul fort, „es sei mir höchst unangenehm, daß hinter meinem Rücken meine gastronomischen Neigungen für Privatzwecke ausgebeutet worden wären; ich sei nicht ein solcher Barbar, um meine blaugesottenen Leidenschaften auf Kosten der ehelichen Eintracht zu befriedigen, und daß ich es bei Weitem vorzöge, den Hecht und jeden beliebigen Fisch in totaler Saucelosigkeit zu verzehren, als bei dem Genusse der zerlassenen Butter an Thränenbäche, an erstickte Seufzer, an zerbrochene Herzen und an schwimmende Schnupftücher erinnert zu werden."

„Und was bemerkte sie hierauf?" fragte mein Vetter ängstlich.

„Sie schluchzte und vergeß Thränen," antwortete Paul.

„Du hättest doch andeuten sollen, daß ich — daß ich nicht abgeneigt wäre, nachzugeben," bemerkte mein Vetter nicht ohne sichtbare Beschämung.

„Ich habe das sehr deutlich angedeutet," sagte Paul; „aber Fanny entgegnete mir, daß man Kindern, daß man unvernünftigen Launen nachgebe; sie aber sei kein Kind und habe auch keine Launen. Sie sei mißhandelt worden und bestehe auf ihrem Rechte."

„Du hättest sagen können," erwiderte mein Vetter, dessen Kopf inzwischen um einen halben Fuß tiefer auf die Brust gesunken war, „daß man auch den eingeladenen Gästen Rücksicht

ſchuldig ſei und daß die für das Abendbrod beſtimmte Zeit immer näher heranrücke."

„Ich habe dieſen Umſtand ſchon in meinem eigenen Intereſſe zu erwähnen nicht vergeſſen," erwiderte Paul; „aber das eben brachte ſie vollends auf. Sie kenne Deine heuchleriſche Politik ſehr gut, ſagte ſie. Du kämeſt um die eilfte Stunde, um ſie zu überrumpeln; aber Du täuſcheſt Dich. Sie habe von ihrer weiblichen Würde einen eben ſo richtigen Begriff, wie Du von Deiner männlichen. Keine Rückſicht könne und dürfe ſie beſtimmen, in einer Sache nachzugeben, in welcher es ſich um nichts Geringeres, als um die Stellung des Weibes ihrem Gatten gegenüber handle. Und ſo weiter! Und ſo weiter!"

„Deine diplomatiſche Miſſion iſt demnach gänzlich mißlungen?" rief mein Vetter halb ärgerlich, halb traurig.

„Nicht gänzlich," ſagte Paul. „Ich habe für Emil eine Audienz ausgewirkt; vielleicht gelingt dem Vetter ihres Gatten, was ihrem eigenen Vetter nicht gelingen konnte."

„Sehr gut!" rief mein Vetter etwas erleichtert und ſagte dann zu mir gewendet: „Mache Dich auf, lieber Emil, und verabſäume nichts, die Sache auszugleichen."

Ich verſprach ihm, mein Allermöglichſtes zu thun und trat den Weg an.

Ich traf die ſchöne Gattin meines Vetters, von naſſen Schnupftüchern umgeben, höchſt maleriſch in den Winkel des Divans gedrückt. Sie lag nicht und ſie ſaß nicht; ſie ſaß vielmehr in liegender Stellung, ſo daß es ſchien, ſie habe dieſe gewählt, um nicht viel fallen zu müſſen, wenn ſie in Ohnmacht zu fallen für zeitgemäß halten ſollte.

Nachdem ich ihr ſchweigend die Hand gedrückt, hielt ich ungefähr folgende Anrede:

„Die größten Wirkungen, theure Fanny, entſpringen oft von den kleinſten Urſachen. Saul, der ausging, ſeines Vaters

Esel zu suchen, hat ein Königreich gefunden, und mit einem Eselskinnbacken hat Simson tausend Philister todtgeschlagen. Daß die heilige Ilion durch einen Apfel unterging, weiß jeder auch nur halb gebildete Mensch, von dem Apfel gar nicht zu reden, durch welchen Ihre Großmutter Eva aus dem menschlichen Leben eine siebzigjährige Pilgerschaft nach dem Grabe gemacht hat.

Was will ich aber mit allen diesen historischen Andeutungen sagen? Nichts anderes, als daß durch eine noch nicht einmal in's Dasein gerufene Hechtsauce Geschichten entstehen können, die zu den traurigen gezählt werden müssen. Diese Schnupftücher, diese battistenen Zeugen Ihres Kummers, sagen mir deutlich, wie tief Sie, theure Fanny, gekränkt worden. Sollen noch mehr Thränen fließen? Sollen noch mehr Seufzer ausgestoßen werden? Sollen noch länger die Herzen beschwert werden und der Frohsinn mit gesenkter Fackel in irgend einem vergessenen Winkel Ihres Hauses stehen? Nein, nochmals nein, und abermals nein! D'rum hemmen Sie Ihre Thränen, und sprechen Sie es aus das große dreisilbige Wort: Vergebung! Denn bei Apicius und Lucullus und bei allen gastronomischen Unsterblichkeiten! besser ist der schlechteste Hecht ohne Sauce mit Ihrer Gegenwart, als die beste Sauce zum besten Hecht ohne dieselbe — ohne Ihre Gegenwart nämlich. Darum beschwöre ich Sie bei der heiligen Gastfreundschaft, bei Ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und bei Allem, was mir in diesem Augenblick nicht einfällt, was aber gewiß dazu dienen kann, die Saucenangelegenheit mit dem Mantel weiblicher Huld zu bedecken: Trocknen Sie Ihre blauen Augen; stehen Sie auf; ergreifen Sie meinen Arm und lassen Sie mich denen, die mit banger Sehnsucht Ihrer warten, das große Wort aussprechen: Es ist gelungen!"

So ungefähr sprach ich und ich muß gestehen, daß meine Rede nicht viel schlechter war, als viele andere, die man für

viel beſſer hält. Sie war indeſſen ohne Erfolg. Fanny blieb unerſchütterlich. Sie behauptete, nicht nachgeben zu können, ohne ihrer innern Würde, ohne ihrem beſſern Bewußtſein wehe zu thun. Sie behauptete ferner, am tiefſten dadurch gekränkt worden zu ſein, daß ihr Gatte die Angelegenheit, die doch nur unter vier Augen erörtert worden, ohne Weiteres ſeinen Gäſten mitgetheilt und ſich dadurch das Anſehen eines an einem Hauskreuze leidenden Märtyrers gegeben habe. Sie könne alſo unter dieſen Umſtänden nicht kommen.

Ich berichtete meinem Vetter die Erfolgloſigkeit meiner Sendung und man kann ſich leicht denken, daß er nicht ſonderlich davon erbaut war. In der Verzweiflung ſeiner Seele wollte er in's Zimmer Fanny's ſtürzen und Abbitte thun. Paul und ich hatten viel Mühe, ihn von dieſem unverantwortlichen Schritte zurückzuhalten. Nach abermaligem Discutiren beſchloſſen wir, noch einen Vermittlungsverſuch zu machen. Er beſtand darin, daß die Entſcheidung über die Sauce den dunkeln Schickſalsmächten, d. h. dem Zufalle des Looſes, überlaſſen werden ſollte. Wir begaben uns, mit zwei Strohhalmen von ungleicher Länge verſehen, zu Fanny und baten ſie, ſie möchte beſtimmen, ob der kurze oder der lange Strohhalm die Sauce à la maitre d'hôtel repräſentiren ſolle. Sie könne dann ſelbſt ziehen, und ſowohl ſie als ihr Gatte hätten ſich dann dem Ausſpruche des Schickſals zu fügen, vorausgeſetzt, daß ſie, ihrem Gatten gleich, den Vorſchlag annähme.

Mit dieſen Worten überreichte ich ihr voll Anſtand und Würde das Strohhalmpaar. Aber Fanny war unbeweglich. Wenn ſie ſo ſchnell und ohne triftige Urſache nachgäbe, meinte ſie, würde ſie ſich nur dem gerechten Verdachte ausſetzen, daß ſie ſchnell und ohne Urſache gegrollt. Sie ſchmolle nicht, ſie zürne; ſie gehorche nicht einer Laune, ſondern der Stimme eines beleidigten Herzens.

Ich muß geſtehen, daß ich anfangs ein mephiſtopheliſches

Wohlbehagen bei diesen zu nichts führenden Unterhandlungen empfand; ja, daß ich sogar sehr gut wußte, Fanny würde desto mehr auf ihrem sogenannten Rechte bestehen, je häufiger man sie nachzugeben bitten und ermahnen würde. Am Ende wurde mir aber die Sache doch bedenklich, und ich verließ fast ebenso verlegen wie Paul die grollende Gattin meines Vetters. Wir fanden diesen, als wir von unserer zwecklosen Mission zurückkehrten, nicht allein. Ein unerwarteter Gast hatte sich bei ihm eingefunden, der Oheim Fanny's nämlich, der Major von Wiedenhorst.

Der Major von Wiedenhorst war ein lebenslustiger, gutmüthiger Mann, dem ein guter Spaß stets willkommen war. Er war jeder Freude herzlich ergeben, am meisten aber den Tafelfreuden. Er liebte den Wein, je mehr, desto besser, und je besser, desto mehr. Er konnte keine leere Flasche sehen, ohne sich zu ärgern, und keine volle, ohne sie zu leeren. Obgleich ein tiefer Sechziger, trat er noch so rüstig auf, als hätte er noch zehn Jahre zum Schwabenalter gehabt, und daher nahm sich sein langer weißer Schnurrbart, der ihm wie ein paar Eiszapfen unter der Nase hing und von seinem vollen rothen Gesichte sehr abstach, mehr komisch als ehrwürdig aus. Der Major war aber nicht nur sehr gutmüthig, sondern auch sehr reich, ein Umstand, der die Herzen seiner Verwandten noch inniger an ihn fesselte. Indessen ward er nicht nur seiner Herzensgüte wegen geliebt, sondern auch seiner Grobheiten wegen sehr gefürchtet. Wenn der Major sich in den Sack der Grobheit hüllte, so schonte er weder Alter noch Geschlecht. Man kann aber nicht sagen, daß in solchen Fällen seine Ausdrücke nicht gewählt waren; sie waren im Gegentheil sehr gewählt: d. h. er wählte von den Groben die Allergröbsten.

Er war zu der Verspeisung des verhängnißvollen Hechtes nicht eingeladen worden, weil er seit einigen Tagen verreist gewesen war. Als er aber, wider alle Erwartung auf sein

Gut zurückgekehrt, das an Eduards Besitzung unmittelbar grenzte, von dem riesigen Fische und dessen Bestimmung hörte, eilte er gleich in's Haus seiner Nichte, und die Furcht, zu spät zu kommen, beflügelte so sehr seine Schritte, daß er halb keuchend Eduard begrüßte.

Als ich mit Paul zurückkehrte, hatte Eduard von seinem getrübten Hausfrieden dem Major bereits aufs genaueste berichtet. Der Major lachte anfangs; dann wurde er grob; hierauf lachte er wieder, wurde dann noch gröber und versicherte, daß er Frieden schaffen wolle. Er befahl uns, Eduard im Zimmer zu bewachen und diesen nicht einen Augenblick zu verlassen und verließ uns dann mit feierlichen Schritten.

Nach fast einer halben Stunde kehrte er mit Fanny am Arme zurück. Keine Versöhnung fand statt. Der Major schien auch gar nicht eine solche herbeiführen zu wollen. Statt vom Frieden und dessen Segnungen zu sprechen, befahl er, den verhängnißvollen Hecht bereit zu legen. Er würde gleich in die Küche kommen, sagte er, und das Weitere anordnen. Nach einigen Augenblicken aber kehrte der Bediente, den er in die Küche gesendet, mit einem bleichen Gesichte zurück und berichtete, daß der Hecht aus der Küche spurlos verschwunden. Bei dieser Schreckensnachricht, die auf uns Alle einen unbeschreiblichen Eindruck machte, stieß der Major ein halbes Dutzend Flüche aus und stampfte dabei mit dem Fuße so heftig, daß dem Gott Merkur, der sich über der Pendeluhr befand, der alabasterne Geldbeutel aus der Hand fiel.

„Da haben wir's! Das sind die Folgen Eures lächerlichen Zwistes!" rief er zu Eduard und dessen Gattin gewendet. „Während ihr über die Sauce und die weibliche Würde strittet, hat sich ihn wahrscheinlich ein benachbarter Kater zu Gemüthe gezogen und nun stehen eure Gäste, denen zu Ehren nicht der Hecht zubereitet, sondern der Streit eigensinnig fortgesetzt worden, mit wässrigem Munde und mit dem bleichen Hunger auf den

Gesichtern. Mir selbst ist durch diese gescheiterte Mahlzeit eine angenehme Hoffnung zerstört worden und aus Rache lade ich Euch jetzt Alle zu einem frugalen Abendbrode ein."

„Aber Onkel," — sagte Fanny.

„Nicht gemuckst," rief der Major, „oder ich werde grob!"

„Aber liebster Major" — rief Eduard.

„Kein Wort, oder ich werde noch gröber, als ich wünsche," sagte der Major und nahm den Arm seiner Nichte.

Wir Andern, Eduard in der Mitte, folgten.

Nach einigen Minuten befanden wir uns in dem zwar nicht sehr großen, aber äußerst geschmackvoll angelegten Garten des Majors, der seine Nichte dem Arme Paul's überließ und in's Haus ging, um Anstalten für das Souper treffen zu lassen.

Nachdem Paul und Fanny sich entfernt, begann Eduard, der wohl merkte, daß ihn der Major absichtlich von seiner Gattin getrennt hatte: „Der Major führt uns wie Marionetten am Schnürchen; aber wir müssen uns das schon gefallen lassen. Sein Herz ist vortrefflich und er liebt mich, weil er Fanny wie sein eigenes Kind liebt."

„Dies ist alles sehr schön," rief ich, mehr verdrießlich scheinend als verdrießlich; „aber unter vier Augen, Eduard! thöricht war es doch, daß Du aus lauter Rücksicht für meinen Geschmack mich zur entschuldigenden Ursache Deines Zwistes machst und dem Hunger Preis giebst. Ich sah es wohl, Du hast die Götter gereizt und sie haben sich gerächt. Der schöne Hecht ist dahin, dahin!"

Eduard, der die beste Seele von der Welt ist, bat mich um Verzeihung und versicherte, daß er in seinem ganzen Leben noch nicht so viel Verdruß gehabt wie heute in wenig Stunden; denn er habe als Gatte, als Vetter und als Wirth bedeutende Niederlagen erlitten. Während er aber in seiner Gutmüthigkeit sich bestrebte, wegen jeder einzelnen Niederlage sich zu entschuldigen,

kam ein Bedienter und meldete, daß man uns zum Souper erwartete.

Als wir in den Speisesaal traten, wurden wir auf's angenehmste überrascht durch die reizende Ausschmückung desselben. Die herrlichsten Blumen prangten in den schönsten Sèvresvasen, und die drei Flügelthüren, die zu den verschiedenen Seiten des Gartens führten, waren mit den üppigsten Guirlanden verziert.

Nun wurden die Plätze vertheilt. Zur Rechten des Majors saß Fanny; ihr gegenüber Paul und ihr zur Rechten meine Wenigkeit; dem Major gegenüber nahm Eduard seinen Platz ein.

„Ich habe Euch meine gastronomische Improvisation aufgedrungen", sagte der Major; „aber ich hoffe, Ihr werdet nicht zu strenge richten und freundlich annehmen, was Euch auf's Freundlichste geboten wird."

Kaum hatte er diese liebenswürdige Einleitung vollendet, als man die erste Schüssel auftrug. Sie bestand aus Spargeln von solch' ungeheurem Umfange, daß ich mich der Bemerkung nicht enthalten konnte, sie wären würdig, im Paradiese gegessen zu werden, eine Bemerkung, die dem Major umsomehr schmeichelte, als er selbst diese Spargeln in seinem Garten gezogen hatte. Trotz der Herrlichkeit der Spargeln aber, deren grüne Köpfe die ersten Gourmands der Welt mit Begeisterung hätten erfüllen können, war doch eine unangenehme Spannung an der Tafel nicht zu verkennen. Man aß nicht nur, um zu essen; man aß, um einen Vorwand zum Schweigen zu haben. Eduard blickte von Zeit zu Zeit verstohlen auf Fanny, ohne jedoch ihren Blicken zu begegnen, die ihn absichtlich vermieden. Mir wurde dieser Zustand peinlich, und ich suchte eben in allen Falten meines Gedächtnisses nach einer lustigen Anecdote, damit die Unterhaltung etwas lebhaft würde: als ein Bedienter mit einer ungeheuren Schüssel auftrat und Eduard und Fanny unwillkürlich ausriefen: „Ach, das ist ja der Hecht!"

„Ihr erkennt ihn?“ rief der Major, während wir Alle den prächtigen Fisch bewunderten, der, wie ein Held auf seinen Lorbeeren, majestätisch auf smaragdenen Petersilienblättern ruhte. —

„Ihr erkennt ihn?“ wiederholte er zu Eduard und Fanny gerichtet, „seht, wie er da liegt voll Würde und heroischer Ergebung, das sanfte gebrochene Auge vorwurfsvoll zu Euch gewendet, daß Ihr ihn zum Gegenstande grausamen Haders gemacht, ihn, den doch die allgütige Natur zur Wonne für das Menschengeschlecht hat wachsen und gedeihen lassen. Aber ich will Richter sein zwischen ihm und Euch.“

Nach dieser feierlichen Rede strich der Major seinen unendlichen Schnurrbart, und auf seinen Wink setzten drei Bediente jeder eine Saucière auf den Tisch.

„In dieser Saucière“, begann der Major, „ist die Lieblingssauce Emils, in der andern die meines lieben Neffen; denn ein wahrer Wirth muß streben, sich jedem Gaste verbindlich zu zeigen — eine Moral, die zwar in keinem Katechismus steht, aber dennoch ihren Werth hat. Was die dritte Saucière betrifft, so enthält sie eine Hechtsauce, die meine eigene Erfindung ist und wegen derer ich bei allen meinen gastronomischen Freunden und Sachkennern einen — ich darf es sagen, ohne der Bescheidenheit eine Schaamröthe zu entlocken, — einen wohlverdienten Ruhm genieße.

Meine Gäste haben nur zu wählen.“

Als der Major sah, daß sich alle Blicke auf die Saucière richteten, in welcher sich sein culinarischer Ruhm befand, und daß ich aus Artigkeit nach derselben greifen wollte, rief er: „Halt! der Hecht ist noch nicht gänzlich anwesend. Sein besseres Ich fehlt noch.“ Und auf seinen Wink trug man auf einer geschmückten Schüssel die riesige Leber des Fisches auf.

„Jetzt erst ist der Fisch complet!“ rief der Major. „Doch ehe wir ihn mit heiterem Herzen verspeisen, muß die strenge

Göttin Justicia befriedigt werden. Die beiden Schuldigen haben sogleich vor mir zu erscheinen und sich gegenseitig durch eine herzliche Umarmung Abbitte zu thun, mit dem schweigenden Versprechen, nie wieder gräßlichen Hader wegen einer Sauce zu beginnen."

„Brave!" riefen Paul und ich einstimmig.

Eduard und Fanny erschienen nun vor dem Major, und nachdem sie sich umarmt hatten, umarmten sie auch den liebenswürdigen Wirth, der nun erzählte, daß er den sonderbaren Streit zu enden, kein besseres Mittel gewußt, als den Hecht stehlen und in seine eigene Behausung bringen zu lassen.

Wir bewunderten seinen Einfall und die Geschwindigkeit, mit welcher das Souper bereitet worden.

An der Tafel herrschte bald die allergemüthlichste Heiterkeit Champagnerstöpsel flogen jauchzend an die Decke: die Hechtleber gab Veranlassung zu Leberreimen, und da der Major besonders bei derartigen Gelegenheiten nichts halb zu thun pflegte und inzwischen mehrere benachbarte Freunde eingeladen, so hatte sich nach einigen Stunden von den nahen Landsitzen eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen eingefunden, denen freilich die Veranlassung zu diesem fröhlichen Abend stets unbekannt blieb, die aber deshalb nicht weniger froh und munter waren. Man sang, man tanzte, man sprach den Gläsern zu und erging sich in den kühlen Baumgängen unter Scherzen und Lachen; und so beendigte ich auf's Heiterste einen Tag, der mit unerträglicher Langeweile für mich begonnen hatte.

Buchdruckerei Brosk, Berlin, Zimmerstraße 96.

Heitere Stunden.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Kalisch.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1872.

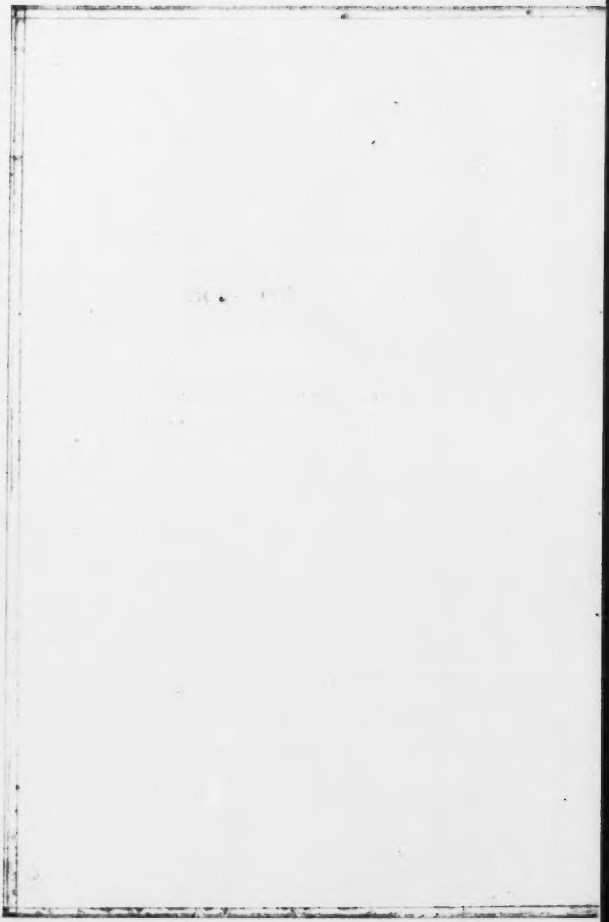
Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Kaum ein Jahr 1

Ferdinand Pfeffer's Brautfahrt 112

Gefährliches Experiment 172



Kaum ein Jahr.

Der Held dieser Erzählung.

Ich hatte ihn in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris kennen gelernt und konnte mir nur Glück wünschen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben; denn Friedrich Lorenz — so hieß er — war ein Mann von den gründlichsten und vielseitigsten Kenntnissen. Er kannte die Alten fast auswendig und wurde von Fachmännern für einen bedeutenden Orientalisten gehalten; er hatte treffliche historische Studien gemacht und war in den Naturwissenschaften sehr bewandert. Aber er lebte auch nur in und unter Büchern. Er las selbst auf der Straße und rannte in die Leute, oder diese stolperten über ihn; und wer beschreiben wollte, wie oft er den Damen auf die Füße getreten, wie häufig man ihm mit den Ellenbogen in die Rippen gefahren, und wie vielmal er in Gefahr gestanden, von Fiakern gerädert zu werden, der müßte dicke Bände füllen.

Seine angenehmste Zerstreuung war, das Seineufer entlang zu gehen und in alten, besudelten und zerfetzten Büchern zu wühlen, die dort auf den Rampen der Quaibrüstungen feilgeboten werden. Er kehrte auch selten von einem solchen Spaziergang heim, ohne einige Einkäufe gemacht und mit denselben

seine weiten und tiefen Rocktaschen gefüllt zu haben, so daß diese sich dem Auge wie zwei vollgestopfte Säcke darboten, wenn eine heftige Bewegung, oder ein schalkhafter Windzug die Rockschöße lüftete.

Seine äußere Erscheinung war eben nicht glänzend. Er war hager und hoch aufgeschossen, und sein Anzug zeichnete sich weniger durch eleganten Schnitt als durch auffallende Knappheit aus. Jedes seiner Kleidungsstücke war ihm zu kurz, oder zu eng. Seine Beinkleider reichten ihm kaum bis an die Knöchel und ließen seine Füße noch größer erscheinen, als sie die verschwenderische Natur schon geschaffen hatte. Seine langen, magern Hände ragten aus den Aermeln hervor, als wollten sie mit aller Gewalt aus denselben fliehen, besonders da er im Gehen seine Arme nach allen Richtungen der Windrose zu schlenkern pflegte. Seine Weste war zum Theil gar nicht, zum Theil falsch zugeknöpft, so daß an derselben manchem Knopfloche der Knopf und manchem Knopfe das Knopfloch fehlte; und der Knoten am Halstuch, das um seinen magern Hals wie ein Strick gewunden war, zeigte sich bald unter dem rechten, bald unter dem linken Ohr, zuweilen auch im Genick, niemals aber unter dem Kinn. Er trug einen grauen Filzhut von unbeschreiblicher Form, unter welchem sein flachsgelbes Haar in solchen langen und breiten Wellen über Schultern und Rücken floß, daß, wer ihn von fern sah, geneigt war, ihn für einen wandernden Spinnrocken zu halten.

In seinem Charakter war ein sonderbares Gemisch von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein, Naivetät und Ironie, von Wehmuth und Tadelsucht. Er sprach zwar nicht oft von seinem reichen Wissen; aber er sprach oft und gern von der Oberflächlichkeit bekannter Gelehrten, und seine Bemerkungen waren dann eben so beißend als treffend.

Er hatte seine Eigenheiten, die durchaus nicht angenehm waren und an die man sich erst gewöhnen mußte. Wenn er

kam, wußte er nicht, wohin er seinen Hut legen sollte; wenn er gehen wollte, wußte er nicht, wohin er ihn gelegt hatte, und wenn er gegangen war, hatte er gewöhnlich seinen Stock oder Regenschirm vergessen oder vertauscht. Auch seine Unbeholfenheit machte manchen Verdruß. Er nahm selten ein Glas, eine Tasse oder sonst ein Gefäß in die Hand, ohne es zu Boden fallen zu lassen oder den Inhalt desselben zu verschütten; und wenn er sich niederließ, ohne ein kleines Unheil angerichtet zu haben, so konnte dies eine Ausnahme genannt werden.

Man vergab ihm aber seine kleinen Schwächen und Schrullen um so eher, als dieselben durch große, seltene Eigenschaften reichlich aufgewogen wurden. Er war dienstwillig, aufopferungsfähig und ließ sich geduldig von dem ersten besten Charlatan ausbeuten, während er selbst seine reichen Schätze nicht auszubeuten verstand und sich keine Anerkennung zu verschaffen wußte.

Er besuchte mich sehr häufig, und ich freute mich immer auf seine Besuche. Eines Abends — es war im Spätherbst — stellte er sich bei mir ein, als ich gerade unter den vermischten Nachrichten eines Blattes gelesen, daß ein Künstler von ungewöhnlichem Talent in den Wellen der Seine gefunden worden. Den Unglücklichen hatte, wie man aus einem in seiner Wohnung zurückgelassenen Briefe ersah, unerwiederte Liebe zum Selbstmord getrieben.

Diese Nachricht hatte mich sehr traurig gestimmt, und ich reichte ihm schweigend das Blatt hin.

Nach einigen Augenblicken gab er es mir mit der Bemerkung zurück, daß er einen solch verzweifelten Schritt schlechterdings nicht begreifen könne. „Wenn jeder sich entleiben wolle," sagte er, „dessen Liebe keine Erwiederung findet, so würden wenig Männer eines natürlichen Todes sterben; denn wer von uns hätte nicht einmal in seinem Leben unglücklich geliebt?"

Ich betrachtete ihn eine Weile mit großen Augen und

fragte ihn dann, ob auch er einst den Pfeil Amor's im Herzen getragen.

„Und es ist mir sehr schwer gefallen, ihn aus meinem Herzen zu reißen," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer.

Dieser tiefe Seufzer erweckte meine Neugierde, die ich ihm nicht verbarg.

„Davon wäre viel zu erzählen," sagte er, indem er den Kopf zur Brust senkte.

Ich bat ihn, sich mir mitzutheilen.

Er sah eine Weile schweigend vor sich hin, als wollte er seine Erinnerungen sammeln, fuhr sich mehrere Male mit der dürren Hand durch sein langes Haar, rückte den Sessel näher an's Kaminfeuer, schlug das rechte Bein über das linke und begann folgende Erzählung, die ich dem Wohlwollen des geneigten Lesers empfehle.

Erstes Capitel.

Ich kann getrost behaupten, daß ich mein akademisches Triennium nicht unbenutzt habe vorübergehen lassen. Ich schloß kein Freundschaftsbündniß, ich gehörte keiner Verbrüderung an und man sah mich niemals mit den andern Musensöhnen hinter dem Bierglase die Mitternächte verprassen; denn ich hatte kein Geld, ich hatte keine Zeit zu verlieren. Weil ich nun keine Farben an der Mütze trug, niemals einen Commers mitmachte und die Einsamkeit aufsuchte, wurde ich von meinen Musenbrüdern scheel angesehen, und einige Renommisten suchten mir am Zeuge zu flicken. Das focht mich aber sehr wenig an. Ja, als ich einst von einem Jenenser „obscures Kameel" gescholten wurde, erwiderte ich ihm durchaus nicht mit einer Herausforderung, sondern mit einem stoischen Achselzucken; denn ich wollte kein Blut sehen, weder das meinige, noch das meiner

Mitmenschen. Ich wollte kein Held werden und keinen Helden machen.

Diese humanen Ansichten zogen mir aber die Verachtung aller akademischen Raufbolde zu, und wo ich mich blicken ließ, waren sie bereit, mich zu hänseln. Aber meine Geduld war stärker als ihr Uebermuth, und alle Stiche ihrer Satyre vermochten nicht, den Panzer meiner Grundsätze zu durchdringen.

Auch die Armuth, die mich oft mit ihren dürren Fäusten vom Studium loszureißen drohte, erwies sich ohnmächtig gegen meine Liebe zu den Wissenschaften. Wenn mich die Geldnoth auf Wasser und Brod setzte, so verwandelte mein wunderthätiger Wissensdrang das Wasser in Wein und das trockene Brod in einen duftenden Braten; und wenn mein einziges Paar Stiefel so sehr erkrankte, daß ich es zur Herstellung seiner Gesundheit in die Mache geben mußte, so diente mein Hausarrest nur dazu, meinen Studieneifer zu verstärken. Aber soll ich es gestehen? Nicht nur eine grenzenlose Liebe zur Wissenschaft, sondern auch die Liebe zum Nachruhm gab mir die Kraft, Noth und Ungemach leicht zu ertragen. Ich hatte nämlich ein Werk begonnen, in welchem ich einen neuen Beweis von deutschem Forschungstrieb, von deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit liefern wollte. Dieses Werk sollte mein unvergängliches Denkmal, ein monumentum aere perennius, werden. Es behandelte die Frage: warum Pythagoras seinen Schülern den Genuß der Bohnen verboten. Aristoteles gibt für dieses Verbot ein halbes Dutzend Gründe an, die ich aber in meinem Werke verwarf und dafür sieben andere, stichhaltige Gründe angab.

Als ich die Universität verließ, war das Manuscript bereits zu einem solch' beträchtlichen Umfange angeschwollen, daß es in meinem Koffer fast ebenso viel Raum einnahm, wie meine übrigen Habseligkeiten. Was waren aber auch meine übrigen Habseligkeiten gegen die Frucht meiner vieljährigen unausgesetzten Arbeit?

In meiner Heimath angelangt, wo ich eine kleine Erbschaft machte, lebte ich sehr zurückgezogen und ausschließlich mit der Vollendung meines Werkes beschäftigt.

Ich habe niemals sonderlich geliebt, unter die Leute zu gehen, und ich fühle mich eigentlich nur behaglich, wenn ich in einem stillen Winkel einsam unter meinen Büchern sitze. Bücher sind die besten Freunde. Sie belehren, ohne laut zu werden, und man kann ihnen widersprechen, ohne in einen heftigen Wortstreit zu gerathen. Indessen konnte ich doch nicht umhin, mit einigen meiner Landsleute zuweilen in Berührung zu kommen und mit meiner nächsten Nachbarschaft sogar in ein intimes Verhältniß zu treten. Diese Nachbarschaft war die Wittwe des Ober-Gerichtsdieners Mantel, die mit ihrer Tochter Pauline von einer kleinen Pension lebte. Die Mutter saß fast den ganzen Tag mit dem Strickstrumpf vor dem Fenster und wußte immer ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, so oft ich vorüberging. Sie betheuerte, daß sie auf vertrautem Freundschaftsfuße mit meiner Mutter gestanden, und setzte mir unzählige Male auseinander, daß wir Verwandte seien, indem einer ihrer Schwäger mit einer Nichte eines Vetters meines seligen Vaters verheirathet gewesen. Dabei entwickelte sie eine solche genealogische Kenntniß und sprach so viel von allen Linien und Seitenlinien meiner und ihrer Familie, daß ich nicht umhin konnte, ihr Gedächtniß und die Geläufigkeit ihrer Zunge zu bewundern.

Sie hatte mich zu wiederholten Malen so freundlich eingeladen, mit ihr und ihrer Tochter den Kaffee einzunehmen, daß ich endlich nachgab. Mutter und Tochter überboten sich gegenseitig in liebenswürdiger Dienstwilligkeit gegen mich, und es dauerte nicht lange, so war ich ihr Hausfreund.

Was die Mutter betrifft, so hatte sie seit dem Tode ihres Gatten die Trauerkleider nicht mehr abgelegt, und sie sprach mit vieler Rührung von ihrem seligen Mantel, dem sie alle

nur erdenklichen Tugenden nachrühmte. Böse Zungen aber behaupten, daß es ihm wohler unter der Erde wäre, wo er allein schlummerte, als auf der Erde, wo seine Hälfte ihm keinen Schlummer gegönnt hatte und wo sie ihm ebenso viele Laster vorgeworfen, als sie ihm jetzt Tugenden andichtete.

Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, von den Segnungen des Ehestandes zu sprechen und das Junggesellenleben für das größte Unglück zu erklären, von welchem ein Mann heimgesucht werden kann. Ich widersprach ihr nicht, weil ich damals über diesen Gegenstand noch gar nicht nachgedacht hatte, und zwar deßhalb, weil er mir völlig gleichgültig war. Hielt mich ein Unwohlsein an mein Zimmer gefesselt, so war die Mutter gleich bei mir und brachte mir Kraftsuppe oder bereitete mir Camillenthee und versah bei mir den Dienst eines Doctors, eines Apothekers und einer Krankenpflegerin zugleich.

Ihre Tochter Pauline zeigte mir, wenn auch auf eine andere Weise, eine nicht minder lebhafte Theilnahme.

Pauline war weder sehr jung, noch sehr schön. Sie stand an der Grenze der Dreißig; hatte, wenn auch nicht rothes, doch sehr röthliches und äußerst spärliches Haar, und selbst für das breite, mit Sommersprossen bedeckte Gesicht war ihr Mund doch viel zu breit. Auch war sie untersetzter Natur und reichte mir kaum bis an die Schulter. Aber sie war nicht ohne Geist und wußte sich gut auszudrücken. Nur drückte sie sich zu viel aus. Sie hörte sich selbst viel lieber als Andere, und hatte sie einmal das Wort ergriffen, so konnte Niemand mehr zum Sprechen kommen.

Bei meinem ersten Besuche redete sie mich „Herr Doctor" an, später „Doctor", hierauf „Herr Lorenz" und endlich „Lieber Lorenz" oder gar „Mein lieber Lorenz". Wenn ich den Kaffee bei ihr nahm, bedachte sie mich immer mit der fettesten Sahne, warf mir ungeheure Zuckerstücke in die Tasse und ließ mich nicht eher trinken, bis sie selbst einen Schluck aus derselben

gethan, um sich zu überzeugen, ob er hinlänglich versüßt wäre.

Als ich einst um die Morgenstunde aus dem Bette stieg, fand ich auf meinem Tische einen Blumenstrauß und einen prächtigen, in Perlen gestickten Tabaksbeutel. Auf der einen Seite desselben war mein Name, auf der andern befand sich ein Eichenkranz, in dessen Mitte das Wort „Ewig" in großen goldenen Lettern gestickt war. In dem Beutel fand ich einen von Paulinens Hand sehr zierlich geschriebenen Glückwunsch zu meinem Geburtstage, an den ich gar nicht gedacht hatte.

Kurz, Pauline überhäufte mich mit zärtlichen Aufmerksamkeiten, und nach einigen Monaten stand ich zu ihr in einem innigen Verhältnisse, ohne daß ich recht wußte, wie es zugegangen war. Die Frau Mantel nannte mich von nun an nicht anders als „Mein theurer Sohn", und Pauline sprach jetzt nur von der Wonne, welche ihr an meiner Seite erblühen würde, und versicherte dabei immer, daß sie kein größeres Glück kenne, als dereinst mein Eheglück zu begründen.

So war ich denn Bräutigam, ohne jemals auf Freiersfüßen gegangen zu sein, und ich muß gestehen, es erfaßte mich manchmal ein heftiger Schauer bei dem Gedanken, daß ich meine Freiheit verloren, daß ich bereits Fesseln trug, die bald unauflöslich werden sollten, und so oft ich das goldene „Ewig" auf dem Tabaksbeutel sah, wurde mir das Herz schwer.

Ich hätte mich freilich durch Flucht befreien können; aber das schien mir ein schnödes, keines Ehrenmannes würdiges Mittel, besonders nachdem ich, leichtsinnig genug, so manche Verbindlichkeiten in dem Hause der beiden Frauen bereitwillig angenommen hatte. Ich bemühte mich nur noch, den Eintritt in den Ehestand so viel als möglich aufzuschieben und — was soll ich's leugnen? — von der Zeit allein die Befreiung von meinem Joche zu erwarten.

Meine Gründe zur Verlängerung des Brautstandes waren

die vernünftigsten von der Welt; aber die Frauen hatten noch eine größere Zahl Gegengründe bei der Hand, mit denen sie mich zum Schweigen brachten. Sagte ich zum Beispiel, daß das Wenige, was ich besäße, kaum hinreichte, mich selbst, geschweige denn eine Frau zu ernähren, so sagte die Mutter, daß sie mit uns gemeinschaftliche Wirthschaft machen würde, und die Tochter unterbrach die Mutter mit den Worten des Dichters:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar!

und sie fügte dann zu den wenigen Worten des Dichters so viel von ihren eigenen hinzu, daß ich in dem Strom ihrer Rede fast ertrank. Sagte ich, daß ich erst mein großes Werk vollenden müßte, bevor ich daran denken dürfte, in die Ehe zu treten, so versicherte Pauline, daß ich an ihrer Seite schneller und besser arbeiten, daß ihre Liebe meine Kräfte stärken, meinen Geist neu beleben und meine Phantasie wach erhalten würde.

Endlich kam man überein, die Vollziehung der Ehe noch ein Jahr lang hinauszuschieben. Dieser Aufschub ließ mich etwas freier athmen. Ein unerwarteter Umstand trat hinzu, der mich hoffen ließ, dieses Jahr für die Ausbildung meines Geistes und die Erweiterung meiner Kenntnisse auf's Ersprießlichste benutzen zu können. Eines Morgens nämlich erhielt ich ein Billet, in welchem ich ersucht wurde, mich in den Gasthof „zum rothen Karpfen" zu begeben, wo der Graf von Donnerkeil-Schreckenstein zu Schreckenstein mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte. Ich begab mich in den Gasthof und wurde, nachdem ich meinen Namen genannt, in einen Salon geführt, wo ein Mann in den besten Jahren in einem rothsammtnen Lehnstuhle mit ausgestreckten Beinen saß. Als mein Name von dem einführenden Bedienten genannt wurde, erhob sich der Graf und kam mir einige Schritte mit den Worten entgegen: Herr Doctor, Sie sind mir als ein Mann von großer

und vielseitiger Gelehrsamkeit empfohlen worden, und ich frage Sie hiermit, ob Sie geneigt wären, meinen Sohn ein Jahr lang auf einer Reise durch Deutschland zu begleiten.

Während der Graf diese Worte gesprochen, hatte er mich mit den ihm möglichst zu Gebote stehenden freundlichen Blicken betrachtet, was sehr nöthig war, um mich von meinem Schrecken zu erholen, den seine Gestalt in mir erweckt hatte. Der Graf war nämlich von einer fast riesigen Größe, und seine Stimme klang wie ein dumpfer Donner. Seine blaugrauen Augen waren stechend und gaben dem breiten Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck, der durch einen fast bis auf die Westentaschen fallenden graublonden Schnurrbart noch vermehrt wurde. Kurz, der Graf sah aus, als wollte er seinen Namen rechtfertigen. Aber er suchte, wie gesagt, so freundlich wie möglich zu lächeln und seine Donnerstimme zu dämpfen; und als ich mit der Antwort zögerte, versicherte er, daß mir sein Sohn keinen Verdruß machen würde, da er ein sehr sanfter, stiller Junge sei. Nur allzu still und allzu sanft, fügte er nach einer Pause hinzu. Der Junge schlägt fast aus der Art. In seinem Alter war ich ein ganz anderer Bursche; ich hatte schon mehrere Duelle und Liebeshändel hinter mir, und kein toller Streich war mir toll genug. Doch Sie sollen ihn sehen.

Er zog die Schelle und hieß den Bedienten, den jungen Grafen holen.

Dieser trat bald ein, und ich muß gestehen, daß sein Wesen etwas Einnehmendes hatte. Er glich seinem Vater, in so fern die frische Jugend dem reiferen Alter gleichen kann. Sein schönes, rosigblühendes Gesicht, aus dem zwei himmelblaue Augen glänzten, gab ihm fast das Ansehen eines verkleideten Mädchens, und sein Benehmen entsprach vollkommen seinem Aeußern. Er war durchaus nicht vorwitzig, sprach nur, wenn er zu sprechen hatte, und beantwortete die an ihn gestellten Fragen zwar unverdrossen, aber so kurz wie möglich.

„Nun, Doctor wie gefällt Ihnen mein Ralph?“ fragte der Graf, als der Sohn das Zimmer verlassen hatte.

Ich sagte, daß ich, ohne mich der Schmeichelei schuldig zu machen und nach dem ersten Eindrucke zu urtheilen, einen sehr hoffnungsvollen Jüngling in ihm zu begrüßen hätte.

Der Graf schmunzelte sichtbar, so sichtbar es ihm bei seinem unendlichen Schnurrbarte möglich war, und fragte mich dann nachdem er mir die sehr annehmbaren Honorar-Bedingungen mitgetheilt hatte, ob ich zu einem Entschlusse gekommen.

Ich verlangte vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, die mir aufs Freundlichste bewilligt wurden; sodann begab ich mich zu Paulinen, unterrichtete sie von meiner Unterredung mit dem Grafen und sagte ihr — der Himmel verzeihe mir diese Unwahrheit! — daß ich mich zur Reise bereits entschlossen.

Wider mein Erwarten billigte sie meinen Entschluß, nur mußte ich ihr versprechen, oft und viel zu schreiben. Pauline ihrerseits versprach mir, ohne daß ich es begehrt hätte, ein Tagebuch zu führen und es mir jeden Monat zu senden, und ihre Mutter bat mich, indem sie mit dem Zipfel ihrer Schürze eine Thräne aus dem linken Auge wischte, auf meine Gesundheit Acht zu haben, mein Gehalt recht hübsch beisammen zu halten und keine unnützen Ausgaben zu machen.

Nachdem sie die hygiänischen und ökonomischen Ermahnungen beendigt und mit dem linken Auge geweint hatte, fing sie eine Sittenpredigt an, beschwor mich, meinen moralischen Grundsätzen treu zu bleiben, und wischte sich dabei mehrere Thränen aus dem rechten Auge. Die Frau Mantel bot nämlich die für Ophthalmologen gewiß höchst merkwürdige Erscheinung dar, daß sie im Stande war, zu jeder Zeit über ihre Thränenquellen zu gebieten. Sie konnte aber nicht nur weinen, *wann* sie wollte, sondern auch, *wie* sie wollte. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten weinte sie bloß mit dem linken Auge, in wichtigeren Fällen mit dem rechten, und bei feierlichen Familienereignissen

leerte ſie beide Thränenſäcke zugleich. Niobe hatte ſeit ihrer Verſteinerung nicht ſo viel Zähren vergoſſen, wie die Wittwe Mantel. Die gute Frau hatte keine Augen, ſie hatte zwei Fontainen im Kopfe.

Der Graf war ſichtbar erfreut, als ich mich am andern Morgen bereitwillig zur Reiſe erklärte. Es wurde mir nun noch eine Friſt von acht Tagen zur Vorbereitung gegönnt, und nach Ablauf dieſer Friſt, während welcher Pauline viel geſprochen und ihre Mutter mehrere Male mit beiden Augen geweint hatte, rollte ich, ein zweiter Mentor, mit meinem Telemach in einer Poſtkutſche aus dem Stadtthor.

Zweites Capitel.

Ich bin ein großer Freund von ſchönen Gegenden. Ich kenne keinen höheren Genuß, als von einer ſanften Anhöhe ein weites Land zu überſchauen, den Lauf eines Fluſſes mit dem Auge zu verfolgen und mich an dem Anblicke ſeiner blühenden Ufer zu ergötzen. Auch die Wälder liebe ich gar ſehr. Wälder ſind, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hehre Tempel von tauſend und aber tauſend grünen, duftenden Säulen, über welche ſich der Himmel als Kuppel wölbt. Ein Wald läutert unſer Gemüth und ſtimmt uns zur Andacht.

Ich ſuchte daher dieſe Gefühle in dem jungen Grafen zu erwecken, aber meine Bemühungen waren vergebens. Der Sinn für Naturſchönheiten ſchien ihm ganz abzugehen, und es war ihm durchaus gleichgültig, ob wir durch eine öde Haide oder durch blühende Saatfelder, ob wir durch tiefe Bergſchluchten oder durch üppige Waldgründe fuhren. Er blieb ſtill und kalt, ſaß in die Ecke des Wagens geduckt und blies die Wolken ſeiner Cigarre zum Kutſchenſchlage hinaus. Ich hoffte nun, da ihm die Liebe zur Natur fehlte, daß der hiſtoriſche Sinn in ihm ſchlummerte,

und als wir in Frankfurt anlangten, führte ich ihn nach dem Römer. Wir beſahen den Kaiſerſaal, und bei dieſer Gelegenheit verfehlte ich nicht, vor dem Bilde jedes berühmten Kaiſers zu weilen und ihn mit der Geſchichte deſſelben vertraut zu machen. Ich erzählte gerade die tragiſche Geſchichte des zweiten Friedrich von Hohenſtaufen in lebendigen Umriſſen und war eben im Begriffe, von dem traurigen Looſe ſeines geliebten Sohnes, des Königs Enzio, zu ſprechen, als der junge Graf die Frage an mich richtete: „Wann ſpeiſen wir heute?“

Ich muß geſtehen, daß dieſe Frage mich ſehr verletzte; deßhalb erlaubte ich mir auch einige bittere Bemerkungen über ſeine Theilnahmloſigkeit an der Vergangenheit Deutſchlands. Ralph antwortete auf meine Bemerkungen kein Wort, ſondern ſchnellte mit dem Daumen und dem großen Finger ſeiner rechten Hand einige Stäubchen von dem linken Aermel ſeines Rockes.

Wir verließen den Römer und begaben uns nach dem Hirſchgraben. Hier zeigte ich ihm das Haus, in welchem Goethe geboren, und begann: „In dieſem beſcheidenen Hauſe hat die Wiege des größten deutſchen Dichters geſtanden! In dieſen Mauern hat Wolfgang Goethe“ . . .

„Sehen Sie nur, wie miſerabel dieſer Bürgergardiſt zu Pferde ſitzt!“ unterbrach Ralph, indem er auf einen vorbeigalloppirenden Cavalleriſten der Stadtmiliz zeigte.

Ich wollte mich ereifern, überlegte jedoch, daß es meine Pflicht ſei, den jungen Mann durch Sanftmuth heranzubilden, aber nicht durch Heftigkeit abzuſtoßen. Freilich war es traurig, zu ſehen, daß der Jüngling ſich für nichts begeiſterte. Alles ließ ihn gleichgültig. Nur der Anblick von Pferden und das Militairweſen erweckten ſein Intereſſe; er liebte daher Mainz viel mehr, als Frankfurt, weil hier die ſchlechte Haltung des Bürgermilitairs mit den ſchletterigen Uniformen und der lockern Disciplin ihm eine Entweihung des Kriegerſtandes ſchien, während dort die preußiſche und öſterreichiſche Garniſon denſelben

auf's Würdigste vertrat. Auch hatte er für alles, was das Soldatenthum betrifft, einen sehr scharfen Blick, und er zeigte mir eines Tages, als wir auf dem Mainzer Schloßplatze dem Exerciren eines preußischen Bataillons beiwohnten, einen Soldaten, an dessen linken Aermelaufschlag ein Knopf saß, der, weniger geputzt als seine Mitknöpfe, diesen an Glanz sehr weit nachstand. Ich muß bekennen, daß ich trotz meiner vortrefflichen Brille diesen trüben Knopf nicht wahrnahm, worüber Ralph sich verwunderte und, als ich gehen wollte, mich mit der Bemerkung zurückhielt, daß er noch warten wollte, um zu sehen, ob Niemand das ungeputzte messingne Individuum wahrnehmen werde.

Dasselbe wurde nicht beachtet, und als das Bataillon abmarschirte, schüttelte Ralph verdrießlich den Kopf.

Nachdem wir in Mainz eine Woche zugebracht und alle dortigen Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen hatten, gingen wir mit dem Dampfboote nach Bingen, wo wir einige Zeit zu bleiben gedachten, um von dort aus Excursionen nach den prächtigen Seitenthälern des Rheines zu machen.

Wir langten um die Abendstunde in Bingen an und stiegen im Victoria-Hotel ab, wo uns Zimmer mit der herrlichsten Aussicht auf das Rheingau angewiesen wurden.

Als ich am folgenden Morgen beschäftigt war, einige Notizen für mein Werk aufzuzeichnen, wurde ich durch ein lautes Eselsgeschrei unterbrochen. Ich ging an's Fenster und sah im Hofraume mehrere Esel lustig und jauchzend, als wollten sie die Morgensonne begrüßen, herumspringen. Einer aber, und zwar der größte der Gesellschaft, wälzte sich auf dem Rücken, indem er mit seinen Beinen die tollsten Bewegungen nach den vier Weltgegenden ausführte und in kurzen Pausen solche Freudentöne ausstieß, daß die Scheiben des Hotels erklirrten.

Ohne just ein begeisterter Musikfreund zu sein, muß ich doch gestehen, daß mir die Klagen der Nachtigall viel angenehmer sind als das maßlose Freudengeschrei eines Esels.

Ich fragte einen Hausknecht, der gerade gähnend aus dem Stalle kam, welch' ein frohes Ereigniß diesen Grauen widerfahren und warum besonders der eine die Beine gen Himmel strecke und durch seinen Jubel sich selbst zu übertäuben scheine.

„Das macht das Wohlleben," sagte der Knecht, indem er die roth und weiß gestreifte baumwollene Zipfelmütze vom rechten nach dem linken Ohr schob, sich hinter diesem mehrere Male kratzte und dann einige zerknickte Strohhalme aus dem struppigen Haare zog. „Dieses Vieh hat es besser, als Unsereins, Gott verzeih' mir meine Sünd'! Das hat wenig zu schaffen und wird gut genährt. Sie haben alle sechs schon gefrühstückt und springen nun froh und freudig herum, bis sie gesattelt werden, um die Reisenden in die Umgegend zu tragen. Aber schöne Thiere sind's, das muß der Neid gestehen, fügte er nach einer Pause hinzu, während welcher er einen wohlgefälligen Blick auf die Vierfüßler geworfen hatte; besonders der Cäsar ist ein gar prächtiges Thier und hat seines Gleichen nicht im ganzen Rheinlande."

„Welches ist der Cäsar?" fragte ich.

„Der sich auf dem Rücken wälzt," erwiederte er. „Er hat eiserne Glieder und ist unermüdlich im Steigen; aber er behauptet seinen Willen, und wenn man ihm zu viel zumuthet oder ihn zu oft prügelt, wird er rappelköpfisch, und dann mag der Teufel mit ihm fertig werden. Erst vorigen Montag ist er mit einem dicken Kornhändler aus Oppenheim, der auf seinem Rücken den Scharlachberg bestieg und ihn unaufhörlich schlug, in eine Rothbuche gerannt und hat den zwei Centner schweren Reiter abgeworfen. Der Mann kam mit zerquetschten Gliedern zurück und hat geschworen, nie wieder einen Esel zu besteigen. Aber so ist der Cäsar. Er hat Charakter und läßt sich nichts gefallen."

Der Knecht warf abermals einen wohlgefälligen Blick auf Cäsar, schob seine Zipfelmütze vom linken Ohre wieder zum

rechten, und indem er sich jetzt hinter beiden anhaltend kratzte, ging er langsam und behaglich gähnend in den Stall.

Inzwischen war Ralph an das Fenster seines Zimmers gekommen, und das Gebahren der Esel ergötzte ihn so sehr, daß er mehrere Male hell auflachte. Ich hatte bisher noch nie solch' lebhafte Aeußerung des Vergnügtseins an ihm wahrgenommen und war froh über diese seine Stimmung. Eingedenk aber meiner Pflicht, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne ihn zu belehren, knüpfte ich einige Betrachtungen an über die Rolle, welche die Esel in der Mythologie, in der Philosophie, in der Poesie und in der heiligen und profanen Geschichte spielten. Ich sprach von Silen's Esel, dessen Geschrei die Giganten so sehr erschreckte, daß sie schmählich die Flucht ergriffen; ich machte einige Bemerkungen über Buridan's Esel; ich vergaß nicht den goldenen Esel des Apulejus, und erzählte ihm von dem Esel des Ammonius, der, wie Photius berichtet, eine solch' heiße Vorliebe für die Poesie hatte, daß er der Vorlesung eines poetischen Werkes mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte und lieber Hunger und Durst ertrug, als eine solche Lectüre zu unterbrechen; beiläufig gesagt, eine Vorliebe, die nicht viele Menschen mit ihm theilen. Und endlich sprach ich von dem Esel des Rabbi Pinchas. Dieser Esel war von seinem Herrn in solcher Frömmigkeit erzogen worden, daß er nur von gesetzmäßig verzehntetem Futter fraß und einst in der Mitte eines unverzehnteten Heuhaufens die verlockende Speise nicht berührte und voll Ergebung verhungerte.

Ich wollte noch einige interessante Betrachtungen über die Bedeutung der Esel in der Geschichte der Menschheit hinzufügen, sah aber zu meinem Leidwesen, daß Ralph vom Fenster verschwunden war. Das war für mich wieder ein schmerzlicher Beweis von seinem geringen Behagen an wissenschaftlicher Unterhaltung.

Noch an demselben Tage machte ich mit ihm einen Spazier-

gang nach der Rochus-Capelle. Dieſelbe befindet ſich auf einer Anhöhe dem freundlichen Rüdesheim gegenüber, und man genießt hier eine Ausſicht, welche der Pinſel ſelbſt des begabteſten Meiſters nicht zu malen vermag. Das Auge wird wahrhaft berauſcht von den unbeſchreiblichen Reizen, die ſich hier entfalten, und ruht entzückt bald auf den Silberwellen des Rheines, aus denen die ſmaragdnen buſch- und baumreichen Inſeln emportauchen, bald auf der Hügelkette des Rheingaues mit den rebenbewachſenen Flanken, bald auf dem Mäuſethurme, der feſt und ſicher in der Mitte der tollen Wogenwirbel ſteht und auf den der Ehrenfels am Fuße des üppig grünenden Niederwaldes ſchwermüthig blickt. Die ſchönſte Ausſicht genießt man auf der Bank, die ſich vor der Capelle befindet. Wir ſaßen einige Zeit auf derſelben. Da aber die Sonne gewaltig brannte, lagerten wir uns unter eine der ſchattigen Buchen, welche den Hügel krönen.

Ich fing an, die Geſchichte des heiligen Rochus zu erzählen und ließ mich weitläufig über die Selbſtaufopferung deſſelben aus. Es gelang mir jedoch nicht, die Aufmerkſamkeit Ralph's zu feſſeln. Er war vielmehr während der intereſſanteſten Epiſode in dem Leben des Heiligen in einen tiefen, ſehr hörbaren Schlaf geſunken. Er ſchlief mir faſt die Ohren taub. Ich beſchloß daher, ihn in Morpheus' Armen zu laſſen und inzwiſchen die Umgegend zu durchſtreifen. Ich mochte ungefähr eine Viertelſtunde herumgeſtreift ſein, als ich zwei Damen auf Eſeln, mit einem Führer an der Spitze, den Hügel herunter mir entgegenkommen ſah. Sie hatten, um ſich gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen, die grünen Schleier heruntergelaſſen, ſo daß ich ihre Phyſiognomien nicht ſehen konnte. Kaum waren ſie mir aber bis auf zwanzig Schritte genaht, als einer der Eſel einen gewaltigen Sprung that und der Reiterin einen kurzen, ſcharfen Schrei entlockte. Ich ſtürzte gleich herbei, hob ein kleines Sonnenſchirmchen auf, das die

Reiterin im ersten Schrecken hatte fallen lassen, und erkundigte mich, ob sie keinen Schaden genommen.

„No! No! Thank you! Danke!“ rief sie, indem sie den Schleier zurückschlug und mich mit ihren großen, leuchtenden, dunkelbraunen Augen und mit einem solch süßen, unbeschreiblichen Lächeln ansah, daß mein Herz mir fast die Rippen entzweischlug.

Diese Scene hatte kaum länger als eine Minute gedauert, aber es waren ein paar Minuten, die eine Epoche in unserem Leben bilden.

Die andere Dame hatte inzwischen ebenfalls ihren Schleier zurückgeschlagen und war von ihrem Esel gestiegen. Sie mochte wohl die Vierzig bereits überschritten haben und konnte sehr gut die Mutter der jüngeren sein; sie hatte aber mit derselben nicht die geringste Familienähnlichkeit. Sie war sehr dürr, sehr lang, und die blonden Locken, die in gekräuselten Wellen von ihren Schläfen auf die Schultern fielen, gaben ihr das Ansehen einer welken Trauerweide.

Sie schalt in einem mit englischen Worten gemischten Deutsch den Führer; dieser aber schob die Schuld theils auf die schöne Reiterin, die den Esel zu sehr mit der Gerte gereizt hatte, theils auf den Esel, der, muthwillig, störrisch und rachsüchtig, keine Gelegenheit vorübergehen ließe, einen bösen Streich auszuführen. Dieser Esel war aber kein anderer, als Cäsar.

Ich hatte denselben einen Augenblick am Zügel gehalten, und die holde Reiterin wollte wieder aufsitzen, fand aber, daß sie sich den Daumen der linken Hand, oder vielmehr des linken Händchens, etwas verstaucht hatte. Ich rieth ihr, den Weg nach ihrem Hotel zu Fuß zurückzulegen und dann gleich nach einem Chirurgen zu schicken. Sie dankte mir, indem sie wieder einen Blick auf mich heftete, der mich mit süßem Wonnegefühl erfüllte.

Der andern Dame ſchien dies aber zu mißfallen. Sie murmelte einige Worte dem holden Kinde zu und ſagte dann, zu mir gewandt: „Mein Herr, wir ſind Ihnen für Ihre Gefälligkeit ſehr verbunden!“

Ich wollte nicht zudringlich ſcheinen. Ich verneigte mich daher und ging langſam davon; aber als ich mich entfernte, nickte mir das anmuthige Weſen nochmals freundlich zu.

Die Damen ſtiegen nun neben den Eſeln den Hügel hinab. Ich ſah ihnen gedankenvoll nach und ging dann zurück, Ralph aufzuſuchen. Ich hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als ich ein kleines, koſtbar eingebundenes Buch auf dem Wege fand. Es war Milton's Paradise lost. Auf dem Titelblatte fand ich in zierlichen engliſchen Lettern den Namen Eliza Farthing geſchrieben.

Eine der beiden Damen hatte es wahrſcheinlich im erſten Schrecken fallen laſſen. Wer von Beiden aber war die Eigenthümerin des Buches? Mein Herz ſagte mir, es ſei die jüngere. Ich küßte den Namen mehrere Male und ſteckte die erhabene Dichtung mit unbeſchreiblichen Gefühlen in die Taſche.

In dieſem Augenblicke ſtand Ralph vor mir.

Drittes Capitel.

Was iſt Liebe? Wer erklärt dieſe Leidenſchaft, die das ganze Weſen des Menſchen plötzlich verändert, die einen Feigling in einen Helden, einen Heros in eine Memme verwandelt, die den Frohſinnigen in tiefe Schwermuth, den Schwermüthigen in jubelnde Fröhlichkeit verſetzt, die dem Schüchternen hinreißende Beredſamkeit verleiht und dem Beredten die Lippe verſchließt? Wer gibt die Auflöſung dieſes Räthſels der Natur, dieſes holden Räthſels, welches durch das Begegnen zweier Augenpaare das Herz entflammt, den Geiſt verwirrt und ſo viel

widersprechende Gefühle und Empfindungen, so viel süßen Schmerz und bittere Lust in uns erweckt?

Ich bin kein Freund von Romanen, und ich hatte immer gelacht, wenn ich in denselben von der blitzähnlichen Wirkung der Liebe las. Aber ich überzeugte mich nun, daß ich mit Unrecht gelacht hatte. Die zwei braunen Augen, die mich auf dem Rochusberge angelächelt, hatten mein Herz in Flammen gesetzt. Mein Innerstes loderte hell auf.

Ich suchte auf dem Rückwege nach der Stadt meine Unruhe vor Ralph zu verbergen und gleichgültig zu scheinen. Ich sprach daher sehr viel von dem Mäusethurm und von dem Erzbischof Hanno, welcher der bekannten Sage nach ein ganz elender Geizhals und Kornwucherer gewesen und dafür in dem erwähnten Thurme, wohin er sich vor den Mäusen zu retten gedachte, von denselben bis in seine wellenumwogte Feste verfolgt und auf eine höchst erbärmliche Weise zernagt wurde.

Ob Ralph meiner Erzählung zuhörte, weiß ich nicht, da ich selbst während derselben an etwas ganz anderes dachte, als an den Erzbischof. Ich hatte meine Hand in der Rocktasche, in welcher Milton's verlorenes Paradies steckte, und hielt dasselbe als einen kostbaren Fund umklammert.

Als wir in unserem Gasthofe anlangten, war die Sonne bereits untergegangen. Gleich bei meinem Eintreten überreichte mir der Oberkellner einen überaus dicken Brief. Er kam von Paulinen, meiner Braut. Ich steckte ihn — ich gestehe es zu meiner Schande — uneröffnet in die Brusttasche und erwartete mit lebhafter Ungeduld den Augenblick, da ich ohne Zeugen von dem Oberkellner einige Auskunft über die beiden Damen erlangen könnte. Der leidige Zufall wollte es aber, daß der Oberkellner immer gestört wurde, so oft ich ihn erhascht zu haben glaubte, und so suchte ich denn endlich, verwirrt und aufgeregt, mein Zimmer auf, entschlossen, dem folgenden Tage das Weitere zu überlassen.

Statt wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen mit Ralph zu plaudern, ſchloß ich mich jetzt in mein Zimmer ab, zog den vergoldeten Milton aus der Taſche und bedeckte den Namenszug abermals mit heißen Küſſen. Ich hatte die Fenſter geſchloſſen und die Vorhänge herunter gelaſſen, um recht allein zu ſein; die Hitze war aber ſo unerträglich, daß ich faſt erſtickte. Ich zog daher den Rock aus; indem ich ihn aber auf einen Seſſel warf, fiel Paulinens Brief, den ich ſchon vergeſſen hatte, zu Boden. Ich eröffnete ihn — und was ſoll ich's leugnen? — nicht mit den angenehmſten Empfindungen. Er enthielt die Verſicherungen ihrer heißen Liebe, ihrer ewigen Treue, und ein Tagebuch auf neunzehn ſehr eng geſchriebenen Seiten. Dieſes Tagebuch war höchſt ſchmeichelhaft für mich: denn es ſprach nur von mir, von der unausſprechlichen Sehnſucht, mit welcher die Schreiberin den Tag meiner Rückkehr erwartete, und von dem Glücke, welches ihr dann an meiner, mir an ihrer Seite erblühen würde.

Aber gerade dieſe Liebesverſicherungen, gerade dieſe Betheuerungen ewiger Anhänglichkeit berührten mich höchſt unangenehm in dieſem Augenblicke, wo ich mich noch unter den erſten Eindrücken der herrlichen Erſcheinung befand. Mein Gewiſſen klagte mich der Schwäche, der Unbeſtändigkeit, der Treuloſigkeit an, und es gelang meinem Herzen nicht ganz, mich gegen dieſen Ankläger zu vertheidigen, obgleich es ihm an triftigen Vertheidigungsgründen nicht fehlte. Mein Herz ſagte, daß ich Pauline niemals geliebt, daß ich in den Bund mit ihr gleichſam hineingeſchwatzt worden; aber mein Gewiſſen erwiederte, daß ich männlichen Muth hätte zeigen und den Bund energiſch ablehnen müſſen, ſtatt ein armes Weſen zu berücken, welches auf meine Ehrenhaftigkeit baue.

Die Leidenſchaft aber iſt ein Rabuliſt, und es gelingt ihr nicht ſelten, wenigſtens in erſter Inſtanz, den Prozeß gegen das Gewiſſen zu gewinnen. Sie ließ mich in dem voluminöſen

Tagebuche Paulinens einen Umstand wahrnehmen, der mein Gewissen, wenn auch nicht ganz, zum Schweigen brachte, doch mindestens kleinlaut werden ließ. Ich entdeckte nämlich in dem Tagebuche nicht nur mehrere Phrasen, die Wort für Wort aus deutschen Classikern, besonders aus Tiedge und Matthisson, abgeschrieben waren, was mir schon einen genügenden Beweis von der kühlen Absichtlichkeit der Schreiberin lieferte, sondern ich fand auch auf den neunzehn eng geschriebenen Seiten nur einen einzigen orthographischen Fehler, und dieser strenge Gehorsam gegen die Regeln der Orthographie bewies mir auf's Schlagendste, daß meine Braut mit dem kalten Verstande und nicht mit der Gluth des Herzens geschrieben. Ein Weib, das wahrhaft liebt, hat ganz andere Dinge zu thun, als an die Rechtschreibung zu denken.

Um indessen nicht beständig an Pauline erinnert zu werden, steckte ich ihren Brief in den verborgensten Winkel meines Koffers, öffnete das Fenster und blickte in den heitern Nachthimmel, an welchem die Sterne im hellsten Glanze strahlten. Die Luft war frisch und kühl, und es herrschte eine tiefe, hehre Stille, die nur durch das entfernte Rauschen der Brandung am Mäusethurm etwas unterbrochen wurde. In süße Schwärmerei versunken, brachte ich einen großen Theil der Nacht am offenen Fenster zu, bis endlich meine müden Augenlider mich ermahnten, das Lager aufzusuchen.

Mein Schlaf war unruhig, und die verworrensten Traumbilder umgaukelten mich. Ich träumte nur von übermüthigen, ausgelassenen Eseln, von verlassenen Bräuten, von Engelsaugen und grünen Schleiern, von Julius Cäsar und von orthographischen Schnitzern. Als ich erwachte, fand ich mein Bett schon von den hellsten Strahlen der Morgensonne vergoldet, und selbst Ralph, der ein wahrer Siebenschläfer war, hatte nicht nur das Bett, sondern auch das Zimmer bereits verlassen, das von dem meinigen nur durch eine Wand getrennt war. Ich

kleidete mich rasch an, steckte den Milton in die Tasche und begab mich in's Gastzimmer, wo ich Ralph beim Frühstück fand. Ich war in großer Verlegenheit, denn wir hatten am vorigen Tage beschlossen, einen Ausflug nach dem Niederwalde zu machen, und ich wollte dort erst einige Auskunft über die beiden Damen erhalten. Aus dieser Verlegenheit aber befreite mich Ralph, indem er sagte, daß er heute einen Spazierritt nach Ingelheim beabsichtige. Ich willigte sogleich ein und strengte mich an, mein Vergnügen über diesen seinen Einfall zu verbergen.

Kaum war er davon geritten, als ich bei dem Oberkellner meine Erkundigung einzog. Er sagte mir, und zwar mit einem schelmischen Lächeln, welches ich der schlechten Erziehung solcher Menschen zuschrieb, daß die ältere Dame die Tante der jüngeren sei und daß die Nichte sich eben so sehr durch Liebenswürdigkeit als die Tante durch das entschiedenste Gegentheil auszeichne.

„Und werden sie noch einige Zeit in Bingen bleiben?" fragte ich viel lebhafter, als ich hätte fragen sollen.

„Bis spät in den Herbst," erwiederte er, „da die Tante sich auf den Rath ihres Arztes zum Gebrauche der Traubenkur entschlossen."

Nicht ohne mancherlei Umwege zu gebrauchen, erfragte ich auch die Nummern der von den beiden Damen bewohnten Zimmer und erfuhr zu meiner Freude, daß wir dasselbe Stockwerk bewohnten. Die Engländerinnen hatten übrigens das Hotel bereits verlassen und, wie ich hörte, einen Ausflug gemacht, von dem sie erst gegen Abend zurückzukehren gedachten.

Ich hatte nun den ganzen Tag vor mir; aber meine innere Unruhe erlaubte mir keine ernste Beschäftigung, gönnte mir keine Zerstreuung. Ach, ein Sommertag ist so lang, so lang, und für ein sehnsüchtig bewegtes Gemüth dehnt er sich zur Ewigkeit aus! Ich machte tausend Versuche, die kostbare Zeit zu tödten — umsonst! Die Zeiger meiner Uhr schienen nicht von der Stelle

zu rücken. War ich in meinem Zimmer, so trieb es mich hinaus an's Rheinufer oder auf die Berge, und war ich im Freien, so jagte es mich wieder auf mein Zimmer zurück. Unzählige Male setzte ich mich nieder, um an meinem theuren Werke zu schaffen, allein meine Gedanken waren anderswo. Ja, mein sonst so zuversichtliches Gedächtniß wollte mir nicht gehorchen, und ich erinnere mich jetzt nicht ohne Wehmuth, daß ich mir an jenem Tage, Gott weiß wie lange, den Kopf zerbrach, um auf den Namen Theano's, der Tochter des Pythagoras, zu kommen. So spielt die Leidenschaft mit unsern geistigen Organen!

Als der Abend anbrach, setzte ich mich auf der Terrasse vor dem Hotel nieder, mit klopfendem Herzen die Ankunft der Theuern erwartend. Eine Stunde nach der andern verging, allein von den beiden Damen keine Spur. Ralph war indessen vom Spazierritte zurückgekehrt und schien mir munterer, als er sonst zu sein pflegte. Ich konnte, ohne seinen Argwohn zu erwecken, nicht länger auf der Terrasse verharren; ich suchte mißmuthig mein Zimmer auf, und jetzt erst fiel mir's ein, daß das Hotel zwei Eingänge, den einen nach der Rheinseite, den andern nach der Mainzer Chaussee hatte, und daß Tante und Nichte durch diesen angekommen sein mußten, während ich sie vor jenem erwartet hatte.

Ich brauche nicht erst zu erwähnen, daß ich wieder eine schlaflose Nacht zubrachte. Die Stürme meines Herzens verscheuchten den Schlummer von meinen Wimpern. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, dieses Mal nicht wieder die schönsten Morgenstunden zu verschlafen, und als es im Osten zu dämmern anfing, verließ ich leise mein Zimmer und ging durch den langen Corridor, um die Nummern an den Thüren aufzusuchen, welche zu den Engländerinnen führten. Es war noch so still im Hause, daß ich auf den Zehen schleichen mußte, um mich nicht zu verrathen. Endlich fand ich die schicksalsschweren Nummern und bemerkte vor der Thür zwei Paar feine Schnür-

stiefelchen, von denen ein Paar mir kleiner und zierlicher schien und also nur meiner Angebeteten gehören konnte. Ich hob eines derselben auf und — ich will es offen gestehen — küßte es zu wiederholten Malen. Damit war ich aber noch nicht zufrieden, ich wollte auch ein süßes Angedenken von dieser Morgenwanderung mitnehmen und schickte mich an, die seidene Schnur aus dem Stiefelchen zu ziehen. Diese war aber leider sehr verknotet, und während ich mich abmühte, die Knötlein zu lösen, fiel mir die Brille klirrend zu Boden. Ein größeres Ungemach hätte mir in diesem Augenblicke nicht widerfahren können. Indem ich nämlich die Bewaffnung meiner kurzsichtigen Augen verlor, wurde es plötzlich finster um mich her, und ich mußte nach allen Richtungen auf dem Boden tappen, um meine gläsernen Augen wiederzufinden. Dabei hatte ich die unsägliche Angst, durch das mindeste Geräusch mich bemerkbar zu machen und den unangenehmsten Folgen auszusetzen.

Nach langem Umhertasten und Umherkriechen auf dem Boden, wobei ich mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Thür schlug, fand ich endlich das Verlorene wieder, aber in einem höchst verstümmelten Zustande. Das rechte Glas fehlte und das andere war gespalten. Ich hatte keine Zeit zu verlieren, wollte aber auch nicht mit leeren Händen zurückkehren; ich griff also wieder nach einem der Stiefelchen, und eben so wenig wie einst Alexander der Große in Gordium, mich erst mit einer langwierigen Entknotung zu befassen, that ich einen so gewaltigen Ruck, daß ich mit der Schnur zugleich ein Stück vom Zeuge mit fortriß. Ich eilte mit der Trophäe in mein Zimmer und verbarg dieselbe, wie man eine kostbare, unschätzbare Reliquie verbirgt. Diese Schnur war mir das Sinnbild einer engen Verknüpfung zwischen mir und der Anbetungswürdigen. Zu gleicher Zeit faßte ich den Entschluß, heute Morgen noch in eigner Person „das verlorene Paradies" den Damen zurückzustellen. Ich wurde in dem Entschlusse dadurch bestärkt, daß

der Himmel sich mit schweren Gewitterwolken überzog und die Damen wohl noch weniger als wir an einen Ausflug denken durften. Ich munterte Ralph auf, in seinem Zimmer zu bleiben, und schenkte meiner Toilette eine große Sorgfalt.

Ich wußte wohl, daß man Damen, und ganz besonders Engländerinnen, nicht in den Morgenstunden zu besuchen pflegt; allein ich dachte, auf Reisen und in einem Hotel dürfe man sich schon einen freiern Ton erlauben.

Gegen eilf Uhr ging ich, den Oberkellner aufzutreiben, um ihn zu ersuchen, mich bei den Damen anzumelden. Ich begegnete ihm auf der Treppe. Er war in solcher Aufregung und Eile, daß er mich fast umgerannt hätte.

Auf meine Frage, warum er so aufgebracht, sagte er mir, daß er soeben von den Engländerinnen käme. Die Tante habe ihm die größten Beleidigungen gesagt. Sie behaupte nämlich, man habe diesen Morgen bei ihr einbrechen wollen und ihre kostbare Schuhbekleidung zerrissen; sie drohe nun, in einen anderen Gasthof, in das „Weiße Roß", überzusiedeln. Er schloß damit, daß ihm der Muth fehle, in diesem Augenblicke nochmals der gereizten Dame vor das Gesicht zu treten.

Es war mir, als ob der Kellner mich mit eiskaltem Wasser übergossen hätte. Ich hatte also nicht den Schuh der Holden, sondern der Unholdin ergriffen und ihrethalben es darauf ankommen lassen, auf dem Flur entdeckt zu werden und mich den unangenehmsten und unberechenbarsten Folgen auszusetzen.

Ich stand einige Secunden wie versteinert; dann aber ermannte ich mich, und gerade die Gefahr eines entscheidenden Schrittes ließ mich denselben wagen. So ist der Mensch! Er überlegt lange und reiflich, er zögert und erwägt sorgfältig das Für und Wider, um am Ende sich vom blinden Zufalle bestimmen zu lassen und Alles auf's Spiel zu setzen. Wie Mancher, dessen Ruhm die Geschichte ausposaunt, ist nicht auf diese Weise zur Unsterblichkeit gelangt! Wie Mancher hat sich

nicht, in der Angst seines Herzens und am Erfolg verzweifelnd, in die Schaar der Feinde gestürzt und einen herrlichen Sieg errungen, der ihn zum glorreichen Helden gestempelt! Der Muth ist öfter, als man glaubt, ein Sohn der Furcht.

Raschen Schrittes ging ich an die verhängnißvolle Thür, klopfte lebhaft an, und auf den Ruf: „Come in!“ drückte ich auf die Klinke und befand mich im Zimmer.

Viertes Capitel.

Der Mund einer Engländerin gleicht mehr oder minder dem eines Karpfens. Er ist nämlich nie ganz geschlossen. Den Schönen steht dies gar nicht so übel; es giebt ihnen einen eigenthümlich reizenden Ausdruck. Ein kleiner, rosiger, üppig geschwellter Mund, aus dem milchweiße Zähne blicken, ist gewiß höchst anmuthig und ergötzt das Auge. Er gleicht einem halb erschlossenen kostbaren Schmuckkästchen, aus dem uns herrliche Perlen entgegenlachen. An den häßlichen Töchtern Albions ist jedoch der Mund fast immer das Häßlichste. Die Tante gehörte aber unstreitig zu Albions allerhäßlichsten Töchtern, und ihr Mund, so breit er auch war, reichte dennoch nicht aus, um die zwei großen Schneidezähne, die drohend aus ihm hervorragten und mit dem Unterkiefer einen stumpfen Winkel bildeten, auch nur zur Hälfte den Blicken ihrer Mitmenschen zu entziehen. Ich sah, als ich vor ihr stand, von ihrem Gesichte fast nichts, als diesen Mund; ihre Augen steckten nämlich hinter einer großen blauen Brille, so daß ich bei meinem Eintreten ins Zimmer nicht an ihren Blicken, sondern an ihrer strengen Haltung ihren Unwillen über meinen Besuch wahrnehmen konnte.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, sondern sagte rund heraus, ich wüßte recht wohl, daß es sich nicht schicke,

Damen in der Morgenstunde zu besuchen, und besonders, wenn man ihnen vorher nicht vorgestellt worden, daß es aber Fälle gäbe, in denen der schwache Sterbliche sich über gewisse gesellschaftliche Formen hinwegsetzen dürfte, ohne gerade der Sünde gegen die gute Lebensart angeklagt werden zu können.

Ich sagte dies in viel schönern Worten, als ich es jetzt sage; denn ich war damals durch die Wichtigkeit des Augenblicks inspirirt, und nachdem ich die Einleitung geschlossen, zog ich das in feines Postpapier sorgfältig eingewickelte verlorene Paradies aus der Tasche und bemerkte ihr, daß ich das kostbare Buch nicht einer gemeinen Kellnerhand habe anvertrauen wollen, und deshalb vorgezogen, es selbst zu überreichen.

Sie hatte mich, während ich sprach, vom Scheitel bis zur Zehe betrachtet und nach und nach eine mildere Haltung angenommen. Sie nahm das Buch aus meiner Hand, und nun hätte ich das Zimmer verlassen sollen; aber ich hätte dann natürlich meinen Zweck gänzlich verfehlt. Ich wollte jedoch um jeden Preis meine Angebetete sehen, die, wie ich nach den Schritten im Nebenzimmer vermuthete, sich dort befinden mußte.

Ein günstiger Zufall sollte meinem heißen Wunsche entgegenkommen. Ich sah nämlich, als ich einen Blick auf den Tisch warf, vor welchem die Tante saß, ein Buch, das diese bei meinem Eintreten aus der Hand gelegt hatte. Es war dies kein anderes, als das Buch Hiob, und zwar im Original. Indem ich mich nun stellte, als wollte ich mich entfernen, wagte ich eine Bemerkung über die vielfachen Schwierigkeiten, die dieses bedeutende Werk dem Leser darbiete, welche mannigfaltige Kenntnisse die Lectüre desselben voraussetze, und daß es in Europa, ja, auf unsrem ganzen Erdballe gewiß keine sechs Frauen gäbe, die im Stande wären, dasselbe im Urtexte zu lesen. Dabei vergaß ich aber nicht zu erwähnen, daß ich selbst es zum Gegenstande meines Studiums gemacht.

Die Dame wurde jetzt freundlicher. Sie hieß mich Platz

nehmen und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an, die ihr höchst angenehm schien. Sie wurde noch viel freundlicher, als sie hörte, daß ich mich des Doctortitels erfreute. Es ist unglaublich, welche Hochachtung die Engländer selbst vor den unbedeutendsten Titeln hegen, vor Titeln, die in unserem Vaterlande kaum mehr kosten, als in England ein paar Dutzend Rasirmesser.

Sie wurde angenehm überrascht, als ich ihr den Zweck meines Aufenthaltes in Bingen mittheilte.

„Der junge Mann, den man Ihrer Obhut anvertraut hat, ist Graf?" fragte sie.

„Graf Ralph von Donnerkeil-Schreckenstein, einziger Sohn des Grafen Ulrich von Donnerkeil-Schreckenstein auf Schreckenstein", erwiderte ich mit so viel Pathos, als mir zu Gebote stand, und fügte dann hinzu: „Dieses gräfliche Geschlecht darf nicht verwechselt werden mit denen von Schreckenstein-Donnerkeil. Die Schreckenstein-Donnerkeil sind ein jüngeres Geschlecht und eine Seitenlinie derer von Donnerkeil-Schreckenstein auf Schreckenstein. Auch ist der Unterschied an den Wappen beider Familien leicht zu erkennen. Das Wappen der Familie von Donnerkeil-Schreckenstein zeigt zwei gekoppelte Bracken mit Halsbändern im blauen Felde, während die Bracken im Wappen derer von Schreckenstein-Donnerkeil nicht gekoppelt sind und auch kein Halsband tragen. Außerdem unterscheidet sich das Wappen derer von Schreckenstein-Donnerkeil durch einen Turnierkragen, was, wie jedes Kind weiß, eine jüngere Linie anzeigt."

Ich hätte die günstige Wendung des Gespräches bald durch meine Unvorsichtigkeit verdorben. Ich hatte sie nämlich mit „Madame" angeredet, und hörte nun von ihr selbst, daß sie noch Miß sei. Man kann im Leben nicht vorsichtig genug sein und sollte, wenn man sich einer unbekannten Dame gegenüber befindet, immer voraussetzen, daß sie noch nicht am Traualtare

gestanden, selbst wenn sie schon vor zwanzig Lenzen reif gewesen, vor denselben geführt zu werden.

Ich ließ also jetzt das Wörtchen „Miß" so oft wie möglich hören, natürlich ohne eine Absichtlichkeit zu verrathen. Aber ich saß wie auf Kohlen und konnte trotz der Gewalt, die ich mir anthat, doch nicht umhin, dann und wann einen Blick auf die Thür zu werfen, hinter welcher ich das holde Kind vermuthete. Auch muß ich gestehen, daß die blaue Brille der Dame ein unbehagliches Gefühl in mir erweckte. Blau ist eine kalte Farbe, und es hatte etwas Peinigendes für mich, das Ansehen zu haben, als wäre ich in Indigo getaucht worden.

Nachdem die Unterhaltung fast eine Stunde gedauert, nachdem die Miß ein Langes und Breites über das Buch Hiob und ein Breites und Langes über die großen und kleinen Propheten gesprochen, ja, nachdem sie sogar die Absicht zu erkennen gegeben, sich an die Uebersetzung der Sprüche Salomonis zu wagen, verzweifelte ich endlich an dem Erfolge meines Besuches und machte Anstalten, mich zu empfehlen. Da warf sie plötzlich die Bemerkung hin, daß mein Aufenthalt in Bingen sowohl für sie als für ihre Nichte von höchstem Nutzen sein könnte, für sie in Bezug auf das Studium des Hebräischen, für die Nichte in Bezug auf das Deutsche. Ich sagte, indem ich mich tief verbeugte, daß ich mich glücklich schätzen würde, mich sowohl ihr, als auch ihrer Nichte irgendwie nützlich erweisen zu können.

Deborah! rief sie, und sogleich öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und herein trat mit einem süßen Lächeln das angebetete Kind. Ich meine, ich sehe sie noch vor mir. Sie trug ein weißes Mousselinkleid mit kleinen rothen Tupfen und eine rosafarbene Schleife am Halse. Sie schien noch viel reizender als bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihr auf dem Rochusberge.

Ich fragte sie, ob ihr Finger wieder geheilt.

Sie dankte mir mit der Bemerkung, daß sie sehr abgehärtet

und an dergleichen kleine Unfälle nicht lange denke. Sie sah mich dabei höchst freundlich mit ihren klaren, braunen Gazellen-Augen an, die mir jetzt, nachdem ich über eine Stunde nur die blauen Brillengläser der Tante gesehen, um so herrlicher schienen und mir wahrhaft das Herz erwärmten.

Die Tante setzte nun ihre Nichte von meiner Bereitwilligkeit in Kenntniß, dann und wann mit ihr deutsche Classiker zu lesen und mich mit ihr in deutscher Sprache zu unterhalten. Das holde Kind schien von dieser Mittheilung ganz entzückt, und versicherte mir, daß ich ihrer Dankbarkeit gewiß sein dürfte.

Ich wurde nun von der Tante eingeladen, den folgenden Tag mit ihr und ihrer Nichte den Thee einzunehmen, und es versteht sich von selbst, daß ich diese Einladung nicht ausschlug.

Der Zweck dieses ersten Besuches war nun über alle Erwartung erreicht. Ich hatte sie gesehen; ich durfte sie wiedersehen und es war mir vergönnt, in ihrer Nähe zu weilen. Ich hatte also Ursache, mich glücklich zu schätzen. Aber der Mensch ist ein undankbares Geschöpf, und es gelingt Gott, trotz seiner Allmacht, nicht, ihn zufrieden zu stellen. Ein regnerischer Tag verstimmt uns, und wenn das Wetter anhaltend schön ist, langweilt uns der klare, blaue Himmel, und wir sehnen uns nach Wolken. Werden dem Sterblichen alle Wünsche erfüllt, so ärgert er sich, daß er keinen Wunsch mehr habe, und verbittert sich dadurch das Leben. Mit einem unbegreiflichen Instinct der Selbstpeinigung strebt er, sich sein Dasein zu verbittern. Hat ihm ein günstiges Schicksal seinen Lebenspfad geebnet, so sucht er sich mühsam Steine des Anstoßes auf, um darüber zu stolpern. Das Schicksal gebe einem Menschen Gesundheit, Reichthum, Talent, Geist, Ruhm, ein reizendes, treues Weib und blühende Kinder, kurz, alles, was das Leben verschönern und die Erde in einen Himmel verwandeln kann: und eine Warze auf seiner Nase wird hinreichen, sein Glück zu zerstören und zu bittern Klagen zu reizen. Ich glaube, wenn sich unser Erdball in ein Schlaraffen-

land verwandelte und überall die gebratenen Tauben schon tranſchirt in die Mäuler flögen, würden ſich die Menſchen darüber beklagen, daß ihnen nicht auch die Servietten ſich ſelbſt umbänden. Es giebt ſo wenig glückliche Menſchen, weil ſo wenig Menſchen glücklich ſein wollen.

So ſah ich nicht ohne eigenen Verdruß, daß das ſchöne Kind Deborah hieß und nicht Eliza, wie ich geglaubt hatte, und es machte mir nicht bloß Verdruß, weil ich den Namen der häßlichen Tante auf dem Titelblatte des verlorenen Paradieſes ſo oft geküßt, ſondern weil mir der Name Deborah überhaupt nicht ſo gut gefiel, ohne daß ich dafür einen vernünftigen Grund finden konnte; denn Deborah klingt mindeſtens ebenſo ſchön, wo nicht ſchöner, als Eliza. Außerdem war das Weib, das ihn zuerſt trug, eine Prophetin, eine Heldin, eine Richterin in Iſrael; deſſen ungeachtet hätte ich dem Engelskinde einen andern Namen gewünſcht! — Wie dem aber auch ſei, man kann ſich denken, in welcher heißen Sehnſucht ich den nächſten Tag herbeiwünſchte.

Ich ſtellte mich pünktlich ein und wurde freundlich von der Tante aufgenommen; von der Richte, von der holden Deborah, brauche ich das gar nicht zu erwähnen; denn ſie war die Freundlichkeit, die Liebenswürdigkeit ſelbſt.

Die Tante ſchenkte mir den Thee ein, und Deborah, neben welcher ich ſaß, reichte mir mit ihrem feinen Lilienhändchen die Taſſe und den Zucker. Ich glaubte deshalb Nectar zu ſchlürfen, obgleich ich ſonſt kein Freund von Thee bin. Wie ſehr ich mich anſtrengen mußte, meine Gemüthsbewegung zu verbergen, geht über alle Beſchreibung, beſonders wenn Deborah mit dem Aermel ihres Kleides meinen Arm ſtreifte, oder wenn bei einer lebhaften Bewegung ihres Engelköpfchens ihre langen, goldenen Locken faſt meine Wangen berührten.

Theils um gleichgültig zu ſcheinen, theils um mir die Gunſt der Tante zu erwerben, widmete ich dieſer die ängſtlichſte Aufmerkſamkeit und widerſprach ihr niemals, was nicht ſo leicht

war, da Miß Eliza Farthing oft die sonderbarsten Behauptungen aufstellte. So behauptete sie nicht nur, die Engländer seien die größte aller Nationen, und England das schönste aller Länder, sondern sie hörte nicht auf, ihr Volk auf Kosten anderer Völker, und ihr Vaterland auf Kosten aller anderen Länder schonungslos zu preisen. Besonders hatte sie gegen Deutschland tausenderlei einzuwenden. In den deutschen Gasthöfen, sagte sie, fehlt es an Comfort. Die deutschen Gastwirthe prellen die Gäste, vornehmlich die englischen, und man muß auf der Hut sein, um nicht in seinem eigenen Zimmer von Räubern überfallen zu werden.

Das war meinem Patriotismus zu viel zugemuthet, und ich erlaubte mir die sanfte Bemerkung, daß die deutschen und ganz absonderlich die rheinischen Gasthöfe sich doch in der ganzen civilisirten Welt eines anerkannten guten Rufes erfreuten.

„Das mag sein," erwiederte sie etwas gereizt; „aber ich erlaube mir, in dieser Beziehung mit der ganzen civilisirten Welt in Widerspruch zu stehen. Ein deutscher Gasthof," fuhr sie fort, „steht auch dem verdächtigsten Gesindel offen, und ich bin überzeugt, daß gestern Morgen Jemand den Versuch machte, in mein Zimmer einzubrechen. Der Spitzbube hat mich aus dem Schlafe geweckt, so geräuschvoll hat er an meiner Thür gearbeitet. Es muß wahrscheinlich ein Anfänger in seiner edlen Kunst gewesen sein, sonst würde er sich nicht so ungeschickt benommen haben. So viel aber ist gewiß: in einem englischen Hotel ist kein Gast solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt."

Daß es mir, während ich diese Worte hörte, höchst unbehaglich wurde, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Es war mir, als ob jene Schnur, die ich nach so vielen Mühen und Nöthen vor der Thür der Miß geraubt, sich mir jetzt um den Hals enger und enger zusammenzöge, um mich zu erwürgen.

Zum Glück wechselte Miß Farthing das Thema insofern, als sie jetzt von der deutschen Küche zu sprechen begann und

über diese die beißendste Lauge ihrer Satire ausgoß, während sie das Roastbeef mit vaterländischer Begeisterung rühmte.

„Was ist das für eine charakterlose Küche!“ rief sie. „Sie ist nur eine schlechte Uebersetzung aus dem Französischen und unverdaulich im höchsten Grade!“ So oft sie in Eifer gerieth, that ihre blaue Brille einen gewaltigen Ruck von der Nasenwurzel auf die Nasenspitze, und man sah dann ihre aschgrauen Augen, die durchaus nicht zur Verschönerung der Miß beitrugen, so häßlich auch ihre blaue Brille war. Diese Augen erschreckten mich fast, und ich sah unwillkürlich in die Augen Deborah's, um mich von meinem Schrecken zu erholen. Der Contrast, den das Aeußere beider Damen bildete, konnte nicht schneidender sein. Nicht etwa, daß die Schönheit Deborah's durch die Nähe der häßlichen Tante gewonnen hätte: Deborah war so schön und reizend, daß sie auch unter den schönsten und reizendsten Mädchen nichts verloren haben würde; aber die Tante schien neben der holden Nichte nur noch häßlicher und unholder. Sie sah aus wie ein Mann, und ihre Stimme hatte etwas Hartes, dem sich das Ohr nicht gern hingab. Selbst wenn sie etwas Verbindliches sagte, klang es dem Zuhörer durchaus nicht angenehm. Sie sprach Deutsch, aber mit einem entschieden englischen Dialekt; und wenn ihr in der Lebhaftigkeit des Gespräches ein Ausdruck fehlte, ersetzte sie ihn, ärgerlich und verdrossen, durch einen englischen, und behauptete dabei, daß die deutsche Sprache nicht ausreiche, alle Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Sie verfehlte dabei nicht zu bemerken, daß die englische Sprache die schönste, die reichste, die kräftigste aller Sprachen sei.

Deborah hingegen sprach das Deutsche, wenn auch nicht ohne englischen Accent und nicht immer ohne fremdartige Wendungen, doch sehr geläufig, und die Worte strömten aus ihrem kleinen, niemals ganz geschlossenen Rosenmündchen so mild, so sanft und lieblich, daß selbst die grammatikalischen Schnitzer, die sie machte, dem Ohre schmeichelten.

Dies alles erwähne ich aber so ausführlich, um zu zeigen, in welcher sonderbaren Lage ich mich zwischen den beiden Damen befand. So häßlich und widerwärtig die Tante auch war, ihr mußte ich doch, um ihre Zuneigung zu gewinnen und die wahren Gefühle meines Herzens zu verbergen, beständig huldigen. Ich mußte meinen Ohren Zwang anthun, wenn sie sprach, und meine Worte überzuckern, wenn ich ihr zur Steuer der Wahrheit widersprechen mußte, während ich nur verstohlen auf das Engelsgesicht Deborah's blicken durfte und gezwungen war, gleichgültig zu scheinen, wenn ich in glühenden Worten mein Herz vor ihr ausschütten wollte. Ich mußte nach der Seite, wo ich Eis war, zu schmelzen scheinen, und nach der andern Seite die Glühhitze meines Herzens in künstliches Eis hüllen. Solche schwere Aufgaben stellt uns das Leben. —

Fünftes Capitel.

Die Liebe gleicht einem entzügelten Elemente. Eine Feuersbrunst bricht aus. Man sieht mit Entsetzen die Flamme gen Himmel schlagen und glaubt, deren Wuth habe den höchsten Grad erreicht. Aber die Flamme wächst und wächst. Sie greift nach allen Seiten um sich und dehnt sich immer mehr aus, bis sie jedes Widerstandes spottet und eine ganze Stadt einäschert.

Ich hatte bei meinem ersten Begegnen mit Deborah geglaubt, meine Liebe für sie könnte nicht heißer, nicht glühender sein; aber dennoch wuchs diese mit jedem Tage und erfüllte mein Herz am Ende so sehr, daß sie aus demselben jede andere Empfindung fast gänzlich verdrängte.

Ich hatte mich nicht nur durch meine philologischen Kenntnisse in die Gunst der Miß Eliza Farthing gesetzt, sondern auch durch die zarteste Aufmerksamkeit, mit der ich ihren Wünschen zuvorkam, und durch die wahrhaft himmlische Geduld, mit der

ich ihre unzähligen Launen ertrug, so daß ich ihr am Ende unentbehrlich schien. Ich nahm fast jeden Tag den Thee bei ihr ein, und so widerwärtig es mir auch war, ihre abstrusen Behauptungen zu hören, oder mit ihr über eine schwierige Stelle im Psalter zu disputiren, so vergaß ich doch dies alles, sobald ich mich mit Deborah einen Augenblick ungestört unterhalten konnte.

Ich las mit ihr Hermann und Dorothea, und es ist unbeschreiblich, welche Wonne ich empfand, wenn beim Umwenden eines Blattes ihre Finger die meinigen berührten. Ich war mehrere Male versucht, mich vor ihr niederzuwerfen, ihre beiden Händchen zu fassen, dieselben mit heißen Küssen zu bedecken und ihr zu sagen, was ich für sie empfand. Aber die Anwesenheit der Tante hielt mich von einer solchen Uebereilung zurück.

Ich bin von Natur kein böser Mensch, und es ist mir niemals eingefallen, einem meiner Nebenmenschen zu schaden; aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin, und in dieser Erzählung meine Schwächen durchaus nicht beschönigen. Deshalb gestehe ich auch, obgleich nicht ohne innere Beschämung, daß ich mehr als einmal die Tante zu allen Teufeln wünschte, blos um mit der Nichte unter vier Augen sein zu können. Dies gelang mir aber niemals. Im Gegentheil, ich war häufig mit der Tante allein, und statt mein Bild in den braunen Augen Deborah's zu sehen, sah ich es dann in den blauen Brillengläsern der Miß Eliza.

Deborah war in der ersten Zeit meiner Besuche heiter und lebhaft gewesen. Nach und nach fiel mir eine merkwürdige Veränderung in ihrem Wesen auf. Sie war träumerisch und schwermüthig, und ihr Auge hatte einen eigenthümlichen, schwärmerischen Ausdruck. Zuweilen war sie so zerstreut, daß sie mir, während ich sprach, in's Antlitz sah und dann, wie ich aus ihren abgebrochenen Bemerkungen erfuhr, gar nicht wußte, wovon sie gesprochen.

War mir diese Zerstreuung schon auffallend, so mußte mir die sichtbare Freude, die sie bekundete, wenn ich mich zum Besuch einstellte, noch mehr auffallen. Sie schien immer froh, wenn sie mich in's Zimmer treten sah, und wenn sie es oft verließ, um mich mit der Tante allein zu lassen, so schrieb ich dies dem Streben zu, sich nicht zu verrathen. Was soll ich viel Worte machen? Bald hegte ich die festeste Ueberzeugung, daß ich Gegenliebe gefunden. Als ich nämlich einst, während die Tante im Lexikon nach hebräischen Vocabeln jagte, zufällig Deborah's Hand berührte, und, den Zufall benutzend, dieselbe sanft drückte, zürnte mir das Engelskind durchaus nicht, sondern zog sich bald in ihr Zimmer zurück.

Wer war jetzt glücklicher als ich? Ja, mein Glück war so groß, daß ich den Augenblick nicht erwarten konnte, um mich auf eine schickliche Weise von der Tante loszureißen und das Freie aufzusuchen. Ich sprang wie ein Reh von Hügel zu Hügel, sang und trillerte muntere Lieder, und meine Seele war so vergnügt, daß ich die ganze Welt an meine Brust hätte drücken können. Alles, was ich rings umher erblickte, schien meine Freude zu theilen. Das Laub an den Bäumen schien mir grüner und frischer; der Gesang der Lerchen schien mir heller und klarer, und der Duft der Blumen und Kräuter schien mir angenehmer und erquickender als sonst. Mich wollte es sogar bedünken, als ob eine Nachtigall, die gerade unter dem Laubdache einer Buche saß, in den hinschmelzenden Tönen ihrer süßen Kehle sich zum Dolmetscher meines Liebesjubels machen wollte; als ob ich, wenn die Natur mir Gesang verliehen hätte, gerade so wie sie gesungen haben würde. Die Natur spiegelt eben zu jeder Zeit unser Inneres wieder. Sie scheint dem Glücklichen heiter und dem Unglücklichen öde und traurig, und ich bin fest überzeugt, daß dem Verurtheilten, der das Schaffot besteigt, auch der klarste und reinste Himmel trüb und grau erscheint.

Mir jubelte die Natur zu, weil ihr mein Inneres zujubelte. Meine Gedanken flatterten leicht und lieblich wie bunte Schmetterlinge, und der Ausdruck, den ich meinen Empfindungen geben wollte, verſchmähte die ungebundene Rede und wollte ſich durchaus in ein rhythmiſches Gewand kleiden. Ja, ich, der ich niemals daran gedacht hatte, einen Vers zu bauen, fing jetzt zu reimen an, ungefähr wie einſt Saul zu weisſagen anfing, nämlich ganz unwillkürlich. Ich erinnere mich noch jetzt eines Reimes, der ſich mir in meinem damaligen Wonnerauſch aufdrang und mir beſtändig in den Ohren ſummte und im Herzen nachklang. Er lautet:

Du, meines Daſeins glühende Aurora,
Wie lieb' ich Dich, liebreizende Deborah!

Ach, ich denke noch zuweilen an jene ſeligen Abendſtunden zurück. Meine Gefühle ließen mich damals die Außenwelt ſo ſehr vergeſſen, daß ich, ſtatt nach Bingen zurückzukehren, in meiner Zerſtreuung den entgegengeſetzten Weg einſchlug, nach Büdesheim ging und ganz erſtaunt war, dort nicht mein Hotel zu finden.

Als ich im Hotel Victoria anlangte, war es ſchon ſehr ſpät, und die meiſten Gäſte hatten bereits ihre Zimmer aufgeſucht. Ralph aber ſaß, mit der dampfenden Cigarre im Munde, auf der Terraſſe vor dem Gaſthofe und fragte mich verwundert, warum ich ſo lange ausgeblieben. Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete; ich weiß nur, daß mir ſein Anblick einen Stich ins Herz gab und mein ſchlummerndes Gewiſſen erweckte. Seit einiger Zeit hatte ich mich ſo gut wie gar nicht mehr um ihn bekümmert. Ich ging nur ſelten, ſehr ſelten mit ihm aus, und aus Furcht, meine Liebe zu verrathen, vermied ich ſoviel wie möglich ſeine Nähe. Er einerſeits ſuchte durchaus nicht mich an ſich zu feſſeln, ſondern ging ſeine eigenen Wege und ſchien ſich durch dieſe Abſonderung heiterer zu fühlen. Er war viel

munterer, viel lebhafter als früher, und äußerte häufig, daß Bingen ihm sehr wohl gefiele.

Dies war mir insofern sehr angenehm, als ich dadurch einen Vorwand zu längerem Verweilen hatte; aber ich empfand auch den tiefen Schmerz, daß ich das Vertrauen des Vaters mißbrauchte. Ich empfand dies in diesem Augenblicke mehr als sonst, und erschrak nicht wenig, als Ralph mir einen Brief übergab, den ihm sein Vater für mich geschickt hatte.

Ich ging in mein Zimmer und öffnete den Brief mit zitternder Hand; denn ich erwartete die bittersten Vorwürfe. Wie erstaunt war ich aber, als ich die Danksagungen des Grafen las für den wohlthätigen Einfluß, den ich auf das Gemüth seines Sohnes bereits ausgeübt! Die Briefe Ralph's, äußerte der Graf, seien munter und witzig, und verriethen nichts mehr von jenem Phlegma, das ihm einst so herben Kummer bereitet habe. Ich sollte so lange in Bingen bleiben, als Raplh dort sich gefiele, fuhr er fort, und schloß damit, daß, wenn es ihm die Zeit erlaubte, er uns im Herbste in Bingen besuchen und mir dann mündlich seine warme Erkenntlichkeit ausdrücken würde.

Ich muß zu meiner Ehre erwähnen, daß dieser Brief mich tief beschämte und mir recht deutlich zeigte, wie im Leben oft die Anerkennung gerade Dem zu Theil wird, der sie am wenigsten verdient, ja, dem eher eine scharfe Zurechtweisung, ein bitterer Tadel gebührte, während das wahre Verdienst selten anerkannt wird und sogar oft das Mißfallen der Welt erregt. Zu meiner Schande muß ich indessen auch gestehen, daß dieser Brief mich nicht bewog, in mich zu gehen und der strengen Pflicht meine Leidenschaft zu opfern. Im Gegentheil! Ich benutzte den Irrthum des Grafen, um ferner sein Vertrauen zu mißbrauchen.

Ich habe bereits erwähnt, daß Ralph mein Zimmer-Nachbar war; aber die Fenster unserer Zimmer waren nach verschie-

denen Seiten gerichtet. Während ich von meinen Fenstern die Aussicht auf den Rhein hatte und den Strom bis oberhalb Geisenheim sehen konnte, gingen die Fenster Ralph's auf die Chausseeseite und befanden sich, wie ich durch genaues Nachforschen erfahren, neben denen der holden Deborah. Ich hatte lange Zeit den Wunsch gehegt, in Ralph's Zimmer überzusiedeln und ihm das meinige zu überlassen; aus Furcht aber, mich zu verrathen, hatte ich mit diesem Wunsche immer zurückgehalten. Durch den Brief des Grafen kühner gemacht, schlug ich nun Ralph den Tausch vor.

Er aber weigerte sich auf's Entschiedenste, in den Tausch einzugehen, indem er bemerkte, daß mein Zimmer schöner und bequemer als das seinige wäre und auch eine weit ausgedehntere Aussicht böte, deren er mich um keinen Preis berauben wollte.

Ich hätte ihn für diese liebenswürdige Artigkeit durchprügeln mögen; ich wollte mir aber keine Blöße geben und suchte meinen Verdruß so viel wie möglich herunterzuwürgen.

Gereichte nun mein Betragen in Bezug auf Ralph mir eben nicht zur Ehre, so war mein Verfahren gegen Pauline geradezu schändlich.

Ich habe schon erwähnt, daß ich einst ihr Tagebuch in den verborgensten Winkel des Koffers gesteckt, um nicht an sie und meine Pflicht erinnert zu werden. Ich wußte nicht, was ich ihr schreiben sollte, und ließ daher mehrere ihrer Briefe einige Tage uneröffnet und dann unbeantwortet liegen. Sie machte mir bittere Vorwürfe, klagte mich der Unbeständigkeit an, betheuerte, daß sie mir ihr Herz geschenkt, weil sie mich für besser als alle anderen Männer gehalten, jetzt aber zu ihrem tiefsten Leidwesen einsähe, daß sie sich arg getäuscht, daß ich mit ihren heiligsten Gefühlen kalten Spott getrieben, und mich's wenig anfechten ließe, daß sie jetzt die Tage traurig verlebte und die Nächte thränenvoll durchwachte. Um ihren Klagen mehr Nachdruck zu

geben, citirte sie die allerlängsten Strophen aus Mathissen und Tiedge.

Endlich mußte ich ihr doch antworten; aber ich antwortete ihr auf eine arglistige Weise. Statt mich zu rechtfertigen, beschuldigte ich sie der Gleichgültigkeit gegen mich, behauptete, daß man diese Gleichgültigkeit in ihren Briefen nur allzu deutlich sähe, und daß ihre Tagebücher viel weniger von ihrer tiefen Empfindung als von ihrer Belesenheit zeugten.

Dieser Brief blieb unbeantwortet; aber statt mir dieses Stillschweigen zu Herzen zu ziehen und einzusehen, daß ich ein schwaches Wesen hart gekränkt, beobachtete ich meinerseits ebenfalls ein tiefes Stillschweigen, und war froh, durch keine Sendung von ihr unangenehm aus meinen süßen Liebesträumen geweckt zu werden. Ja, ich will sogar bekennen, daß der herbe Kummer, der sich in den letzten Briefen Paulinens ausdrückte, mir ein gewisses Behagen einflößte, indem er mir das Bewußtsein meiner Macht gab, die ich auf ein weibliches Herz auszuüben im Stande war, und mich also in der Hoffnung bestärkte, Deborah heimführen zu können.

So sind wir Männer, wir, die wir uns das starke Geschlecht nennen!

Ich habe schon gesagt, daß Miß Eliza Farthing mir sehr zugethan wurde. Sie, die früher so schwerfällig ceremoniell war, wurde nach und nach mit mir sehr vertraut. Sie schalt, wenn ich mich nicht zur gewohnten Stunde einstellte oder mich früher als gewöhnlich verabschiedete. Sie befaßte sich sogar mit meiner Erziehung. Sie bemerkte mir, daß ich wie ein Bauer das Brod bei Tische schnitte, statt es wie Leute von Welt zu brechen, und daß ich es auf die rechte, statt auf die linke Seite des Tellers legte; daß ich, statt das Messer beständig in der Rechten und die Gabel beständig in der Linken zu halten, unschicklicherweise die Gabel aus einer Hand in die andere wandern ließe; daß ich

eine Mütze trüge wie ein roher Handwerksbursche und nicht einen Hut wie ein Gentleman.

Aus Liebe zu Deborah mußte ich die Erziehungsregeln ihrer Tante befolgen. Ich brach von nun an bei Tische das Brod, statt es zu schneiden, und legte es sorgfältig zu meiner Linken. Ich übte mich schon vor dem Essen in der Handhabung von Messer und Gabel ein, bis es mir endlich gelang, die Gabel nicht mehr in die Rechte spazieren zu lassen; und ich kaufte mir einen Hut, der mir die heftigsten Kopfschmerzen verursachte, theils weil ich an eine solche Kopfbedeckung nicht gewöhnt war, theils weil ich in Bingen keinen passenden Hut hatte finden können. Unter allen vorhandenen Hüten fand ich keinen einzigen, der mir nicht entweder zu eng oder zu weit gewesen wäre. Ich hielt es nun am praktischsten, einen der weiten zu wählen und dessen Inneres mit allerlei Zeug ausfüllen zu lassen. Dies verminderte zwar seinen inneren Umfang, vermehrte aber sein schon ursprünglich bedeutendes Gewicht so sehr, daß mein armer Hirnkasten unter der schweren Last zu brechen schien. Ich duldete indessen diese Leiden aus Liebe zu dem Engelskinde. Aber Miß Eliza Farthing war noch lange nicht mit mir zufrieden. Ich hatte mehrere Male bemerkt, daß sie ungeduldig auf ihrem Stuhle hin und her rückte, wenn ich an ihrer Seite saß, und konnte mir dieses Gebahren gar nicht erklären, bis sie denn eines Tages äußerte, daß ich einen höchst unangenehmen Tabaksgeruch, a horrible smell of tabacco, um mich her verbreitete und ihr die Nerven aufregte. Sie hielt mir zugleich eine wahrhafte Capuzinerpredigt über die widerwärtige Gewohnheit, a nasty habit, ein übelriechendes Kraut zu verqualmen, die reine Luft zu verpesten und den Mund, der zum Reden geschaffen, in einen Schornstein zu verwandeln.

Diese Aeußerungen waren natürlich ein Machtgebot für mich, und ich nahm mir fest vor, das Rauchen aufzugeben, so schwer mir dies auch wurde. Um mich aber keiner Versuchung

auszuſetzen, band ich meine Pfeifen in einen Bündel und hüllte ſie in Wachsleinwand, die ich ſorgfältig verſiegelte. Als ich aber bei dieſer Gelegenheit den Tabaksbeutel, das Geſchenk Paulinens, ergriff, um ihn bei Seite zu ſchaffen, regte mich das Wort „Ewig“, das, wie bereits erwähnt, mit goldenen Perlen in einen Eichenkranz geſtickt war, zu ſchwermüthigen Betrachtungen an. Wie ſpielt der Menſch mit dem Worte! Wie ſelten erwägt er deſſen Bedeutung! Er wagt, von der Ewigkeit ſeiner Gefühle zu ſprechen, er, der nur einige Tage länger lebt als die Eintagsfliege, und nicht mehr Spur zurückläßt als der Schatten einer Wolke. „Ewig“, in Glasperlen geſtickt! Giebt es eine größere Ironie?

Sechſtes Capitel.

Es giebt Menſchen, die nicht gern an einer Table d'hôte ſpeiſen. Zu dieſen Menſchen gehöre ich nicht. Für mich im Gegentheil giebt es nichts Intereſſanteres als eine lange, belebte Gaſttafel, an welcher der Freund der Phyſiognomik höchſt erſprießliche Studien machen kann. Eine Gaſttafel iſt mir aber auch ein Bild der geſellſchaftlichen Gleichheit, deren eifriger Anhänger und Vertheidiger ich bin. Es iſt mir höchſt angenehm, zu ſehen, daß Adelige und Nichtadelige, Gelehrte und Ungelehrte, Künſtler und Gewerbtreibende, Militär und Civilperſonen ſich an einem und demſelben Braten ſättigen, und ich vergeſſe gern darüber die Unannehmlichkeiten, die das Geklapper der Teller, das Geraſſel der Meſſer und Gabeln, das Hin- und Herrennen der Kellner und nicht ſelten auch eine widerwärtige Tiſchnachbarſchaft verurſachen.

Die Gaſttafel im Hotel war alſo für mich eine höchſt angenehme Zerſtreuung. Ralph, der nicht gern einer ernſten Unterhaltung zuhörte, verließ gleich nach eingenommener Mahlzeit

das Gastzimmer; ich aber pflegte noch einige Zeit nach aufgehobener Tafel zu bleiben und mich mit dem einen oder dem andern meiner Tischnachbarn zu unterhalten oder wenigstens der Unterhaltung beizuwohnen.

Seit einiger Zeit hatte ich an der Tafel zu meiner Rechten einen Mann, dessen Unterhaltung mich ganz besonders fesselte, und zwar nicht deshalb, weil er Geheimer Hofrath war und ein buntes Bändchen im Knopfloche trug, sondern weil er vielseitige Kenntnisse besaß und diese im Gespräche auf die angenehmste Weise geltend zu machen wußte. An der Gewandtheit seines Ausdrucks sah man gleich, daß er sich in den gebildetsten Kreisen bewegte, und daß er in denselben keine untergeordnete Rolle spielte. Er war nicht immer gründlich, und ein Mann von Fach konnte leicht finden, daß der Geheime Hofrath manchen wissenschaftlichen Stoff, über den er sprach, nur durch eine flüchtige Lectüre kannte, aber sich keineswegs durch ein tiefeingehendes Studium angeeignet hatte. Indessen hörte doch selbst der Mann von Fach ihm gern zu, weil er sehr schmiegsam war und Meinungen gelten ließ, die den seinigen geradezu widersprachen. Ich unterhielt mich nicht gern mit ihm während Ralph's Anwesenheit. So angenehm nämlich der Geheime Hofrath auch sprach, so blendend auch sein Geist, so solid auch sein Geschmack war: seine sittlichen Grundsätze schienen mir eben nicht empfehlenswerth. Er war ein entschiedener Skeptiker, und sein Glaube an die Tugend, an die Aufopferungsfähigkeit der Menschen war äußerst schwach. Besonders von den Frauen hatte er keine hohe Meinung, und seine Ansichten in Bezug auf das schöne Geschlecht waren der Art, daß sie oft meinen lebhaften Widerspruch, wo nicht gar meinen Unwillen hervorriefen.

Eines Tages, als das Dessert bereits genossen war und Ralph den Tisch verlassen hatte, kam das Gespräch auf die Ehe. Der Geheime Hofrath behauptete, daß unter Millionen Ehen, die geschlossen werden, kaum der millionste Theil glücklich aus-

falle. Bei Weitem die meisten Ehen, sagte er, bestehen in der Gleichgültigkeit des Ehepaares für einander. Der Mann liebt die Frau nicht, die Frau liebt den Mann nicht; aber sie thun beide alles Mögliche, um sich gegenseitig erträglich zu finden und sich das Leben nicht zu verbittern. Diese Ehen sind nichts Anderes, als die Gewohnheit des Zusammenlebens, eine beständige Uebung in der Geduld, und sie sind nur zwischen unbedeutenden Persönlichkeiten möglich. Da nun der größte Theil der Menschen unbedeutend ist, so sind auch diese Ehen am häufigsten. Daher kommt es auch, daß ausgezeichnete Menschen meistens unglücklich in der Ehe sind. Man lese nur in der Geschichte großer Männer über ihr häusliches Leben, und man wird meine Behauptung vollkommen gerechtfertigt finden.

Sein Nachbar zur Linken, der seit einigen Wochen an unserer Tafel speiste und sich Roder nannte, widersprach dieser Behauptung auf's Eifrigste, wie er denn überhaupt dem Geheimen Hofrathe widersprach, wenn dieser seine skeptischen Ansichten allzu laut werden ließ. Roder war ein schlanker angehender Dreißiger mit einer höchst angenehmen Physiognomie. Seine Stimme klang sehr sanft, und da er sie nur laut werden ließ, wenn es sich um die Vertheidigung edler Grundsätze handelte, so war ich für ihn sehr eingenommen.

„Also meinen Sie," sagte er zum Geheimen Hofrathe, „daß die Ehe blos für den Plebs, für die blöde Menge geschaffen sei, und daß Menschen von Geist und Herz sich hüten müssen, in ein Ehebündniß zu treten?"

„Wie viele Menschen von Geist und Herz," fragte Jener seinerseits, „heirathen aus Liebe und in der lobenswerthen Absicht, ihre künftige Hälfte glücklich zu machen? und von denen die diese Absicht haben, wie viele führen dieselbe im Ehestand aus, wie viele sind im Stande, sie auszuführen?

„Sie vergessen aber," bemerkte Roder, „daß die Ehe noch einen anderen Zweck hat, als das Glück des Ehepaares; sie hat auch

den Zweck, das Glück einer Nachkommenschaft zu begründen, die Erziehung der Kinder zu leiten. Die Ehe ist deshalb ein heiliger Beruf. Das Liebesfeuer, mit dem der junge Mann in die Ehe tritt, mag erkalten, die Leidenschaft des Mädchens, das ihn vor Allen zum Gatten gewählt, mag erlöschen: aber der Jüngling wird Vater, das Mädchen wird Mutter, und beide finden nun ihr schönstes, ihr einziges Glück in der gemeinsamen Aufopferung für die Kleinen."

„Sie sollten ihr Glück darin finden," erwiederte Jener. „Aber wie selten finden sie es! Ich will gar nicht von der ärmeren Klasse, von den Proletariern reden, deren Kinder in den zartesten Jahren schon arbeiten und nicht nur das Brod, das sie selbst essen, sondern zum Theil auch das ihrer Eltern verdienen müssen. Ich will auch nicht von den reichen und vornehmen Klassen reden, welche die Erziehung ihrer Kinder Anderen überlassen. Ich will nur der Mittelklasse erwähnen. Wie viele Eltern in derselben besitzen denn die Fähigkeit, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten? Der Vater wird gewöhnlich von den Berufsgeschäften so sehr in Anspruch genommen, daß er seine Kinder nur von Zeit zu Zeit sieht, und die Mutter — da ist eben der Haken, there is the rub, wie Hamlet sagt. Jedes Weib kann Mutter werden; aber ein Kind vernünftig erziehen, das vermag unter tausend Müttern kaum Eine, weil eben unter tausend Müttern kaum eine einzige selbst eine Erziehung genossen. Und daher kommt's auch, daß es so wenig wohlerzogene, daß es so viele verstümperte Menschen giebt!"

„Dies alles beweist nichts gegen die Ehe," bemerkte der Andere, „eben so wenig, als die stümperhaften Künstler etwas gegen die Kunst beweisen. Es gibt wenig glückliche Ehen, weil das Glück überhaupt selten ist. Aber wenn es für den Menschen hienieden ein reines, wahres Glück giebt, so kann ihm dies doch nur an der Seite eines Weibes, im Kreise seiner Kinder erblühen. Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken, sagt der

Dichter eben so schön als wahr. Der Hagestolz hat nur den Trieb der Selbsterhaltung wie das Thier auch; der Gatte, der Vater muß sich vervielfältigen, muß alle seine Kräfte anspornen, um den Bedürfnissen seiner Familie zu genügen. Und diese rastlose, vielseitige Thätigkeit, zu der er getrieben wird, kommt nicht nur der Familie, sondern auch dem Staate zu Gute. Daher ist doch am Ende nur derjenige ein wahrhaft nützlicher Bürger, der einen Familienheerd gründet. Der Ehestand ist ernst, ist heilig. Er ist ernst durch schwere Lasten, die er auferlegt; er ist heilig durch die Pflicht, für unschuldige, hülflose Wesen zu sorgen, und durch die Verantwortlichkeit für deren sittliches Gedeihen. Ich begreife also vollkommen, daß ein Mann wohl überlegt, bevor er in ein Bündniß eingeht, von dem nicht nur sein eigenes Lebensglück, sondern auch das Wohl und Wehe so vieler Anderer abhängt. Ich begreife, daß er sich selbst sorgfältig prüft, daß er wohl erwägt, ob er der schweren Aufgabe gewachsen, deren ehrenvolle Lösung der Ehestand erheischt, und deswegen begreife ich auch, daß mancher Ehrenmann vor diesem Schritte zurückschreckt und Hagestolz bleibt.

Während dieses Gespräches hatte sich ein junger Mann, der bisher ziemlich entfernt von unserer Gruppe gesessen, derselben immer mehr genähert. Er trug eine Kleidung von gewürfeltem Zeug und fiel durch sein sonneverbranntes Gesicht auf, in welchem sich eine seltene Energie aussprach. Zu wiederholten Malen hatte er einen stechenden Blick auf Roder geworfen, was dieser nicht zu bemerken schien, mir aber durchaus nicht entgangen war.

„Unbegreiflich ist mir's aber," unterbrach der Gewürfelte, „daß ein Mann, der, nicht alles Ehrgefühls bar, in ein Verhältniß mit einem Weibe tritt, das seinen Versicherungen ewiger Liebe und Treue glaubt, das in ihm und nur in ihm lebt und webt, und nichts Höheres, nichts Edleres auf Erden kennt, als ihn; daß er die Unglückliche dann schnöde verläßt und noch den Muth hat, in Gesellschaft rechtschaffener Leute zu kommen und

den beredten Anwalt der Tugend und der Sittlichkeit zu machen! Eine ſolche Niederträchtigkeit, eine ſolche Gleißnerei begreife ich in der That nicht!"

Er hatte dieſe Worte mit erhöhter, faſt feierlicher Stimme geſprochen und dabei einen durchbohrenden Blick auf Roder geworfen.

Dieſer ſtocherte ſich eifrigſt die Zähne, wahrſcheinlich, um nicht durch ſeine Züge die große Verlegenheit zu verrathen, erhob ſich dann von der Tafel und verließ nach einer leichten Verbeugung den Saal. Kaum war er aber an der Thür, als der Andere ihm in ſichtbarer Aufregung folgte.

Dieſer unerwartete Auftritt hatte kaum ſo lange gedauert, als ich ihn erzähle, und wie man ſich leicht denken kann, hatte er uns ſehr überraſcht. Meine Neugier war im höchſten Grade erregt. Ich blieb jedoch noch eine Weile im Saale, um nicht durch ein Begegnen mit ihnen mich dem Verdachte auszuſetzen, als wäre ich ihnen in der Abſicht gefolgt, mich in ihre Geheimniſſe einzudrängen. Als ich aber meine vier Wände aufgeſucht hatte, hörte ich im anſtoßenden Zimmer zwei Männerſtimmen und erkannte an denſelben ſogleich meine Tiſchnachbaren.

„Ich laſſe mich auf keine Unterhandlung ein," ſagte der Gewürfelte. „Sie werden ſogleich mit mir die Reiſe unternehmen. Das Uebrige wird ſich finden."

Roder bat um Aufſchub, indem er bemerkte, wie auffallend ſeine plötzliche Abreiſe ſein und welche Commentare ſie veranlaſſen würde.

„Ihre zarte Rückſicht gegen ſich ſelbſt überraſcht mich ſo wenig, als ſie meine Beachtung verdient," erwiderte der Andere. „Wenn ich gleich bei meiner Ankunft aus den Vereinigten Staaten und nachdem ich Ihr Betragen gegen meine arme Schweſter erfahren, Sie auf Ihren Irrfahrten aufgeſucht, ſo geſchah dies durchaus nicht, um Ihnen bei unſerm Zuſammentreffen angenehm zu ſein. Sie haben noch zwei Stunden, Ihre Angelegen-

heiten in Ordnung zu bringen. Ich erwarte Sie um vier Uhr. Vergessen Sie nicht, daß Sie überwacht sind."

Um vier Uhr stiegen beide, ohne ein Wort zu wechseln, in den vor der Thür harrenden Wagen, der den Weg nach der Koblenzer Chaussee einschlug.

Siebentes Capitel.

Ich brauche wohl nicht erst besonders zu erwähnen, daß der eben erzählte Auftritt zwischen den beiden Männern meine Einbildungskraft sehr beschäftigte. Es quälte mich nicht blos meine Neugierde, deren Heißhunger durch das Gespräch in meinem Nebenzimmer mehr erregt als gesättigt worden, sondern auch mein Gewissen, das seit einiger Zeit fest geschlummert hatte und nun aus dem tiefsten Schlafe erwacht war. Ich will auch nicht leugnen, daß sich eine gewisse Angst meiner bemächtigte, obgleich ich recht wohl wußte, daß Pauline keinen Bruder noch sonst einen Verwandten besaß, der sich an mir hätte rächen können, und ich auch nicht im gleichen Falle mit Roder war, der von der Nemesis in der Gestalt des Gewürfelten an der Gasttafel ereilt worden.

Ich war auch wirklich schon im Begriffe, Paulinen einen langen, wenn auch gerade nicht zärtlichen Brief zu schreiben und auf diese Weise das Verhältniß enger zu knüpfen und mich von Neuem zu fesseln. Ich setzte mich nieder, nahm einen Bogen Papier, ergriff die Feder und schrieb. Aber bei dem zweiten Worte schon sah ich, daß ich den Bogen verdorben. Statt nämlich „Theuerste Pauline" zu schreiben, hatte ich „Theuerste Deborah" geschrieben. Ich ergriff nun ein anderes Blatt; doch nachdem ich einige Zeilen auf's Papier geworfen hatte, konnte ich nicht weiter. Die Gestalten Paulinens und Deborah's schwebten vor meiner Phantasie, und zwar jene mit grimmigen,

verzerrten Zügen, diese mit einem hold verklärten, süß lächelnden Gesicht. Wenn ich die Feder niederlegte, hatte ich Ruhe; sobald ich dieselbe aber wieder ergriff, tauchten die Gestalten Beider sogleich auf, und zwar Pauline immer häßlicher, Deborah immer schöner. Am Ende schien mir's sogar, als ob die Buchstaben, die ich bereits auf's Papier geworfen, sich belebten und auf dem weißen Bogen wie eine Rabenschaar auf einem Schneefelde herumsprangen; ja, die Gegenstände im Zimmer schienen sich zu beleben und mir Fratzen zu schneiden; sogar die Blumen auf den Tapeten — es waren Lilien — verwandelten sich in lächerliche Carricaturen, die mir höhnisch vor den Augen tanzten. Wahrlich, der heilige Antonius hatte keine qualvolleren Versuchungen auszustehen!

Ich warf endlich die Feder weg, zerriß den angefangenen Brief in tausend Stücke und schleuderte sie zum Fenster hinaus. Aber ich war noch zu keinem Entschlusse gekommen, ich stand noch immer wie Hercules am Scheidewege. Ich hatte auch die löbliche Absicht, seinem Beispiele zu folgen; als mir aber die Entscheidung immer saurer wurde, fiel mir zu meiner Entschuldigung ein, daß ich erstens kein Hercules, zweitens, daß Hercules ein bloßer Mythus und daß die Erzählung seines heroischen Entschlusses nichts mehr und nichts weniger als eine Dichtung, eine Fiction sei. Und der diese Dichtung in die Welt geschickt, wer war er? Ein ganz erbärmlicher Sophist, ein Schönredner, der seine spitzfindige Beredsamkeit an den Meistbietenden zu verkaufen pflegte, um Reichthümer zu erwerben und in Saus und Braus leben zu können, und der endlich wegen Verbreitung der Unsittlichkeit zum Tode verurtheilt wurde. —

Nach langem innern Kampfe beschloß ich endlich, an Pauline einen Brief zu richten, aber nicht, um in demselben Gefühle zu erheucheln, sondern um ihr aufrichtig zu sagen, daß ich nach genauer Selbstprüfung zur Ueberzeugung gelangt sei, ein

Band zerreißen zu müſſen, welches uns beide nur ſclaviſch feſſeln, aber nicht glücklich machen würde, daß ich ſie hochſchätzte, daß ich ihre ſchönen Eigenſchaften anzuerkennen ſtets bereit ſein würde, daß aber unſere Charaktere nicht übereinſtimmten. Die Abfaſſung eines ſolchen Briefes war nicht leicht. In dem Augenblicke aber, als ich mich an den Tiſch ſetzte, um das Concept zu beginnen, trat der Kellner ein und überreichte mir ein dickes Paquet. Es kam von Paulinen und enthielt einen langen Brief und zwei ſehr voluminöſe Tagebücher, in denen wieder die ſüßeſten Reime Mathiſſon's und Tiedge's wimmelten. Ich hatte keine Luſt, die dicken Hefte durchzuleſen. Was konnten ſie mir auch ſagen? Auch brauchte ich ihren Worten nicht unbedingten Glauben zu ſchenken. Ich hatte bisher geglaubt, viel Menſchenkenntniß zu beſitzen; der Auftritt aber zwiſchen Roder und dem Gewürfelten hatte mir auf's Schlagendſte gezeigt, wie wenig man einer ſanften, einnehmenden Phyſiognomie trauen darf, wie ſehr man ſich täuſchen kann, wenn man von ſchönen, beherzigenswerthen Worten auf den Character desjenigen ſchließt, der ſie im Munde führt. Ich warf das Tagebuch in meinen Koffer.

Mein Glaube an meine Menſchenkenntniß ſollte, beiläufig geſagt, noch einen zweiten, gewaltigern Stoß erleiden. Einige Tage nach dem Auftritt in dem Gaſtzimmer traf nämlich die Gattin des Geheimen Hofraths mit zwei Kindern, wahren Raphael'ſchen Engelsköpfchen, im Hotel ein, und ich fand nun in dem kauſtiſchen, ſkeptiſchen Geheimen Hofrathe, den ich gar nicht verheirathet geglaubt, den beſorgteſten Gatten, den zärtlichſten, liebevollſten Vater. Seit jener Zeit beurtheile ich die Menſchen nicht bloß nach ihren Aeußerungen und Geberden, ſondern vorzüglich nach ihren Handlungen, und ich halte den für einen Thoren, der in Lavater's Phyſiognomik etwas mehr findet als ein bloßes Hirngeſpinnſt.

Achtes Capitel.

Da ich in dem Benehmen der holden Deborah eine Erwiederung meiner Leidenſchaft wahrzunehmen glaubte, ſo beſchloß ich, um völlige Gewißheit zu erlangen, ihr in einigen Zeilen zu ſagen, was ich für ſie empfand, und ihr bei unſerer Lectüre das Briefchen unbemerkt in die Hand zu ſchieben. Daß ich über die Abfaſſung meines Liebesgeſtändniſſes lange nachgedacht und gar manches Concept zerriſſen, bis es mir einigermaßen gelang, den entſprechenden Ausdruck für mein Gefühl zu finden, brauche ich wohl nicht erſt zu bemerken. Nichts iſt ſchwerer, als in wenig Worten viel zu ſagen, und ich ſollte in einigen kurzen Linien mein ganzes Herz ausſchütten!

Als ich das Briefchen ſauber auf Roſenpapier abgeſchrieben, ſo geſchmackvoll wie möglich gefaltet und in die linke Bruſttaſche, unter welcher mein Herz ſchlug, geſteckt hatte, ging ich eines Nachmittags zu den Damen. Die Tante empfing mich diesmal mit äußerſter Zuvorkommenheit und lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen. Sie ſaß hinter einem babyloniſchen Thurm von Büchern und bemerkte, daß ihr mein Beſuch höchſt willkommen ſei, da ſie über eine außerordentlich ſchwierige Stelle im dreiundfünfzigſten Capitel des Jeſaias meine Anſicht wiſſen möchte.

Trotz aller Hochachtung, die ich von jeher vor dieſem gewaltigen Propheten gehegt, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich in dieſem Augenblicke nichts weniger wünſchte, als ihn zum Gegenſtande der Unterhaltung gemacht zu ſehen. Ich will es auch nicht leugnen, daß ich dieſe Unterhaltung möglichſt abzukürzen ſuchte und während derſelben unzählige verſtohlene Blicke auf die Thür warf, die zu Deborah's Zimmer führte. Aber meine Bemühungen waren fruchtlos, und faſt eine Stunde, die ſich für mich zur Ewigkeit ausdehnte, beharrte Miß Farthing im

beſagten Capitel des Jeſaias. Nachdem ſie endlich das Capitel verlaſſen und ich erlöſt zu ſein glaubte, ging ſie auf ein andres Capitel über, indem ſie bemerkte, daß ich mich ihr heute ausſchließlich widmen könnte, da Deborah nach Kreuznach zu Verwandten gereiſt ſei, um bei denſelben einige Tage zuzubringen. Man kann ſich leicht denken, was ich bei dieſer Mittheilung empfand. Ich hütete mich indeſſen, mein Leidweſen zu verrathen, und lächelte ſo ſüß wie möglich.

Miß Farthing war über meine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, ſehr vergnügt, und als ihr die blaue Brille von der Naſenwurzel auf die Naſenſpitze rutſchte — beiläufig geſagt, ein langer und breiter, aber durchaus nicht anmuthiger Weg —, ſah ſie mich ſo freundlich, als ſie vermochte, mit ihren grauen Augen an, die wie zwei bleierne Büchſenkugeln unter ihren falben Brauen ſteckten.

Ich machte ihr Complimente über ihre Gelehrſamkeit und äußerte meine Verwunderung, daß eine Dame ſich ſolch' ernſten Studien mit ſo viel Beharrlichkeit und glänzendem Erfolge widmete.

Statt etwas auf mein Compliment zu erwiedern, richtete ſie ihre blaue Brille auf mich und ſeufzte tief auf.

Dieſer Seufzer überraſchte mich. Ich wußte nicht, welcher Urſache ich denſelben zuſchreiben ſollte, und ſchwieg. Es entſtand eine Pauſe, während welcher die Miß gedankenvoll vor ſich hinſtarrte. Das machte mich verlegen und ich ſagte endlich, daß ich befürchte, ſie durch meine Worte verletzt zu haben, verſicherte aber dabei, daß ich keine Abſicht gehabt, ihr wehe zu thun.

„Sie haben mich durchaus nicht verletzt, Doctor", erwiederte ſie. „Aber mein Studium, das Sie ſeeben zu den für mich ſehr ſchmeichelhaften Aeußerungen veranlaßt hat, erweckt in mir höchſt wehmüthige Erinnerungen."

Und mit diesen Worten stieß sie einen zweiten Seufzer aus, der noch tiefer war als der erste.

„Es thut mir unendlich leid", sagte ich, „durch einige, gewiß aufrichtig gemeinte Worte schmerzliche Erinnerungen heraufbeschworen zu haben. Hätte ich geahnt — —"

„Beruhigen Sie sich, Doctor", unterbrach Miß Farthing. „Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen. Sie sind ein ernster Mann, dessen Herz niemals für etwas Anderes als für die Wissenschaft geschlagen. Sie haben niemals geliebt."

Sie stieß einen dritten Seufzer aus, den sie unmittelbar von einem vierten begleiten ließ.

Ich wußte nicht, was sie mit den räthselhaften Worten sagen wollte, die mich, wie sich leicht denken läßt, nicht auf's Angenehmste berührten, und da sie keine Anstalten machte, sich näher zu erklären, so begann ich: „Es ist kein Meeresgrund so tief, so dunkel wie das Herz des Menschen, in das nur Gott allein, aber kein menschliches Auge zu blicken vermag."

Auf diesen breiten Gemeinplatz ließ ich einen zweiten, noch viel breiteren folgen, um nur die Pause zu unterbrechen, die mir peinlich zu werden anfing.

Endlich sagte die Miß: „Sie haben, ohne es zu wollen, eine Saite meines Herzens berührt, deren wehmüthigen Ton noch kein Mann vernommen. Aber Sie sind ein naives Gemüth, dem sich ein Frauenherz ohne Gefahr erschließen kann. So hören Sie! Was mich zu den Büchern trieb, war nicht angeborener Wissensdrang, sondern die Liebe!"

„Die Liebe?" rief ich überrascht.

„Die Liebe!" wiederholte sie ernst und feierlich, schob dann ihre Brille, die im Begriffe war, wieder einen Ausflug nach der Nasenspitze zu machen, auf die Nasenwurzel zurück und begann folgendermaßen: „Meine Cousine Judith war ein schönes, liebenswürdiges, gutmüthiges Wesen, und ich war ihr sehr zugethan. Wir waren stets bei einander, wir konnten

ohne einander nicht leben. Wir hatten Beide früh unſere Eltern verloren, und da ſie einige Jahre jünger war als ich, ſo hing ſie an mir wie ein Kind an der Mutter, und folgte, ich möchte ſagen faſt blindlings, meinen Rathſchlägen. Sie war ſehr zart gebaut, und ihre Geſundheit ſo ſchwach, daß dieſelbe bei der geringſten Aufregung erſchüttert wurde. Die Aerzte riethen ihr die Teplitzer Heilquellen an. Ich begleitete ſie mit unſerer Großmutter nach Teplitz, und ſchon die Reiſe durch einen Theil Deutſchlands that ihr wohl und ihre Wangen blühten friſch auf. In Teplitz lebten wir ſehr zurückgezogen, machten ſelbſt unter unſeren Landsleuten keine Bekanntſchaften, und ſuchten die Bekannten, die ſich von unſeren Landsleuten einſtellten, nicht auf. Wir flohen die Geſellſchaft und benutzten unſeren Aufenthalt, die ſchöne Gegend kennen zu lernen. Wir machten faſt täglich größere Fußpartieen, da dieſe, wie ich fand, höchſt wohlthätig auf Judith's Geſundheit wirkten. Da unſere Großmutter, trotz ihres rüſtigen Weſens, doch zu alt war, um an unſeren Ausflügen theilzunehmen, ſo machten wir dieſe immer allein. In Deutſchland, wo man gewohnt iſt, junge Mädchen als ſchwache hülfloſe Weſen zu betrachten, fällt es noch immer auf, ſolche ohne männliche Begleitung auf Straßen und Promenaden zu finden. In England aber iſt dies durchaus nicht auffallend. Unſere Erziehung giebt uns eine größere Unabhängigkeit und bildet in uns das Gefühl der Selbſtändigkeit aus, die es uns möglich macht, den Gefahren muthig ins Antlitz zu ſehen, und uns in den Stand ſetzt, denſelben mit kaltem Blute zu trotzen. Die engliſchen Frauen haben einen männlichen Muth!"

Sie hatte den letzten Satz mit einer ſolchen Energie geſprochen und dabei ihre Rechte ſo heftig bewegt, daß der Prophet Jeſaias vor Schrecken vom Tiſche fiel. Ich hob ihn auf, und die Mitz fuhr fort:

„Eines Tages, als wir, durch die ſchöne Gegend verlockt,

unseren Spaziergang bis etwa eine Meile von der Stadt ausdehnten, wurden wir von einem Gewitter überrascht und genöthigt, eine Zuflucht in einem einsamen Bauernhäuschen zu suchen. Dasselbe glich mehr einer Hütte als einem Hause. Das Innere desselben war nicht nur höchst dürftig, sondern entbehrte auch jener Ordnung und Reinlichkeit, der man eigentlich nur in meinem Vaterlande begegnet. Wir wurden indessen von der Eigenthümerin, einer alten, hinkenden, aber sehr gutmüthigen Frau, freundlichst aufgenommen. Sie reichte uns zwei hölzerne Stühle, auf die wir uns niederließen, und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, da das Wetter sich aufklären und uns die Rückkehr möglich machen würde. Aber statt sich aufzuklären, wurde der Himmel immer finsterer, immer stürmischer. Die schwarzen, von einem rasenden Winde gepeitschten Wolken ergossen sich in gewaltigen Strömen, und dazwischen zuckten grelle Blitze, von heftigen Donnerschlägen begleitet. Unsere Wirthin hatte eine entsetzliche Furcht vor dem Gewitter und suchte durch beständiges Beten sich von derselben zu befreien. Unsere Lage wurde immer bedenklicher. Die Luft in dem geschlossenen Zimmer drohte uns zu ersticken, und ich fürchtete besonders für meine arme Cousine, der jede Aufregung gefährliche Folgen zuziehen konnte. Auch ging der Nachmittag schon zur Neige, und wir mußten fürchten, von der Nacht ereilt zu werden und der daheim harrenden Großmutter viel Angst zu bereiten; denn wir hatten Niemanden, um dieselbe von unserem Aufenthalte zu benachrichtigen, da der Sohn unserer Wirthin, wie diese uns mittheilte, erst gegen Mitternacht zurückerwartet wurde.

Ueber eine Stunde hatten wir in dieser höchst peinlichen Lage zugebracht, als sich plötzlich Hufstritte vernehmen ließen. Ein Reiter kam herangesprengt und machte an der Thür unseres Häuschens Halt. Eine Minute später trat ein junger Mann ins Zimmer und entschuldigte sich nach einer graziösen Ver-

beugung in kurzen, aber sehr wohl gefügten Worten, unsere Gesellschaft durch seine Anwesenheit zu vermehren.

Er war ein sehr schöner, schlanker, blondlockiger Jüngling, in dessen freiem, offenem Wesen sich ein bei einem Deutschen sehr seltener Anstand verrieth. Er hatte in seinen Bewegungen etwas Aristokratisches, wie man es nur unter Engländern findet, mit einem Worte: er hatte das Aeußere eines Gentleman."

Bei diesen letzten Worten der Miß gerieth mein patriotisches Gefühl in heftige Wallung, und ich war im Begriffe, ihrem britischen Hochmuthe ins Zeug zu fahren; ich wollte sie aber nicht unterbrechen und unterdrückte, nicht ohne Anstrengung, meinen heftigen Unwillen.

„Da kein dritter Stuhl mehr vorhanden war", fuhr die Miß fort, „so war er genöthigt, aufrecht zu stehen. Er war so hoch gewachsen, daß sein schöner, blondgelockter Kopf fast die Decke der engen, niederen, von Rauch geschwärzten Stube berührte. Er bedauerte unsere Lage und erbot sich, sobald die Wuth des Ungewitters sich nur ein wenig gelegt haben würde, nach der Stadt zurückzukehren und uns einen Wagen nach unserer Zufluchtsstätte zu schicken. In der That säumte er auch nicht, ungeachtet der Regen noch immer heftig genug war, den Rückweg anzutreten. Wie ein Sturmwind sauste er auf seinem Rappen von dannen, und kaum war eine halbe Stunde verflossen, so hielt ein Wagen vor der Thür des Bauernhäuschens und führte uns in unsere Wohnung zurück.

Das Abenteuer, das wir soeben bestanden, gab meiner Cousine und mir reichlichen Stoff zum Nachdenken. Die Erscheinung des Jünglings hatte in uns Beiden einen lebhaften Eindruck zurückgelassen. Doch vermieden wir es, davon zu sprechen, und zwar aus folgendem Grunde. Judith, die von Natur schüchtern und eben nicht gewandten Geistes war, hatte nur wenige Worte mit dem Jünglinge gewechselt, der im Ge-

spräche sich auch vorzüglich an mich gewandt und von meiner Unterhaltung — ich darf es jetzt sagen, ohne die Bescheidenheit zu verletzen — sehr angezogen gefühlt. Sie hatte dies wahrgenommen und beneidete meinen Sieg nicht; aber sie wollte deshalb auch ihre Gefühle nicht äußern, und ich meinerseits ließ aus Rücksicht gegen das sanfte, gute Wesen meine Empfindung nicht laut werden.

Einige Tage vergingen. Wir setzten unsere Spaziergänge wieder fort, ohne von ihm zu sprechen, dessen Bild uns stets vor der Phantasie schwebte. Obgleich ihm unsere Wohnung nicht unbekannt war (denn ich hatte ihm die Adresse unseres Hauses gegeben, damit er, wenn er nicht gleich einen Wagen fände, unsere Großmutter von unserer Lage in Kenntniß setzen könnte), so hatte er sich doch nicht nach uns erkundigen, noch überhaupt sich sehen lassen, was natürlich seine feine Bildung, seine zarte Rücksicht verrieth und mich noch mehr für ihn einnahm. Eines Morgens indessen begegnete er uns auf einer Promenade, die wir durch die blühenden Thäler machten. Er nahete sich uns mit feinem Anstande und erkundigte sich mit anmuthiger Theilnahme, ob jener widrige Vorfall uns keine unangenehmen Folgen zugezogen. Meine Cousine schwieg, ich aber dankte ihm für den freundlichen Dienst, den er uns erwiesen. Es entspann sich nun ein Gespräch, an dem Judith sich nur wenig betheiligte. Er richtete indessen häufig seine Blicke auf sie, und wie ich überzeugt war, um seine Gefühle für mich zu verbergen. Ich dankte ihm im Stillen für diese zarte Rücksicht.

Dieses Zusammentreffen hatte sein Bild noch tiefer meinem Herzen eingeprägt, und das Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden, erfüllte mich mit süßem Wonneschauer. Nur fühlte ich einen herben Schmerz, wenn ich Judith betrachtete und mir gestehen mußte, daß meine Wonne die Ursache ihrer stillen Qualen wurde.

Wir begegneten uns jetzt öfter. Wie es schien, hatte er sich unsere Lieblings-Promenaden gemerkt und verfehlte selten, auf denselben mit uns zusammenzutreffen. Ich hatte Judith ersucht, gesprächiger gegen ihn zu sein, und in der That verlor sie auch etwas von ihrer frühern Schüchternheit, was ihm sehr angenehm zu sein schien. Wir konnten indessen, ohne uns unangenehmen Klatschereien auszusetzen, nicht länger auf diese Weise unsere Bekanntschaft fortsetzen. Wir stellten daher unsere Ausflüge ein und erschienen auf den kleineren Spaziergängen jetzt nur in Begleitung unserer Großmutter, der wir das Gewitterabenteuer erzählt hatten. Als nun der junge Mann eines Tages durch die Allee ging, in welcher wir auf einer Bank saßen und die Aufmerksamkeit unserer Großmutter auf den galanten Jüngling gelenkt hatten, dankte sie ihm, da er grüßend an uns vorübergehen wollte, in den wärmsten Ausdrücken für den uns erzeigten Dienst.

Er erwiederte einige Worte und zwar in englischer Sprache, da er bemerkt hatte, daß unsere Großmutter nur mit äußerster Anstrengung sich in der deutschen auszudrücken vermochte. So war nun seine Beziehung zu uns gleichsam legitim erklärt. Wir sahen uns jetzt fast täglich; unsere Großmutter wagte es jedoch nicht, ihn um seinen Besuch zu bitten.

Er nannte sich in Teplitz Oscar von Trautenau. Wir hatten aber erfahren, daß dies nicht sein wahrer Name, den er aus besonderen Gründen hatte verbergen müssen. Er hatte nämlich vor Kurzem einen Offizier in einem Duell getödtet und seiner Familie dadurch einen solchen Kummer verursacht, daß sie ihn, um ihn vor der Verfolgung der Justiz zu sichern, auf Reisen geschickt mit dem Befehle, seinen wahren Namen nirgendwo zu nennen, der, wie man versicherte, einen guten Klang unter dem ältesten deutschen Adel habe. Dies machte ihn uns um so interessanter; denn wir Engländerinnen lieben den männlichen Muth und den Adel der Geburt. Ich suchte

also meine Großmutter zu überreden, ihn zu uns zu bitten. Sie ließ sich durch meine Ueberredungskunst um so leichter bewegen, als der junge Mann ihr sehr wohl gefiel und sich mit äußerster Zuvorkommenheit gegen sie benahm, so oft er ihrer auf den Spaziergängen ansichtig wurde, und so beschloß sie, ihn bei der nächsten passenden Gelegenheit bei sich zu sehen. Diese Gelegenheit bot sich bald dar. Einige unserer Vettern und anderer Verwandten waren von England eingetroffen, und wir waren übereingekommen, ihnen zu Ehren eine kleine Soirée zu veranstalten. Zu derselben sollte nun Herr von Trautenau eingeladen werden. Ich schrieb im Namen meiner Großmutter die Einladung. Mein Herz jubelte vor Erwartung; ich verbarg aber meine Gefühle aus Schonung für Judith.

Die Soirée begann, und so oft die Thüre sich öffnete, klopfte mein Herz in gewaltigen Schlägen. Eine Stunde nach der andern ging jedoch vorüber, aber Oscar traf nicht ein, und ich mußte endlich die Hoffnung aufgeben, ihn in unserer Mitte zu sehen. Der Verdruß, den ich darüber empfand, läßt sich nicht schildern. Meine Großmutter, die, wie gesagt, nur auf mein Zureden ihn eingeladen, klagte über das Benehmen des jungen Mannes, das ihr um so unartiger schien, als die Einladung von einer Dame ausgegangen, und machte mir bittere Vorwürfe. Diese Vorwürfe thaten meinem Herzen sehr wehe, und ich vertheidigte ihn mit dem ganzen Feuer meiner Gefühle. Ich sagte meiner Großmutter, ich sei überzeugt, daß ein unerwartetes Ereigniß ihn abgehalten, unserer Einladung zu folgen, deren er sich zu freuen alle Ursache gehabt haben müßte. Judith schien gleichgültig. Ich aber verbrachte eine unruhige Nacht. Ich dachte nur an ihn, und mein Herz litt unsäglich. Wir erwarteten den folgenden Tag seinen Besuch oder eine Zeile der Entschuldigung. Umsonst! Es ließ sich keine Spur von ihm entdecken. Einige Tage später erfuhren wir jedoch, daß er durch ein Duell mit einem russischen Prinzen, den er ge-

fährlich verwundet hatte, ungesäumt zur Flucht gezwungen worden.

Das Duell hatte gerade am Tage unserer Soirée stattgefunden.

Ich war wie vom Blitze getroffen und keines besonnenen Gedankens mehr fähig. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr verbergen und gestand offen, was Oscar meinem Herzen war. Meine Großmutter schalt mich eine Närrin und versicherte, daß sich solche Dinge leicht vergäßen. Judith erheuchelte Gleichgültigkeit. Sie suchte mich zu trösten, indem sie bemerkte, daß der junge Mann vielleicht meine Empfindungen gar nicht erwiedert haben würde. Dies reizte mich zum heftigsten Zorn, denn ich war vom Gegentheil fest überzeugt.

Der Herbst nahte heran. Wir verließen die Stadt, wo ich so viel erlebt und erduldet hatte, und kehrten nach unserer Heimath zurück. Judith heirathete bald darauf einen Geistlichen, mit dem sie nach Neuholland ging. Ich blieb bei meiner Großmutter, die ich während ihres langwierigen Siechthums pflegte. Von Oscar habe ich seit seinem Verschwinden niemals etwas vernommen. Sein Bild ist aber nicht aus meiner Erinnerung, meine Liebe für ihn nicht aus meinem Herzen verschwunden. Um mich für den bittern Verlust zu trösten und den Schmerz der unglückichen Liebe einigermaßen zu mildern, warf ich mich auf das Studium des Hebräischen, das mir die Lectüre der Bibel in der Ursprache möglich macht.

Ich bin am Ende meiner Erzählung. —"

Die Miß schwieg und senkte das Haupt so tief zur Brust, daß ihre Brille wieder eine Rutschpartie bis an die äußerste Grenze ihrer Nase machte.

Ich legte meine Stirn in ernste Falten und starrte schweigend vor mich hin.

„Wissen Sie nun, Doctor, was mich zum Studium des Hebräischen gebracht?" fragte sie nach einer langen Pause.

„Ja, Miß," erwiederte ich, nicht ohne besondere Willensanstrengung einen langen Seufzer aus tiefster Brust heraufholend.

Ich hatte mich sehr zwingen müssen, nicht in ein heftiges Gelächter auszubrechen, denn die Liebesgeschichte der Miß war gewiß die absonderlichste aller Liebesgeschichten. Aus ihrer Erzählung ging, ohne daß sie es selbst merkte, deutlich hervor, daß der junge Herr von Trautenau seine Aufmerksamkeit nicht ihr, sondern ihrer Cousine Judith geschenkt, und daß diese ganz kalt geblieben, während sie selbst Feuer und Flamme gefangen hatte. Wie wäre es auch möglich gewesen, Miß Eliza Farthing zu lieben? Selbst als sie um ein Vierteljahrhundert jünger war, und selbst vorausgesetzt, daß sie damals noch ihre eigenen Zähne hatte, mußte sie sich doch schon durch einen seltenen Mangel an Reizen ausgezeichnet und auch den anspruchslosesten Freier abgeschreckt haben.

Die Miß war nach dieser Erzählung weich gestimmt, und da sie mir durch dieselbe einen großen Beweis ihres Vertrauens gegeben, wollte ich den günstigen Augenblick benutzen, um etwas über Deborah zu erfahren. Ich nahm aber, um nicht durch unmittelbare Fragen meine Leidenschaft für das liebliche Kind zu verrathen, einen Umweg, indem ich der Miß einige schmeichelhafte Worte über die mütterliche Sorgfalt sagte, die sie ihrer Nichte widmete.

„Deborah hat mir gar manche trübe Stunde gemacht," bemerkte Miß Farthing; „denn ihr lebhaftes Naturel erheischt eine beständige Ueberwachung. Ich darf mir jedoch das Verdienst zuerkennen, ihr eine zweite Mutter gewesen zu sein. Indessen werde ich bald mein schweres Amt niederlegen können. Deborah ist Braut."

„Deborah ist Braut?" rief ich wie von einem Donnerschlage gerührt.

„Oder so gut wie Braut," sagte die Miß im gleichgültigsten Tone von der Welt. „Doch weiß sie es selbst noch nicht."

Die letzten sieben Worte der Miß wirkten wie ein mildernder Balsam auf die Wunde, die sie mir durch ihre Mittheilung gerissen hatte. „Verzeihen Sie meine Neugierde, verehrte Miß," sagte ich, indem ich mich anstrengte, so ruhig wie möglich zu scheinen, „warum weiß Miß Deborah nicht, daß sie Braut ist?"

„Sie kennt ihren Bräutigam gar nicht, sie hat ihn niemals gesehen," antwortete Miß Eliza Farthing.

„Wie soll ich das verstehen? Kann ein Mädchen einem Manne verlobt werden, den sie nicht gewählt?"

„Wir haben für sie gewählt," entgegnete die Miß. „Es ist ihr Vetter Arthur, ein junger Mann, der in Indien ein bedeutendes Vermögen erworben."

„Kennt er Deborah? fragte ich."

„Nein," antwortete die Miß, „er hat sie niemals gesehen; auch ich habe ihn niemals gesehen, aber unsere Verwandten rühmen seine Vorzüge. Er selbst weiß nichts von unserem Projekte; dieses wird sich indessen, wenn er Deborah kennen lernt, leicht ausführen lassen. Wir erwarten ihn jeden Tag. In Kreuznach, wo bereits mehrere Mitglieder unserer Familie eingetroffen sind, wird die Verlobung und bald darauf in England die Vermählung gefeiert werden, da Arthur nur kurze Zeit in Europa zu weilen gedenkt. Er muß bald wieder nach Kalkutta zurückkehren, wo die Verwaltung ausgedehnter Besitzungen seine Gegenwart erheischt. Ich freue mich sehr auf seine Ankunft, nicht nur wegen der stattzufindenden Verbindung, durch welche meiner Nichte, die kein bedeutendes Vermögen besitzt, eine heitere Existenz gesichert wird, sondern auch, weil Arthur ein tüchtiger, höchst liebenswürdiger junger Mann sein soll."

Die Miß sprach noch eine Weile fort; aber ich hörte nicht auf sie. Mein Geist war nur mit Deborah beschäftigt, und ich war fest entschlossen, sie zu sprechen, ihr meine heiße Liebe

zu gestehen und mich ihrer Liebe noch vor der Ankunft ihres Vetters zu versichern. Es war Gefahr im Verzuge; ich mußte schnell handeln.

Neuntes Kapitel.

Um Deborah sehen zu können, mußte ich natürlich erst ihre Wohnung in Kreuznach kennen. Ich beschloß demnach, zu Miß Farthing zu gehen, ihr zu sagen, daß mich eine dringende Angelegenheit nach Kreuznach rufe und daß ich dort jede etwaige Bestellung an ihre Nichte mit Vergnügen ausrichten würde.

Zu meiner Bestürzung fand ich aber die Thür der Miß verschlossen und hörte dann von dem Oberkellner, daß sie am frühen Morgen bereits das Hotel verlassen. Ich wurde um so verdrießlicher, als ich schon die nöthigen Vorbereitungen zu meinem Ausfluge getroffen und Ralph mitgetheilt hatte, ich würde vor herangerücktem Abend nicht wieder im Hotel eintreffen.

Ralph hatte auch bereits seinen gewöhnlichen Spaziergang angetreten, von dem er oft erst in der Nacht zurückzukehren pflegte. Ueberhaupt waren wir seit einiger Zeit fast gar nicht mehr beisammen. Seine Leidenschaft fürs Reiten schien mit jedem Tage zuzunehmen, und seit ich von seinem Vater den erwähnten Brief erhalten, hatte ich ihn ganz seinem eigenen Willen überlassen und kümmerte mich äußerst wenig um ihn. Er ritt am frühen Morgen aus, und es geschah manchmal, daß ich schon im Bette lag, wenn er das seinige aufsuchte.

Ich verbrachte den ganzen Tag auf die unbehaglichste Weise; aber wie sehr war ich überrascht, als mir der Kellner gegen Abend einen Brief von Miß Farthing überreichte. Er war von Kreuznach datirt, und die Miß ersuchte mich in demselben, sie am folgenden Morgen im Gasthofe „zum Adler" in Kreuz-

nach zu besuchen, da sie mich in einer höchst wichtigen Angelegenheit nothwendig sprechen müsse.

Dieser Brief verursachte mir eine unbeschreibliche Aufregung. Die plötzliche Abreise der Miß nach Kreuznach und diese dringende Einladung brachten mich auf die Vermuthung, daß die holde Deborah ihre Neigung zu mir ihren Verwandten entdeckt haben mußte; ich rüstete mich für diesen Fall mit der ganzen Gluth meiner Empfindungen und mit allen Waffen der Beredsamkeit.

Gegen Ralph, den ich erst am folgenden Morgen sah, hatte ich die Ausrede bereit, daß mich in Aßmannshausen ein Universitätsfreund erwarte, um mit ihm eine Partie nach dem Niederwalde zu machen. Ralph lag noch im Bette und wünschte mir, indem er sich die Augen rieb, viel Vergnügen auf meinem Ausfluge.

Zwei Stunden darauf war ich in Kreuznach und begab mich klopfenden Herzens in die Wohnung der Miß Farthing.

Eine Bonne hieß mich einen Augenblick im Vorzimmer warten und ließ mich allein. Ich hörte im anstoßenden Zimmer ein Geflüster, das zehn Minuten dauerte. Endlich wurde die Thür geöffnet, und ich befand mich nicht nur im Angesichte der Miß, sondern auch vor einem ältlichen, kurzen, dicken Herrn und einer ältern, noch dickeren Dame mit einem King-Charles-Hündchen auf dem Schooße, einer vorlauten, unverschämten kleinen Bestie, die mich bei meinem Eintreten heftig anbellte und auch auf mich losgesprungen wäre, wenn ihre Herrin sie nicht mit äußerster Anstrengung und mit beiden Händen zurückgehalten hätte.

Nachdem Topsy — so hieß das freche Quadruped — nachdem Topsy endlich zum Schweigen gebracht worden, stellte mich Miß Farthing feierlich den Anwesenden vor, zuerst der Miß Rebecca Overdone und dann dem Mr. Joshua Parchment. Ich machte bei jeder Vorstellung eine tiefe Verbeugung, viel-

leicht zu tief für einen wahren Gentleman; denn ich bemerkte, daß Mrs. Overdone meinen Knix kaum erwiederte und Mr. Joshua Parchment seinen Kopf nur wenig neigte.

Miß Eliza Farthing hieß mich Platz nehmen. Kaum aber hatte ich mich niedergelassen, als die Bonne wieder eintrat, worauf die Miß mit der Bemerkung das Zimmer verließ, daß sie im Augenblicke wieder zurückkehren würde. Ich befand mich nun mit den Beiden allein.

Mr. Joshua Parchment ließ sein breites Kinn auf dem elfenbeinernen Knopfe seines Stockes ruhen, den er zwischen seinen Beinen hielt, und starrte vor sich hin. Sein flacher, rother Kopf, von kurzgeschorenen, schwarzgrauen Haaren nur spärlich bedeckt, ragte aus dem hohen, steifen, weißen Halstuche hervor wie ein Chesterkäse aus einer Porzellanschüssel. Er saß wie angenagelt. Mrs. Overdone war nicht lebhafter und zeigte von ihrem Gesichte nur dann und wann eine Spur. Sie hatte nämlich vor ihrem Hute ein blauseidenes Visir, dessen fischbeinerne Rippen nach oben ein hohes und breites Gewölbe bildeten. Es herrschte eine Todtenstille, die nur bei der geringsten meiner Bewegungen durch das dumpfe Knurren Topsy's unterbrochen wurde. Das kleine Ungethüm wurde von lauteren Aeußerungen nur durch Mrs. Overdone abgehalten, deren beide Hände die Schnauze des ungastlichen Vierfüßlers gefangen hielten.

Mir wurde dieses Schweigen höchst peinlich, und ich unterbrach es endlich mit der freilich nicht sehr originellen Bemerkung, daß die Umgegend von Kreuznach eine sehr schöne Gegend sei. Topsy schien indessen meine Ansicht nicht zu theilen, denn er begleitete meine Bemerkung mit einem anhaltenden Knurren.

Ich saß auf Kohlen und war froh, als endlich Miß Farthing wieder in's Zimmer trat. Sie setzte sich zwischen Mrs. Rebecca Overdone und Mr. Joshua Parchment, und zwar mir gerade

gegenüber, und begann zu mir gewandt: „Sie wissen, Doctor, daß Deborah meiner Obhut anvertraut ist?"

„Und sie konnte keinen besseren Händen anvertraut werden!" antwortete ich.

„Sie wissen auch, mit welcher Bereitwilligkeit ich Sie bei mir aufnahm?"

„Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein!" antwortete ich.

„Aber ich bereue jetzt diese Bereitwilligkeit," sagte die Miß mit einem tiefen Seufzer.

„Wodurch bin ich so unglücklich, Ihr Mißvergnügen erregt zu haben?" fragte ich, in der festen Ueberzeugung, daß Deborah ihre Neigung zu mir gestanden haben mußte.

„Ich habe Ihnen auch gesagt, daß Deborah so gut wie verlobt ist und daß wir jeden Augenblick die Ankunft ihres Vetters erwarten, nicht wahr?"

„Freilich, Miß, haben Sie mir das gesagt!"

„Sie können sich also denken, welches Leidwesen es mir verursachen mußte, zu erfahren, daß in Deborah's Herz sich eine Leidenschaft für einen Andern eingeschlichen."

„Wäre es möglich?" rief ich, indem ich mein Gefühl der freudigsten Ueberraschung zu verbergen trachtete.

„Ich will nicht argwöhnen, daß Sie um diese Leidenschaft gewußt," sagte Miß Farthing mit einem schrillen Tone.

„Um welche Leidenschaft? Sprechen Sie, Miß!" rief ich, indem ich mich so lebhaft auf dem Sessel bewegte, daß Topsy in Zorn gerieth und diesem durch ein heftiges Gebell Luft zu machen suchte.

Nachdem Mrs. Overdone das Unthier zum Schweigen gebracht, fuhr Miß Farthing fort: „Nein, Sie haben um diese Leidenschaft nicht gewußt. Ich halte Sie für einen Ehrenmann, für einen Gentleman."

„Miß," rief ich in heißer Aufregung, „sprechen Sie nicht mehr in Räthseln und sagen Sie mir endlich, was vorgefallen

und warum Sie mich so dringend zu diesem Besuche eingeladen! Sagen Sie mir endlich, wer in Deborah's Herzen die Flamme angefacht!"

„Ich begreife vollkommen Ihre Aufregung," sagte Miß Farthing ruhig und kalt, „da Sie — wenn ich auch annehmen muß, ohne Ihre Schuld — so innig an diesem Verhältnisse betheiligt sind. Derjenige, der Deborah's junges, unerfahrenes Herz entflammte, ist der Ihrer Obhut anvertraute junge Mann."

„Ralph?" fragte ich mit fast erstickter Stimme.

„Ralph!" rief die Miß. „Wir haben Briefe von ihm bei Deborah gefunden und leider aus denselben gesehen, daß Deborah sie beantwortet hat. Er hat Mittel und Wege gefunden, mit ihr allein zu sein. Kaum war sie in Kreuznach, als er auch jeden Tag hier war, und — ich sage es nicht ohne Beschämung — Beide sind Arm in Arm auf einem Spaziergange überrascht worden!"

„Shocking!" rief bei diesen letzten Worten Mr. Joshua Parchment vor sich hin und ohne das breite Kinn von dem elfenbeinernen Knopfe zu entfernen, während Mrs. Rebecca Overdone mit der Rechten das blauseidene Visir tiefer ins Gesicht zog, wahrscheinlich, um bei den Anwesenden eine Schamröthe vermuthen zu lassen.

„Wie die Sachen jetzt stehen," sagte Miß Farthing, „werden Sie einsehen, daß wir nicht länger unter Einem Dache mit Ihnen und dem Grafen bleiben können. Sie werden wissen, was Sie uns, was Sie dem Vater des jungen Mannes schuldig sind. Setzen Sie Ihre Reise mit dem Jünglinge fort, und Sie werden uns Allen die Ruhe wiedergeben!"

„Und wo ist Miß Deborah?" fragte ich in tiefster Zerknirschung.

„Sie ist gut aufgehoben," erwiederte Miß Farthing und fügte dann hinzu: „Wann, Doctor, denken Sie mit dem jungen Grafen abzureisen?"

„Ich weiß nicht," antwortete ich. „Ich muß ihn erst sprechen und aus seinem eigenen Munde erfahren, wie weit die Sachen gediehen."

„Sie brauchen nicht weiter zu gedeihen, als sie schon gediehen sind," sagte Miß Farthing. „Ich bin nach Bingen gekommen, um die Traubencur zu gebrauchen. Sie haben nun erfahren, daß mein fernerer Aufenthalt von Ihnen allein abhängt, und ich bin überzeugt, Sie werden wissen, was Sie zu thun haben."

„Ja, ich werde wissen, was ich zu thun habe!" rief ich, von glühendem Zorn gegen Ralph entbrannt und von tausend Rachegedanken bestürmt. Ich war bei diesen Worten so heftig vom Stuhle aufgefahren, daß der kleine Kläffer mit einem gewaltigen Satze von dem Schooße der Mrs. Orerdone sprang und mir in die Waden fuhr.

Ich weiß noch heute nicht, wie ich aus dem Zimmer gekommen. Gleich einem Besessenen lief ich durch die krummen, schlecht gepflasterten Straßen des Städtchens. Ach! mit welchen Gefühlen sollte ich jetzt meinen Rückweg nach Bingen wieder antreten! Meine schönsten Träume waren dahin. Ich war gedemüthigt, gebeugt, vernichtet. Es war mir, als ob die ganze Welt meiner spotte und sich der schmachvollen Niederlage meines Herzens freue. Meine Aufregung war so groß, daß ich in die Leute rannte und einer Dame, die das Unglück hatte, mir in den Weg zu kommen, den Sonnenschirm aus der Hand schlug. Als ich nun in meiner tollen Hast um die Ecke bog, fuhr ich Jemanden so hart an, daß ich ihn fast zu Boden geworfen hätte.

„Was haben Sie, Doctor?" rief mir der Angerannte zu, in welchem ich zu meinem nicht geringen Erstaunen Ralph erkannte.

„Wie kommen Sie nach Kreuznach?" fragte ich ihn in bitterem Unwillen.

„Und was führt Sie her?“ fragte er seinerseits. „Wurden Sie nicht in Aßmannshausen von einem Freunde erwartet, um mit ihm den Niederwald zu besteigen?“

„Ich weiß Alles!“ rief ich. „Sie können mir nichts mehr verheimlichen, nichts, gar nichts!“

„Ich habe nichts zu verheimlichen,“ sagte er. „Doch bedecken Sie sich, denn Sie erregen Aufsehen.“

Ich war in solcher Aufregung aus dem Zimmer der Miß Farthing gestürzt, daß ich nicht daran gedacht hatte, den Hut aufzusetzen, und barhaupt durch die Stadt gerannt war.

„Ja, ich weiß Alles!“ rief ich, „und ich muß gestehen, daß ich dies nicht erwartet hätte!“

„Erhitzen Sie sich nicht so sehr, lieber Doctor,“ bemerkte Ralph, „und sagen Sie mir ruhig, was Sie mir zu sagen haben.“

Die Rollen waren umgekehrt. Telemach benahm sich gelassen wie Mentor. Ich wurde einigermaßen beschämt und suchte mich so viel wie möglich zu fassen.

Wir waren inzwischen aus der Stadt ins Freie gelangt und konnten jetzt ungestörter sprechen. Ich fragte ihn also, ob es wahr sei, daß er Briefe mit Deborah gewechselt.

„Ich liebe Deborah und werde von ihr wieder geliebt,“ antwortete er, und diese Antwort gab mir einen Stich in's Herz. —

Er erzählte mir sodann ruhig, als ob es eine Sache wäre, die sich von selbst verstände, daß er gleich bei unserer Ankunft in Bingen das schöne Kind kennen gelernt, daß er, als ihr Zimmernachbar, sehr oft Gelegenheit hatte, sie an ihrem Fenster zu sehen, welches sich neben dem seinigen befand; daß Beide meine Anwesenheit bei der Miß Farthing und meine langen Unterhaltungen mit derselben über Hiob und die Propheten zu süßen Zwiegesprächen benutzt, daß sie dann die Rendezvous festgesetzt und sich mehr als einmal ewige Treue geschworen, und

fügte endlich hinzu, daß er während der Anwesenheit Deborah's in Kreuznach täglich einen Ausflug dorthin gemacht, um sie zu sehen.

„Und von allem dem haben Sie mir niemals ein Wort gesagt?" fragte ich, in tiefster Seele zerknirscht.

„Ich dachte, Sie sind ein zu großer Gelehrter, als daß solche Mittheilungen Sie interessiren sollten," antwortete Ralph.

„Wissen Sie denn auch, daß Deborah Braut ist?" fragte ich.

„Sie ist nicht Braut," entgegnete er ruhig. „Sie liebt Niemanden auf Erden als mich, und wenn sie Braut ist, so bin ich ihr Bräutigam!"

„Geben Sie alle Hoffnung auf," erwiederte ich. „Deborah ist Braut, und der Mann, dem sie bestimmt ist, kann jeden Augenblick eintreffen. Sie werden übrigens Deborah nicht wiedersehen."

„Wer wird mich daran hindern?" rief er.

„Diejenigen, denen ihre Obhut anvertraut worden," sagte ich. „Ich komme so eben von Miß Farthing, die jetzt Alles weiß und durch die Entdeckung Ihres Verhältnisses mit Deborah ganz trostlos ist."

„Die Trostlosigkeit der Tante macht mir wenig Unruhe," sagte Ralph, „und was den Bräutigam betrifft, den man meiner Geliebten aufdrängen will, so werde ich mit ihm schon ein Wort reden. Ich werde sie mir durch Niemanden entreißen lassen, dessen dürfen Sie fest überzeugt sein. Deborah's Herz gehört mir und keinem Andern, und wenn der Bräutigam kommt, den man ihr, ohne ihre Gefühle zu fragen, bestimmen will, so wird er mit mir einen Kampf auf Leben und Tod zu kämpfen haben!"

Er hatte die letzten Worte mit einem Feuer gesprochen, dessen ich ihn, der früher so phlegmatisch geschienen, nicht fähig geglaubt hätte.

Seine Augen glühten in unbeschreiblicher Gluth, und obgleich ich in diesem Momente keine Ursache hatte, für ihn besonders eingenommen zu sein, so konnte ich doch nicht umhin, mit einem gewissen Wohlgefallen die schöne Gestalt des Jünglings zu betrachten, der mir durch seine Leidenschaft gleichsam verklärt schien. Er hatte nichts Knabenhaftes mehr.

In dieses Wohlgefallen mischte sich indessen auch eine gewisse Bitterkeit. Was ich so lange gehofft, was mich so lange mit süßer Ahnung erfüllt, war durch ihn auf immer zerstört!

„Wie dem auch sei," sagte ich nach einer Pause, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Kommen Sie zurück nach Bingen, und wir werden dort das Weitere besprechen."

„Ich gehe nicht mit Ihnen zurück," antwortete Ralph. „Da Sie jetzt Alles wissen, so mögen Sie auch das noch erfahren, daß ich überall sein werde, wo Deborah weilt, und ginge sie ans Ende der Welt, ich würde ihr auch dorthin folgen! Ich habe es ihr geschworen, und ich werde meinen Eid nicht brechen."

„Aber ich kann Ihnen doch nicht ans Ende der Welt folgen?" warf ich ein.

Ralph schwieg.

„Ihr Vater hat Sie mir anvertraut," fuhr ich beklommenen Herzens fort, „und ich kann nicht von Ihnen scheiden, bevor ich Sie wieder in seine Arme zurückgeführt. Ich bin Ihrem Vater für Sie verantwortlich, das sehen Sie doch gewiß ein."

Ich setzte alle Springfedern meiner Beredtsamkeit in Bewegung. Umsonst! Ralph wollte nicht mit mir zurückkehren, fest auf seinem Entschlusse beharrend, immer in Deborah's unmittelbarster Nähe, nämlich in demselben Hotel zu weilen.

Am Ende kamen wir überein, daß ich allein nach Bingen zurückgehen und am folgenden Morgen mit unsern Koffern nach Kreuznach kommen sollte.

Zehntes Capitel.

Ich will nicht die Gefühle und Empfindungen schildern die mich auf meiner Rückkehr nach Bingen bestürmten, quälten, folterten. Eine solche Schilderung würde mir auch schwerlich gelingen. Es war ein herrlicher Septembertag, und die Natur um mich her war schöner, heiterer, lachender als jemals. Kein Wölkchen ließ sich am Himmel sehen, an welchem die Sonne in einer für die herangerückte Jahreszeit ganz ungewöhnlichen Wärme glühte. Die Erde empfing jubelnd ihre heißen Strahlen, und wohin auch das Auge sah, überall entfaltete sich der Segen eines üppigen Herbstes. Die Weinberge waren bereits geschlossen und die Trauben blickten mit strotzenden Beeren aus dem Laube hervor und beugten die Rebenstöcke unter ihrer Last. Die Obstbäume unterlagen fast der Wucht ihrer Früchte, die eben von tausend Händen gepflückt wurden. Herrlich besonders nahmen sich die Aepfelbäume aus, deren Aeste fast bis zum Boden hingen. In den Wipfeln derselben kletterten lachende, schreiende Buben herum, deren Pausbacken an Fülle und Röthe mit den Aepfeln wetteiferten. Hier lief ein Bauernbursche hinter einer hochgeschürzten Dirne und raubte ihr, sobald er sie ereilt hatte, Kuß um Kuß; dort waren Bäuerinnen beschäftigt, Körbe mit Früchten zu füllen, die von halbnackten Kindern rings umher vom Boden aufgelesen wurden. Ueberall, allüberall herrschte Freude, Friede und Zufriedenheit.

Aber dieser idyllische Anblick stimmte mich nur düsterer. Ich warf mich unter eine schattige Ulme und blickte in den reinen, klaren, blauen Aether. Warum, seufzte ich, giebt es hienieden so viele geheime Schmerzen, so viel verborgene Wunden, die Niemand zu mildern, Niemand zu heilen vermag? Warum giebt es so viel Unglückliche auf Erden? Warum bringt die Liebe, jenes Gefühl, das den Menschen mit geheimen,

süßen Schauern erfüllt, ihm auch zugleich solch unnennbares Leid? Warum findet das liebende Herz nicht Gegenliebe? Ist es nicht besser, gefühllos zu sein, als seine Gefühle unerwiedert zu sehen?

Auf alle diese und ähnliche Fragen, die vor mir schon Millionen und aber Millionen gequälter Seelen bestürmt haben, fand ich keine Antwort.

Ich drückte die Augen zu und gab mich den schmerzlichsten Betrachtungen hin. Bald darauf hörte ich dicht in meiner Nähe ein Lied ertönen. Die Melodie desselben war einfach und rührend wie alle Melodieen, die das Volk singt und das Volk erfindet. Die Worte konnte ich Anfangs nicht verstehen, bis die Stimme etwas stärker wurde. Diese Worte waren eben nicht schwungreich; aber sie berührten mich doch lebhaft genug. Sie lauteten:

Der Hans schleicht durch die Wiese
Mit traurigem Gesicht.
Der Hans, der liebt die Liese,
Doch Liese liebt ihn nicht.

Die Sängerin war eine dralle Bauerndirne mit dunkelbraunen Augen. Sie hatte eben Gras im Chausseegraben gemäht und es in einen Bund gepackt, auf den sie sich setzte. Von der Melancholie, die sich in ihrem Liede ausdrückte, war an ihrem runden Gesichte nichts zu merken. Sie hatte in der einen Hand ein dickes Stück Brod, in der anderen einen großen Apfel, und sie biß bald in den Apfel, bald ins Brod. Das waren große, gewaltige Bissen, die deutlich genug den trefflichen Appetit der Sängerin verriethen. Nachdem sie den Apfel verzehrt und den Rest des Brodes der Ziege gegeben, die dicht vor ihr im Graben weidete, sang sie wieder die eben angeführte Strophe zu wiederholten Malen.

Ich nahete mich ihr, und indem ich ihre schöne Stimme lobte, bat ich sie, die Fortsetzung des Liedes zu singen.

Sie antwortete aber lachend, daß diese Strophe alles sei, was sie wüßte. Sie schürzte ihren Rock in die Höhe, steckte die Sichel in den Heubund, den sie auf ihren Kopf setzte, band die Geiß von dem Pfahle los, faßte mit der Linken den Strick, an dem diese angebunden gewesen, und schlug den schmalen Feldweg ein, der zu dem benachbarten Dorfe führte.

Ich sah ihr eine Weile schwermüthig nach und setzte dann mich selbst wieder in Bewegung.

Als ich das Dorf Münster hinter mir hatte und eben um die Ecke bog, wo sich die Ruine Gölersburg befindet, hörte ich einen lebhaften Wortstreit. Ich erfuhr bald, daß Cäsar denselben veranlaßt hatte. Das eigensinnige Thier hatte nämlich Lust verspürt, sich an den Disteln zu erquicken, die links im Chausseegraben ihm entgegenlachten, unbekümmert um die Reiterin, eine wohlbeleibte Weinhändlersfrau, die sich nach dem Victoria-Hotel zurücksehnte und von den langen und häufigen Pausen, welche durch die Gefräßigkeit Cäsar's entstanden, just nicht sonderlich erbaut war. Sie hatte den Grauen mehrere Male mit der Peitsche an seine Pflicht erinnert, und als dies nicht verfing, ihm mit dem Peitschenknopfe einen solch gewaltigen Schlag auf den Schädel versetzt, daß Cäsar sie mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit in den Graben zwischen die Disteln geworfen. Der Gatte der armen Frau, und diese noch mehr als jener, überhäuften nun den Eselstreiber mit den bittersten Vorwürfen, welche dieser nach Kräften ablehnte, indeß Cäsar, vergnügt, seinen Zweck erreicht zu haben, mit regem Gebiß die Disteln köpfte.

Dieser Vorfall, der an und für sich gewiß nicht beachtenswerth war, erweckte jedoch in mir die schwermüthigsten Gedanken. Er erinnnrte mich nämlich an das erste Zusammentreffen mit Deborah auf dem Rochusberge. Ich wollte jedoch meine Gefühle nicht verrathen und ging fürbaß. Die Worte:

Der Hans, der liebt die Liese,
Doch Liese liebt ihn nicht —

summten mir beständig um die Ohren und ließen mich die Wunden meines Herzens nicht vergessen.

Als ich die Nahebrücke erreichte, war die Sonne bereits untergegangen. Die volle, blinkende Mondscheibe tauchte am Himmel auf und ihre Strahlen zitterten auf den grünen Wellen des anmuthigen Flusses, der sich in einiger Entfernung von der Brücke in die Arme des gewaltigen Rheines stürzt. Die Natur rings umher athmete einen stillen, heitern Frieden; sie beruhigte mich jedoch nicht. Im Gegentheil, dieser Friede, der allzusehr von meinem heftig bewegten Innern abstach, erfüllte mich mit Bitterkeit und zeigte mir recht deutlich, wie egoistisch die Natur, wie sehr sie nur auf sich selbst bedacht ist und wie wenig sie sich um Freud' und Leid des armen Sterblichen kümmert. Ob tausend Herzen in wildem Kampfe verbluten, ob ganze Völker in grausen Kriegen sich zerfleischen: sie folgt ihren ewigen Gesetzen, und die Thränenperle fällt eben so hell und klar auf ein leichenbedecktes Schlachtfeld als in den Kelch einer duftenden Rose. —

In meinem Hotel angelangt, suchte ich sogleich mein Zimmer auf und warf mich aufs Lager. Ich verbrachte eine unruhige, schlaflose Nacht. Am folgenden Morgen schickte ich mich an, Ralph's Effecten und meine eigenen Habseligkeiten einzupacken. Ich fand auf dem Tische in Ralph's Zimmer eine Menge welker Blumen, wahrscheinlich einst von Deborah's kleiner Hand gepflückt und ihm von dem benachbarten Fenster mit den feurigsten Blicken überreicht, während ich mit der unholden Miß Farthing mich über eine schwierige Partikel im Psalter unterhalten hatte. Ein Gefühl der Eifersucht wurde in mir rege. Ich zerpflückte die Blumen mit wüthender Hand und warf sie zu Boden. Da klopfte es heftig an die Thür, und herein trat ein Kellner, der mir versicherte, daß er bereits

zu wiederholten Malen geklopft, ohne daß ich ihm geantwortet hätte; ich ſollte ſchnell in den Gaſtſaal kommen, wo Jemand mich dringend zu ſprechen wünſchte.

Ich eilte in den Gaſtſaal, und wie groß war meine Ueberraſchung, als ich Ralph's Vater dort erblickte.

„Wo iſt mein Sohn?“ war ſeine erſte Frage.

So natürlich dieſe Frage aber auch war, ich war doch auf die Beantwortung derſelben ſo wenig vorbereitet, daß ich einige Augenblicke ſchwieg.

„Sie ſind beſtürzt, Doctor!“ rief er. „Iſt meinem Sohne etwas zugeſtoßen? Reden Sie!“

Mit ſchwerem Herzen erzählte ich nun, freilich in bloßen Umriſſen, die Liebesgeſchichte Ralph's und Deborah's, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich meine eigenen Gefühle ſorgfältig verſchwieg. Je weiter ich in meiner Erzählung kam, deſto tiefer wurde mein Schmerz, deſto heiterer aber wurde der Graf, und als ich zum Schluſſe im Begriffe war, mich wegen meines Mangels an Wachſamkeit zu entſchuldigen, ſprang der Graf lachend vom Stuhle auf und rief:

„Lieber Doctor, Ihre Erzählung iſt ganz prächtig! Ich ſehe zu meiner Freude, daß in den Adern meines Sohnes das Blut der Grafen Donnerkil-Schreckenſtein fließt! Er hat ſpäter angefangen, als ich; aber er hat doch endlich angefangen! Er iſt kein Duckmäuſer und weiß die Herzen der Mädchen zu erobern! Sie haben ganz Recht gehabt, ihn nicht allzu ängſtlich zu überwachen! Ich bin Ihnen dafür ſehr dankbar! Aber mich verlangt's, ihn zu ſehen! Ich gönne Ihnen eine halbe Stunde! Packen Sie Ihre ſieben Sachen, indeß ich den Wagen beſtelle!

„Teufelsjunge!“ murmelte er vergnügt vor ſich hin, indem er die beiden Zipfel ſeines endloſen Schnurrbartes ſtreichelte und mir bis an die Thür folgte.

Ich raffte in größter Eile Alles zuſammen, ſteckte es in den Koffer und begab mich dann wieder in den Gaſtſaal, wo

der Graf inzwiſchen den Kaffee eingenommen hatte. Ihm gegenüber ſaß ein junger, ſtattlicher Mann beim Frühſtücke. Sie waren gerade in einer Unterhaltung über die Pferdezucht begriffen, als ich eintrat. Der Graf drückte dem jungen Manne, den er Mr. Hunter anredete, die Hand und ſagte ihm, daß ſie ſich bald im Hotel zu Kreuznach ſehen würden, und daß er ſich darauf freue, ihn mit ſeinem Sohne bekannt zu machen, der ein trefflicher Reiter ſei.

Einige Augenblicke darauf rollte ich mit dem Grafen auf der Kreuznacher Chauſſee dahin.

Ich ſuchte, ſo viel ich vermochte, meinen Unmuth zu verbergen; es ſchien mir aber ſo ſchlecht zu gelingen, daß der Graf, der in der heiterſten Stimmung war, ſich von meinem beſtürzten Geſichte und von meinem einſylbigen Weſen nicht beſonders angemuthet fühlen mochte.

„Ihr Gelehrten ſeid doch ein ſonderbares Volk!“ ſagte er. „Ihr fühlt und denkt nicht wie andere Leute. Wenn Eure Naſe nicht in alten Scharteken ſteckt, iſt's Euch nicht wohl. Nur in den Büchern ſeid Ihr zu Hauſe; in der wirklichen Welt, unter den Menſchen wißt Ihr Euch nicht zurecht zu finden und ſtolpert über Eure eigenen Füße.“

„Ich ſehe, Doctor,“ fuhr er nach einer Pauſe gutmüthig fort, indem er meine Hand faßte, „daß Sie durch den Liebeshandel meines Sohnes ganz beſtürzt ſind. Ich aber bin darüber ſehr erfreut. Wozu hätte er denn Augen im Kopfe und ein Herz im Leibe, wenn er nicht ein ſchönes Kind mit Wohlgefallen ſehen und ſich dafür entflammen ſollte? Er hat kaum das neunzehnte Jahr zurückgelegt. Was ſollte er denn jetzt anders thun, als lieben? Und wenn er jetzt nicht liebt, wann ſollt' er es? Ich habe Sie ihm nicht zum Begleiter gegeben, damit Sie ſich mit ihm verkriechen, wenn ein ſchönes Kind ſich blicken ließe. Alſo, Doctor, machen Sie ſich keine Ge-

wissensscrupel! Seien Sie heiter und glauben Sie mir, daß ich mit Ihnen zufrieden bin."

So sind die Leute von Welt! Sie halten die Gelehrten für einfältige Bücherwürmer und glauben große Menschenkenner zu sein, während ihnen noch die Tiefen des menschlichen Herzens ewig verborgen bleiben. Von dem herben Leid, das mein Inneres aufwühlte, hatte der Graf nicht die geringste Ahnung.

Indessen zeigte er sich doch im Laufe der Unterhaltung von einer gutmüthigen Seite, und wenn mich auch seine frivolen Ansichten über die Beziehungen der Männer zu dem weiblichen Geschlechte verletzten, so konnte ich ihm doch nicht grollen. Aber ich erlaubte mir die Bemerkung, daß das Verhältniß Ralph's zu Deborah doch ernster sein dürfte, als er glaubte, und bei der Erwägung, daß das Mädchen so gut wie zugesagt sei, doch höchst bedenkliche Folgen haben könnte.

„Bah!" rief der Graf, indem er mit den Fingern durch den Schnurrbart fuhr, „Sie nehmen die Sache zu ernst, guter Doctor! Ich weiß nicht, wie oft ich in meinem Leben geliebt habe; ich weiß nur, daß ich jedesmal aufrichtiger als das vorherige Mal zu lieben glaubte.

Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt —

sagt Schiller mit Recht."

„Ew. Gnaden verzeihen, nicht Schiller, sondern Goethe sagte es," bemerkte ich.

„Goethe oder Schiller, gleichviel!" rief der Graf. „Wie auch der Dichter heißen möge, er spricht aus Erfahrung. Ich hatte kaum das Jünglingsalter erreicht," fuhr er fort, „als sich mein Herz für eine kleine lebhafte Blondine entzündete. Wir warfen sehnsüchtige Blicke nach dem Monde, den wir zum Zeugen unserer ewigen Treue anriefen. Ich hielt es für gar

nicht denkbar, ohne den Gegenstand meiner Liebe leben zu können. Aber kaum war ein Jahr vorüber, als der Gegenstand meiner Liebe einem Förster verlobt und bald darauf vermählt wurde. Der Mond, der bleiche Zeuge unserer ewigen Treue, ist deßhalb nicht außer sich gerathen. Er scheint nach wie vor sanft und ruhig, und der Gegenstand meiner ersten Liebe ist nicht vor Gram gestorben, sondern lebt jetzt in Anclam und ist eine dicke Frau, die, am Arme ihres Gatten und von einer Schaar Söhne und Töchter begleitet, jeden Sonntag Lustpartieen macht und nur daran denkt, reiche Töchter für ihre Söhne, und reiche Söhne für ihre Töchter zu erhaschen. — Hierauf liebte ich eine Brünette, und ich glaubte sie heißer und inniger zu lieben, als ich die Blondine geliebt. Die Brünette schwor hundert Mal, daß sie sich eher das Leben nehmen, als die Gattin eines Andern werden wollte. Sie hat sich aber das Leben nicht genommen. Sie ist vielmehr die Gattin eines Andern geworden, und zwar eines Regierungsrathes, der das Schwabenalter längst überschritten hatte und durchaus kein Adonis war; denn er hatte einen Verdruß auf dem Rücken, einen ganz fürchterlichen Verdruß, der schon in der Entfernung von einigen hundert Schritten auch dem Kurzsichtigsten auffiel. — Freilich lief nicht jede meiner Liebschaften so friedlich ab; ich wurde vielmehr durch manche Herzensgeschichte in Händel verwickelt, die mit einem Zweikampfe endigten. Aber was hat denn das zu sagen? Wir Adeligen haben eben keine spießbürgerliche Tugend. Wir lieben die Waffen. Wir wissen sie zu führen und schrecken vor einem Tropfen Blut nicht zurück. Ich habe es gemacht wie mein Vater; mein Sohn, seh' ich, wird es machen wie ich, und sein Sohn wahrscheinlich wie er. Man heißt nicht umsonst Donnerkeil-Schreckenstein."

Ich muß gestehen, daß ich diese Ansichten nicht im Entferntesten theilte, daß meine spießbürgerliche Tugend fast eine Gänsehaut bekam, als ich die Aeußerungen des Grafen hörte.

Ich wollte aber nicht den Cato machen und mich den Spöttelein des Grafen aussetzen.

Nach einer Pause fragte mich der Graf, woher es käme, daß ich von dem Liebeshandel seines Sohnes erst so spät erfahren.

Ich antwortete ihm, daß Ralph sehr geschickt die Leidenschaft seines Herzens zu verbergen gewußt, daß er sich immer gesträubt, der Tante Deborah's vorgestellt zu werden, wahrscheinlich, um weder vor dieser noch vor mir sich zu verrathen. Dies sei ihm um so vollkommener gelungen, als er dabei von seiner Geliebten unterstützt wurde, die unter dem naivsten Wesen eine große Schlauheit verberge.

Bei diesen Worten hatte ich unwillkürlich geseufzt. Der Graf aber lachte laut auf und bemerkte, daß ich mir dies alles gar zu sehr zu Herzen nähme. Er fragte dann, ob Deborah schön sei.

„Sie ist ein Ideal von Schönheit!“ rief ich mit einer Begeisterung, die nur allzu sehr den Sturm meines Innern verrieth. Der Graf jedoch schien dies nicht zu bemerken und drückte nur seine Freude aus, von mir zu vernehmen, daß es seinem Sohne nicht an Geschmack fehle.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten wir endlich in Kreuznach an. Ralph schien nicht wenig überrascht, seinen Vater in meiner Begleitung zu sehen, stürzte aber freudig in seine Arme, die ihn lange umschlossen hielten.

Elftes Capitel.

Ich hatte mich unmittelbar nach der Scene des Wiedersehens zurückgezogen und Vater und Sohn allein gelassen. Eine schwere Last war durch die Ankunft des Grafen von meinen

Schultern gewälzt. Ich war nunmehr aller Verantwortlichkeit ledig und fest entschlossen, mein Mentoramt niederzulegen.

Erst gegen Abend sah ich den Grafen in dem kleinen, aber freundlichen Garten des Hotels wieder. Ralph hatte ihn von seinem Verhältnisse zu Deborah in Kenntniß gesetzt, und zwar viel umständlicher, als ich es vermocht hatte.

„Der Junge nimmt die Sache zu ernst," sagte er. „Das ist indessen nicht zu verwundern. Es ist Amors erster Pfeil, der sein Herz getroffen. Aber so viel Energie hätte ich ihm doch nicht zugetraut! Denken Sie sich, Doctorchen, er hat es durch Ueberredungskunst und Bestechung dahin gebracht, daß der Oberkellner den Gast aus dem Zimmer trieb, welches an das seiner Geliebten stößt, und es ihm eingeräumt hat. Wie in Bingen wohnt er nun auch hier in ihrer allernächsten Nachbarschaft, und während die Tante ihre Nichte gefangen und von aller Welt abgeschlossen zu halten glaubt, freut diese sich ihrer Gefangenschaft so sehr, daß sie gar nicht mehr die Freiheit will. Durch die dünne Wand, die ihre Zimmer trennt, wechseln sie die süßesten Worte und schwören zehnmal in einer Minute, daß sie nur für einander leben oder mit einander sterben wollen. Ist das nicht romantisch, Doctorchen?"

„Höchst romantisch!" erwiederte ich nicht ohne Mühe; denn meine Aufregung schnürte mir fast die Kehle zu.

Der Graf war wieder im Begriff, eine frivole Betrachtung über die Liebe anzustellen, als Ralph zu uns kam. Er sah bleich und verstört aus und sagte, daß der Bräutigam Deborah's angekommen sei und bereits eine lange Unterredung mit Miß Eliza Farthing gehabt habe.

„Da kommt er!" rief Ralph, indem er auf den Engländer zeigte, den ich beim Frühstück in Gesellschaft des Grafen gesehen hatte.

Der Engländer schüttelte diesem herzlich die Hand und

fragte dann, auf Ralph deutend, ob dies sein Sohn sei, von welchem er auf der Reise so oft mit ihm gesprochen?

„Erlauben Sie mir, Herr Hunter, ihn mit Ihnen bekannt zu machen," sagte der Graf, indem er auf Ralph, dessen Stirn sich sehr verfinstert hatte, einen ermahnenden Blick warf.

Ralph verneigte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mein Sohn," sagte der Graf, „Herr Hunter hat mir auf der Reise von Berlin nach Bingen Gesellschaft geleistet, und ich muß gestehen, daß ich niemals einen liebenswürdigeren, angenehmern Gesellschafter gefunden. Herr Hunter hat sehr viele fremde Länder gesehen und weiß trefflich zu erzählen. Er ist auch ein vorzüglicher Reiter. Ich hoffe, daß Ihr manchen Spazierritt in dieser schönen Gegend mit einander machen werdet!"

„Mein Herr," sagte der Engländer zu Ralph, „Sie können sich eines Vaters rühmen, dessen Liebe zu seinem Sohne unbegrenzt ist. Während unserer Reise hat er fast ausschließlich von Ihren Vorzügen gesprochen; doch bin ich fest überzeugt, daß seine väterliche Liebe nicht übertrieben hat. Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

Mit diesen Worten reichte er Ralph die Hand, die dieser nahm, ohne jedoch irgend ein Wort zu sprechen.

Der junge Engländer bat den Grafen, ihm einige Augenblicke eines Zwiegesprächs zu gönnen, und beide entfernten sich nun in eine Ecke des Gartens.

Ralph beobachtete sie in lebhaftester Aufregung und sagte mir, daß sie sich ganz gewiß von ihm und Deborah unterhielten, daß man ihn von dieser um jeden Preis trennen wollte; er werde sich aber seine Geliebte nicht entreißen lassen, und sollte es ihm auch das Leben kosten.

Ich will nicht leugnen, daß mir die wilde Eifersucht Ralph's ein angenehmes Gefühl erregte. Nach der großen Niederlage, die ich erlitten, hatte mir sein leichter und entschie-

dener Sieg zu wehe gethan, als daß mir jetzt seine Liebesqualen ein besonderes Mitleid hätten erwecken können. Ich sagte indessen kein Wort und ließ, ruhig vor mich hinblickend, meinen Telemach den Köcher seiner Rede leeren.

Nach einer Viertelstunde kam der Graf allein wieder zurück.

„Nicht wahr, er ist Deborah's Bräutigam?" fragte Ralph hastig.

„Gemach, mein Sohn," erwiederte der Graf, „und laß Dir vor Allem sagen, daß Dein Benehmen gegen Herrn Hunter nicht eben musterhaft war. Er war freundlich und zuvorkommend gegen Dich, er ist Dir noch obendrein als mein Freund vorgestellt worden, und Du . . ."

„Wenn er es wagt, Deborah zu lieben, schieße ich ihn nieder!" unterbrach Ralph.

„Es könnte wohl auch geschehen, daß er Dich niederschießt," bemerkte der Graf zurechtweisend, aber sichtbar erfreut über den mordlustigen Eifer seines Sohnes. „Hunter ist einer der besten Schützen und hat in Bengalen gar manchem Tiger das Lebenslicht ausgeblasen. Doch laß mich jetzt mit dem Doctor allein!"

Nachdem Ralph uns verlassen, begann der Graf: „Ich habe da einen eigenthümlichen Auftrag übernommen. Dem jungen Engländer ist bei seiner Ankunft sogleich von seiner Familie, die ihn hier erwartet hatte, die Hand des jungen Mädchens so zu sagen aufgedrungen worden. Man hat ihm nämlich zu verstehen gegeben, daß er gleichsam verpflichtet sei, seine Cousine Deborah, die eine Waise ist, heimzuführen. Er war über diese Zumuthung ganz erstarrt."

„Nun, so schrecklich ist es doch am Ende nicht, ein reizendes, liebenswürdiges Mädchen zu heirathen!" warf ich ein.

„Sie haben mich nicht ausreden lassen," sagte der Graf. „Hunter hat einen sehr triftigen Grund, seine Cousine nicht zu

heirathen, so schön, so liebenswürdig sie auch sein mag. Hunter ist nämlich bereits verheirathet!"

„Und seine Familie weiß es nicht?"

„Das ist eben der Haken!" rief der Graf. „Seine Familie hat alle Vorurtheile der englischen Bourgeoisie, und aus Furcht vor diesen Vorurtheilen hat er seine Ehe bis jetzt geheim gehalten. Er hat sich so zu sagen hinterm Rücken seiner Familie verheirathet. Seine Gattin war nämlich, als er, von Indien kommend, sie kennen lernte, eine sehr beliebte, sehr renommirte Sängerin, die bei ihrem jedesmaligen Erscheinen auf den Brettern mit Wolkenbrüchen von Blumen und Kränzen überschüttet wurde und der Himmel weiß wie viele Duelle unter den Snobs verursacht hatte. Sie setzte sein Herz eben so schnell wie die Herzen so vieler Anderer in lodernde Flammen, aber er hatte das Glück, daß sie sein Herz nicht grausam in einen Aschenhaufen verwandelte; sie gewährte ihm Gegenliebe, und aus Dankbarkeit führte er sie an den Traualtar.

Bisher hat er nun vor seiner puritanischen Familie, die es für sündhaft hält, ein Theater zu besuchen, und die Bühnenkünstler noch mehr als die Bühnenkunst verabscheut, seine Mesalliance geheim gehalten; als ihm aber heute nach seiner Ankunft Miß Farthing, die, wie es scheint, das Wort in dieser Familie führt, von der ohne sein Wissen beabsichtigten Verbindung mit Deborah sprach, suchte er erst ausweichende Antworten zu geben, wurde aber dann so sehr in die Enge getrieben, daß er mit der Wahrheit herausplatzte. Seine Verwandten geriethen durch seine Mittheilung außer sich; ja, sie waren gegen ihn so empört, daß sie ihn nicht weiter anhören wollten, und er es für gerathen fand, sich zu entfernen. Nun liegt es ihm aber sehr daran, nicht in Zwist von hier zu scheiden. Auch wünscht er, schon seiner Gattin wegen, sich mit den Seinigen auszusöhnen. Er hat mich nun ersucht, durch meine Vermittlung den Sturm zu beschwichtigen. Ich habe nämlich seine

Gattin in Berlin kennen gelernt und kann ihr das Zeugniß geben, daß sie eine sehr liebenswürdige, gebildete Dame ist. Dieses Zeugniß soll ich bei seiner Familie in möglichst rührenden und ergreifenden Worten ablegen.

Ich habe ihm das Versprechen gegeben, morgen früh seiner Familie einen Besuch abzustatten und bei derselben meine Ueberzeugungskraft zu seinen Gunsten anzuwenden."

Kaum hatte der Graf die Worte gesprochen, als Hunter sich wieder bei uns einfand. Man sprach von gleichgültigen Dingen, von Dingen, die wenigstens mir gleichgültig waren, von Pferdezucht nämlich und von Wettrennen. Bald kam auch Ralph wieder, und ich war nicht wenig erstaunt, sein Benehmen dem Engländer gegenüber ganz verändert zu sehen. Er war jetzt gegen diesen nicht nur sehr freundlich, sondern sehr zuvorkommend. Der Graf schien darüber sehr erfreut. Was mich betrifft, so hätte ich mich sehr gern entfernt; ich wollte aber erst dem Grafen meinen festen Entschluß mittheilen, in meine Heimath zurückzukehren. Da sich aber die Unterhaltung sehr in die Länge zog und nachdem sie sich über eine Stunde um die Pferdezucht im Allgemeinen gedreht, sich jetzt mit Eifer der mecklenburgischen Race zuwendete, so verabschiedete ich mich, jedoch mit dem unabänderlichen Vorsatze, wo möglich schon am folgenden Morgen meine Reise anzutreten.

Als ich den Grafen den folgenden Morgen sah, war er gerade im Begriff, den Besuch bei Miß Farthing abzustatten, den er ihr bereits hatte anmelden lassen. Er war in großer Eile und ersuchte mich, seine Rückkunft zu erwarten, er würde mich dann mit Muße anhören.

Nach einer Stunde kam er wieder zurück. Er war ungewöhnlich heiter und erzählte mir lachend, daß er in Miß Farthing eine alte Bekannte, oder vielmehr, daß sie in ihm einen alten Bekannten wiedergefunden. „Schon als ich ins Zimmer trat," sagte der Graf, „schien ich einen sehr lebhaften Eindruck

auf die Miß hervorgebracht zu haben; kaum aber hatte ich einige Worte geſprochen, als ſie mit einer ganz eigenthümlich ſchmelzenden Stimme den Namen Oscar rief, und, die blaue Brille auf die Stirn ſchiebend, mich mit ihren grauen Augen genau betrachtete. Ich wußte nicht, was ich von dieſem Benehmen der Miß halten ſollte. Sie jagte mir faſt einen Schrecken ein. Welche Häßlichkeit! Ich würde ſagen, ſie ſei ſo häßlich wie die Nacht, wenn ich nicht fürchtete, der Nacht zu nahe zu treten.

„Nachdem ſie mich eine Weile gemuſtert hatte," fuhr der Graf fort, „fragte ſie mich, ob ich nicht jener Oscar ſei, der ſie und ihre Couſine vor fünfundzwanzig Jahren während eines ſchweren Gewitters in einer Bauernhütte bei Teplitz kennen gelernt? Ich erinnerte mich nun in der That, daß ich damals die Bekanntſchaft zweier Mädchen unter den erwähnten Umſtänden gemacht hatte. Die Couſine war ein gar niedliches Gänschen, das mir damals — in meinen wilden Jahren — recht wohl gefiel, während die Miß Farthing ſchon zu jener Zeit durch Mangel an Grazie auffiel. Seit jener Zeit, ſeit einem Vierteljahrhundert — hatte ich ſo viele Frauen geſehen, daß ich nicht mehr an jene Bekanntſchaft dachte; ich war daher ganz erſtaunt, als mir die Miß ſo viele Einzelheiten ins Gedächtniß zurückrief und mich ſogar an einen höchſt verdrießlichen Handel erinnerte, der mich damals nöthigte, Teplitz plötzlich zu verlaſſen. Sie jagte vorhin zu wiederholten Malen, daß ſie ſeit jener Zeit viel im Stillen geduldet, und ſah mich dabei mit einem ſolch ſchwärmeriſchen Blicke an, daß ich Mühe hatte, nicht in ein Gelächter auszubrechen. Ich glaube, Doctor, die Miß hat einſt für mich geſchwärmt; ich ſchätze mich indeß glücklich, daß ich dies jetzt erſt erfahre. Sie ſaß hinter einer Baſtei dicker Scharteken und ſah aus wie ein alter Profeſſor. Himmel, welch ein Scheuſal! Wenn dieſe Dame wüßte, wie häßlich ſie iſt, ſie würde ſich hüten, in einen Spiegel zu ſehen!

Ich benutzte indessen ihre Freundlichkeit gegen mich und entledigte mich meines Auftrages auf die gewissenhafteste Weise. Die Miß ist freilich noch so wüthend gegen Hunter, daß ich nichts ausgerichtet habe; ich bin aber fest überzeugt, daß ich am Ende seine Sache siegreich durchfechten werde.

„Und Deborah, Herr Graf?“ fragte ich so lebhaft, daß ich über meinen Unbedacht erröthete.

„Ich habe das Kind gesehen,“ erwiederte er, „und ich muß meinem Ralph die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er nicht aus der Art schlägt. Ich habe seinem Geschmacke keine Vorwürfe zu machen. Das Mädchen ist so schön, daß er Unrecht gehabt hätte, es zu sehen und nicht zu lieben!“

„Also willigen Sie in die Verbindung ein?“ fragte ich.

„Zwischen einer Liebschaft und der Ehe,“ antwortete der Graf, indem er die Zipfel seines unendlichen Schnurrbartes mit beiden Händen drehte, „zieht sich oft ein langer, langer Weg. Der erste Kuß, den ein junger Mensch auf die schwellenden Lippen eines Mädchens preßt, muß nicht nothwendig zum Altare führen!“

„Wohin soll er denn führen?“ fragte ich mit Unwillen.

„Sie sprechen wie ein Gelehrter, dessen Welt nur in schweinsledernen Folianten steckt,“ sagte der Graf mit einem leichten Achselzucken. Die Liebe endet nicht nothwendig mit einer Hochzeit, eben so wenig als dieser immer die Liebe vorausgeht. Man liebt meist, ohne zu heirathen, man heirathet sehr oft, ohne geliebt zu haben. Das sollte vielleicht nicht sein; aber es ist so; es war von jeher so und wird auch höchst wahrscheinlich immer so bleiben. Indessen will ich meinem Sohne keinen Zwang anthun,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Mein Wille ist, daß er seine Erfahrung auf eigene Kosten mache; denn nur auf diese Weise wird sich sein Charakter entwickeln, wird er eine Selbständigkeit erlangen, ohne welche Niemand den Namen eines Mannes verdient. Sein Temperament scheint

nicht so heftig zu sein, wie das meinige in seinem Alter gewesen. Hätte ich in seinem Alter unter denselben Umständen ein Mädchen geliebt, so würde ich es längst entführt haben!"

„Himmel!" rief ich, indem ich einen gewaltigen Ruck auf meinem Sitze that.

„Lassen Sie den Himmel in Frieden und zerbrechen Sie den Stuhl nicht, Doctorchen!" sagte der Graf. „Ich hätte das, was ich eben gesagt und was Ihnen einen solchen Schrecken eingeflößt hat, recht gut verschweigen können; allein mein Herz ist immer auf der Zunge, und ich mag nicht besser scheinen, als ich bin. Aber wie gesagt, meinem Sohne soll kein Zwang angethan werden. Es ist mir eine Abwesenheit von mehreren Wochen gegönnt; ich werde während dieser Frist wohl Gelegenheit genug haben, ihn zu beobachten und zu sehen, wie stark das Feuer seiner Leidenschaft ist. Es fällt mir nicht ein, ihn aus seinen süßen Liebesträumen unsanft zu wecken; aber ich werde mir Mühe geben, diese Träume abzukürzen!"

Nachdem der Graf noch eine Weile über seinen Sohn und dessen Verhältniß zu Deborah gesprochen, benutzte ich eine Pause, um ihm mitzutheilen, daß ich fest entschlossen sei, in meine Heimath zurückzukehren. Nach einem leichten Sträuben willigte er ein und äußerte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zufriedenheit mit meiner Mentorschaft.

Als ich von ihm Abschied nahm, drückte er mir herzlich die Hand und lud mich ein, sein Schloß zu besuchen, wenn mich jemals mein Weg in die Nähe seiner Besitzungen führen sollte. Was Ralph betrifft, so sah er mich mit derselben Gleichgültigkeit scheiden, mit der er einst meine erste Bekanntschaft gemacht hatte. Ich konnte ihm aber deshalb nicht zürnen; er war mir keine Dankbarkeit schuldig. Ich aber war im Innersten beschämt, daß ich nicht mit derselben Gleichgültigkeit von ihm zu scheiden, daß ich nicht einen dumpfen Groll gegen ihn zu unterdrücken vermochte.

Zwölftes Capitel.

Ich hatte meine Rückreise angetreten, ohne mich von Miß Eliza Farthing verabschiedet, ohne Deborah noch einmal gesehen zu haben. Den Pfeil tief im Herzen, ging ich von Kreuznach unmittelbar nach Frankfurt. Ich wollte Bingen nicht berühren, wo ich so heiß geliebt, so viel gehofft und eine solche demüthige Niederlage erlitten hatte.

In Frankfurt gedachte ich einige Wochen zuzubringen, die dortige Bibliothek für mein Werk zu benutzen und meinen Briefwechsel mit Paulinen wieder anzuknüpfen; denn nachdem mein schönes Kartenhaus, das meine Liebe zu Deborah aufgerichtet hatte, zusammengeblasen war, wurde mein Gewissen wieder wach und machte mir die bittersten Vorwürfe über mein unmännliches Betragen gegen meine Braut.

Kaum schickte ich mich aber an, in Frankfurt meinen Koffer auszupacken, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken entdeckte, daß ich das Manuscript meines Werkes im Binger Gasthofe zurückgelassen.

In der größten Herzensangst trat ich nun die Reise nach Bingen an. Dort angelangt, erfuhr ich nach wiederholten ängstlichen Nachfragen bei dem Wirthe, bei dem Oberkellner und den übrigen Kellnern, daß man nach meiner Abreise in meinem Zimmer nichts gefunden, als zerstreute werthlose Papiere, die höchst wahrscheinlich von der Dienstmagd aus dem Zimmer gefegt worden. Meine Bestürzung war nicht zu beschreiben, und ich muß gestehen, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Der Oberkellner, der dies bemerkte, sagte mir ganz gutmüthig: „Aber, Herr Doctor, können Sie dann nicht ein anderes Buch machen?“

Es war gerade an einem Samstage, und die Dienstboten des Hotels zeigten sich geschäftig, die Treppen zu scheuern, das Haus zu fegen, die Küchengeräthe zu putzen und die holländischste

Reinlichkeit für den Sonntag herzustellen. Während ich nun düster und niedergeschlagen durch den Hausflur ging, sah ich eine Magd auf einer Leiter mit zerknittertem Papier die Scheiben putzen und in kurzen Zwischenpausen aus der aufgebundenen Schürze frischen Papiervorrath holen und zusammenknittern. Der Gedanke, daß sie wohl mit meinem Werke diesen Reinigungsproceß vornehmen könnte, durchflog mein Gehirn mit Blitzesschnelle, und mit Blitzesschnelle stürzte ich auf sie los und gebot ihr, inne zu halten.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Das einfältige Wesen hatte bereits einige Bogen — meistens Citate aus Jamblichus, Diogenes Laertius, Porphyrius und Lactantius — gänzlich zerscheuert. Ich befahl ihr den Inhalt der Schürze auf der Stelle zu leeren. Die Dirne hielt mich wahrscheinlich für übergeschnappt; sie sah mich mit großen Augen an und konnte nicht begreifen, warum ich einen solchen Werth auf die bekritzelten Blätter legte. Ich machte nun eine Entdeckungsreise durch das ganze Hotel; ich durchstöberte die geheimsten und unbeschreiblichsten Ecken und Winkel des Hauses, und überall fand ich Bruchstücke meines Manuscriptes. Ja, als ich durch den Hof ging, sah ich den Knecht, dessen ich im Anfange meiner Erzählung erwähnt hatte, emsig beschäftigt, mit einigen Blättern meines Werkes die Ohren Cäsar's zu säubern. Dieser Esel hat sich's gewiß nicht träumen lassen, daß man ihm einst die langen Ohren mit den scharfsinnigsten Stellen aus Aristoteles putzen würde. —

Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich von meinem Werke alles gerettet, was noch zu retten war, ging ich mit den Trümmern einer fast zehnjährigen Arbeit nach Frankfurt zurück, und hier, da ich die besudelten, zerrissenen und zerknitterten Blätter auseinanderlegte, glättete und putzte, sah ich erst recht die Verwüstung, die ein böser Zufall angerichtet hatte. Bei Weitem über die Hälfte war verschwunden, und in der kleinern

Hälfte, die ich gerettet, war die Reihenfolge der Seiten so zerstört, daß ich an dem, was ich noch besaß, erst recht deutlich sah, was ich verloren. Es war mir, so oft ich diese Blätter betrachtete, als ob ich mich selbst zerrissen oder zerstückelt sähe, und so sehr ich auch meine Willenskraft anstrengte, so gebrach mir doch der Muth, wieder an die Arbeit zu gehen.

Nachdem ich einige Zeit in Frankfurt zugebracht, wurde in mir die Sehnsucht nach der Heimath immer lebhafter. Ich hatte einen langen Brief an Pauline geschrieben, in welchem ich meine baldige Rückkehr anzeigte. Ich hoffte eine Antwort von ihr, und zwar voller Ausdrücke der Freude über das bevorstehende Wiedersehen, zu erhalten. Allein die Antwort blieb aus. Und soll ich es gestehen? Dieses Stillschweigen Paulinen's, daß ich natürlich ihrem verletzten Zartgefühle zuschreiben mußte, stimmte mein Herz wärmer für sie, und das Bewußtsein, sie durch meine Gleichgültigkeit tief gekränkt zu haben, nagte schwer an meinem Herzen. Ihr Bild schwebte jetzt in einer gewissen Verklärung vor meiner Phantasie. Ich sah sie in meiner Einbildung als eine sanfte Dulderin mit bleichen Wangen und verweinten Augen, und ich malte mir ihre Freude aus, wenn ich plötzlich bei ihr eintreten und ihr in die Arme fallen würde.

Eines Mittags, als ich mich an die Wirthstafel setzte, sah ich jenen Mann an meiner Seite, der in Bingen den heftigen Auftritt mit Roder gehabt hatte. Ich erkannte ihn sogleich, und auch er erinnerte sich meiner noch ganz gut. Während der Tafel sprachen wir von gleichgültigen Dingen; nachdem aber sämmtliche Gäste den Speisesaal verlassen hatten, nahm unser Gespräch einen vertraulichen Charakter an, und ich hörte nun von ihm, daß er im Begriff war, nach New-York zurückzukehren, wo er seinen Familienheerd gegründet.

Als er auf die Scene mit Roder anspielte, sagte ich ihm, daß ich — freilich ohne meinen Willen — einige Drohworte gehört, die er gegen diesen ausgesprochen.

„Der widerwärtige Handel iſt jetzt erledigt," ſagte er, und ich erfuhr nun von ihm, daß Roder ſeiner Schweſter verlobt geweſen, aber plötzlich das Verhältniß abgebrochen und ſich nicht mehr habe ſehen laſſen. Das arme Mädchen habe ſich eine ſchwere Krankheit zugezogen.

„Als ich aus den Vereinigten Staaten auf Beſuch eintraf," fuhr er fort, „fand ich meine Schweſter in einem höchſt bedenklichen Zuſtande. Ihr Herz war gebrochen und man mußte das Schlimmſte befürchten. Er hatte, wie geſagt, plötzlich unſere Stadt verlaſſen, und Niemand wußte, wohin der Niederträchtige verſchwunden. Kaum war ich nun von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt, als ich mir feſt vornahm, nicht eher zu ruhen und zu raſten, bis ich ſeine Spur gefunden und ihn für ſeine ſchmachvolle Aufführung gezüchtigt haben würde.

„Ich ſuchte nach allen Kräften meine Schweſter zu beruhigen und zu tröſten, ſchützte eine ſehr dringende Geſchäftsreiſe vor und nahm meinen ganzen Scharfſinn, meine ganze Energie zuſammen, um ſeine Spur zu entdecken. Dies war indeſſen um ſo ſchwerer, als ich ihn niemals geſehen und auch durch verſchiedene Andeutungen veranlaßt wurde, zu vermuthen, daß er in unſerer Stadt — wo er, beiläufig geſagt, noch andere Liebesintriguen angezettelt hatte — unter einem falſchen Namen aufgetreten war. Nach unſäglichen Bemühungen erfuhr ich endlich ſeinen wahren Namen, und nach langer Irrfahrt, auf welcher man von ihm auch manche arge Geldſchwindeleien erzählte, fand ich ihn an der Gaſttafel in Bingen.

„Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, welche Wuth bei dem Anblicke dieſes Mannes ſich meiner bemächtigte. Ich ſuchte mich aber ſo viel wie möglich zu beherrſchen. Meine Abſicht war, ihn zu meiner Schweſter zurückzuführen, ihr in ſeiner Gegenwart alles zu erzählen, was ich über ihn erfahren, und ihn dann mit einer derben Züchtigung zu entlaſſen. Ich hatte zwei Revolver bei mir, die ich ihm zeigte und die ihn in um

so größerer Ehrfurcht hielten, als ihm, wie allen Menschen seinesgleichen, der männliche Muth gänzlich abgeht und er auch sah, daß es mir voller Ernst war, meine Schwester zu rächen.

„Ich weiß recht gut, daß man in Europa solche Mittel verwirft; aber ich weiß auch, daß es Fälle giebt, wo ein Mann von Ehre nicht anders zu handeln vermag, da unsere Justiz niemals den Niederträchtigen verfolgt, der einem schwachen, unschuldigen Mädchen das Wort bricht und es in unsägliches Elend stürzt. Unsere Richter verfolgen aufs Unbarmherzigste den Schelm, der irgend einen Krämer um ein paar Gulden übervortheilt, und sie glauben dadurch die Gesellschaft vom Verfall zu retten; für die Schurken aber, die sich in eine achtungswerthe Familie einschleichen, durch süße gleißnerische Worte das Herz eines Mädchens fesseln und es dann schnöde verlassen — für diese Schurken hat unsere Justiz leider keine Züchtigung und überläßt es der Selbsthülfe, die gekränkte Ehre zu rächen.

„Wir stiegen in den Wagen, wo ich gegen alle seine Entschuldigungen und Betheuerungen taub blieb. Sie können sich wohl denken, daß die Reise für mich keine besonderen Annehmlichkeiten hatte. Die Rolle eines Gensd'armen zu spielen, konnte mir nicht sehr behagen. Dazu kam noch das unerquickliche Gefühl, mich an der Seite eines Menschen zu befinden, den ich eben so sehr haßte als verachtete. Er seinerseits war freilich in einer noch unangenehmern Lage, und ich sah ihm deutlich an, daß er beständig auf ein Mittel sann, mir bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entschlüpfen; denn sich gewaltsam seiner Haft zu entziehen, schien ihm sehr bedenklich, erstens, weil er gesehen, daß ich meinen Revolver nicht zum Scherze bei mir trug, zweitens, weil ich ihm gedroht, bei dem ersten Fluchtversuche ihn wegen seiner verübten Schwindeleien zu denunciren.

„Die Angelegenheit sollte aber bald eine sowohl für mich als auch für ihn sehr unerwartete Wendung nehmen. Als wir nämlich in St. Goar anlangten und in das Gastzimmer eines dortigen Hotels traten, wo sich ein ältlicher Herr an der Seite einer Dame befand, stieß diese bei unserem Anblick einen heftigen Schrei aus. Ich wußte natürlich nicht, was dieser Dame den Schrecken eingeflößt, bemerkte aber, daß Roder erbleicht war und, sich schnell umdrehend, aus dem Saale entfliehen wollte. Ich hielt ihn jedoch fest am Arme und führte ihn an die Tafel. Die Dame, die das Gesicht auf die Schulter des alten Herrn gelegt hatte, richtete nun ihre großen, dunklen Augen auf meinen Gefangenen, der einige Worte zu stammeln versuchte.

„Der ganze Auftritt hatte kaum einige Secunden gedauert, die aber, wie ich deutlich sah, Roder eine Ewigkeit schienen. Inzwischen war der alte Herr mit der Dame vom Tische aufgestanden, und nachdem er diese bis zur Thür begleitet hatte, kehrte er allein wieder zurück und ersuchte ihn mit ernster, nachdrücklicher Stimme, ihm zu folgen. Ich aber bemerkte, indem ich mich vor dem ehrwürdigen Herrn verneigte, daß ich Roder nicht aus den Augen lassen würde, bevor ich eine Angelegenheit mit ihm geordnet, von der die Ehre meiner Familie abhinge, und daß ich keineswegs anstehe, sie ihm, dessen Silberhaar mir unbedingtes Vertrauen einflöße, ohne Weiteres mitzutheilen.

„Wir gingen in das Zimmer des alten Herrn und ich erzählte ihm nun, warum ich Roder zu meinem Gefangenen gemacht.

„Ich aber meinerseits erfuhr nun, daß die Dame, die soeben aus dem Gastsaale getreten, die Nichte des Greises und die Gattin meines Delinquenten war. Er hatte nicht nur ihre bedeutende Mitgift verschwendet, sondern vielerlei schlechte Handlungen begangen, die nicht alle vertuscht werden konnten. Es

blieb nun, nach tausend unnützen Versuchen, ihn zum Bessern zu bekehren, kein anderes Mittel als die Scheidung übrig, auf die aber der Elende, der die reiche und angesehne Familie seiner Gattin auf jede nur erdenkliche Weise auszubeuten gewöhnt war, nicht eingehen wollte und, als er dem Drängen nicht mehr widerstehen konnte, sich durch die Flucht entzog und unter falschem Namen seinen Aufenthalt zu verbergen wußte, bis der Zufall, der gewöhnlich den Schelmen die boshaftesten Streiche spielt, ihn durch mich in die Gegenwart seiner Gattin brachte.

„Nachdem ich dies Alles vernommen, glaubte ich meine Mission vollbracht, überließ den Schurken, dessen wirklichen Namen ich jetzt erfuhr, dem greisen Oheim und reiste noch an demselben Abend ab.

„In meine Heimath zurückgekehrt, erzählte ich meiner Schwester den wahren Grund meiner Reise und das Resultat derselben. Sonderbar! Trotz des Vertrauens, das meine Schwester zu mir hatte, trotz der Schändlichkeit, mit der er sich gegen sie aufgeführt, hatte ich doch Mühe, sie von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen.

„Ich hatte weniger Mühe, meine Schwester zu überreden, mich nach den Vereinigten Staaten zu begleiten. Die Wunden, an denen ihr Herz noch immer blutet, werden in der neuen Welt vernarben, und sie wird dort so lange an meiner Seite leben, bis sie einen Mann gefunden, der ihrer würdig ist und den sie gewiß glücklich machen wird, denn — ich sage es mit Stolz — sie besitzt alle Eigenschaften, die in jeder Beziehung das Glück eines Gatten begründen können."

Ich hatte bald Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß er die Vorzüge seiner Schwester durchaus nicht überschätze. Amalie — so hieß sie — war in der That ein sehr schönes, sehr liebenswürdiges und gebildetes Mädchen. Sie hatte blaue, schwärmerische Augen und ihr regelmäßiges Gesicht hatte etwas sehr Einnehmendes. Dazu kam noch ein melancholischer Ausdruck, der

eine unwiderstehliche Sympathie erweckte. Ihre Stimme hatte einen zauberischen Klang und sie drückte sich mit vieler Gewandtheit, aber ohne Prätention aus.

Bruder und Schwester blieben noch eine Woche in Frankfurt. Ich war während dieser Zeit häufig mit ihnen zusammen und gewöhnte mich so sehr an ihren Umgang, daß ich am Tage ihrer Abreise ganz wehmüthig gestimmt war. Ich begleitete Beide zur Eisenbahn und wir verabschiedeten uns mit den herzlichsten Händedrücken, und mit den aufrichtigsten Wünschen, uns einst wieder zu begegnen.

Das Zusammentreffen mit den beiden Geschwistern hatte aber, wie gesagt, den Entschluß, nach meiner Heimath und zu meiner Braut zurückzukehren, vollends zur Reife gebracht, und ich traf nun alle nöthigen Vorbereitungen zur Abreise.

Es war an einem kalten, unerquicklichen Decembertage. Die Erde lag schlummernd unter einer hohen Schneedecke, und kein Geräusch störte diesen Schlummer. Ueberall herrschte Todesstille, die nur dann und wann durch das Krächzen eines Raben unterbrochen wurde. Der Himmel sah nicht heiterer aus als die Erde. Lange hatte die Sonne mit den Schneewolken gekämpft, und nachdem sie eine kurze Zeit durch dieselben wie ein rothverweintes Auge geblickt, war sie wieder verschwunden. Immer mehr verdunkelte sich der Horizont, und es war mir, als ob ich mich zwischen zwei Leichentüchern befände.

Ich hatte noch einen Fichtenwald zurückzulegen, dessen äußerster nördlicher Saum sich etwa zwei Meilen von meiner Vaterstadt befindet. Der Weg durch den Wald war schlecht. Der Schimmel, der meinen Wagen zog, war ebenso altersschwach und gebrechlich wie dieser, und der Fuhrmann ebenso gebrechlich und altersschwach wie der Wagen. Wir rückten kaum von der Stelle.

Von Zeit zu Zeit blieb der arme Gaul stehen, um sich auszuschnaufen, und machte keine Anstalten, sich wieder in Gang zu

setzen. Wenn ich nun dem Fuhrmann Vorwürfe machte, so versetzte dieser ihm einen Peitschenhieb, und der lebensmüde Klepper fuhr dann in die Höhe und jagte dem lebensmüden Wagen einen solchen Schrecken ein, daß er in allen Fugen knackte. Bei solchen Gelegenheiten steckten auch die Tannen ihre starrbeschneiten Zacken neugierig in den Wagen und geißelten mir das Gesicht mit den beeisten Nadeln.

Das war keine heitere Fahrt!

Nun fiel auch der Schnee in großen, dichten Flocken und drohte uns in diesem Walde zu begraben. Ich hatte gerechnet, gegen Abend in meiner Heimath anzulangen; aber schon brach die Nacht herein und noch waren wir nicht aus dem Walde. Nach vielen Mühen und Nöthen, nach vielen Flüchen und Peitschenhieben, nach vielem Ach und Krach hatten wir ihn endlich hinter uns. Aber ich gelangte erst in meine Vaterstadt, als selbst die beharrlichsten Weinhausgäste die Betten längst aufgesucht hatten.

Am andern Morgen erhob ich mich sehr früh, trotz der Müdigkeit, die ich noch immer verspürte, und holte aus meinem Koffer die Geschenke, die ich für Pauline und deren Mutter mitgebracht. Ich packte dieselben in zwei Bündel, das eine für meine Braut, das andere für Frau Mantel, nahm jenes unter den rechten, dieses unter den linken Arm und machte mich auf den Weg.

Ich wußte, daß man mich nicht erwartete; denn da meine jüngsten Briefe an Pauline nicht beantwortet wurden — was ich der Vernachlässigung zuschrieb, der ich mich gegen sie schuldig gemacht hatte, — so hatte ich sie von meiner Ankunft nicht vorher in Kenntniß setzen wollen, in der Ueberzeugung, daß mein plötzliches Eintreffen Alles in's Reine bringen würde. Auch sollten die Geschenke den Vorwürfen, die ich von den beiden Damen erwartete, die Schärfe benehmen. Daß ich manche Aus-

rede erfunden hatte, um mein kühles Betragen zu erklären, versteht sich von selbst.

So legte ich denn voll guten Muthes den Weg zum Hause der Frau Mantel zurück. Um die Ueberraschung zu vergrößern, trat ich leise ins Haus, drückte auf die Thürklinke und befand mich vor der alten Wittwe. Sie saß vor einer großen Schaale blonden Kaffee's, in welchen sie eben die Rinde einer Semmel zu brocken im Begriff stand. Als sie mich erblickte, stieß sie meinen Namen mit einem so gewaltigen Schrei aus und machte eine solch heftige Bewegung mit den Armen, daß die riesige Tasse umstürzte und Dietrich, der alte Kater, der am warmen Ofen aus einem hölzernen Napfe seine Milch schleckte, mich voll Angst mit den graugrünen Augen anstierte.

Ich hatte die Packete auf den Tisch geworfen und reichte der Frau die beiden Hände hin.

„Ach du mein lieber Gott," rief sie, indem sie sich das linke Auge wischte, „ach du mein lieber Gott, wer hätte das geglaubt!"

„Nicht wahr, ich komme unerwartet?" sagte ich, „ich wollte Euch überraschen. — Aber wo ist Pauline?"

„Pauline?" wiederholte Frau Mantel, mit dem Rücken ihrer Hand eine Thräne aus dem rechten Auge wischend. „Sind denn die Briefe nicht angekommen?"

Diese Frage setzte mich in keine geringe Verlegenheit, denn ich erinnerte mich nun, mehrere Briefe Paulinen's nicht eröffnet zu haben. Da ich aber dies nicht eingestehen durfte, sagte ich ohne Weiteres, daß die fraglichen Briefe entweder unterschlagen oder verloren worden.

„Ach du gerechter Himmel," rief sie und ließ aus beiden Augen die Thränen fließen, „Ihre Kälte und Gleichgültigkeit hat dies Alles verursacht!"

„Doch wo ist Pauline?" fragte ich ängstlich.

„Das war kein Betragen eines Bräutigams!" seufzte Frau

Mantel. „Das arme Kind hat lange geduldet und heiße Thränen genug vergessen; aber endlich waren ihre Kräfte dahin!“

„Um Gottes willen, sagen Sie, wo ist Pauline! Ist sie nicht hier?“

„Nein, sie ist nicht hier,“ schluchzte Frau Mantel, indem sie zwei Paar Thränen vergoß. „Ich hatte mir die Zukunft so schön ausgemalt; nun bin ich in meinen alten Tagen einsam und allein!“

Die letzten Worte der Matrone erfüllten mich mit Schrecken. Ich war kaum eines Wortes mächtig und blickte schweigend zu Boden.

„Ja, so mußte es kommen!“ rief die Wittwe. „Aber Sie allein haben sich Vorwürfe zu machen, Sie allein und kein Anderer!“

„Wann ist es geschehen?“ fragte ich.

„Morgen werden's drei Wochen,“ antwortete sie mit einem tiefen Seufzer.

„Hätte ich das gewußt, so wäre ich gewiß eingetroffen!“ rief ich.

„Es wäre dann schon zu spät gewesen!“ bemerkte sie.

„Ich hätte mich wenigstens rechtfertigen können!“ sagte ich. „Hat sie vor ihrem Scheiden nicht von mir gesprochen?“

„Ja, aber ohne Bitterkeit,“ versicherte Frau Mantel.

„So will ich hinaus,“ rief ich in Verzweiflung. „so will *ich hinaus und sie um Verzeihung bitten!*“

„Wo hinaus?“ fragte Frau Mantel.

„An ihr Grab!“ rief ich.

„Sind Sie von Sinnen?“ schrie Frau Mantel, indem sie vom Stuhle aufsprang. „Meine Tochter ist nicht todt, sie lebt und genießt, Gottlob, eine gute Gesundheit!“

„Wenn sie nicht todt ist, wo ist sie denn?“ fragte ich.

„Sie ist in Freidorf,“ antwortete die Alte, einen Stuhl herbeiholend.

„Setzen Sie sich und hören Sie ruhig zu; Sie werden dann einsehen, daß Sie sich Alles zuzuschreiben haben, was hier geschehen ist!"

Nachdem ich ihr gegenüber Platz genommen, begann sie folgendermaßen:

„Ich habe Ihre Reise nicht gern gesehen; indessen wollte ich mich derselben nicht widersetzen. Meiner armen Tochter war das Herz fast gebrochen, als sie Sie scheiden sah, aber das gute Kind wollte Ihrem Wunsche nicht entgegen sein und ließ Sie die Reise unternehmen. Wie viel heiße Thränen sie nach Ihrer Abreise vergoß, weiß ich allein. Sie sprach von nichts Anderem als von Ihnen, und verbrachte, der Himmel weiß, wie viele schlaflose Nächte. Wenn ich längst zu Bett gegangen war, saß sie bei der Lampe und schrieb lange Briefe, in denen sie ihr Herz vor Ihnen ausschüttete. Sie schrieb sich fast die Augen blind und ließ sich durch keine meiner Ermahnungen davon abhalten. Wie ängstlich wartete sie auf Ihre ersten Zeilen! Sie stand vom frühen Morgen bis zum späten Abend vor dem Fenster, und so oft der Briefträger sich zeigte, fuhr sie zusammen vor banger Erwartung. Endlich, endlich kam der erste Brief. Sie erbrach ihn mit zitternder Hand, und als sie ihn gelesen, sagte sie seufzend: Wie kurz, wie kalt, wie gemessen! O, er liebt mich nicht — nein, nein — er liebt mich nicht! Und dabei vergoß sie bittere Thränen."

Die Erinnerung an die Thränen der Tochter schienen einen unwiderstehlichen Reiz auf die Zirbeldrüse der Mutter auszuüben. Nachdem sie sich schluchzend beide Augen ausgewischt, fuhr sie fort:

„Ich suchte sie, so gut ich konnte, in ihrem Kummer zu trösten, und sie ließ sich endlich überreden. Sie schrieb wieder in die tiefe Nacht hinein und hoffte, daß jetzt die Antwort ihres Bräutigams schneller eintreffen und länger und wärmer ausfallen würde. Aber wie hatte das arme Kind sich getäuscht!

Was soll ich viel reden? Ihre Briefe, lieber Doctor, wurden immer seltener, immer kürzer, und statt meine Tochter mit einem baldigen Wiedersehen zu trösten, enthielten sie bittere Vorwürfe, die vom Zaun gebrochen waren. Er liebt mich nur nicht, sagte Pauline, sondern er liebt eine Andere! Er liebt Dich, sagte ich. Nein, er liebt mich nicht, sagte sie; er liebt mich nicht und hat mich niemals geliebt; er ist flatterhaft wie alle Männer, und ich hätte seinen Schwüren nicht glauben sollen!"

„Ich habe nie geschworen!" rief ich.

„Unterbrechen Sie mich nicht!" sagte Frau Mantel. „Sie erinnern sich nicht mehr, daß Sie geschworen haben, aber meine Tochter erinnert sich gar wohl daran. Sie sagen, Sie haben nicht geschworen; aber ich sage, Sie haben geschworen, denn wenn Sie nicht geschworen hätten, würde meine Tochter es nicht behauptet haben! Doch lassen wir die Schwüre bei Seite. — Mehrere Briefe Paulinens blieben unbeantwortet; mehrere Briefe, in denen sie Sie beschwor, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Das war zu arg, und ich selbst konnte meiner Tochter gegenüber keinen Entschuldigungsgrund mehr für Ihr Betragen finden. Laß ihn fahren dahin! rief ich. Er wird es einst bereuen und einsehen, was er an Dir verloren!

„Inzwischen hatten sich aber gar Viele um Paulinens Hand beworben. Sie widerstand lange; denn trotz Ihres unerklärlichen Betragens wurzelten Sie doch noch tief im Herzen meiner Tochter. Endlich aber, und nur auf mein dringendes mütterliches Ermahnen, gab sie nach und reichte ihre Hand dem pensionirten Steuereinnehmer Wank in Freidorf, einem braven, vermögenden Manne, der kein größeres Glück kennt, als ihr ein angenehmes Leben zu bereiten."

„Pauline ist also verheirathet?" fragte ich.

„Morgen werden's drei Wochen, daß die Hochzeit gefeiert

wurde," sagte Frau Mantel, indem sie sich beide Augenwinkel trocknete.

„Verheirathet, ohne mich davon in Kenntniß gesetzt zu haben!" rief ich mit Bitterkeit.

„Pauline hat Sie benachrichtigt, daß ihr Verhältniß mit Ihnen für immer aufgelöst; aber der Brief ist entweder nicht angelangt, oder Sie haben ihn nicht gelesen," sagte Frau Mantel. „Indessen, was geschehen ist, das ist geschehen, und nichts mehr daran zu ändern," setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Wie gern ich Sie als meinen Schwiegersohn gesehen hätte, das wissen Sie so gut wie ich; aber Eben werden im Himmel geschlossen!"

Ich wußte darauf nichts zu erwiedern und wollte mich entfernen. Frau Mantel hielt mich jedoch noch eine Zeit lang bei sich zurück, indem sie mir versicherte, daß sie mich wie ihren Sohn liebe, und mich bat, sie täglich zu besuchen, mit ihr Lotte zu spielen und sie in ihrer Einsamkeit zu zerstreuen.

Endlich gelang es mir, mich von ihr loszureißen.

Was soll ich es leugnen? Die unerwartete Nachricht von der Verheirathung Paulinens kränkte mich aufs tiefste. Ich hatte eine Niederlage erlitten, wo ich sie am allerwenigsten erwartet hätte. Das brachte mich auf. Sonderbar! Ich hatte die Reise mit Ralph unternommen in der Hoffnung, durch irgend einen Zufall von einem Joche befreit zu werden, in das ich mich hatte hineinschwatzen lassen, und nun, da ich auf die einfachste und manierlichste Weise von diesem Joche befreit war, fühlte ich einen tiefen, schwer zu bewältigenden Verdruß. Es wurmte mich, daß Pauline sich so schnell entschließen, daß sie mich so leicht zu ersetzen geglaubt. Wir Männer sind noch eitler als die Frauen; nur daß uns die Liebenswürdigkeit fehlt, unsere Eitelkeit erträglich zu machen.

Als ich mich anschickte, Paulinens Briefe zu verbrennen, fand ich unter denselben mehrere, die ich nicht eröffnet hatte

und aus denen ich jetzt erfuhr, daß Pauline mir in hochpoetischen Ausdrücken ihren Entschluß mitgetheilt, mir für immer zu entsagen. Ich verbrannte ihre Briefe und ihre Tagebücher mit den Citaten aus Tiedge und Mathisson und nahm mir vor, von jetzt an nur der Wissenschaft zu leben.

Kaum war ein Jahr verflossen, seit ich mit Ralph die Reise begonnen, und was hatte ich in diesem kurzen Zeitraume nicht Alles erlebt und erfahren! Ich war müde und bedurfte der Ruhe, und diese fand ich in meinen Büchern. Ich nahm meine alten Gewohnheiten wieder an, floh jeden Umgang und suchte die klaffenden Lücken, die in mein Manuscript gerissen waren, durch unermüdlichen Fleiß, durch die beharrlichste Geduld und Ausdauer zu ersetzen.

Obgleich ich in der Nachbarschaft der Frau Mantel wohnte, nahm ich doch ihre Einladungen, sie zu besuchen, nicht an. So oft sie mir begegnete, seufzte sie tief auf und ließ ihre Thränenquellen sprudeln. Sie betheuerte dabei, daß sie das Leben vertrauere und es als ein großes Unglück betrachte, mich nicht Sohn nennen zu dürfen. Ich hörte auch von mehreren Seiten, daß die Ehe in Freidorf voll schwerer Gewitter sei. Die Gewitter, sagte man mir, entlüden sich gar oft auf das Haupt des pensionirten Steuereinnehmers Wank, der sich hatte verleiten lassen, in einem Alter von zweiundsechzig Jahren an den Traualtar zu geben. Sein Wahn war kurz, aber seine Reue war nicht lang. Denn als der Frühling sich erneute und die Lerche in den Lüften wirbelte, trugen sie ihn hinaus zur ewigen Ruhe. Ein siebenmonatliches unheilbares Ehekeiden war die Ursache seines Todes.

Bald darauf kehrte die Wittwe Pauline Wank, geborene Mantel, in ihre Vaterstadt zurück. Ich suchte jede Begegnung mit ihr zu vermeiden; da mich aber mein Weg täglich mehrere Male vor ihrem Hause vorbeiführte und bei der schönen Jahreszeit die Fenster ihrer Wohnung beständig geöffnet waren, .

so gelang mir dies nicht lange, und als ich eines Tages im Begriffe war, einen Brief auf die Post zu geben, rief mich Frau Mantel so dringend in ihr Haus, daß ich endlich nachgeben mußte. Ich trat ein, und Pauline trat in Trauerkleidern und mit einem weißen Schnupftuche vor den Augen mir entgegen.

„Müssen wir uns so wiedersehen?" rief sie.

Eine Pause entstand, während welcher die Mutter mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt unzählige Thränen vergoß. Die Tochter aber hatte nur aus Schicklichkeitsgefühl und nicht aus Bedürfniß das Tuch vor den Augen gehalten; denn als sie es wieder von denselben nahm, waren sie so trocken wie mein Uhrglas. Auch sonst sah man ihr keinen Kummer an. Ihr Gesicht war voller und runder als jemals, und ihre früher schon fette untersetzte Statur hatte sich noch mehr abgerundet. Sie sah aus wie eine Theekanne.

Sie fing nun an, ihren verstorbenen Gatten, den guten Wank, zu loben, wie ihre Mutter den seligen Mantel zu loben pflegte, den sie unter die Erde gebracht. Sie preßte dabei unzählige Male das Schnupftuch auf die Augen und bemühte sich, zu schluchzen. Sie citirte dieselben Stellen aus Mathisson und Tiedge, die sie einst als meine Braut citirt hatte, und ich fand, daß ihre Zunge während unserer Trennung an Geläufigkeit durchaus nichts verloren hatte. Ich dankte Gott, daß sie nicht *meine* Wittwe war!

Mutter und Tochter bestrebte sich in der Folge, mich wieder zum Hausfreunde zu machen; ja, es kam mir vor, als ob beide Wittwen den Plan gefaßt hätten, mich zum Nachfolger des pensionirten Steuer-Einnehmers Wank zu bestimmen. Aber ich wollte nicht sein Nachfolger werden, weder in die Ehe, noch in das Grab. Ich hatte mein Leben zu lieb; ich wollte mich nicht todt heirathen.

Ich vermied daher die Gesellschaft beider Frauen, so viel

ich konnte, und munterte Pauline zur Nachahmung ihrer Mutter, zum ewigen Wittwenthum auf.

Mehrere Jahre verflossen. Die beiden Damen sahen endlich ein, daß ich nichts mehr von jener Naivetät besaß, die es ihnen einst so leicht gemacht, mich ins Garn zu locken, und sie behandelten mich jetzt mit einer Kälte, die mir wahrhaft wohlthat. Inzwischen hatte ich so fleißig an meinem Werke gearbeitet, daß ich es eines schönen Maimorgens als vollendet betrachten konnte. Ich jubelte vor Freude, als ich das dicke, sauber abgeschriebene Manuscript vor mir liegen sah, und hegte die Ueberzeugung, daß mein Name bald in der deutschen Gelehrtenwelt mit Ehre und Anerkennung genannt werden würde.

Ich schickte mein Manuscript an einen der unternehmendsten Buchhändler; aber schon nach acht Tagen wurde es mir mit der Bemerkung zurückgeschickt, meine Ideen seien nicht reif genug für die Zeit. Ich wandte mich an einen Anderen, der es mir mit der Versicherung zurückschickte, die Zeit sei noch nicht reif genug für meine Ideen. Einem Dritten war es zu fragmentarisch, einem Vierten zu sehr ausgeführt, und ein Fünfter hatte die Unverschämtheit, zu behaupten, die heutige Welt habe sich mit ganz andern Dingen zu beschäftigen und es sei ihr vollkommen gleichgültig, ob Pythagoras seinen Schülern den Genuß der Bohnen oder der Erbsen verboten. Kurz, alle meine Bemühungen, einen Verleger aufzutreiben, scheiterten so entschieden, daß ich endlich den Entschluß faßte, mein Vaterland zu verlassen und nach Paris zu gehen.

Nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet, verließ ich mit einem tiefen Groll und ohne mich von irgend Jemanden zu verabschieden, meine Heimath und trat meine Reise nach Frankreich an. Als ich in Mainz anlangte und mich vom Rheinufer nach dem Innern der Stadt begab, führte mich mein Weg an dem Schloßplatze vorüber, wo man gerade Recruten einexercirte. Ich sah einige Zeit zu, wie diese jungen Leute in

der Kunst zu tödten unterrichtet wurden, und erfuhr dabei, das sie das, was sie schon als zweijährige Kinder zu wissen glaubten, erst lernen mußten, nämlich stehen und gehen. Ich wunderte mich dabei, daß dies keinem Einzigen zur Zufriedenheit der Unteroffiziere gelang. Der Eine vergaß vor Angst, er könnte einen Irrthum mit den Füßen begehen, was er mit dem Kopfe anfangen sollte; der Andere hatte schon so viel gelernt, daß er nicht mehr rechts von links unterscheiden konnte, und einem Dritten gelang es trotz seiner sichtbaren Anstrengungen nicht, im Marschiren die Hände dicht auf der Hosennaht zu halten. Der Gebrauch der Hände schien ihnen überhaupt das Schwierigste zu sein, und sie überwanden diese Schwierigkeit so wenig, daß einer der Unteroffiziere seinen Unwillen darüber auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise äußerte. Er vermied nämlich das Wort „Hand" und ersetzte dasselbe durch einen synonymen, aber keineswegs schmeichelhaften Ausdruck. „Schmidt, rief er, thu er die „Pfoten" herunter! — Müller, wo hat er denn die „Pranken?" — Na, wie der Patzke die „Krallen" hält! Es ist lächerlich! — Bennecke, wird er gleich die „Tatzen" in die Höhe heben? — Und was macht denn da der Schwartz mit seinen „Klauen?" — Wenn der Hübner nicht gleich die „Griffe" auf die Naht setzt, wird ihm ein Kreuzhimmeldonnerwetter in den Leib fahren!"

Aber der Unteroffizier spendete seine liebenswürdige Grobheit mit einer weisen Vertheilung. Wenn der Schmidt nämlich seine „Pfoten" nicht in die gewünschte Lage brachte, wurde er aufgefordert es mit seinen „Pranken" zu thun, und wenn der Müller einen Fehlgriff mit seinen „Pranken" that, so wurde ihm mit einem langen Kernfluche bedeutet, auf seine „Tatzen" Acht zu geben, so daß nach fünf Minuten jeder Recrut mit Pfoten, Krallen, Pranken, Tatzen, Klauen, Griffen und Fängen bedacht war und gar nicht mehr wußte, zu welcher Klasse des Thierreiches er gehörte.

Dieser Elementar-Unterricht in der Taktik regte mich zu mancherlei Betrachtung an. Ich versank in tiefes Nachdenken. Da fühlte ich einen leisen Schlag auf meiner Schulter, und als ich mich umdrehte, sah ich einen stattlichen Dragoner-Lieutenant vor mir.

Ich betrachtete ihn einen Augenblick in der Ueberzeugung, daß er mich mit einem Andern verwechselt haben müßte: wie erstaunt war ich aber, als ich in ihm Ralph erkannte!

Er war viel stärker und kräftiger geworden, und sein blonder Schnurrbart hing ihm zu beiden Seiten des Kinns herab und versprach, den seines Vaters an Länge zu erreichen. Auch seine Stimme hatte sich verändert. Sie war viel tiefer und klang dragonerhaft.

Wir waren nur zwei Schritte von der Cavallerie-Caserne entfernt, wo er wohnte, und er bat mich, ihn dahin zu begleiten.

Ich erfuhr nun von ihm, daß sein Vater an der Gicht leide und seine frühere Heiterkeit und Lebenslust gänzlich verloren habe.

„Mein Vater," sagte er, „ist seit seiner Krankheit, aus der er vor zwei Jahren wie durch ein Wunder gerettet wurde, fromm und griesgrämig. Er liest beständig die Bibel und hält mich verzweifelt knapp. Shylock hing nicht fester an seinem Gelde als er. Jedem Wechsel, den er mir schickt, geht immer ein Dutzend Briefe voraus, in denen er mir meine Verschwendung und meinen Leichtsinn vorwirft und mich zu einer besonneneren Lebensweise ermahnt. Das sind keine Briefe, das sind Fastenpredigten."

Ich war, wie man sich leicht denken kann, sehr neugierig, etwas über Deborah zu erfahren, deren Bild mir trotz der fünf Jahre, die seit meiner Abreise von Bingen verflossen waren, doch von Zeit zu Zeit in der Erinnerung auftauchte. Ich bat ihn daher, meine Neugier zu befriedigen.

„Davon wäre viel zu erzählen," rief er, indem sich sein

Gesicht verfinsterte. „Sie wissen, Deborah war meine erste Liebe. Ich kannte nichts Schöneres, nichts Edleres, nichts Vollkommeneres als sie. Sie war mir der Inbegriff aller Vorzüge, und ich hätte mir sicher das Leben genommen, wenn sie nicht die Meine geworden wäre. Mein Vater sah dies ein und gab nach langem Sträuben gegen die Mesalliance seine Einwilligung zu unserer Verbindung. In London wurde die Hochzeit gefeiert, und wir reisten dann nach Italien, um dort drei Honigmonate zu verleben. Die drei Monate flossen schnell dahin, aber mit ihnen auch der Honig; ja, der Honig war schon zu Ende, bevor der dritte Monat zu Ende war. Mein junges Weib, vor Kurzem noch so sanft, so gutmüthig, so ergeben, wurde launisch, eigensinnig und war mit nichts mehr zufrieden. Sie lachte, wenn sie weinen — sie weinte, wenn sie lachen sollte. Nichts machte ihr, sie machte Niemandem mehr Freude. Sie litt am Spleen, sie hatte die blue devils, und je mehr ich mich anstrengte, ihr das Leben angenehm zu machen, desto unerträglicher wurden ihre Launen. Wenn die Sonne am blauen, unumwölkten Himmel strahlte, wollte sie das Zimmer nicht verlassen, und bei dem abscheulichsten Regenwetter mußte ich mit ihr lange Spazierritte machen. Ich hoffte sie durch geselligen Umgang zu zerstreuen und gab Soiréen, aber sie wußte Jedem etwas Unangenehmes zu sagen, so daß sich keiner meiner Freunde mehr in mein Haus wagte. Oft, wenn ich zu Tische heimkehrte, war sie nicht zu finden; denn es war ihr eingefallen, das Haus zu verlassen und Ausflüge durch die Wälder und über die Berge zu machen. Es geschah auch wohl, daß sie eine Woche hindurch kein Wort sprach und es keinem meiner Versuche gelang, ihre Zunge zu lösen. Wenn es ihr einfiel, verließ sie mehrere Tage das Bett nicht, und dann fiel es ihr wieder ein, die Nächte bei der Lectüre zu durchwachen und das Bett zu meiden.

Das Leben wurde mir am Ende unerträglich. Deborah

war der Gegenstand aller Gespräche, und es kam mir zu Ohren, daß man sie die „verrückte Gräfin“ nannte. Es versteht sich von selbst, daß meine Liebe für sie unter den bewandten Umständen erkalten mußte; doch muß ich mir selbst die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich das Feuer meines Herzens mit allen Kräften zu unterhalten strebte. Meine Kräfte versiegten endlich. Meine Geduld war erschöpft und ich gab ihr eines Tages nach einem heftigen Auftritte zu verstehen, daß eine Trennung, so schwer sie mir auch fiele, so schmerzlich sie auch für mich sein müßte, doch einem solchen Leben vorzuziehen wäre. Gegen meine Erwartung stimmte sie mir vollkommen bei und sagte mir mit einem Freimuthe, der mich sehr wenig erbaute, daß sie mich nicht mehr liebte, daß sie früher eine zu hohe Meinung von mir gehabt, daß sie mich überschätzt habe, daß sie sich auf's Bitterste getäuscht sähe und in ihr Vaterland zurückzukehren wünschte.

Sie ist jetzt in ihrem Vaterlande. Vor drei Jahren sind wir geschieden worden. Ich bin inzwischen in die Armee getreten und fühle mich glücklich, von einem Joche befreit zu sein, das selbst einem Herkules zu schwer gewesen wäre.“

„Wer hätte das geglaubt!“ rief ich, als Ralph die kurze Geschichte seiner Ehe beendet hatte.

„Ja, wer hätte das geglaubt!“ wiederholte er und fügte dann hinzu: „Seien Sie froh, Doctor, daß Sie ledig geblieben!“ Er machte hierauf so viele dragonerartige Betrachtungen über die Liebe, so viele kasernenhafte Bemerkungen über die Ehe, daß mir's ganz unheimlich wurde und ich mich ordentlich erleichtert fühlte, als ich ihn verlassen hatte.

Die Erzählung Ralph's hätte eigentlich ein Gefühl der Schadenfreude in mir erwecken sollen; allein das war nicht der Fall. Sie erfüllte mich vielmehr mit Schwermuth, da sie mir zeigte, wie grausam die Wirklichkeit unsere Ideale zerstört.

Ich hatte in Deutschland nichts zurückgelassen, was in der

Fremde meine Sehnsucht hätte erwecken können. Daher kam es auch, daß ich bei meiner Ankunft in Paris nichts von jener Vereinsamung empfand, über die so viele unserer Landsleute während ihres ersten Aufenthalts in der Hauptstadt Frankreichs zu klagen pflegen. Ich war im Gegentheil froh, mich in diesem Weltgewühl zu finden, wo man sich drängt und drückt, ohne sich nahe zu sein, und wo man jahrelang jeden Schritt und Tritt seines Zimmernachbars hört, ohne seinen Namen zu kennen, ohne ihn jemals von Angesicht zu Angesicht zu sehen. —

Ich bin seitdem Niemandem mehr von denen begegnet, die in dieser Erzählung aufgetreten, mit Ausnahme jedoch der Miß Eliza Farthing. Als ich nämlich vor einigen Monaten auf die kaiserliche Bibliothek ging, um ein Manuscript zu Rathe zu ziehen, sah ich sie dort im Lesesaal vor einer Bücherbarricade sitzen. Sie richtete ihre blaubebrillten Augen auf mich, schien mich aber glücklicherweise nicht zu erkennen. Sie hatte jetzt fast schneeweißes Haar, sonst merkte ich keine Veränderung an ihr. Die gelehrte Miß konnte nur älter, aber nicht häßlicher werden.

Ferdinand Pfeffer's Brautfahrt.

Eine Geschichte in sechs Capiteln.

Erstes Capitel.

„Nicht nur, daß das Junggesellen-Leben ein unglückseliges Leben ist, es ist so zu sagen gar kein Leben. Weil man sich ganz allein hat, hat man sich gar nicht; und weil man die Lasten keines anderen Wesens theilt, fällt man sich am Ende selbst zur Last. Es ist wahr, die Ehe kann manches Mißgeschick bringen; aber die Ehelosigkeit ist an und für sich schon ein Mißgeschick."

So dachte seit fünf Jahren, daß heißt seit seinem vierzigsten Jahre, Ferdinand Pfeffer täglich, ja stündlich.

Pfeffer hatte Alles versucht, sich sein Junggesellenleben so angenehm wie möglich zu machen; aber je weiter er über das Schwabenalter hinauskam, desto unanggnehmer wurde ihm dieses Dasein, desto heißer sehnte er sich nach dem Joche, vor dem er in früheren Jahren einen so unüberwindlichen Abscheu empfand. Nichts war im Stande, ihm eine nachhaltige frohe Empfindung zu gewähren; hingegen nahm mit jedem Tage die Zahl der Widerwärtigkeiten zu, die er als Folge seines Hagestolzenthums betrachtete.

Wie ein Mensch, der mit einem wunden Körpertheile mehr anzustoßen glaubt als mit einem gesunden, weil er bei einer heftigen Bewegung nur an jenem, aber nicht an diesem einen Schmerz empfindet, so sah Pfeffer in jeder Unannehmlichkeit, die ihm begegnete, nur die traurige Wirkung seines Cölibats. Fehlte ihm ein unscheinbares Knöpfchen an seinem Hemde, so schob er es seiner Ehelosigkeit zu; standen seine Stiefel nicht so schnurgerade wie ein Garde-Regiment, so verwünschte er seinen Unstern, der ihn abgehalten, einem weiblichen Wesen am Altare die Hand zu reichen; konnte er nicht im ersten Augenblick seinen Stiefelknecht finden, so ließ er seinen Zorn an dem ersten besten Stuhle aus, schleuderte ihn wüthend in eine Ecke und hob ihn, wenn er den Stiefelknecht und die Besonnenheit gefunden, beschämt und ihn gleichsam um Verzeihung bittend, wieder auf und rief dann verdrießlich: „Das hätte ich alles nicht nöthig, wenn ich verheirathet wäre!"

Pfeffer empfand das lebhafteste Bedürfniß, sein Herz zu beschäftigen. In Ermangelung eines weiblichen Wesens suchte dieses Herz sich nun an andern Wesen zu erwärmen. Pfeffer schaffte sich Vögel an und richtete sie zu manchen Künsten ab. Er hatte zwei Dompfaffen, die in Fingerhüten sich selbst Wasser schöpften; er besaß einen Kanarienvogel, der trotz einem preußischen Unterofficier sich aufs Exercieren verstand, und was seine Amsel betrifft, so konnte sie „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" trefflich pfeifen.

Aber diese gefiederten Lieblinge, die ihm aus der Hand fraßen und, wenn er nach Hause kam, ihn freundlich anzwitscherten, waren doch nur Spielzeuge, nicht die Gefährten seines Herzens. Sein Ohr war des Zwitscherns und Pfeifens müde; er sehnte sich, eine sanfte, theilnehmende Menschenstimme zu vernehmen, und er fing an sich zu schämen, daß er seine Sorgfalt, seine Zuneigung unvernünftigen Thieren widme; und immer lebhafter bewegte ihn der Gedanke, daß er wohl noch

fähig sei, ein weibliches Wesen zu beglücken, wenn ein solches ihn auf der zweiten, kürzeren Hälfte seines Lebens begleiten wollte.

Als er nun an einem der schönsten Frühlingstage ins Freie ging und überall ein wonniges Blüthenleben sah und überall die sanften Töne der Liebe hörte: da reifte endlich der Entschluß in ihm, ein Weib zu suchen. Von dieser Stunde an war sein Kopf nur mit seinen Freiersfüßen beschäftigt.

Als er wieder in seinem Zimmer war und einen Blick in den Spiegel warf, zeigte ihm dieser in ungetrübter Aufrichtigkeit, daß man ihm die anderthalb Menschenalter deutlich ansehe. Die Zeit hatte unserm Helden den Geburtsschein tief ins Gesicht geschrieben, und der heirathslustige Pfeffer sah gerade nicht zu seinem Vergnügen, daß diese Schrift zwar sehr deutlich, aber keineswegs sehr zierlich war.

Pfeffer hatte angefangen die Falten seines Gesichts zu zählen; sein arithmetisches Talent schrak aber bald vor der Größe der Addition zurück. Er ließ sich jedoch dadurch von seinem Vorhaben nicht abhalten; er beschloß vielmehr, seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich auf die Brautfahrt zu begeben.

Vierzehn Tage nach dieser Selbstbespiegelung war Ferdinand Pfeffer reisefertig.

Zweites Capitel.

Ich weiß nicht, ob es ein ästhetischer Fehler oder Mangel an Lebensart, daß ich im ersten Capitel dieser Erzählung dem geneigten Leser nicht gesagt habe, was der Held dieser Erzählung ist. Ich will es daher im Anfange dieses Capitels thun.

Ferdinand Pfeffer war Alles, nur nicht das, was einem Menschen auf dieser dummen Erde eine glänzende Stellung ver-

schaffen kann; denn ihm fehlte die Ausdauer, die Beharrlichkeit. Mit einer tüchtigen Schulbildung versehen, hatte er sich doch nicht einem gelehrten Fache gewidmet, sondern an alten Künsten und Wissenschaften herumgenascht. Er konnte gut zeichnen und ziemlich gut malen; er verstand von der Architektur so viel als nöthig ist, um ein gutes Gebäude zu kritisiren und ein schlechtes zu bauen; er war mit den alten und mit vielen neueren Sprachen vertraut und konnte auch leidliche Verse machen; kurz, unser Held hatte so viele Talente zum Talent, daß er bei wenigeren Talenten gewiß ein Talent geworden wäre. Diese Vielseitigkeit war bei ihm, wie bei so vielen ähnlichen Naturen, nur ein glänzender Mangel. Daher seine Hast, Alles zu werden, Alles zu wollen, daher die innere Mißstimmung über die Unzulänglichkeit seiner Begabung.

Er wäre auch in dieser Zerfahrenheit gewiß zu Grunde gegangen, wenn er nicht ein bescheidenes Vermögen besessen hätte, das er sparsam genug verwaltete und das ihn und eine kleine Familie auf immer vor Nahrungssorgen zu schützen vermochte. Er konnte daher seinen wissenschaftlichen Neigungen und artistischen Launen nachhängen, ohne darben zu müssen, und brauchte wenigstens in Bezug auf die Brodfrage vor der Ehe nicht zurückzuschrecken.

Nun, denk' ich, wissen die Leser vorläufig genug von meinem Helden; das Uebrige werden sie erfahren, wenn sie ihn mit einiger Theilnahme auf seiner Brautfahrt begleiten.

Mit dem vollgepackten grünen Ranzen auf den Schultern, mit einer großen, grünlackirten Botanisirbüchse an der Seite, mit einer kurzen Pfeife im Munde und einem urkräftigen Eichenstocke in der Hand trat Pfeffer seine Reise an. Der Himmel war blau, die Erde grün; Pfeffer selbst aber war gelb. Er war nämlich ganz und gar in Ranking gekleidet. Er fühlte ein ungewöhnliches Behagen, als er die süßen Düfte einathmete, die aus jedem Busche ihm entgegenströmten, und als die

munteren Lieder der Droſſel und der Lerche an ſein Ohr drangen, und hielt es für eine gute Vorbedeutung, daß die ganze Natur ſo guter Laune war. Daher beflügelte er ſeine Schritte und blies, damit die Natur nicht ganz unumwölkt ſei, die Portorico-Wolken mit behaglich geſchwellten Backen von ſich.

Pfeffer hatte ſich kein beſtimmtes Ziel für ſeine Reiſe geſteckt, ſondern den Plan gefaßt, ein Gebiet von zehn Meilen rund um ſeinen Wohnort zu durchwandern, um da zu finden, was ſein Herz begehrte. Auf ſo vielen Quadratmeilen und unter ſo vielen Einwohnern, dachte er, kann es unmöglich ſchwer ſein, ein Weib zu finden, das glücklich — werden will. Denn Pfeffer fühlte Tugend genug in ſich, um ein trefflicher Ehemann zu werden, — ein Gefühl, dem im Laufe dieſer Erzählung häufig der lebhafteſte Ausdruck gegeben wird.

Als er nach einigen Stunden in ein Wirthshaus an der Landſtraße einkehrte, kneipte er der Wirthin, die ihm den beſtellten Schoppen Wein brachte, in die Wangen, er that dies weder aus Gewohnheit noch aus Frechheit, ſondern nur um ſich in die Liebenswürdigkeit einzuüben. Hierauf lobte er — trotzdem, daß er dadurch ſeiner ihm angeborenen Wahrheitsliebe einen harten Stoß verſetzte — den Wein, hiernach das Wirthshaus, darauf die Wirthin, ſodann das ſchöne Wetter und endlich wieder die Wirthin, welche, die Hände in die Seite geſtemmt, unſern gelben Helden betrachtete und ihn einen poſſierlichen Menſchen nannte. Vergnügt erhob dieſer nach eingenommener Erfriſchung ſeine Freiersfüße und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Es gab in ganz Deutſchland keinen freundlichern Reiſenden, als unſer Pfeffer an dieſem erſten Tage ſeiner Wanderung war. Er gab jeden Handwerksburſchen, der ihn auf dem Wege anfocht, mit freudiger Miene, erkundigte ſich nach ſeinem Handwerke, nach ſeinem Geburtsorte, nach ſeinem Alter, nach ſeinem

Glauben und nach seinem Namen, und drückte ihm beim Scheiden herzlich die Hand.

Er grüßte Jeden, der ihm begegnete, zuerst und schlug, wenn er einen Raucher traf, dem die Pfeife ausgegangen, sogleich Feuer. Er ließ sich zu solchem Dienste nicht erst auffordern, sondern that es von selbst und mit der freundlichsten Miene von der Welt.

Gegen Abend blitzte ihm der feuervergoldete Hahn auf dem Kirchthurme des Dorfes Klein-Goldbach, das auf einem anmuthigen Hügel zwischen schattigen Buchen und Eichen liegt, einladend entgegen. In diesem Dorfe beschloß er zu übernachten. Er war aber noch kaum zwei Büchsenschüsse vom Dorfe entfernt, als er einen Schullehrer, in der Mitte seiner pädagogischen Herde, von einem Seitenwege auf die Landstraße kommen sah.

Pfeffer, der ein großer Kinderfreund war, wartete auf den Pädagogen und empfing diesen, als er ihm nahe genug war, mit den freundlichsten Grüßen.

„Ich liebe die Kinder außerordentlich," begann Pfeffer; „denn in jedem Kinde steckt, wenn auch nicht ein großer, doch immer ein guter Mensch. Es gilt nur, durch eine vernünftige Erziehung das Bischen Schlacken aus dem Herzen zu treiben und das Gold rein herzustellen. Die pädagogische Stümperei thut leider oft, wo nicht gewöhnlich, das Gegentheil, so daß mit der ersten Jugend das Gold zum Teufel geht und nichts zurückbleibt als die garstige Schlacke."

Mit diesen Worten leitete Pfeffer ein sehr fruchtbares Gespräch über die Erziehung ein. Der Lehrer, ein stattlicher Fünfziger mit einem freien, offenen, heiterlächelnden Gesichte, freute sich der Theilnahme, die Pfeffer den Kindern bewies. Er schüttelte ihm dankbar die Hand und fragte ihn nach dem Ziel seiner Reise.

„Ich bleibe heute Nacht in Klein-Goldbach," antwortete

Pfeffer. „Das Dorf lächelt mir zu gastfreundlich entgegen, als daß ich nicht dort den jungen Morgen begrüßen sollte."

„Dann gehen wir die kurze Strecke zusammen," erwiederte der Lehrer. „Ich bin in Klein-Goldbach zu Hause."

Beide Männer gingen nun, von der muntern Jugend umhüpft, in lebhaftem Gespräche dem Dorfe zu. Pfeffer erfuhr bald, daß sein Begleiter in Klein-Goldbach Schulmeister sei und sich Dietrich nenne. Dietrich hielt seinen Beruf für einen beneidenswerthen.

„Kein Lehrer", sagte er, „kann mit seinem Amte unzufrieden sein, wenn er einen wahren Beruf dazu in sich fühlt. Der wahre Beruf eines Lehrers giebt sich aber am ersten und untrüglichsten darin kund, daß er die Zöglinge als seine eigenen Kinder ansieht."

„Aber verleidet der Staat, der so wenig für das materielle Auskommen der Lehrer sorgt und sie obendrein noch häufig unter die Botmäßigkeit tyrannischer Beamten stellt, verleidet der Staat nicht dem Lehrer seinen Stand?" fragte Pfeffer.

„Oft, ja, meistens!" erwiederte Dietrich. „Und durch diese Knickerei verschafft sich der Staat so viele schlechte Bürger. Der wahre Lehrer, der Lehrer, wie ich ihn eben bezeichnet, weiß indessen, daß sein Beruf selbst ihm Lohn sein muß. Es geht ihm wie den Künstlern, die in ihren Schöpfungen, nicht für ihre Schöpfungen sich belohnt sehen. Der Lohn meiner Arbeit ist die Arbeit selbst. Uebrigens habe ich das Glück, in einer wohlhabenden Gemeinde zu leben. Ich brauche wenig, und deßhalb habe ich, was ich brauche. Der Pfarrer der Gemeinde ist mein Freund, ein ehrwürdiger Greis, ein Christ im edelsten Sinne des Wortes. Er hält zwar seiner Gemeinde keine gedrechselten Musterpredigten, aber er ist selbst ein Muster. Einunddreißig Jahre steht er der hiesigen Gemeinde als Seelenhirt vor, aber während dieses Menschenalters hat er fast jeden Tag durch eine Wohlthat für seine Gemeinde bezeichnet. Er

liebt mich wie seinen Sohn, und mein ganzes Streben ist, diese Liebe zu verdienen."

Während sie unter diesen und ähnlichen Gesprächen dem Dorfe zugingen, hüpften die Buben munter einher. Bald kam einer von ihnen mit einer Blume, bald ein anderer mit einem Steine, den Lehrer um den Namen des Gefundenen fragend. Dietrich, immer lächelnd, immer freundlich, nannte ihnen die Namen oder sagte ganz einfach: „Das weiß ich nicht; das muß ich erst selbst nachsehen."

Pfeffer wurde so innerlich froh gestimmt, daß er jeden Augenblick dem einen oder dem andern Buben durch die Haare fuhr oder ihn scherzend am Ohrläppchen zerrte. Einen überaus heitern Eindruck machte es auf ihn, daß jeder Bauer, der Dietrich begegnete, diesem herzlich die Hand drückte oder ihn wenigstens sehr freundlich grüßte. Der Weg war ihm so angenehm, daß er sich fast ärgerte, als sie das Dorf erreicht hatten. Pfeffer fragte Dietrich nach einem guten Wirthshause, worauf dieser ihn bat, erst das Abendbrod bei ihm einzunehmen. Dann wolle er ihn selbst in ein Wirthshaus führen, wo er gut aufgehoben sein solle.

Pfeffer nahm die Einladung Dietrich's an und begleitete diesen, nachdem die Knaben sich von ihrem Lehrer verabschiedet hatten und springend und singend nach verschiedenen Seiten verschwunden waren.

Nach fünf Minuten hatten sie das Schulhaus erreicht. Ein schöner Pudel sprang sogleich auf Dietrich zu und wedelte ihn zum Willkommen an. Als sie in's Zimmer getreten, nahm Dietrich seinem Gaste den Ranzen ab und klatschte dreimal in die Hand. Sogleich kam eine alte Schaffnerin herbei, welcher der Schullehrer anzeigte, daß er für das Abendbrod einen Gast geladen.

„Es wird hoffentlich noch für einen Gast etwas da sein,

für einen Gast, der fürlieb zu nehmen weiß. Nicht wahr?" fragte Dietrich.

Die Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Wo ist Marie?" fragte Jener.

„Sie ist noch auf der Bleiche," erwiederte Katharine, „doch sie wird bald zurückkehren."

Als Katharine das Zimmer verlassen, sagte Dietrich, seinem Gaste, daß sie fast achtzig Jahre alt, obgleich sie noch rüstig und emsig sei wie vor einem halben Jahrhundert, als sie ihn im Hause seiner Eltern auf den Armen wiegte und ihm süße und schauervolle Ammenmärchen erzählte.

„Eine treue, gute Seele," fügte er hinzu. „Es ist ihr nicht wohl, wenn sie nicht schaffen kann, und meiner Tochter ist sie eine zweite Mutter."

Pfeffer erfuhr nun, daß Dietrich Wittwer und daß Marie seine Tochter sei.

„Meine Frau", sagte Dietrich schwer seufzend, „hat mir ihren Besitz nicht lange gegönnt. Indem sie Mutter ward, ward sie eine Leiche. Wahrlich, meine Marie ist theuer, sehr theuer erkauft."

Dietrich, den die Erinnerung an seine Frau einige Augenblicke in die tiefste Wehmuth versetzt hatte, gewann bald seine Heiterkeit wieder. Er ersuchte seinen Gast, mit ihm in den Garten zu gehen und dort die Abendkühle zu genießen. Auf dem Hausflur kam Marie ihrem Vater entgegen, und nachdem sie ihm zum Gruße die Hand geküßt, sagte sie ihm, daß der Tisch in der Laube gedeckt und das Abendbrod bereit sei. Hierauf eilte sie von dannen. Da es im Hausflur dunkel war, so hatte Pfeffer Mariens Züge nicht deutlich sehen können; Mariens Stimme aber klang ihm überaus süß ins Ohr, und er ward sehr neugierig.

Dietrich und Pfeffer hatten sich kaum in der Laube niedergelassen, als Katharine und Marie das Mahl brachten; aber

Pfeffer hatte ganz andere Dinge zu thun, als an seinen Appetit zu denken. Er betrachtete, so oft er dies unbemerkt thun konnte, des Schullehrers Tochter mit einem Wohlgefallen, das er so viel wie möglich zu verbergen suchte; ja, es passirte ihm sogar, daß er zweimal die Gabel ins Tischtuch, statt ins Fleisch steckte und die leere Gabel dann zum Munde führte, was jedoch glücklicherweise von Keinem bemerkt wurde, als von ihm selbst.

Was Marien betrifft, so war sie sehr freundlich gegen Pfeffer. Sie bot ihm das schönste Stück Pfannenkuchen an, das er, obgleich gesättigt, doch völlig verzehrte. Sie munterte ihn zum Trinken auf und schob das Windlicht, das just vor ihm stand, bei Seite mit der Bemerkung, daß es ihn blende; dabei blickte ihn ihr großes blaues Auge so treuherzig an, daß er nichts Besseres zu thun wußte, als das seinige niederzuschlagen.

Dietrich war sehr gesprächig und freute sich seines Gastes, in welchem er einen Schatz von mannigfachen Kenntnissen entdeckte. Als das Abendbrod eingenommen war, entfernte sich Marie, kam aber bald mit einer frisch gestopften Pfeife zurück, die sie ihrem Vater reichte. Pfeffer zog die seinige aus der Tasche und nahm den brennenden Fidibus aus den Händen Mariens; bei dieser Gelegenheit war es ihm, als ob sie sein Herz damit anzündete. So unwiderstehlich schien ihm ihre Anmuth.

Da Katharine inzwischen am Tische eingeschlafen war, so lud Dietrich seinen Gast zu einem Spaziergange durch den Garten ein. Pfeffer folgte dieser Einladung um so bereitwilliger, als er sah, daß Marie, die sich bereits an den Arm ihres Vaters gehängt, an diesem Spaziergange theilnehmen würde. Der Anstand gebot, den Vater in der Mitte gehen zu lassen, was dem Freier sehr unangenehm war; denn er wäre gern an der Seite Mariens gegangen.

„Es thut mir leid," begann Dietrich, „daß Sie, wie Sie mir auf dem Wege gesagt, morgen früh schon weiter reisen wollen. Ich hätte Ihnen gerne meine Schule gezeigt; ich hätte Sie gerne in unserer schönen Gegend herumgeführt und Sie mit vielen guten Menschen bekannt gemacht. Wenn Ihnen indessen der Zweck Ihrer Reise ein längeres Weilen bei uns nicht gestattet, so darf und mag ich Sie nicht zurückhalten."

„Ich werde wahrscheinlich morgen noch hier verweilen," antwortete Pfeffer; „denn was den Zweck meiner Reise betrifft, so glaube ich, daß ich gerade hier" — —

Pfeffer, der erst in der Mitte des Satzes bemerkte, daß er auf dem Wege sei, sich zu verrathen, fing bei diesen Worten zu husten an, und gab nachher zu verstehen, daß er vielleicht noch die ganze Woche in Klein-Goldbach bleiben würde, wenn die Gegend ihm Beschäftigung für seine Mappe liefere, worauf Dietrich erwiederte, daß daran nicht zu zweifeln sei.

Pfeffer freute sich des günstigen Eindrucks, den er auf Dietrich hervorgebracht, und noch mehr freute er sich, daß ihn Marie so zuvorkommend behandelte.

Bis gegen zehn Uhr blieb er im Garten. Beim Scheiden reichte er Marien die Hand, und er empfand ein eigenthümliches Gefühl, als er seinen Händedruck erwiedert fand. Marie blieb bei der schlafenden Katharine zurück; Dietrich aber führte seinen Gast in ein Wirthshaus, empfahl ihn dort dem Wirthe aufs Wärmste und schied dann von ihm mit dem Wunsche, ihn morgen bei sich zu sehen.

Pfeffer konnte trotz seiner Müdigkeit nicht einschlafen. Tausend lebhafte Bilder umgaukelten seine Phantasie und jagten den Schlummer von seiner Wimper. „Welch ein Mädchen!" rief er. „Wie schön, wie anmuthig, wie gut, wie bescheiden! Als sie mir den Fidibus überreichte, hat sie mich holdselig angelächelt, und als ich schied, habe ich den Druck ihrer kleinen Hand deutlich verspürt. Wäre es möglich, daß ich schon am

ersten Tage meiner Fahrt gefunden, was mich zum glücklichsten der Menschen machen sollte?!"

Diese und ähnliche Gedanken bestürmten unsern Helden, der seiner Phantasie so sehr den Zügel schießen ließ, daß sie mit ihm durchging. Pfeffer sah sich schon als Gatte an der Seite seiner Marie; er sah sich schon als Vater in der Mitte einer Schaar blondlockiger Kinder, von denen jedes mindestens ein großes Talent, wenn nicht gar ein großes Genie verrieth. Er sah diese Kinder schon angewachsen zu kräftigen Jünglingen, zu herrlichen Jungfrauen; und seine Phantasie war eben im Begriff, ihn zum Großvater zu machen, als er einschlief.

Am andern Morgen stand Pfeffer viel, sehr viel länger vor dem Spiegel als gewöhnlich. Er rasirte sich so sorgfältig, daß er mit dem Messer nach jeder kleinen Stoppel in die Furchen seiner Wangen fuhr, während es ihm doch sonst auf ein halbes Stoppelfeld gar nicht ankam; dann frisirte er sich noch sorgfältiger, als er sich rasirt hatte. Er riß sich die grauen Haare aus dem Kopfe, die sich allzu frech hervordrängten; dann bedeckte er den Mangel auf seinem Scheitel mit dem Ueberflusse von seinen Schläfen. Er constituirte sich so zu sagen als Verschönerungs-Commission und gehorchte blindlings deren Geschmacke. Er zog einen veilchenblauen Frack mit gelben Knöpfen aus dem Ranzen, sodann ein weißes Halstuch, sodann ein paar weiße leinene Handschuhe, sodann eine geblümte Weste, und übergoß sämmtliche Garderobenstücke mit kölnischem Wasser. Nach einer Stunde war Pfeffer endlich angezogen, aber er war noch nicht ganz mit sich zufrieden. Der gordische Knoten an seinem Halstuche war ihm noch nicht gordisch genug; er machte ihn also noch viel gordischer. Dann schien ihm der Frack allzusehr die Blumen der Weste zu verdecken; er schlug also die Klappen des Fracks weiter zurück, damit die Gaben der holden Flora auf besagter Weste mehr an den Tag kämen. Hierauf arbeitete er mit unglaublicher Geduld, daß der Fall der ge-

streiften Beinkleider auf die Schuhe maleriſcher werde, was ihm auch — Dank ſeiner Beharrlichkeit! — endlich gelang. Nach einer Stunde ſaurer Arbeit hielt er ſich für unverſchönerlich und verließ das Zimmer.

Daß er den Weg nach dem Hauſe Dietrich's einſchlug, verſteht ſich von ſelbſt. Als er dort angelangt war, kam ihm Marie, die im Hofe die Hühner fütterte, freundlich entgegen und ſagte ihm, daß ihr Vater bereits im Schulzimmer ſei und ihn dort erwarte. Marie war noch im Morgenanzuge, was unſerm Pfeffer ſehr wohl gefiel. Beſonders fand er das Häubchen auf ihrem Engelsköpfchen allerliebſt. Er hätte das Häubchen küſſen mögen wegen des Köpfchens, das darunter ſaß. Viel Aerger empfand er, daß er ihr nicht gleich beim erſten Morgengruße die Hand gereicht. Er fand ſie jetzt noch ſchöner, noch anmuthiger als geſtern, und es wurde ihm ſchwer, ſich von ihr zu trennen. Sein Schicklichkeitsgefühl ſagte ihm jedoch, daß es durchaus nicht angemeſſen, länger hier zu weilen. Er ließ ſich alſo von Marie ins Schulzimmer führen und dankte ihr dann, ſo herzlich er konnte; ihr aber die Hand zu geben, hatte er nicht den Muth.

Dietrich gab ſich die löblichſte Mühe, dem zerſtreuten Pfeffer die verſchiedenſten Unterrichts-Methoden auseinanderzuſetzen. Pfeffer ſtimmte ihm in Allem bei, ohne ihm die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken; während er im Schulzimmer ſich befand, war ſeine Phantaſie bei des Schulmeiſters Tochter.

Mittags ſpeiſte Pfeffer bei Dietrich, der ſeinen Gaſt immer lieber gewann. Pfeffer mußte ihm verſprechen, während ſeines Aufenthaltes in Klein-Goldbach ſein beſtändiger Gaſt zu ſein. Nach Tiſche ließ Pfeffer ſeine Mappe holen und hatte die Freude, daß nicht nur Dietrich, ſondern auch Marie ſein ſchönes Talent anerkannte. Da Dietrich durch ſeine Pflicht ins Schulzimmer gerufen ward, ſo hatte Pfeffer die unbeſchreibliche Freude, ſich mit Marien ungeſtört unterhalten zu können. Je mehr er mit

ihr sprach, desto reizender und liebenswürdiger fand er sie; und die Zeit ging ihm in ihrer Nähe so schnell vorüber, daß er den bereits aus der Schule zurückkehrenden Dietrich fragte, ob die Schule noch nicht begonnen. —

Mit jedem Tage fand Pfeffer den Aufenthalt in Klein-Goldbach angenehmer, reizender. Dietrich war ihm von Herzen gut, und Marie zeigte sich ihm von Stunde zu Stunde inniger, zutraulicher. Sie drückte ihm herzlich die Hand, wenn er ging, und oft hängte sie sich, wenn sie im Garten spazieren gingen, an seinen Arm.

Pfeffer hatte sich entschlossen, mit seinem Heirathsantrage herauszurücken. Er wußte aber nicht, ob er sich erst dem Vater mittheilen, oder ob er sich unmittelbar an die Tochter wenden sollte. War er mit Dietrich allein, so dachte er: Es ist doch besser, wenn ich erst Marien mein Geständniß mache; bei dem Vater bin ich ja doch meiner Sache gewiß. Und war er mit Marien allein, so dachte er: Es hält mich ein eigenthümliches Gefühl ab, mich so ohne Weiteres dem Mädchen zu offenbaren; am besten ist's, wenn ich mich dem Vater mittheile.

Endlich aber faßte er den festen Entschluß, einen festen Entschluß zu fassen, d. h. dem Freunde Dietrich sein Herz zu erschließen. Er eilte also aus dem Walde, wo er einige Baumgruppen aufgenommen, nach seiner Wohnung, legte die Mappe hin und ging nach dem Schulgebäude. Da er Niemanden im Hause fand, so ging er in den Garten. Marie, die am Ende des Gartens beschäftigt war, bemerkte ihn sogleich, rief ihm einen guten Abend zu und erwiederte ihm auf die Frage, wo ihr Vater sei, daß dieser in ein benachbartes Dorf gegangen, wo einer seiner Freunde schwer darniederliege. Sie bat Pfeffer, der wieder umkehren wollte, sich in die Laube zu setzen, sie würde gleich zu ihm kommen. Pfeffer ließ sich das nicht zweimal sagen. Er setzte sich in die Laube und dachte: Es ist am Ende doch das Beste, wenn ich mich ihr mittheile.

Während er noch über die Stylisirung seines Antrages nachdachte, kam Marie in die Laube. Sie reichte dem verlegenen Pfeffer die rechte Hand, während ihm ihre Linke ein Sträußchen von Vergißmeinnicht darbot. Pfeffer wollte beide behalten, die Hand und das Sträußchen. Er ließ jedoch die Hand fast zitternd wieder los und steckte das Sträußchen ins Knopfloch mit der Versicherung, daß er diese zierlichen Blumen als ein theures, als ein unschätzbares Angedenken bewahren wolle.

Marie setzte sich neben ihm nieder.

„Sie sind ein liebes, gutes Mädchen," begann Pfeffer.

„Und Sie sind ein lieber braver Mann," erwiederte Marie, indem sie ihm herzlich die Hand drückte.

„Sie haben mich also gern?" fuhr Pfeffer heraus.

„Sehr gern, recht sehr gern," antwortete Marie und setzte dann hinzu: „Aber nicht wahr, Sie haben mich auch lieb?"

„O, wie können Sie noch fragen!" entgegnete der entzückte Freier.

„So sprechen Sie mit meinem Vater," bat Marie.

„O, wie werde ich eilen!" rief Pfeffer außer sich vor Freude, und war eben im Begriff, seinem inneren Entzücken durch eine feurige Umarmung Ausdruck zu geben, als Marie sagte: „Sehen Sie, wir kennen uns schon lange."

„Ja wohl!" sagte Pfeffer.

„Wir haben uns immer geliebt," setzte sie hinzu.

„Ja wohl," sagte Pfeffer.

„Aber Fritz hat nicht den Muth, sich an den Vater zu wenden," seufzte Marie.

„Welcher Fritz?" fragte Pfeffer, indem er erschrocken aus den Wolken, oder vielmehr aus dem Himmel fiel.

„Wie einfältig bin ich doch!" rief Marie. „Ich habe Ihnen ja noch gar nichts mitgetheilt! Fritz ist des Schulzen Sohn. Ach, er ist so gut, so treu, so redlich, daß ihn Jeder lieben muß! Wenn Sie ihn sähen, Herr Pfeffer, Sie würden

ihn gewiß ebenfalls lieb gewinnen. Er iſt aber ſchon ſeit ſechs Wochen auf Reiſen und wird wohl vor Ende künftigen Monats nicht zurückkehren. Aber nicht wahr, Herr Pfeffer, Sie reden mit meinem Vater?"

Marie ſah bei dieſen Worten dem Freier ſo bittend ins Antlitz, daß ihm ſein armes Herz faſt zerſchmolz.

„Ich werde heute Abend noch mit Ihrem Vater ſprechen, da ich morgen früh Klein-Goldbach verlaſſe," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

„So plötzlich?" fragte Marie erſchrocken.

„Ich habe mich nur zu lange hier aufgehalten!" erwiederte Pfeffer.

„Sie haben doch keine unangenehme Nachricht erhalten?" fragte ſie theilnehmend.

Er wollte eben über eine ausweichende Antwort nachdenken, als Dietrich in die Laube trat. Pfeffer ſuchte ſeine Verlegenheit ſo gut wie möglich zu verbergen. Dietrich bot ihm die Rechte und ſagte, er komme nur, um mitzutheilen, daß er gleich zu ſeinem kranken Freunde zurückkehren müſſe, bei dem er heute Nacht wachen wolle. Dies kam Pfeffer ſehr gelegen und er bot ſich Dietrich als Begleiter an. Marie, welche die Abſicht Pfeffer's merkte, warf ihm einen Blick innigſter Dankbarkeit zu und verließ die Laube. Hierauf machten ſich die beiden Freunde auf den Weg.

Pfeffer wußte nicht, an welchem Ende er den Faden der Unterhaltung faſſen ſollte. Sein Geiſt war ſo ſehr mit ſeiner Empfindung beſchäftigt, daß er keinen logiſchen Satz zu Stande bringen konnte.

Vor einer Stunde noch hatte er eine faſt ausgearbeitete Anrede an Dietrich im Kopfe, und jetzt, da er nach Marien's Erklärung keinen Gebrauch von dieſer Anrede machen konnte, war es ihm unmöglich, eine neue im Intereſſe ſeines Nebenbuhlers auszuarbeiten. Dietrich, der in dem Weſen Pfeffer's

etwas Befremdendes fand, fragte diesen, was ihm begegnet sei, worauf ihm Pfeffer seine morgende Abreise anzeigte, der er durch das Vorgeben einer ihm eben zugekommenen Nachricht das Auffallende zu benehmen suchte, und trat sodann als Sachwalter Mariens auf. Dietrich lächelte und bemerkte dem Vermittler, daß dieses Verhältniß weder ihm noch dem Schulzen unbekannt sei; es sei vielmehr zwischen ihnen die Verbindung ihrer Kinder, die sich so innig liebten, längst eine abgemachte Sache.

Pfeffer fragte mit kaum unterdrückter Bitterkeit, warum ihm Dietrich nie ein Wort über dieses Verhältniß mitgetheilt, worauf Dietrich ganz einfach bemerkte, daß ihn Pfeffer nie darum befragt habe.

„Mangel an Vertrauen ist es gewiß nicht gewesen," setzte Dietrich nach einer kleinen Pause hinzu; „denn ich wüßte Niemanden, den ich meines Vertrauens so werth hielte als Sie, mein lieber Pfeffer."

Pfeffer's Mission war demnach vollbracht. Als er sich von Dietrich verabschieden wollte, sagte dieser, daß er ihn morgen früh jedenfalls noch sehen würde, umarmte ihn und ging ins Dorf zu seinem kranken Freunde. Pfeffer aber kehrte eilenden Schrittes nach Klein-Goldbach in seine Wohnung zurück. Als er dort seine Habseligkeiten zusammenpackte, fiel ihm das von Marien geschenkte Vergißmeinnicht-Sträußchen aus dem Knopfloch zur Erde. Er hob es auf, betrachtete es mit wehmüthigen Blicken, wickelte es sorgfältig in ein Stück Seidenpapier und steckte es in die geheimste Tasche seines Portefeuilles; dann legte er sich seine Reisekleider zurecht: den gelben Frack, die gelben Beinkleider und die gelben Gamaschen, und ging dann zu Bett, um — nicht zu schlafen, sondern über seinen Sturz aus dem Himmel nachzudenken.

Drittes Capitel.

Mit dem Sonnenaufgange des andern Morgens befand sich unser Held bereits auf der Wanderung. Er hatte absichtlich Klein-Goldbach so früh verlassen, um ein nochmaliges Begegnen mit Dietrich zu vermeiden.

Nachdem er etwa eine Viertelstunde gegangen war, wendete er sich um, blickte noch einmal auf den Thurm des Dörfchens zurück, in welchem er so schöne Tage verlebt hatte, athmete schwer auf und ging mit beschleunigten Schritten vorwärts.

Es war ein heiterer, ein herrlicher Morgen. Der Himmel schickte der Erde seine wärmsten Küsse zu, und die Erde ließ ihre süßesten Düfte gen Himmel steigen. Die Natur, entzückt von ihrer eigenen Schönheit, erweckte ein süßes Wonnegefühl in jeder Creatur. Aus allen Zweigen, aus allen Büschen schallten Jubellieder, und die Sonne blickte so warm darein, als ob sie auf dieser Erde keinen Schmerz mehr dulden wollte.

Pfeffer wurde bald heiterer gestimmt. Er rückte seine gelbe Nankingmütze mehr nach dem linken Ohr und pfiff, während er seine Pfeife stopfte, ein munteres Liedchen.

Ich sehe gar nicht ein, warum ich traurig sein sollte, dachte er. Ich habe gar nicht einmal ein Recht dazu. Soll ich etwa elend genug sein, um mich zu ärgern, daß die guten Menschen, die ich soeben verlassen, glücklich sind und noch glücklicher werden? Wie konnte ich auch erwarten, daß das Mädchen mir, der ich so plötzlich ins Dorf geschneit kam, gleich ihr Herz schenken würde, selbst wenn sie es früher nicht schon verschenkt gehabt hätte? Hab' ich denn früher mein Herz so leicht verschenkt? Ich habe es wahrlich keinem Weibe so bequem gemacht; warum sollte man es mir bequem machen? Das kann ich als halbwegs vernünftiger Mensch nicht erwarten! Außerdem habe ich von dem Zweck meiner Reise gar nichts verlauten lassen, was künftig

durchaus geschehen muß. Auch habe ich zu wenig Muth gezeigt, und das ist ebenfalls nicht gut, wenn man mit Heirathsabsichten umgeht.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, wanderte Pfeffer rüstig vorwärts. Da er aber als Naturfreund und Naturkenner auf seiner Wanderung die steilsten Klippen und Abhänge erkletterte, um seine Botanisirbüchse mit seltenen Blüthen zu bereichern und der größte Theil meiner Leser viel zu bequem ist, um ihn auf diesen beschwerlichen Abstechern zu begleiten, so wollen wir ihn in der Molken-Heilanstalt bei Friedhausen erwarten, wo er einige Tage später, wie die Hexen in Macbeth, bei einem Ungewitter einkehren wird.

Pfeffer troff wie eine zerbrochene Filtrirmaschine, als er in den Saal der genannten Anstalt eintrat, und bot den Anwesenden einen höchst eigenthümlichen Anblick dar. Sein Nankinganzug, dessen schwächliche Constitution nur das heitere Sonnenlicht und die sanften Späße des liebenswürdigen Zephyrs, aber nicht die Launen einer boshaften Witterung vertragen konnte, war in dem Wolkenbruch, von dem unser Pfeffer auf dem Wege überrascht wurde, auf eine überaus jämmerliche Weise zusammengeschrumpft. Seine Beinkleider hatten sich von den Gamaschen, mit denen sie schon früher in nicht sehr naher Berührung gestanden, plötzlich nach den Kniescheiben zurückgezogen und vergessen dort bittere Thränen; und von den beiden Frackschößen, die sonst wie zärtlich sich liebende Zwillingsknaben in den Lüften scherzten, hatte der eine, der weniger der Wetterseite ausgesetzt war, sich schutzsuchend um Pfeffer's Bein geklammert, wo er zu seinem Glück kleben blieb, während der andere, unbarmherzig von dem Wolkenbruche heimgesucht, viel mehr Wasser getrunken, als er seiner Natur nach vertragen konnte, und es nun krampfhaft wieder von sich gab.

Kaum hatte Pfeffer die Anwesenden begrüßt, als er auch schon den Saal zu überschwemmen drohte. Die Anwesenden

bestanden aus zwei Damen und einem Herrn, die gemeinschaftlich beschäftigt waren, mit Dominosteinen die Zeit todtzuschlagen. Sie betrachteten daher den eintretenden Pfeffer als ein nasses Amüsement, das sie von dem trocknen erlösen sollte.

„Wollen Sie sich nicht einen Augenblick niederlassen?“ fragte ihn der junge Mann, indem er ihm einen Stuhl reichte.

„Ich glaube nicht, daß der arme Stuhl so viel Feuchtigkeit vertragen kann,“ erwiederte Pfeffer, die Damen betrachtend.

„Man sollte in der That glauben, Sie hätten Schiffbruch gelitten,“ bemerkte der junge Mann.

„Bin ich auch kein Schiffbrüchiger, so bin ich doch ein Wolkenbrüchiger,“ entgegnete Pfeffer, der durchaus etwas Witziges sagen wollte; man muß aber gestehen, es that ihm innerlich leid, daß ihm nichts Witzigeres einfiel. Er hätte sich den Damen gern als höchst geistreichen Menschen introducirt; indessen hatte er das Vergnügen, sie versteohlen kichern zu sehen.

Als der Wirth in den Saal trat, ersuchte ihn Pfeffer, ihm ein Zimmer anzuweisen, damit er sich von einem Elemente befreien könnte, in welchem er nicht geboren. Der Wirth betrachtete erst den feuchten Gast mit neugierigen Blicken und bat ihn dann, ihm zu folgen. Pfeffer verneigte sich vor den Damen und ließ bei dieser Gelegenheit den Segen der Wolken reichlich fließen. Dann folgte er wie ein Flußgott dem Wirth und ließ im Saale eine Sündfluth und drei lachende Menschen zurück.

Während er sich in seinem Zimmer abtrocknete, that der Himmel ein Gleiches, und als er — Pfeffer nämlich — umgekleidet und frisch frisirt, das Zimmer verließ, lachte die Sonne durch die frisch gebadeten Zweige.

Pfeffer fand in dem Saale den jungen Mann, den er nicht suchte, und suchte die Damen, die er aber nicht fand. Der junge Mann, er nannte sich Rohrbach, beeilte sich indessen, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Pfeffer lernte in ihm einen geistreichen, gebildeten Menschen kennen, und sie wurden bald

um so vertrauter, als Rohrbach's und Pfeffer's Zimmer durch eine gemeinschaftliche Thür verbunden waren.

Abends nun, als Pfeffer und Rohrbach zu Bette gingen, schlug dieser jenem vor, die gemeinschaftliche Thür ihrer beiden Zimmer zu öffnen, damit sie sich vor dem Einschlafen unterhalten könnten. Pfeffer nahm diesen Vorschlag bereitwillig an. Als Beide zu Bette waren, fragte Pfeffer seinen Nachbar um nähere Auskunft über die beiden Damen, die er bei seinem Eintreffen im Wirthssaale gefunden.

Rohrbach fragte ihn, warum er sich so lebhaft für die Damen interessire.

„Im Vertrauen gesagt," entgegnete Pfeffer, „ich gehe auf Freiersfüßen. Der Zweck meiner Reise ist kein anderer, als ein süßes Joch zu suchen. Sie werden also leicht begreifen, daß mir daran liegen muß, zu wissen, wer die beiden Damen sind."

„Natürlich!" entgegnete Rohrbach. „Aber welche von den beiden Damen gefällt Ihnen am meisten?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Mein Geschmack ist sehr in Verlegenheit," antwortete Pfeffer. „Die Eine ist blond und hat große blaue Augen; die Andere ist braun und hat dunkle Augen. Für eine Blondine ist jene, für eine Brünette ist diese sehr schön. Bis jetzt, da ich beide nur vom Ansehen kenne, gefallen mir also beide. — Sind sie geistreich?" fragte er dann seinen Nachbar.

„Ich würde sagen: sehr geistreich, wenn meine Bescheidenheit es mir nicht verböte," erwiederte Rohrbach. „Die Damen sind mir nämlich nahe verwandt."

„Welche von Beiden aber ist geistreicher?" fragte Pfeffer lebhaft.

„Das habe ich bis jetzt noch nicht herausfinden können," antwortete Rohrbach. „Aber sonderbar, sehr sonderbar!" setzte er dann hinzu.

„Was finden Sie so sehr sonderbar?“ fragte Pfeffer.

„Die Schwierigkeit, die sich Ihnen bei Ihren etwaigen Bewerbungsversuchen darbieten wird und darbieten muß,“ entgegnete Rohrbach.

„Wie so das?“ fragte Pfeffer gespannt.

„Eine von den Damen ist verheirathet,“ sagte Rohrbach.

„Nun, so bewirbt man sich um die Unverheirathete,“ bemerkte Pfeffer. „Worin liegt also das Sonderbare?“

„Daß Sie nicht so leicht erfahren werden, welche von beiden die Verheirathete ist,“ antwortete Rohrbach.

„Das ist freilich höchst sonderbar!“ rief Pfeffer. „Aber welcher Zweck kann die Damen zu einem solchen Geheimnisse bestimmen?“

„Derselbe Zweck, der Sie, Herr Pfeffer, sich so lebhaft für die Damen interessiren läßt,“ entgegnete Jener. „Sie sind Schwestern. Eine von ihnen hat einen Gatten, die Andere ist Wittwe und sucht einen zweiten Mann, d. h. einen Mann, der vollkommen ihrer Liebe würdig, indem er sie aufrichtig, indem er sie uneigennützig liebt. Da sie nun die Aufrichtigkeit der Liebe nicht so gut zu erkennen glaubt, wenn sie gleich ihre Absicht kund giebt, so hält sie sich incognitio, entschlossen, ihre Hand nur Demjenigen zu geben, der sie liebt und ihr diese Liebe gesteht, ohne zu wissen, ob sie je die Seinige werden kann. Reich, liebenswürdig und geistvoll sind sie beide, wer von beiden aber die Wittwe ist, darf ich nicht sagen, wenn ich nicht eidbrüchig werden will.“

„Das ist in der That höchst sonderbar!“ rief Pfeffer. „Sollte indessen der Scharfsinn nicht bald Gewißheit verschaffen können? Sollte man, da sie Frauen sind, nicht bald eine Bresche in ihr vorsichtig verschanztes Stillschweigen machen können?“

„Versuchen Sie es,“ sagte Rohrbach. „Vielleicht gelingt es

Ihnen; von mir aber haben Sie darin keine Unterstützung zu erwarten."

Mit diesen Worten blies er sein Licht aus und überließ seinen Nachbar der peinlichsten Schlaflosigkeit.

Ich wäre doch ein wahrer Strohkopf, wenn ich das nicht herauskriegte! dachte Pfeffer, indem er ebenfalls das Licht ausblies und das Gesicht gegen die Wand kehrte. Die Sache hat freilich ihre Schwierigkeit; allein durch genaue Beobachtung und durch scharfsinnige Fragen werde ich schon ein Resultat erhalten. Uebrigens werde ich jetzt mehr Kühnheit den Frauen gegenüber zeigen und so bald als möglich mit meinen Absichten herausrücken. Auch will ich durchaus nicht verschweigen, was ich an kleinen Talenten besitze. Wenn man bei den Frauen Glück machen will, darf man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen.

Da er gerade an Licht dachte, wendete er sich noch einmal herum, um zu sehen, ob er das auf seinem Nachttische gänzlich ausgeblasen, kehrte sodann sein Gesicht wieder der Wand zu, zog die Nachtmütze tiefer in den Nacken und fiel dem Schlafe in die Arme. —

Als er am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon so hoch am Himmel, daß sie ihm sein ganzes Zimmer vergoldete. Er stand auf und sah, daß sein Nebenbuhler bereits ausgegangen. Er kleidete sich nun so sorgfältig wie möglich an und ging in den Gastsaal. Hier war Niemand; vor der Thür aber fand er Rohrbach und die zwei Damen am Frühstücke sitzend. Rohrbach saß den beiden Damen gegenüber, welche in ihrem weißen Morgenanzuge allerliebst aussahen.

„Sie haben die Sonne lange auf sich warten lassen," sagte Rohrbach, indem er ihm die Hand reichte.

„Sie sehen, daß die Sonne viel zu gut ist, um mich meine Unartigkeit büßen zu lassen," erwiederte Pfeffer, indem er sich

so tief wie möglich vor den Damen verneigte, die seinen Gruß sehr freundlich erwiederten.

„Wir haben so eben einen Spaziergang nach dem nahen Birkenwäldchen verabredet, um dort den Vormittag zuzubringen," sagte Rohrbach. „Wollen Sie sich nicht uns anschließen, Herr Pfeffer?"

„Mit Vergnügen!" rief dieser — „wenn die Damen nichts dagegen haben."

„O durchaus nicht!" riefen beide Damen zugleich.

Während Pfeffer das Frühstück verzehrte, prüfte er die Physiognomieen der Damen, denen er gegenüber saß, sehr genau, um etwas Wittwenartiges daran zu entdecken, was ihm jedoch nicht gelang. Er beschloß nun, während er den Zwieback in den Kaffee tunkte, zuvörderst der Brünette seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Erstens, dachte er, bin ich ja bei einer Blondine erst gescheitert, zweitens werden Brünetten häufiger Wittwen, da sie ihres lebhaften Temperamentes wegen die Männer eher unter die Erde bringen als sanfte Blondinen, die eher Wittwer machen.

Ob nun dieser zweite Grund eben so richtig war als der erste, lasse ich dahingestellt sein; der Zufall wollte es indessen, daß Rohrbach gerade den Arm der Brünette ergriff, als man zum Spaziergang aufbrach. Pfeffer konnte also nicht umhin, der Blondine den Arm zu reichen und Rohrbach zu folgen. Pfeffer suchte nach einem Faden der Unterhaltung und knüpfte ihn an die Gegend an, indem er bemerkte, daß er die Birkenwälder besonders liebe.

„Warum gerade die Birkenwälder?" fragte die Blondine.

„Sie haben etwas Melancholisches," antwortete Pfeffer. „Die Birke ist ein sentimentaler Baum, und ich liebe das Sentimentale," setzte er mit einer gewissen Betonung hinzu. Es sollte eine Anspielung auf die Blondine sein.

„Werden Sie noch lange hier weilen?“ fragte ihn seine Begleiterin.

„Je nachdem,“ erwiederte Pfeffer. „Ein Ungewitter hat mich hergebracht; aber ich habe alle Ursache, dem Ungewitter zu danken, da es mir Gelegenheit zu solchen liebenswürdigen Bekanntschaften gegeben. Es kann mich nur ein Ungewitter andrer Art von hier vertreiben.“

Bei diesen Worten drückte er den Arm seiner Begleiterin etwas fester an sich und glaubte einen sanften Gegendruck zu verspüren, was seinem Muthe so viel frische Nahrung gab, daß er hinzufügte: „So lange ich hier gern gesehen bin, werde ich hier bleiben.“

„Und warum sollten Sie nicht?“ fragte ihn seine Begleiterin, indem sie ihr blaues Auge auf ihn richtete. „Wir haben hier nicht so viel Ueberfluß an geistreichen Menschen, als daß uns jeder, der Geist besitzt, nicht höchst willkommen sein sollte.“

Pfeffer fragte, nachdem er auf dieses Compliment so geistreich als möglich geantwortet, ob sie noch lange hier zu bleiben gedenke. „Ich werde Friedhausen nicht früher verlassen, als bis mein Zweck erreicht ist,“ antwortete die Blondine.

„Werde ich Ihnen nicht verwitzig erscheinen, wenn ich Sie bitte, mir diesen Zweck zu nennen?“ fragte Pfeffer.

„Ich bedarf der Erholung, die ich hier suche, die ich hier zu finden hoffe,“ erwiederte die Blondine. „Ich — — — doch genug von mir!“ sagte sie plötzlich abbrechend und fragte ihren Begleiter: „Sie scheinen wohl eine Vergnügungsreise zu machen?“

„Ob meine Reise eine Vergnügungsreise ist, wird sich erst zeigen, wenn die Reise vollendet,“ sagte Pfeffer. „Ich suche — — —“

„Was?“ fragte die Blondine ihren Begleiter.

„Ich suche ein Herz,“ erwiederte dieser und betrachtete prüfend die Blondine. „Ich bin des Junggesellenlebens müde,“ fuhr er dann lebhaft fort. „Ich habe ein bescheidenes Ver-

mögen; ich besitze ein kleines Haus, einen kleinen Garten. Ich bin kein Trinker, kein Spieler und fühle mich am wohlsten, wenn ich in meinen vier Pfählen bin. Ziemlich gutmütig bin ich auch, und so kann ein Weib, das nicht viel Ansprüche macht, mit mir wohl glücklich werden. — Glauben Sie nicht?" fragte er dann nach einer kleinen Pause die Blondine, von der er gern schon früher eine Bemerkung gehört hätte, „glauben Sie nicht, daß ich ein Weib glücklich machen könnte?"

„Wer sollte daran zweifeln?" erwiederte diese, ihn melancholisch anblickend. „Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen die Erfüllung Ihres Zweckes."

„Könnten Sie nicht vielleicht zu dieser Erfüllung beitragen?" fragte Pfeffer höchst verfänglich.

„Ich?" fragte ihrerseits die Blondine, indem sie die Hand aufs Herz legte und auf Pfeffer einen Blick voll so süßer Lyrik warf, daß er gerade im Begriff war, ihre Hand zu ergreifen, als sie plötzlich über einen Stein stolperte und heftig aufschrie. Auf diesen Schrei sprang Rohrbach, der mit der Brünette einige Schritte vor ihnen hergegangen war, herbei und fragte die Blondine nach der Ursache des eben vernommenen Schmerzenslautes. Nachdem sie ihm diese Ursache mitgetheilt, faßte er ihre Hand und sagte, sie solle nur fest auftreten.

Hand in Hand ging Rohrbach mit der Blondine voran und ließ Pfeffer, der nicht nur diesen Stein, sondern das ganze Mineralreich im Herzen verwünschte, mit der Brünette zurück, welcher er den Arm bot.

Kaum hatte er sich fünf Minuten mit der Brünette unterhalten, als er diese eben so liebenswürdig und eben so zuvorkommend gegen ihn wie ihre blonde Schwester fand. Nachdem er das Gespräch so diplomatisch wie möglich auf den Zweck seiner Reise gelenkt und sie ihm den besten Erfolg gewünscht hatte, glaubte er in ihrem Blicke etwas entdeckt zu haben, was sie in seinen Augen zur Wittwe stempelte. Er beschloß also, bis an

anderweitige Entdeckungen ihr sehr viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, ohne jedoch gegen die Blondine sich in irgend einer Weise gleichgültig zu zeigen. —

In dem Grade aber, als seine ritterliche Artigkeit gegen die beiden Damen zunahm, in eben demselben Grade wuchs seine Verlegenheit. Die beiden Damen wetteiferten nämlich in dem Streben, sich ihm freundlich und gewogen zu zeigen, und zwar so sehr, als ob sie eifersüchtig auf seine Zuneigung gewesen wären. Das schmeichelte wohl seiner Eitelkeit, aber es erschwerte ihm die Wahl. Alle seine Ränke und Finten, die er anwendete, um herauszubringen, wer von den Beiden die Wittwe sei, scheiterten an der aalglatten Gewandheit dieser Frauen. Als er ihnen im Walde gegenüber saß, lenkte er das Gespräch auf die Ehe und deren unzählige Freuden. Nachdem er alles, was in die Vaterfreuden und in die Mutterfreuden schlägt, mit der feurigsten Begeisterung und mit den lebhaftesten Farben geschildert, fing er mit den Leiden an und malte besonders den Schmerz aus, den ein Weib bei dem Verluste ihres Gatten empfinden müsse. Während er die Wittwenschmerzen mit einer wahrhaft niederländischen Detailmalerei ausführte, sah er unverwandt in das Antlitz der beiden Frauen, um an der Stärke des Eindrucks, den seine Schilderung hervorbringen würde, die Wittwe zu errathen. Die beiden Frauen sahen aber dem Erzähler ebenfalls ins Gesicht, ohne eine Miene zu verziehen, und als er seine Schilderung vollendet, riefen Beide zu gleicher Zeit: „Sie haben ganz Recht, Herr Pfeffer!“ und drückten ihm Beide herzlich die Hand.

Als man aus dem Walde zurückgekehrt, war Pfeffer so klug wie vorher. Das Einzige, was er im Walde erfahren, war, daß die Blondine Amalie, und die Brünette Mathilde hieß. Beide schienen sich wegen seiner ihnen gewidmeten Aufmerksamkeit sehr zu freuen und sahen es durchaus nicht ungern, daß er sie stets begleitete. Sie hängten sich an seinen Arm, und wenn eine schöne Blume am Wege blühte, eilten sie, dieselbe zu pflücken

und ſie ihm mit vieler Grazie zu überreichen. Rohrbach wurde ziemlich vernachläſſigt.

Als Pfeffer Abends wieder zu Bette war, fing er mit dieſem ein langes Geſpräch an, das ſich natürlich um Amalie und Mathilde drehte.

„Ich muß geſtehen," ſagte Pfeffer, „daß ich nahe an der Grenze meines Scharfſinns bin. Ich kann die Wittwe nicht heraus erkennen."

„Sie müſſen einen ſchlechten Begriff von dem Scharfſinn dieſer Frauen gehabt haben, wenn Sie geglaubt, daß ſie Ihnen ſo leichtes Spiel machen würden," entgegnete Rohrbach. „Indeſſen werden Sie doch jetzt ſchon eine Wahl getroffen haben," ſetzte er hinzu.

„Jede gefällt mir auf eigene Weiſe, da jede ihre eigenthümlichen Reize hat," antwortete Pfeffer. „Amalie kann als Blondine, Mathilde kann als Brünette nicht liebenswürdiger ſein. Daß ſie mir beide ſehr zugethan, glaube ich, ohne der Beſcheidenheit wehe zu thun, dreiſt behaupten zu können. Aber welche iſt die Wittwe? — Ich weiß wahrlich nicht, ob Buridan's Eſel in größerer Verlegenheit war, als ich jetzt bin."

„Es iſt ſehr ſchlimm, daß Ihr Herz bis jetzt noch keiner von Beiden den Vorzug giebt," ſagte Rohrbach. „Ihre Unentſchloſſenheit zeigt aber, welche vernünftige Gründe die Wittwe hatte, ihr Witthum zu verbergen. Indeſſen werden Sie doch wohl mit der Zeit für Eine von den Zweien ſich entſcheiden. Gute Nacht!"

Kaum hatte Rohrbach ſein Licht ausgelöſcht, als dem ſchlafloſen Pfeffer eine Liſt einfiel, von der er ſich viel verſprach. Er blies ebenfalls ſein Licht aus und verhielt ſich eine Viertelſtunde ganz ſtill; als aber der Schlaf ſeines Zimmernachbars laut zu werden begann, weckte er dieſen mit den Worten: „Wie lange iſt Mathildens Gatte todt?"

„Das müſſen Sie Mathilden fragen!" antwortete Rohrbach.

Pfeffer gerieth über diese Antwort in stille Wuth und gab dem Bettgestelle einen solchen Tritt, daß es vor Schmerzen in allen Fugen krachte.

Ich will wenigstens prüfen, wer von Beiden die Beste ist, dachte er am andern Morgen, als er eingeseift vor dem Spiegel stand und, während er mit der linken Hand die Nase hielt, mit der rechten das Messer unter der Nase bewegte. Dem besseren Herzen will ich das meinige erschließen.

So dachte er, und als ihm der aufstehende Rohrbach einen guten Morgen wünschte, erwiederte er dessen Gruß mit einer Kälte, die sich durch die gestern gescheiterte List leicht erklären läßt.

Er war eher beim Frühstück als die Damen und hatte also Zeit genug, seinen Prüfungsplan vorzubereiten. Nach einiger Zeit kam Rohrbach mit den Damen. Sie erwiederten Pfeffer's Gruß, indem sie demselben die Hand reichten. Pfeffer glaubte den Händedruck Mathildens etwas stärker als den seinigen und war darüber so erfreut, daß sein Gemüth zu sprudeln anfing.

Er machte den Schenken beim Frühstück und bevorzugte Mathilden dabei so sehr, daß er ihr das fetteste Stück der Sahne zukommen ließ. Das Unglück wollte aber, daß während seiner Dienstfertigkeit ein Maikäfer von dem Lindenbaum, unter welchem das Frühstück eingenommen wurde, in seinen Backenbart fiel und in dem Gestrüppe desselben sich so verfing, daß er ihn erst nach langen, vergeblichen Bemühungen erhaschen und seiner sich entledigen konnte. Daß während dieser Hetzjagd die Damen ein leises Kichern nicht unterdrücken konnten, ist ganz natürlich. Als nun aber die Jagd vorüber und der Maikäfer wieder der Freiheit zurückgegeben war, kam das Gespräch auf die Backenbärte. Mathilde äußerte bei dieser Gelegenheit, daß sie die Backenbärte nicht leiden könne; sie gäben selbst dem ausdrucksvollsten und edelsten Gesichte etwas Gemeines, etwas Kutscherhaftes. Amalie war nicht dieser Meinung; sie behauptete, ein voller Bart ver-

rathe zu wenig, ein ganz glattes Gesicht zu viel Cultur; der Backenbart aber bilde eine anmuthige Brücke von dem Natur- in den Cultur-Zustand.

In Pfeffer's Herzen entstand durch diese Meinungsverschiedenheit ein heftiger Kampf.

Muß so ein dummer Maikäfer, dachte er, muß so ein dummer Maikäfer, dem tausend Blumenkelche offen stehen, gerade in meinen Backenbart fallen und mir die fürchterlichste Verlegenheit bereiten! Ich muß indessen handeln!

Er entfernte sich hierauf, ohne ein Wort zu sagen, kehrte bald mit einem glattrasirten Gesicht zurück und setzte sich wieder zu den Damen im Bewußtsein seines gebrachten Opfers. Er hatte aber den Verdruß, zu bemerken, daß sein in das historische Recht seiner Backen begangener Eingriff gar nicht auffiel, obgleich er alles Mögliche that, um zu zeigen, wie schnell er durch die That die Achtung vor Mathildens Geschmack bewiesen. Er fuhr bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, und endlich sogar mit beiden Händen sich im Gesicht herum. Er spielte so zu sagen Clavier auf seinem Gesichte; aber umsonst! Seine glatten Wangen erregten kein Aufsehen. Das Ergebniß eines Vierteljahrhunderts hatte er, um einem Weibe zu gefallen, grausam über die Klinge springen lassen und sah sich nicht einmal durch ein verstohlenes Lächeln dafür belohnt. Als er nun trotz seiner Hände Arbeit den Manen seines Backenbartes keine Aufmerksamkeit zuwenden konnte, mußte er sich endlich entschließen, von seinem Opfer zu sprechen. Er fragte also Mathilden, indem er den Zeigefinger seiner rechten Hand auf die gemähte Flur seines Antlitzes legte, was sie zu der Ernte sage. Mathilde antwortete lächelnd: „Daß Sie sich zu diesem Schritte so schnell entschlossen, ist eben so artig von Ihnen, als es unartig von mir ist, Ihre Artigkeit noch nicht bemerkt zu haben. Aber in der That! ich verdiene diese Aufmerksamkeit gar nicht."

„Sie verdienen diese Aufmerksamkeit nicht?" fragte Pfeffer

in Extase. „O, Sie verdienen — Sie verdienen angebetet zu werden."

Und mit diesen Worten wollte er Mathildens Hand ergreifen, die in glänzendem Marmorweiß auf dem Tisch lag. Mathilde zog sie aber mit niedergeschlagenen Augen, und ohne ein Wort zu reden, schnell zurück und sagte dann zu Amalien, die dieser Scene als stumme Zeugin beigewohnt: „Es wird wohl Zeit sein, die Briefe abzusenden."

Hierauf ergriff sie Amaliens Arm, und nachdem beide Damen Pfeffer gegrüßt — Mathilde that dies etwas verlegen — gingen sie ins Haus und ließen ihn bei Rohrbach zurück.

Pfeffer dachte, als er den Damen nachblickte: Wenn Mathilde nicht die Wittwe ist, so weiß ich nicht, was eine Wittwe ist.

Sodann erhob er sich vom Tische, klopfte mit der rechten Hand auf die linke Schulter Rohrbach's und sagte zu diesem mit triumphirender Miene: „Das Räthsel ist gelöst!" Dann ließ er Rohrbach, dessen Lächeln er nicht bemerkte, allein zurück.

Mehr als zwei Stunden war Pfeffer im Birkenwäldchen tief nachdenkend herumgeirrt. In der ersten Stunde hatte er den Entschluß gefaßt, noch heute um Mathildens Hand zu werben. „Muth ist der Vater des Glücks!" rief er. Und welcher große Muth gehört denn eigentlich dazu, sich um die Hand einer Frau zu bewerben, die einen Mann sucht? Ich will mit ihr reden, will ihr sagen, daß ich ein Herz habe, dem ein Weib ihr Lebenslos anvertrauen kann. Was ich ihr sagen will, weiß ich; wie ich ihr es sagen will, muß ich reiflich überlegen.

Nachdem er die zweite und dritte Stunde mit der Stylisirung einer Bewerbungsrede zugebracht und eine solche hinlänglich im Kopfe ausgearbeitet zu haben glaubte, ging er nach Hause. Am Mittagstisch saß er zwischen Mathilden und Amalien. Gegen diese war er mit dem Geiste, gegen jene mit dem Herzen artig; für Amalien hatte er Worte, für Mathilden süße Blicke.

Er war außergewöhnlich zerstreut, da er sein oratorisches Werk, das er im Wäldchen ausgearbeitet, noch mit mehr Blumen und Laubwerk ausschmückte.

Als man vom Tisch aufstand, faßte er ein Herz und erbat sich von Mathilden eine Nachmittagsstunde zur Audienz. Sie wurde ihm bewilligt.

Eine Stunde vor der zur Audienz bestimmten Zeit saß Pfeffer bereits auf der Bank in der Baumschule, unweit des Kurhauses, und übte sich seine Rede ein. Endlich kam Mathilde.

„Sie sehen, daß ich pünktlich bin, Herr Pfeffer," sagte sie zu ihm; „und zugleich sehen Sie, wie bereit ich bin, Ihnen zu dienen. Denn in Ihren Blicken habe ich bemerkt, daß Sie etwas auf dem Herzen haben. Kann ich Ihnen irgend wie gefällig sein, Herr Pfeffer?"

Die Worte: „gefällig sein" und „Herr Pfeffer", brachten den Freier etwas außer Fassung.

Nachdem Mathilde sich auf die Bank niedergelassen, setzte sich Pfeffer neben sie, rutschte dann einige Secunden unruhig hin und her, um den verlorenen Anfang seiner ausgearbeiteten blumenreichen Rede wiederzufinden; da ihm aber das nicht gelang, faßte er ein Herz und begann ohne Blumenschmuck folgendermaßen:

„Ich bin des Junggesellenlebens müde. Ich habe ein bescheidenes Vermögen; ich besitze ein kleines Haus, einen kleinen Garten. Ich bin nicht mehr so jung, um noch viel dumme Streiche machen zu können, und ich bin noch lange nicht so alt, um nicht im Stande zu sein, ein leidlicher Gatte zu werden. Ich bin kein Trinker, kein Spieler, und fühle mich am wohlsten, wenn ich in meinen vier Pfählen bin. Ziemlich gutmüthig bin ich auch, und so kann ein Weib, das nicht zu viel Ansprüche macht, mit mir wohl glücklich werden."

Er hatte erwartet, daß Mathilde auf diese seine Rede antworten werde; als aber Mathilde, statt zu antworten, dem

Redner schweigend ins Gesicht sah, fragte er: „Nun, was meinen Sie?"

„Ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit Ihrer Behauptung," antwortete Mathilde.

„Glauben Sie, daß es mir schwer werden würde, ein Herz zu finden, das nicht kalt für die Gefühle des meinigen ist?" fragte Pfeffer, indem er sich näher zu Mathilden setzte.

„Es ist immer schwer, das Gute zu finden; man muß indessen suchen," erwiederte Mathilde.

„O, ich habe gesucht und ich habe gefunden!" rief Pfeffer lebhaft, und durch die eben von Mathilden gemachte Bemerkung aufgemuntert, faßte er ihre Hand und sagte: „Ich liebe — —"

Mathilde unterbrach ihn mit den Worten: „Sie lieben meine Schwester; ich glaube es bemerkt zu haben."

„Nein! Nein!" rief Pfeffer schnell, und indem er von dem Erfahrungssatze ausging, daß ein Mann keiner Dame etwas Angenehmeres sagen kann, als wenn er etwas Unangenehmes von einer anderen Dame sagt, fuhr er fort: „Es ist nicht Ihre Schwester; diese hat — wenigstens Ihnen gegenüber nicht Vorzüge genug, um mein Herz zu fesseln. Es ist — die Schwester Ihrer Schwester."

„Sie meinen doch nicht etwa —?" fragte Mathilde gedehnt.

„Ich meine Sie, Sie, Mathilde!" unterbrach Pfeffer lebhaft und wollte auf die Knie fallen oder etwas Aehnliches thun, als Mathilde ihn lächelnd und mit den Worten zurückhielt: „Es thut mir leid, daß meine Schwester nicht das Glück hat, sich Ihrer Zuneigung zu erfreuen; was mich betrifft, so fühle ich mich zwar geehrt, einem Manne, wie Sie sind, zu gefallen, da ich aber bereits zwei Jahre verheirathet bin — —"

„Sie sind also nicht die Wittwe?" fragte Pfeffer erschrocken.

„Gottlob, nein! Leider aber meine Schwester," antwortete

Mathilde, und in diesem Augenblick kam Amalie an Rohrbach's Arm lachend und scherzend herbeigesprungen.

„Warum so still, Herr Pfeffer?“ fragte sie den enttäuschten Freier, indem sie ihm die Hand reichte.

Der arme Freier gerieth in große Verlegenheit, die noch größer ward, als er in Rohrbach's Gesicht einen höhnischen Zug zu entdecken glaubte, den er nicht anders als mit seiner eben erlittenen Niederlage in Beziehung zu bringen wußte. Zu seinem ärgsten Leidwesen war Amalie jetzt so freundlich, so zuvorkommend gegen ihn, wie sie früher nie gewesen, während Mathilde äußerst kalt und zurückhaltend sich gegen ihn benahm. Pfeffer wünschte sich zu allen Teufeln, so unbehaglich fühlte er sich jetzt in dieser Gesellschaft.

Man erging sich nun im Birkenwäldchen. Die beiden Damen schritten voran, und Rohrbach, der sich an der Seite Pfeffer's befand, fragte diesen: „Nun, lieber Pfeffer, haben Sie das Räthsel gelöst?“

Pfeffer wollte ihm eine beißende Antwort geben, da ihm aber nichts Bissiges einfiel, so antwortete er gar nicht, sondern entfernte sich unwillig, ging nach Hause, packte in der Geschwindigkeit seine zerstreuten Habseligkeiten in das grüne Ränzchen und verließ Friedhausen. — —

Dem Leser von Geist brauche ich nicht erst zu sagen, daß Rohrbach der Intriguant in dem ganzen Friedhausener Drama war. Er war der Bruder Amaliens und Mathildens und hatte mit ihnen die Intrigue gegen den vagabundirenden Freier verabredet. Pfeffer aber hat es bis auf den heutigen Tag nicht erfahren, daß er der Gegenstand dieser Intrigue gewesen.

Viertes Capitel.

Das Schicksal verrechnet sich ganz gewaltig, wenn es meint, daß ich durch zwei Körbe mich werde von meinem Vorhaben abschrecken lassen, dachte Pfeffer, als er, wieder das Ränzchen auf dem Rücken, die Botanisirbüchse an der Seite, den Stock in der Hand und die Pfeife im Munde, auf dem Wege war.

Oft habe ich wochenlang, dachte er ferner, nach einem Blümchen für mein Herbarium gesucht und bin nicht ermüdet, und jetzt sollte ich ermüden, da ich eine Lebensgefährtin suche? Und betrachte ich die Sache genau, so sind diese Körbe ja gar keine Körbe! Denn Marie war bereits verlobt und Mathilde bereits verheirathet. Ich bin nur zu spät gekommen, das ist die Sache; sicher aber habe ich einen unverwischbaren Eindruck zurückgelassen. Ein Wicht ist Derjenige, der sogleich umkehrt, wenn er einige Steine des Anstoßes auf dem Wege findet; was mich betrifft, so werde ich nicht umkehren, und wenn mir auch ganze Steinhaufen den Weg versperrten.

Pfeffer hatte gehört, daß ungefähr drei Meilen von Friedhausen eine sehr starke Kaltwasser-Heilanstalt sei. Dorthin lenkte er jetzt seine Schritte. Das Kurhaus lag in einem von waldigen Hügeln umschlossenen Thale, das wiederum von mannigfachen Baumgruppen anmuthig umgrenzt war.

Da Pfeffer sich auf dem Wege in botanischen und mineralogischen Angelegenheiten häufig aufhielt und, von der Heerstraße abgekommen, sich zweimal verirrte, so war bereits der Abend herangenaht, als er sich auf der Anhöhe befand, von welcher ein zwischen wogenden Saatfeldern sich schlängelnder Fußpfad hinab in das Thal führte. Von dem Thale herauf tönte ein wildes Lachen, was unsern Pfeffer, der voll stiller Bewunderung die untergehende Sonne betrachtete, unangenehm störte.

Als er im Thale war, schallte ihm das Gelächter der Kurgäste entgegen, die im Blinde-Kuh-Spielen so befangen waren, daß sie ihn erst bemerkten, als er unter ihnen stand. Kaum aber hatte er Zeit gehabt, neugierigen Auges die Gesellschaft zu überfliegen, als er sich am Frackzipfel festgehalten fühlte.

„Das ist ein Fremder, Euphrosine!“ schrie man von allen Seiten. Pfeffer aber, dem es ein sehr günstiges Omen schien, daß er gleich bei seiner Ankunft von einem jungen Mädchen so zu sagen erobert wurde, sagte, daß er, ein ankommender Kurgast, von der Partie zu sein wünschte, wenn die Gesellschaft nichts dagegen hätte.

Da die Gesellschaft den Vorschlag bereitwilligst annahm, so ließ ihn Euphrosine los und nahm sich die Binde von den Augen.

Euphrosine war nur dem Namen nach eine Grazie. Als sie sich die Binde abgenommen, sah sie die ganze Gesellschaft mit scheelen Augen an. Euphrosine war aber nicht nur scheel, sie war sogar sehr scheel. In ihren Augen herrschte eine wahre Anarchie; wenn ihr linkes Auge rechts sah, so sah ihr rechtes links, so daß man nie wissen konnte, wohin sie blickte.

Euphrosine band nun unserem Pfeffer, der inzwischen seine Reisebagage aufs Gras geworfen, ein weißes Schnupftuch um die Augen, und nachdem er mehrere Male gestolpert und ein Mal hart wider einen Kirschbaum gerannt war, nachdem er fünf Minuten hindurch von zarten und unzarten Händchen und Händen hin und her gezerrt worden, hatte er das Glück, ein Wesen zu erhaschen, das sich Seraphine nannte.

Seraphine besaß nichts von einem alttestamentarischen Engel. Statt der Flügel hatte sie einen Verdruß auf dem Rücken, einen Verdruß, den keine Watte der Erde den Blicken der Menschen zu verhüllen vermochte. Seraphine hätte diesen Verdruß noch mit zwei Nebenmenschen theilen können und hätte an diesem Drittel immer noch Verdruß genug gehabt.

Erschrocken wandte sich Pfeffer von ihr ab und mischte sich unter die Gesellschaft, die sehr zahlreich war und unter welcher er auch einige hübsche Gesichter entdeckte. Der Arzt der Anstalt, der sich Möhler nannte und Hofrath war, fragte ihn, ob er in der Anstalt selbst wohnen wollte, oder ob er vorzöge, sich außer derselben einzumiethen. Da nun Pfeffer erfuhr, daß fast die sämmtliche Gesellschaft in der Anstalt wohne, so schien es ihm für den Zweck seiner Reise am besten, wenn er in der Anstalt selbst sich einquartierte. Er bat also den Hofrath, ihm ein Zimmer einrichten zu lassen.

„Ich muß Ihnen im Voraus bemerken," sagte der Arzt, „daß Sie sich allen meinen Verordnungen in Bezug auf Diät sowohl wie auf den äußern und innern Gebrauch des Wassers genau zu unterwerfen haben. Ich muß darin sehr strenge sein, da ein einziger Fehler von Seiten des Badegastes die ganze Wirkung meiner Methode paralysirt, die, ich darf es kühn behaupten — und Sie werden sich auch davon überzeugen — wahre Wunder thut."

Ich bin zwar nicht krank, dachte Pfeffer, allein ich muß meines Planes wegen nothwendig in dem Kreise dieser Gäste sein. —

Er begab sich also unter die Botmäßigkeit des Wasserdoctors.

Man war noch im Spiele begriffen, als eine Glocke tönte. Es war das Zeichen, daß das Abendbrod bereit sei. Die Gäste brachen plötzlich das Spiel ab und eilten ins Haus. Das Abendbrod war im strengsten Sinne des Wortes ein solches; denn außer Butterbrod, welches auf der fetten Seite nicht viel fetter war als auf der magern, und das man vor dem geringsten Zugwinde bewahren mußte, damit es nicht von den Tellern fliege, kam nichts auf den Tisch als grüner Thee, an dem nichts grün und nichts Thee war. Dieser Thee war so schwach, daß er ohnmächtig aus der Kanne in die Tasse fiel. Für jeden

Gaſt waren zwei Taſſen Thee, für jede Taſſe Thee zwei Stückchen Zucker oder vielmehr zwei Zuckerſtückchen beſtimmt, die ſo klein waren, daß ſie ſich ſchon in ein ſüßes Nichts auflöſten, als ſie die Oberfläche des Thee's berührten.

Pfeffer, zu deſſen ſtarken Seiten auch ſein Appetit gehörte und der heute nach einer anſtrengenden Wanderung einen weltverzehrenden Hunger hatte, verſchlang erſt den ganzen Tiſch mit den Augen. Als er aber die ihm zugetheilte Portion zu ſich genommen, ward ſein Magen durch den Spott, den dieſes Abendbrod mit ihm trieb, ſehr ärgerlich und ſtellte die beſtimmteſten Forderungen. Pfeffer hatte ſich hungrig gegeſſen und empfand erſt recht Luſt, ſich zur Tafel zu ſetzen, als man die Tafel aufhob.

Indeſſen konnte der Unwille ſeines Magens die Stimme ſeines Herzens doch nicht ganz übertäuben, und er ließ, während die Geſellſchaft zu eſſen ſich ſchmeichelte, über dieſelbe ſeine Augen gleiten. Unter den zweiundzwanzig Perſonen, die außer ihm am Tiſche ſaßen, zählte er zwölf Damen, unter den zwölf Damen ſieben junge und unter den ſieben jungen Damen zwei ſchöne, von denen die eine blond, die andere aber brünett war.

Die Brünette ſchien ihm lebhaft und geiſtreich, aber etwas ſpöttiſch zu ſein. Sie lachte und kicherte beſtändig und neckte ſogar ihren Vater, der an ihrer Seite ſaß und ein gemüthlicher Oelhändler aus Frankfurt am Main war, ſehr häufig. Sie hieß Louiſe Forſtmeier. Die Blondine, die an der Seite ihrer Mutter ſaß, war das Gegentheil von Louiſen, und die Mutter das Gegentheil von Louiſens Vater. Die Blondine, ſie hieß Auguſte Becher, war ſtill und beſcheiden und hatte in ihrem ganzen Weſen etwas Unſchuldig-Schüchternes, das unſerem Pfeffer ſehr wohl gefiel.

Das arme Mädchen aber hatte keinen ruhigen Augenblick; ihre Mutter, die Madame Becher, mäkelte und kritiſirte beſtändig an ihr. Bald ſaß ſie ihr zu hoch, bald zu niedrig; bald ſchien

ihr die Tochter zu viel, bald zu wenig auf die Leute zu ſehen. Jetzt ſchalt ſie das Mädchen, weil es ſchwieg, und dann ſchalt ſie, weil es ſprach, ſo daß es ſchien, als ob die Mutter durch ihren pädagogiſchen Eifer mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt als auf ihre Tochter lenken wollte. Auguſte ertrug übrigens dieſe qualvolle Mutterliebe mit einer himmliſchen Geduld, was unſern Pfeffer noch mehr zu ihren Gunſten einnahm.

Kaum war das letzte Butterbrod von dem Teller verſchwunden, als der Doctor das Zeichen zum Aufbrechen gab. Die Kurgäſte ſtanden auf und begaben ſich in ihre Zimmer. Es gehörte nämlich auch zu den diätiſchen Geſetzen, unmittelbar nach dem Abendbrod zu Bett zu gehen.

Unſerem Pfeffer wurde ein Zimmer in Folioformat angewieſen, aber in Kleinfolio. In der That war dieſes Zimmer ſo kurz und ſo ſchmal, daß er ſeine Ellenbogen vor unangenehmen Berührungen mit den vier Wänden ſehr in Acht nehmen mußte. Als er ſich entkleidete, ſtieß er rechts und links an; er erſchrak aber ſichtbar, als er ins Bett ſteigen wollte. Dieſes Bett war eigentlich nur eine ausgewachſene Wiege und ſo dünn, daß es ſich kaum auf den Füßen halten konnte, von denen einer bereits vor Altersſchwäche zuſammengeknickt war. Es ſchien, daß man dieſem Bettgeſtelle, in Berückſichtigung ſeiner ſchwachen Geſundheit, ſo wenig wie möglich zu tragen gab. Das Bettzeug beſtand nämlich nur aus viel Zeug und wenig Bett.

Als Pfeffer ſich vorſichtig genug hineinlegte, begann ein gewaltiger Kampf. Hatte er ſeinen Kopf in Ordnung gebracht, ſo kamen ſeine Füße mehrere Fuß über das Bettgeſtell hinaus; und brachte er ſeine Füße mit Ach und Krach — das Ach war von ihm, der Krach vom Bett — ins Bett hinein, ſo kam ſein Kopf wieder aus demſelben heraus und baumelte wie der einer abgeſchlachteten Gans in den Lüften. Eine halbe Stunde dauerte der Kampf zwiſchen ſeinem Kopfe, ſeinen Füßen und dem epigramatiſchen Bettgeſtell, bis er ſich entſchloß, den Kopf dem

Kiſſen anzuvertrauen und für die über das Bettgeſtell hinaushangenden Beine das unerbittliche Schickſal ſorgen zu laſſen. Leider aber ſchliefen ſeine Beine früher ein als er ſelbſt. Er mußte nun die ſchlummernden Extremitäten wieder zu ſich nehmen, was natürlich nur dadurch bewerkſtelligt werden konnte, daß er Hals und Kopf wieder aus dem Bett warf.

Der Kampf erneuerte ſich wieder, aber viel heftiger und grimmiger, als das erſte Mal, und dauerte ſo lange, bis endlich ſeine Geduld und das Bettgeſtell platzten, auf deſſen Trümmern er nun ſein Lager bereitete und endlich einſchlief.

Er lag gerade im feſteſten und erquickendſten Schlummer, als er durch ein heftiges Pochen an ſeiner Thür geweckt wurde. Es war der Badewärter, der ihn zum Baden aufforderte. Pfeffer wollte den Ruheſtörer zu allen Teufeln ſchicken, als ihm die von dem Arzte geſtellte Bedingung einfiel. Er erhob ſich alſo verdrießlich vom Boden und kleidete ſich ſo ſchnell wie möglich an. Auf dem Hausflur harrte der Wärter, der ihn in eine Badezelle führte. Pfeffer mußte ſich nun entkleiden und in eine flanellene Decke ſehr dicht einwickeln laſſen.

„Lieber Freund," ſagte Pfeffer zu dem Badewärter, „ich bin ein geſunder Menſch; ich bade nur zu meinem Vergnügen. Ich bitte daher, nicht viel Umſtände mit mir zu machen."

„Sie ſind Nummer Fünfundzwanzig," ſagte Jener. „Der Hofrath haben mir geſagt, daß Nummer Fünfundzwanzig nicht mit beſonderer Vorſicht behandelt zu werden braucht, weil Nummer Fünfundzwanzig gar keinen Umſtand an ſich hat. Ich habe deshalb Nummer Fünfundzwanzig am früheſten geweckt."

Während der Badewärter dies ſprach, gerieth der in Flanell eingewickelte Pfeffer in eine ſolche heftige Transpiration, daß ihm faſt der Athem verging. Er bat daher Jenen, ihn von dem Flanell zu befreien. Der Badewärter aber zog eine Uhr aus der Taſche und ſagte dann mit eiſiger Kälte: „Nummer Fünfundzwanzig hat noch zwanzig Minuten zu ſchwitzen!"

Und mit diesen Worten verließ er die Zelle.

Als Pfeffer allein war, bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Angst. Wie leicht, dachte er, kann ich in diesem Flanell mein Leben aushauchen, ohne daß es Jemand gewahr wird! Ich hätte den Menschen nicht fortlassen sollen; ich hätte überhaupt gar nicht in dieses Haus gehen sollen, wo man im Schweiße seines Angesichts zu hungern verdammt ist. Wahrhaftig, wenn der Bursche nicht bald zurückkommt, löst sich mein ganzer irdischer Mensch in heiße Tropfen auf.

Endlich kam der Badewärter zurück. Er zog den dampfenden Pfeffer aus dem flanellenen Futterale, trug ihn unter eine Pumpe und ließ einen eiskalten Wasserstrahl auf seinen Schädel fallen. Als Pfeffer nach einigen Minuten aus dieser Traufe kam und seine nassen Leiden beendet glaubte, mußte er abermals ins Wasser, in eine große volle Wanne; und nachdem die nassen Leiden vorüber waren, kamen die trockenen. Als Pfeffer sich nämlich eines Handtuches bedienen wollte, lachte der Wärter und bedeutete ihm, daß dies nicht so gehe. Das Reiben wäre die Hauptsache. Er fuhr demnach mit seinen gußeisernen Händen an dem vor Kälte schnatternden Pfeffer so unbarmherzig herum, daß dieser glaubte, der Wärter wolle ihm die Haut über den Kopf ziehen. Er wollte den Wärter zur Milde bewegen; dieser aber sagte: „Das Reiben gehört zur Hauptkur: es kann es nur nicht Jeder vertragen. Nummer Fünfundzwanzig braucht indessen nicht mit besonderer Vorsicht behandelt zu werden."

Endlich war auch diese Qual vorüber. Pfeffer verspürte einen entsetzlichen Hunger; aber statt zu essen, bekam er jetzt zu trinken. Nach dem äußeren Gebrauche des Wassers kam der innere.

„Nummer Fünfundzwanzig hat zwölf Scheppen Wasser zu trinken," sagte der Wärter, indem er den Märtyrer Pfeffer an den Brunnen führte.

Am Brunnen waren bereits mehrere Gäste versammelt.

Unter diesen bemerkte Pfeffer Seraphine, deren Verdruß über Nacht gewachsen zu sein schien, so sehr war er durch das Negligee, in welchem sie sich noch befand, emporgegipfelt; der Oelhändler Forstmeier war mit seiner brünetten Tochter auch zugegen; besonders aber freute sich Pfeffer, die blonde Auguste zu sehen, obgleich deren Mutter, die ebenfalls zugegen war, diese Freude etwas verkümmerte.

Die Gäste unterhielten sich gerade von dem Hunger, mit dem sie im Hause des Hofraths abgespeist würden. Als nun Pfeffer an den Brunnen kam, wollten sie das Gespräch plötzlich abbrechen. Dieser aber, um sich gleich vortheilhaft einzuführen, bat die Anwesenden, durch seine Gegenwart in ihren gerechten Klagen sich durchaus nicht stören zu lassen, er sei ja auch ihr Leidensgefährte, obgleich seine Leiden erst von gestern Abend datirten.

Die Gesellschaft nahm die Aeußerung Pfeffer's höchst wohlgefällig auf, und die Frau Becher, Augustens Mutter, ergriff nun das Wort.

„Das ist keine Wasserkur, das ist eine Hungerkur," begann sie. „Das ist eine Kur, die nur dem Hofrath, aber gewiß nicht den Gästen anschlägt. Es ist gerade, als ob man die Kost aus der Apotheke bekäme. Das Fleisch ist so dünn geschnitten wie Brillengläser. Von den Cotelettes, die gestern Mittag auf den Tisch kamen, hätte man ein Paar in einen Brief legen können, ohne daß dadurch doppeltes Postporto verursacht worden wäre. Was man durch Ueberfluß an Wasser der Gesundheit etwa nützt, schadet man ihr durch den Mangel an Nahrung. An diese Heilanstalt werde ich ewig denken."

„Ich sehe überhaupt gar nicht ein," begann der Oelhändler Forstmeier aus Frankfurt am Main, „wie das ewige Baden und Wassertrinken dem Menschen etwas nützen kann. Der Mensch ist kein Fisch, der Mensch ist Fleisch. Und Fleisch giebt wieder Fleisch, sagt das Sprüchwort. Ich bin hergekommen, um mich

zu erholen; aber ich bin in den drei Wochen, die ich hier verlebt habe, schon so sehr abgemagert, daß mir die Atlasweste, an der mir früher zwei Nähte geplatzt sind, jetzt um die Rippen schlottert. Vor dieser vermaledeiten Kur hatte ich zu viel Fett für meine Kleider; jetzt habe ich zu viel Kleider für mein Fett. Ich habe kaum mehr Kraft, mich im Wasser zu halten. Diese Heilmethode ist eine Sünde gegen die Natur. Heilt man denn einen kranken Fisch dadurch, daß man ihn ins Trockene legt? Wie kann man also einen kranken Menschen dadurch heilen, daß man ihn ins Wasser legt? Das ist doch wahrhaftig klar!"

„Klar hin, klar her!" begann der Drillfabrikant Schmunzig aus Chemnitz, ein dünnes, glattgekämmtes Männchen. „Die Frage ist nicht, ob der Mensch Fisch oder Fleisch ist; die Frage ist, wie wir zu besserer Kost kommen. Meine unmaßgebliche Meinung ist also — —"

Der Drillfabrikant Schmunzig wurde in der Mittheilung seiner unmaßgeblichen Meinung durch den Justiz-Kanzelisten Eppich unterbrochen, der verdrießlich und halbschläfrig an den Brunnen kam. Als man ihn um die Ursache seines zerstörten Aussehens fragte, begann er:

„Ich habe heute eine Nacht zugebracht, wie ich sie meinen ärgsten Feinden nicht wünsche. Ich lege mich zu Bette, nachdem mein Emil eingeschlafen war. Ich schlafe ebenfalls ein, als ich plötzlich durch das Stöhnen und Aechzen meines Emil aufgeweckt werde. „Was fehlt Dir, mein Sohn?" frägte ich meinen Sohn. Dieser aber wälzt sich krampfhaft in seinem Bette, und als ich ihn bei Licht betrachte, sehe ich zu meinem Schrecken, daß sein Gesicht ganz verzerrt ist. Ich wollte den Hofrath wecken lassen; aber mein Emil wollte es nicht zugeben. Ich frage ihn nochmals: „Was fehlt Dir, mein Sohn?" und der arme Junge sagt mir, daß er gestern, als er im Garten spielte, einen schrecklichen Hunger bekam und, um ihn zu vertreiben, sich an den Aepfeln vergriff. Das arme Kind hat über zehn Aepfel

gegeſſen. Aepfel im Juli! Unreife Aepfel vor Hunger! Er hätte draufgehen können, wenn ſich die Natur nicht geholfen hätte. An dieſe Heilanſtalt werde ich ewig denken!“

„Meine unmaßgebliche Meinung iſt alſo,“ begann der Drillfabrikant Schmunzig aus Chemnitz, nachdem ſämmtliche Mitglieder der Geſellſchaft ſich in laute Klagen über die ſchlechte Koſt ergoſſen, „daß wir heute, unmittelbar nach Tiſche, in das nächſte Dorf gehen und uns dort nicht allein ſatt eſſen, ſondern auch Vorrath holen. Wir müſſen uns nothwendig verproviantiren. Das iſt meine unmaßgebliche Meinung.“

Der Geſellſchaft gefiel der Vorſchlag des chemnitzer Drillfabrikanten ſo wohl, daß er ohne fernere Erörterungen von der ganzen Geſellſchaft zum Beſchluß erhoben wurde.

Während dieſer Unterhaltung ſo wie im Laufe des Vormittags hatte Pfeffer alles Mögliche gethan, was ihn in den Augen Auguſtens und deren Mutter liebenswürdig konnte erſcheinen laſſen. Da er ſah, daß die Mutter mit einer wahrhaft ruſſiſchen Tyrannei die Tochter behandelte, ſo hielt er es fürs Beſte, den Weg zum Herzen der Tochter auf dem unangenehmen Umwege des Herzens der Mutter zu machen. Er widmete alſo dieſer die allerhöflichſte Sorgfalt und warf ſich zum Schiedsrichter auf, wenn die mütterliche Selbſtherrſchaft gegen die Tochter zu weit ging.

Am Mittagstiſche nahm er Platz zwiſchen Beiden. Sein ritterlich geſinnter Arm griff bei jeder nur halb günſtigen Gelegenheit in die ſpärlichen Tafelfreuden und reichte der Frau Becher das verhältnißmäßig Schönſte, was zu finden war; und wenn die Kritik der Mutter gegen Auguſten zu ſtreng wurde, gab er jener wohl Recht, trat aber dieſer leiſe auf den Fuß, und drückte verſtohlen ihren Arm zum Zeichen, daß er im Herzen ihr Recht gebe. Mit derartigen diplomatiſchen Kniffen leitete Pfeffer ſeine Bewerbung ein und hatte jetzt ſchon die Freude,

wahrzunehmen, daß er die Gunst der Mutter errungen und daß die Tochter in ihm einen Beschützer sah.

Unmittelbar nach Tische schickte man sich zur Verproviantirungsreise an. Die Vorbereitungen dazu von Seiten der Damen nahmen so sehr viel Zeit in Anspruch, daß die Verdauung der Mittagstafel bereits vorüber war, ehe man sich auf den Weg begeben konnte. Als man endlich auf den Weg war, bemerkte Seraphine, daß sie ihren Shawl vergessen. Die Gesellschaft mußte Halt machen, und da Seraphine wegen ihres allzu sehr gewölbten Rückens sehr kurzathmig war, so dauerte es zum Verdruß der Harrenden über eine halbe Stunde, bis sie, mit dem Shawl in der Hand und mit Entschuldigungen im Munde, wieder bei der Karawane war, die sich nun abermals in Bewegung setzte, um nach fünf Minuten abermals Halt zu machen. Emil, des Justiz-Kanzelisten Söhnchen, mußte nämlich einer unaufschiebbaren Angelegenheit wegen, die mit den gestern genossenen unzeitigen Aepfeln in directer Beziehung stand, sich mit seinem Vater von der Gesellschaft entfernen, die wenigstens eine Viertelstunde auf Beide harren mußte.

Kaum war man wieder zehn Minuten gegangen, als sich ein Zwist über den einzuschlagenden Weg entspann. Der Justiz-Kanzelist meinte, man müßte stets in gerader Richtung fortgehen; Forstmeier behauptete, daß man den Seitenweg links einschlagen müßte, und der Drillfabrikant Schmunzig, der die Gegend am besten zu kennen versicherte, sagte, daß man sich verirren würde, wenn man nicht gleich den Weg rechts einschlüge, welcher an einen Bach führte, der eine Wiese durchschnitte, die von einem Wäldchen begränzt wäre, das man rechts müßte liegen lassen, um dann an eine Mühle zu kommen, an welcher ein Fußpfad sich schlängelte, den nicht Jeder kenne, der aber gerade ans Ziel der Reise bringe.

Nach langem und heftigen Wortwechsel entschied sich endlich die Gesellschaft für die Ansicht Schmunzig's. Aber eine Viertel-

ſtunde nach der andern verging, und es ließ ſich kein Bach, keine Wieſe, keine Mühle und kein Fußpfad ſehen. Schmunzig, der nun von der ganzen Geſellſchaft mit Vorwürfen überhäuft wurde, entſchuldigte ſich durch die Behauptung, daß mit der Gegend, die er doch ſo gut wie ſeine Rocktaſche kenne, etwas vorgegangen ſein müßte, und bat, nur immer voranzugehen; der Bach, die Wieſe, die Mühle und der Fußpfad würden ſich am Ende doch noch einfinden. Es fand ſich aber nach fortgeſetztem Wandern nichts ein als ein Regen, der bald ſo heftig wurde, daß die ganze Geſellſchaft wie eine geſchlagene Armee auseinanderſtob, um unter Büſchen und Bäumen Schutz vor dem naſſen Zorn des Himmels zu ſuchen.

Pfeffer, der während des ganzen Weges die Frau Becher am rechten, und deren holde Tochter am linken Arm führte und außerdem die Shawls und die Strickbeutel beider Damen trug, floh jetzt mit dieſen unter einen Baum, ſehr vergnügt, daß der Himmel ihm eine ſolch ſchöne Gelegenheit gegeben, ſich Auguſten und deren Mutter von der angenehmſten Seite zu zeigen. Sie lagerten ſich unter eine alte Buche. Frau Becher ſtrömte von Dank gegen unſern Helden über, während er der blonden Auguſte den Shawl um den Hals legte und ihr dabei die Hand drückte. Er hätte freilich die Mutter auf den Blocksberg gewünſcht, um mit der Tochter allein ſein zu können; da aber ſolche Wünſche gewöhnlich nicht erfüllt werden, ſo wünſchte er gar nichts, ſondern zeigte der Frau Becher das allerfreundlichſte Geſicht. Im Lauf der Unterhaltung, die ſich bald entſpann, fing er auf den Zweck ſeiner Reiſe behutſam anzuſpielen, und er bemerkte, daß Frau Becher ihm aufmerkſam zuhörte.

Da der Regen immer heftiger wurde, ſo hatte die Mutter ihren Kopf auf ſeine rechte, und Auguſte ihr blondes Köpfchen auf ſeine linke Schulter gelegt. Er neigte daher ſeinen Kopf wie Alexander der Große nach der linken Schulter und dachte: Noch ein ſolcher Regen und mein Sieg iſt vollbracht!

Als der Himmel sich wieder aufzuklären begann, schrie der Drillfabrikant mit seinem dünnen, sächsischen Stimmchen die zerstreute Karawane zusammen. Kaum war man aber wieder vereinigt, als sich abermals ein Streit erhob, ob man vorwärts gehen, oder ob man den Rückweg einschlagen sollte. Der Streit wollte eben den Glühpunkt erreichen, als Schmunzig behauptete, er habe Huftritte vernommen. Es wollte sich nun wieder ein Streit entspinnen, ob er wirklich Huftritte vernommen oder ob er überhaupt etwas vernommen, als sich der Reiter sehen ließ. Die Gesellschaft harrte nun mit gespannter Erwartung auf den Nahenden, in welchem sie bald zu ihrem unsäglichen Schrecken den Hofrath erkannte. Fliehen war nicht mehr möglich; es handelte sich nur darum, eine Ausrede zu finden, und die Gesellschaft überließ diese Ausrede dem Scharfsinn Schmunzig's, der ja den Rath zu dieser Reise gegeben und außerdem die ganze Gesellschaft irre geleitet hatte.

Schmunzig sagte, er wolle sehen, was zu thun sei.

Als daher der Hofrath bei der Karawane angelangt war und dieselbe fragte, warum sie das Kurhaus verlassen, wann sie es verlassen und wohin sie wollte, antwortete Schmunzig im Namen der Mitschuldigen, daß sie ihm entgegen zu gehen beabsichtigt hätten; und als der Hofrath fragte, wodurch ihnen das Ziel seiner Reise bekannt gewesen, antwortete Schmunzig, sie hätten dieses freilich nicht gekannt, sie wären vielmehr auf gut Glück gegangen, und der Zufall wäre ihnen, wie Figura auf dem Pferde zeige, höchst günstig gewesen.

Der Hofrath schien mit dieser Antwort zufrieden. Er setzte sein Pferd und somit seine Kurgäste in Bewegung, die ihm, bis auf die Haut durchnäßt, mit verdrießlichen Gesichtern folgten. Ein besonders verdrießliches Gesicht machte der Justiz-Kanzelist, der auf dem ganzen Rückwege sein Söhnchen Emil auf dem Arme tragen mußte.

Als man im Kurhause angelangt war, überhäufte man den Drillfabrikanten mit den bittersten Vorwürfen.

Pfeffer aber war froh, daß dieser Ausflug von solchen Abenteuern heimgesucht war, die ihm die günstigste Gelegenheit boten, in so kurzer Zeit sich bei der Frau Becher und deren Tochter im günstigsten Lichte zu zeigen; und er benahm sich so klug, er benahm sich so zuvorkommend, so deutsch-gemüthlich und so französisch-artig gegen Beide, daß er nach einem Zeitraume von sechs Tagen nicht voreilig zu sein glaubte, wenn er als Bewerber um die Hand Auguste's aufzutreten wagte. Er bat sich demnach eines Mittags bei der Frau Becher, die gerade besonders freundlich gegen ihn schien, eine Audienz unter vier Augen aus. Diese Audienz wurde ihm aufs Geneigteste bewilligt.

Zwei Stunden später, nachdem er seinen innern und äußern Menschen feierlich angezogen, ging Pfeffer in das Zimmer der Frau Becher, die er auf dem Sopha sitzend fand. Sie lud ihn sehr zuvorkommend ein, Platz neben ihr zu nehmen. Pfeffer setzte sich, drehte seine Mütze mehrere Male zwischen den Händen herum und begann hierauf:

„Ich bin des Junggesellenlebens müde. Ich habe ein bescheidenes Vermögen. Ich besitze ein Haus, einen kleinen Garten. Ich bin kein Trinker, kein Spieler" — —

„Sie sind ein braver Mann," unterbrach Frau Becher.

Pfeffer war durch diese Unterbrechung angenehm überrascht, nahm aber gleich wieder den Faden seiner Rede folgendermaßen auf: „Ich bin kein Spieler, kein Trinker und fühle mich am wohlsten, wenn ich in meinen vier Pfählen bin. Ziemlich gutmüthig bin ich auch, und so kann ein Weib, das nicht viel Ansprüche macht, mit mir wohl glücklich werden."

„Ich zweifle nicht daran," sagte Frau Becher sehr warm.

Pfeffer, durch diese Bemerkung sehr aufgemuntert, faßte ihre Hand und sagte: „Ihre Theilnahme gegen mich schien mir

vom Anfange unſerer Bekanntſchaft ſo herzlich, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden mir" — —

Pfeffer, der ſich vor dem Schluſſe dieſes Satzes, wie einſt Julius Cäſar vor dem Rubicon, aufhalten wollte, wurde durch die Frau Becher ſehr freundlich aufgefordert, weiter zu gehen. Er wiederholte alſo: „Daß ich wohl hoffen darf, Sie würden mir die Hand —". Er machte hier, am Rande des Rubicon, wieder eine Pauſe, mehr aus Vorſicht als aus Feigheit, wurde aber durch einen höchſt freundlichen Blick der Frau Becher ermuntert, den Sprung zu wagen. Er begann alſo wieder: „Daß ich wohl hoffen darf, Sie würden mir die Hand — Ihrer Tochter nicht verſagen."

Kaum aber hatte Pfeffer das Wort „Tochter" ausgeſprochen, als Frau Becher heftig vom Sopha aufſprang und, auf die Thür zeigend, rief: „Verlaſſen Sie augenblicklich — —"

Der Zorn erſtickte ihre Stimme ſo ſehr, daß ſie den Satz nicht zu beendigen vermochte. Pfeffer aber wartete das Ende dieſes Satzes nicht ab, ſondern ließ die Frau mit ihrem Zorn allein.

Fünftes Capitel.

Vierzehn lange Jahre hatte der Erzvater Jakob warten müſſen, bis er ſeine geliebte Rachel als Gattin heimführen konnte. Während dieſer vierzehn Jahre mußte er dumme Schafe hüten und hatte, als er ſich am Ziel ſeiner Wünſche glaubte, noch das Unglück, ein blödäugiges Weib nehmen zu müſſen und ſeine Freierei wieder von vorn anzufangen. Dennoch aber hatte er die Geduld nicht verloren. Wie ſollte ich ſie alſo verlieren, ich, der ich doch kaum ſo viel Wochen auf Freiersfüßen gehe?

So sprach unser fahrender Junggeselle, als er am andern Morgen nach jener kurzen, aber entscheidenden Unterredung mit der Frau D~~ser sich wieder auf der Wanderschaft befand. Die größten Feldherren, fügte er sodann zu obiger Betrachtung hinzu, die größten Feldherren haben ja gerade durch die erlittenen Niederlagen siegen gelernt; und betrachte ich die Sache genau, so war die gestrige Niederlage sogar ein Triumph; denn hätte ich nicht unglücklicherweise die Zuneigung der Mutter gewonnen, so wäre mir die Hand der Tochter sicher gewesen. Zur Entmuthigung habe ich also keinen Grund.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, förderte Pfeffer seine Schritte. Wohin? Das war ihm gleichgültig, wenn nur nicht dahin, wo seine Freiersfüße bereits gewandelt.

Als er gegen Mittag, ermüdet wie er war, vor einer Anhöhe unter einem schattigen Nußbaume ausruhte, um frische Kräfte zu sammeln, gewahrte er von fern einen Einspänner. Vor der Anhöhe stieg der Reisende aus, um dem Pferde die Last zu erleichtern, und stopfte sich seine Pfeife. Der Reisende, unsern Helden unter dem Nußbaume bemerkend, fragte ihn, ob er ihm nicht Feuer geben könne. Pfeffer bejahte es, und als jener sich ihm näherte, schien er zu staunen und fragte diesen, ob er sich nicht Pfeffer nenne.

Statt der Antwort fragte Pfeffer seinerseits den Reisenden, ob dieser nicht Schneider heiße? Und einen Augenblick darauf erfolgte eine Umarmung zwischen den beiden Universitätsfreunden, die sich seit zwei Jahrzehnten nicht gesehen hatten.

Schneider, welcher der angesehenste Notar in der Umgegend war, bat seinen alten Freund so sehr, einige Tage bei ihm zuzubringen, daß dieser es ihm unmöglich abschlagen konnte. Als sie unter traulichen Gesprächen die Anhöhe erreicht hatten, stiegen sie in den Wagen, der nach dem Städtchen Plauenheim, dem Wohnorte Schneider's, lustig hinrollte.

Pfeffer hütete sich wohl, den wahren Zweck seiner Reise

dem Freunde mitzutheilen; doch hörte er mit innigſter Theilnahme den Notar von deſſen häuslichem Glücke ſprechen.

„Du hätteſt nicht Junggeſelle bleiben ſollen," ſagte Schneider. „So allein zu ſtehen in der Welt, ohne daß man Schmerz und Freude mit einem innigſt verwandten Herzen theilt, ſcheint mir doch ſehr traurig."

„Ja wohl!" antwortete Pfeffer.

„Die Sorge um Weib und Kind däucht mir ein viel größeres Glück als die Sorgloſigkeit des Hageſtolzen, deſſen Herz aus Mangel an Beſchäftigung am Ende ſtumpf und träge wird," bemerkte Schneider.

„Ja wohl!" ſeufzte Pfeffer.

„Genieße ich nicht in dieſem Augenblicke das ſelige Bewußtſein, daß ein ſehnſüchtiges Herz die Secunden bis zu meiner Ankunft zählt, daß drei unſchuldige Kinder ungeduldig auf den heimkehrenden Vater harren? Iſt irgend ein Glück mit einem ſolchen ſtillen, heiligen Glücke zu vergleichen?" fragte Schneider.

„Gewiß nicht!" antwortete Pfeffer mit einem kaum unterdrückten Seufzer; und er wollte noch eine Bemerkung an die Bemerkungen ſeines Freundes knüpfen, als der Wagen auf das holperige Pflaſter Plauenheims gelangte und das dadurch entſtehende Geraſſel jede Unterhaltung unmöglich machte. Nach einigen Minuten hielt der Wagen vor einem ſtattlichen Hauſe, an deſſen Thür ein reizendes Weib mit einem Kinde im Arme ſtand.

Kaum war Schneider ausgeſtiegen und hatte die Frau und das Kind geküßt, als zwei braunlockige Knaben auf ihn losſprangen und ihn küſſend und an ſeine Rocktaſchen ſich hängend ihn fragten, was er ihnen mitgebracht? Der glückliche Vater konnte ſich ihrer liebenswürdigen Zudringlichkeit kaum erwehren.

Schneider ſtellte ſeiner Gattin den Freund vor, der, von den lebhafteſten Gefühlen bewegt, der Familie ins Wohnzimmer folgte, wo ein frugales Mahl bereit ſtand. Während Schneider

die mitgebrachten Lebkuchen unter seine Kinder vertheilte, begleitete Pfeffer die freundliche Hausfrau, die ihm sein Zimmer anwies. Als er allein war, wischte er sich eine Thräne vom Auge und sagte: „Wie glücklich wäre ich, hätte ich nur einen einzigen Knaben, so lieb und schön wie diese drei! Welche Seligkeit ist der Sorge um das Wohl solcher herrlichen Kinder zu vergleichen?"

Nachdem er sich umgekleidet und so vortheilhaft wie möglich vor dem Spiegel bearbeitet hatte, kehrte er ins Wohnzimmer zurück.

Pfeffer fühlte sich bald in diesem trauten Familienkreise heimisch. Er fand in Carolinen — so hieß seines Freundes Gattin — ein gutes, liebenswürdiges Wesen, eine Gattin, die das höchste Glück in dem Glücke ihres Gatten und ihrer Kinder fand und, obgleich gebildet und geistreich, doch keine Spur von jener lästigen Selbstschätzung hatte, die in jeder Pflichterfüllung nur ein Opfer, wo nicht gar eine Selbstopferung sieht. Die größte Freude gewährten ihm jedoch die Knaben, mit denen er bald auf dem vertrautesten Fuße stand. Er beantwortete ihre drolligen Fragen; er belachte ihre sonderbaren Einfälle und konnte ihnen keinen Wunsch abschlagen. Als Caroline ihm scherzend bemerkte, daß er durch seine Gutmüthigkeit und Nachsicht ihr die Kinder verderbe, sagte er: „Im Gegentheil! Ich verderbe die Kinder nicht; diese machen mich besser, edler, tugendhafter. Durch den Umgang mit der kindlichen Unschuld wird der Erwachsene, an dem so viel von der Unreinheit und Unsitte der Welt hängt, rein und sittlich. Daher werden verderbte Jünglinge oft gut und edel, wenn sie Väter werden. Man sagt," fügte er dann hinzu, „daß alte, gebrechliche Menschen in der Nähe von Kindern erstarken, und schreibt dies den Exhalationen der jugendlich frischen Körper zu. Nun, außer dieser physischen Verjüngung bringen Kinder auch eine sittliche Verjüngung in uns hervor. Wahrlich, wer keine Kinder liebt,

liebt nichts auf Erden und verdient also von Niemand geliebt zu werden."

„Sie würden gewiß ein recht liebenswürdiger Gatte, ein sehr guter Vater geworden sein," bemerkte Caroline.

Die Worte: „geworden sein", verstimmten unsern Freier ein wenig. „Warum geworden sein?" dachte er. „Kann ich's denn nicht noch werden?" — Er bewältigte indessen seine Verstimmung und ließ Carolinen's Bemerkung unerwiedert.

Am Abend, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, setzte sich Caroline ans Clavier. Kaum aber hatte sie einige Male mit geübten Fingern die Tasten überflogen, als ein Mädchen eintrat, das von dem Ehepaar aufs Zärtlichste empfangen wurde.

Die Eintretende wurde unserem Pfeffer als eine Freundin des Hauses vorgestellt. Sie hieß Clara Mohr.

Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, bat Caroline die Freundin, sich ans Clavier zu setzen. Clara ließ sich nicht lange bitten und spielte einige Stücke von Beethoven mit einer solchen Virtuosität und zugleich mit einer solchen Tiefe der Empfindung, daß unser fahrender Heirathe-Candidat ganz außer sich vor Bewunderung gerieth. Hatte er nun Clara's treffliches musikalisches Talent bewundert, so ward ihm bald Gelegenheit, als eine Unterhaltung über Beethoven und über Musik im Allgemeinen sich entspann, ihren scharfen Geist, ihren Witz und ihren feinen Geschmack zu bewundern.

Clara war nicht mehr jung, und man sah es ihr an, daß sie das dreißigste Jahr bereits zurückgelegt; aber außer den deutlichen Spuren ihrer früheren Schönheit besaß sie noch eine eigenthümliche Anmuth und die Gewalt, durch ihre seltenen Geistesgaben zu fesseln. Man bedauerte es immer, wenn sie zu sprechen aufhörte, und zwang sie fast, die Unterhaltung zu beherrschen, da sie in ihrer Bescheidenheit sich gern receptiv verhielt. Es ist daher sehr natürlich, daß Pfeffer mehr denn je an

den Zweck seiner Reise dachte, als die ersten zwei Stunden nach der ersten Bekanntschaft mit Clara vorüber waren. Er empfand auch einen herben Verdruß, als gegen zehn Uhr Clara abgeholt wurde; er hätte sich so gern länger mit ihr unterhalten; er hätte gern gezeigt, daß auch er in Bezug auf Talent und Bildung sich gerade nicht zu schämen habe.

Nachdem Clara sich entfernt, war sein Freund und dessen Gattin ihres Lobes voll. Pfeffer nahm sich wohl in Acht, durch eine lebhafte Beistimmung den Eindruck zu verrathen, den Clara auf ihn hervorgebracht, und freute sich im Stillen, sie morgen Abend wiederzusehen.

Als er, in seinem Zimmer angelangt, sich entkleidete, sagte er: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so erreiche ich dieses Mal meinen Zweck. Clara ist nicht mehr jung genug, um mich alt zu finden, und ich brauche sie in der Ehe nicht erst zu erziehen. Sie könnte mir Gattin und Freundin zugleich sein. Sie hat Geist und Herz, ohne daß beide sich gegenseitig tyranniſiren. Ihr Geist verschwimmt nicht in ihren Gefühlen, und ihre Gefühle werden nicht wie bei so vielen begabten Frauen von ihrem Verstande zerſetzt. Mit einem Worte: Sie ist ein harmonisches Wesen."

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn so sehr, daß die Mitternacht ihn halb entkleidet auf dem Bette sitzend fand. Die herabgebrannte, grell aufflackernde Kerze erinnerte ihn indessen an die Nothwendigkeit, sich zur Ruhe zu legen.

Am nächsten Abend sah er Clara zum zweiten Male und fand sich in seinem Urtheile über sie noch mehr bestärkt. Er suchte und fand bei diesem Wiedersehen die Gelegenheit, auch sein Licht leuchten zu lassen, und er glaubte wahrzunehmen, daß Clara dieses Licht hell genug fand. Harmlos, wie man von allen Seiten war, wurde man in diesem Kreise immer zutraulicher, und Pfeffer hatte das Vergnügen, Clara nach ihrer Wohnung begleiten zu dürfen.

Da man im Laufe dieser Erzählung Pfeffers sanguinisches Temperament hinlänglich kennen gelernt, so wird es weder einem Leser noch einer Leserin sonderlich auffallen, daß er jetzt den Weg zu seiner Ehe mehr als je geebnet glaubte und nur darüber nachdachte, wann, wo und wie er unter vier Augen seine Bewerbung um Clara's Hand einleiten sollte.

Ueber das Wie war er bald mit sich einig. Er arbeitete mit freier Benutzung der bei ähnlicher Gelegenheit ausgearbeiteten Reden eine neue Bewerbungsrede aus, deren Periodenfall viel Anerkennung verdiente; und was das Wo und Wann betrifft, so war ihm das Glück dieses Mal sehr günstig. Als man nämlich an einem der Abende von Kupferstichen sprach und dabei Marc Anton's erwähnte, äußerte Clara, daß in der Mappe ihres Bruders sich mehrere der besten Werke von diesem Meister befänden. Pfeffer fragte, ob es ihm nicht vergönnt werden könnte, einen Blick in diese Mappe zu werfen. Und als Clara erwiederte, daß diesem Wunsche nichts entgegenstände, faßte er ein Herz und sagte ohne Weiteres, daß er sie am folgenden Tage besuchen würde.

Noch niemals schienen einem Sterblichen die Morgenstunden langsamer zu schleichen, als unserem Pfeffer an dem zum Besuche bei Clara bestimmten Tage. Er war den ganzen Morgen so zerstreut, daß es seinem Freunde und dessen Gattin nothwendig auffallen mußte. Jeden Augenblick sah er nach der Uhr und schalt im Innern die Zeit, daß sie von ihren Flügeln keinen besseren Gebrauch machte. Kaum war also drei Uhr vorüber, als er sich auf den Weg machte, den er, um nicht allzu früh zu kommen, durch Umwege verlängerte. Langsam gehend, setzte er noch an einige holprige Stellen seiner Bewerbungsrede die ästhetische Feile an, und so befand er sich erst mit dem vierten Glockenschlage vor der Wohnung Clara's.

Clara empfing ihn mit anmuthiger Zuvorkommenheit. Sie lud ihn ein, sich auf den Divan zu setzen, vor welchem ein

runder Tisch stand, auf dem die bereits erwähnte Mappe lag. Da es aber unserem Freier bei aller seiner heißen Liebe für die Kunst in diesem Augenblicke weder um die Kupferstecherkunst im Allgemeinen, noch um Marc Anton im Besondern zu thun war, so schob er die Mappe ziemlich weit zurück und suchte das Gespräch auf ernste Lebensfragen zu lenken. Clara ging darauf ein, und es gelang dem Heirathscandidaten endlich, auf das Thema der Ehe zu kommen. Er fing mit einem blumenreichen Lob auf die Ehe an und sagte viel schöner und geistreicher, als der Schreiber dieser Erzählung es zu sagen vermag, daß das ächte, das wahre Glück nur an dem Altare der Ehe gefunden werden könne. Als er aber seine eigentliche Bewerbungsrede anfangen wollte, passirte ihm ein Unglück. Er hatte nämlich den Anfang derselben vergessen und konnte ihn, ungeachtet er in allen Winkeln seines Gedächtnisses nachstöberte, nicht finden. An einem halben Dutzend Worte, die sein nachlässiges Gedächtniß verloren, scheiterte seine ganze Beredsamkeit. Der verlorene Anfang lautete: „Es giebt Lagen im menschlichen Leben," und man sollte meinen, daß es gar nicht der Mühe werth gewesen, einen so alltäglichen Satz zu vergessen. Aber dennoch spielte das Gedächtniß unserm Freunde diesen boshaften Streich, und er mußte zu dem meinen Lesern sehr bekannten Sparpfennig seiner Beredsamkeit Zuflucht nehmen. Er begann also, indem er schüchtern auf den Boden sah: „Ich bin des Junggesellenlebens müde. Ich habe ein bescheidenes Vermögen; ich besitze ein Haus, einen kleinen Garten. Ich bin kein Trinker, kein Spieler und fühle mich am wohlsten, wenn ich in meinen vier Pfählen bin. Ziemlich guthmüthig bin ich auch, und — —"

Hier wurde er durch das Geschrei des Papagei's, der im anstoßenden Zimmer war, plötzlich unterbrochen. Als der Papagei schwieg, fing Pfeffer wieder an: „Ziemlich gutmüthig bin ich auch, und so kann ein Weib — —"

Hier unterbrach der Papagei auf eine so widerliche Weise, daß Clara in's andere Zimmer gehen und ein Tuch über den Käfig des geschwätzigen Vogels hängen mußte. Daß während dieser Zeit unser Pfeffer den Papagei und sein ganzes Geschlecht zum Teufel wünschte, versteht sich natürlich von selbst. Nebenbei entschloß er sich auch, vor der Hand den abgerissenen Faden seiner banalen Rede nicht wieder aufzunehmen, es sei denn, daß ihn Clara dazu aufforderte, und so lenkte er nach einigen tadelnden Aeußerungen in Bezug auf den Papagei das Gespräch auf die Kupferstiche und dachte, es würde sich, wenn man den Inhalt der Mappe betrachtete, nach einigen Minuten die Gelegenheit zu einer Unterhaltung über die Ehe gewiß finden.

Die Mappe wurde geöffnet und die Blätter mit ästhetischem Auge geprüft und beurtheilt. Pfeffer wartete mit Ungeduld auf ein Blatt, das eine Liebes- oder Ehescene darstellte, um seine eigene Angelegenheit daran anzuknüpfen. Bei dem Umwenden der Blätter gerieth seine Hand mehrere Male mit der seiner Nachbarin absichtlich in Berührung. Man mochte aber kaum fünf Minuten sich mit den Stichen beschäftigt haben, als unserm Helden das Portrait eines bärtigen Greises in die Hand kam. Das Bild war schlecht lithographirt, und das Original mußte, wenn es nur irgend eine Aehnlichkeit mit dieser Copie gehabt, häßlich genug gewesen sein.

„Der sieht ja aus wie ein Rabbi," bemerkte Pfeffer.

„Er war es auch," erwiederte Clara.

„Wie kommt dieses häßliche Judengesicht unter die schönen Blätter?" fragte Pfeffer.

„Es ist ein Andenken," antwortete Clara.

„Ein Andenken? Doch nicht von dem alten Juden selbst?" fragte Pfeffer lachend.

„Sie scheinen keine sonderliche Vorliebe für die Juden zu haben," bemerkte Clara.

„Wahrhaftig nicht!“ rief Pfeffer. „Ich kenne kein Vorurtheil; aber die Juden waren mir von jeher verhaßt.“

„Dieser Mann,“ sagte Clara, indem sie auf das Bild des Rabbiners wies, „dieser Mann war mein Großvater.“

„Ihr Großvater?“ fragte Pfeffer erschrocken. „So wären Sie — —“

„Jüdin? wollen Sie fragen,“ unterbrach Clara. „Jawohl bin ich Jüdin, fuhr sie lächelnd fort. Und ich glaube trotz der eben von Ihnen vernommenen Aeußerung gewiß nicht dadurch zu verlieren, wenn ich Ihnen sage, daß ich fest, sehr fest an meinem Judenthum hänge; obgleich ich auch nicht das geringste Vorurtheil gegen das Christenthum hege und überzeugt bin, daß es viele Christen giebt, die aufgeklärt genug sind, um mit dem Namen Christ nicht ein unbestreitbares Monopol auf jede Tugend zu verbinden. — Doch betrachten wir die Marc Anton's,“ sagte sie dann freundlich, indem sie ihm einen Stich von jenem Meister überreichte.

Während Clara sprach, hatte sich Pfeffer in Gedanken mehrere Dutzend Ohrfeigen gegeben, und sie konnte trotz der liebenswürdigen Mühe, die sie sich gab, den unglückseligen Bewerber nicht aus seiner Verlegenheit reißen.

Nachdem er noch eine Viertelstunde auf Kohlen gesessen, empfahl er sich mit den allerungeschicktesten Entschuldigungen und ging zerknirscht nach seiner Wohnung.

Der nächste Morgen fand ihn wieder auf der Wanderung.

Sechstes Capitel.

Der nächste Morgen fand ihn wieder auf der Wanderung, aber die Niederlage, die seine Freierhoffnung diesmal erlitten, hatte ihn so sehr aus der Fassung gebracht, daß er in seinem

Entschlusse, nur als Bräutigam oder als Gatte in seine Behausung zurückzukehren, fast wankend wurde.

Seine Hoffnung war aber so elastischer Natur, daß er nach einigen Tagen wieder der alte zuversichtliche Freier war. Geduld überwindet alles, dachte er; und da sie alles überwindet, wird sie am Ende doch noch siegreich aus diesem Bewerbungskampfe hervorgehen.

Er setzte also seine Freiersfüße munter in Bewegung. Aber der Frühling war verschwunden, und der Sommer ging zu Ende, und sein Ranking-Anzug war fast unbrauchbar geworden, und er hatte immer noch kein Weib gefunden. Er fing an, seine Ansprüche zu mäßigen. Er sah nicht mehr auf Jugend, nicht mehr auf Schönheit, nicht mehr auf hohe Bildung und natürliche Liebenswürdigkeit; er suchte ein Herz, das noch einen leeren Winkel für ihn übrig hätte. Aber das Schicksal schlug ihm ein Schnippchen nach dem andern und nöthigte ihn, seine Forderungen immer tiefer herunterzuschrauben. Er wurde so nachsichtig in Bezug auf die Gegenstände seiner Wahl, daß es ihm auf rothe Haare, auf Blatternnarben oder einen sonstigen Fehler gar nicht ankam. Wie arme Leute, die sich nur nach beschädigten Geräthen umsehen, weil für das unbeschädigte ihre Mittel unzulänglich sind, so sah sich jetzt Pfeffer fast nur nach lädirten Frauenzimmern um. Das Kapital seiner Jugend war dahin, und er fing an einzusehen, daß es schon sehr unbescheiden von ihm wäre, wenn er nicht mit der allergrößten Bescheidenheit aufträte. Aber auch die allergrößte Bescheidenheit half ihm nichts mehr. Er hatte die zehn Meilen um seinen Wohnort durchwandert; er hatte nach einem Weibe gesucht wie nach dem Stein der Weisen; er hatte aber nur immer Steine des Anstoßes gefunden, und er nahm endlich wahr, daß ihn auf seiner Fahrt der Zufall immer zum Besten gehabt. Er fing aber auch an einzusehen, daß der Zufall ein Recht hatte, seiner zu spotten; und als er eines Tages in ein Dorf einkehrte und

eine luſtige Hochzeitsmuſik in ſein Ohr drang, als er die junge Braut ſah mit dem Myrtenkranze in den Locken und den jungen ſtämmigen Bräutigam an der Seite ſeiner Braut, faßte er, der fahrende Heirathskandidat, den Entſchluß, ſeinen Heirathsplänen auf immer zu entſagen.

Ich habe, dachte er, im Frühling meiner Tage, wo ich einem Weibe die Friſche der Jugend hätte bieten können, in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit kein Weib geſucht; wie konnte ich hoffen, daß ich jetzt, wo ich bereits einen Theil des kräftigſten Mannesalters durchlebt, ein Weib finden würde, das alles mir bieten ſollte, dem ich aber nichts bieten könnte, als die Launen eines Hageſtolzen?

Mit dem Entſchluſſe, ſein Heirathsproject für immer fallen zu laſſen, faßte er einen zweiten, den er bald darauf ausführte. Er adoptirte nämlich einen elternloſen, talentvollen Knaben, dem er die ſorgfältigſte Liebe widmete, und empfand in der erſtaunenswerthen Entwicklung deſſelben die reinſte, die edelſte Freude. Dieſer Knabe iſt ſpäter ein großer Maler geworden, deſſen Name in unſerm Vaterlande mit Stolz und Bewunderung genannt wird. Mit innigſter Dankbarkeit hängt er an ſeinem Pflegevater Ferdinand Pfeffer, der im Beſitze eines ſolchen Sohnes ſich glücklich fühlt, dieſen aber oft ermahnt, ſo bald als möglich ein Weib heimzuführen und nicht zu warten, bis die roſigen Tage der Jugend dahingeſchwunden. —

Gefährliches Experiment.

I.

Guſtav Fechner hatte ſchon alles Mögliche verſucht, um aus ſeinem Herzen eine Empfindung zu verbannen, die ſeine Ruhe zu zerſtören, ſeinen Frieden zu vernichten, ſeinen ganzen inneren Menſchen aufzuwühlen drohte; eine Empfindung, die er zu einer furchtbaren Leidenſchaft heranwachſen ſah, und die um ſo peinlicher war, als er glaubte, ſie mit allem Aufwand von Geiſt und Schlauheit verbergen zu müſſen. Er lag auf dem Sopha ausgeſtreckt, nachdenkend über ein Mittel gegen ſeine innere heftige Bewegung, als ſeine Gattin eintrat.

„Du liegſt hier wie ein Muſelmann“, begann ſie, „und betrachteſt den Plafond, während ich Deines Rathes ſo ſehr bedarf.“

„In welcher Angelegenheit, mein Kind?“ fragte Guſtav, indem er den Kuß zurückgab, den ſeine Gattin ſo eben auf ſeine Stirne gedrückt hatte.

„In einer Schneiderangelegenheit,“ erwiederte ſie. „Ich will, daß Dein Geſchmack, der zwar ein ſtrenger, aber ein gerechter und weiſer Richter iſt, Recht ſpreche zwiſchen Roſenroth und Perlengrau. Morgen iſt nämlich Kränzchen bei der Frau

von Brunkmann; Du weißt, welche erprobte Kritiker in Toilettenangelegenheiten die Herren ſind, die dort gewöhnlich zuſammentreffen, und ich möchte der Kritik keine gerechte Urſache zur Strenge geben. Alſo rathe, ob ich mich für das roſenrothe oder für das perlengraue Kleid entſcheiden ſoll."

„Meine theure Julie," antwortete Guſtav, indem er ſich in eine heitere Stimmung zwang, „die Wahl macht mir vielleicht noch mehr Qual als Dir. Ich würde ſagen: die Kleider machen Dich nicht, ſondern Du machſt die Kleider ſchöner, wenn dies nicht ein Compliment wäre, deſſen ſich jeder Ladendiener ſeiner Geliebten gegenüber bediente. Und doch weiß ich nichts Beſſeres, nichts Treffenderes zu ſagen."

„Faſt dreizehn Monate verheirathet, und noch immer ſo galant," rief Julie, indem ſie ſich über ihn neigte und mit ihren ſchlanken Fingern ſcherzend durch ſeine Locken fuhr, „wahrlich, Du biſt der ſeltenſte aller Ehemänner."

„Natürlich, da ich ein ſolches Weib beſitze," ſagte Guſtav.

„Ich bin unbeſcheiden genug, dieſe Bemerkung im ſchmeichelhafteſten Sinne des Wortes zu nehmen," erwiederte Julie lächelnd. „Doch ich darf das Allerwichtigſte nicht vergeſſen," ſetzte ſie ſogleich hinzu. „Du wirſt mich doch morgen zur Frau von Brunkmann begleiten?"

„Um guten Abend zu bieten; aber nicht, um den Abend dort zuzubringen," antwortete Guſtav.

„Und warum nicht? Iſt Frau von Brunkmann nicht eine geiſtreiche Frau?"

„Niemand hat mehr Verehrung für ſie als ich."

„Iſt die Geſellſchaft, die ſich dort einfindet, nicht gewählt?"

„Wer könnte das Gegentheil behaupten?"

„In der That, es iſt ein ſehr angenehmer Kreis," ſagte Julie lebhaft. „Bei allem Aufwand von Geiſt iſt man doch harmlos, und die Satyre, der man dort volle Freiheit läßt,

macht von der Freiheit niemals einen ſchlechten Gebrauch. Sie unterhält, aber ſie beleidigt nicht. Morgen Abend wird ſich übrigens Eduard von Helmenbach dort einfinden, der, wie Du weißt, einer der intereſſanteſten liebenswürdigſten jungen Leute in unſerer Stadt iſt. Du kennſt ihn?"

„Nicht genau, doch hinlänglich, um Deinem Urtheile über ihn vollkommen beizuſtimmen," ſagte Guſtav, mit aller Willenskraft ein Gefühl unterdrückend, das ſein Herz in die heftigſte Wallung zu bringen drohte.

„Er iſt ſehr viel gereiſt," fuhr Julie fort, „und ich muß geſtehen, daß mir die Stunden wie Minuten ſchwinden, wenn ich ihn von fremden Ländern erzählen höre. Du ſollteſt den Abend dort zubringen."

„Ich kann nicht," ſagte Guſtav.

„Was hält Dich ab?" fragte ſeine Gattin.

„Die Neugierde des erſten Weibes hat den Tod über uns arme Erdenſöhne gebracht," erwiederte der Gatte ſcherzend.

„Nun, ich will nicht in den Fehler der erſten aller Gattinnen verfallen," ſagte Julie. — „Aber nun gehe ich, ohne eigentlich Deine ernſte Meinung über die Wahl des Kleides vernommen zu haben."

„Wenn ich alles genau überlege," ſagte Guſtav, „ſo bin ich geneigt, zum perlengrauen Kleide zu rathen. Die Farbe iſt einfacher, der Stoff beſſer und feiner, und wenn Du das ſchwarz emaillirte Armband mit dem Brillantſchloß dazu anlegſt, ſo wirſt Du wo möglich noch unwiderſtehlicher ſein."

Mit dieſen Worten drückte er ihr einen Kuß auf die Lippen.

„Dein Urtheil iſt mir Geſetz," ſagte Julie und hüpfte zur Thür hinaus.

Kaum war ſie allein, als ſie ſich auf's Sopha warf und, den Kopf ins Kiſſen drückend, heftig zu weinen begann. Was aber war die Urſache dieſer Thränen? Was bedeutete dieſer

plötzliche Wechsel von faſt ausgelaſſener Heiterkeit zur tiefſten Trauer?

So natürlich auch dieſe Fragen ſind, ſo müſſen wir ſie doch für den Augenblick unbeantwortet laſſen und uns wieder mit Guſtav beſchäftigen, der, ſobald ſeine Gattin ihn verlaſſen, die heitere Maske abwarf und wo möglich in noch tiefere Schwermuth verſank als zuvor.

Er durchmaß eine Weile das Zimmer mit lebhaften Schritten, ſetzte ſich dann an den Schreibtiſch und richtete an ſeinen Vetter folgenden Brief:

„Mein theurer Arthur!

Wie oft hab' ich ſchon die Feder in der Hand gehabt, um an Dich zu ſchreiben; aber ich habe ſie immer wieder verdrießlich weggeworfen, weil ich mich vergebens bemühte, den paſſenden Ausdruck für meine Empfindungen zu treffen. Ach, vom Herzen zur Lippe iſt ſchon ein ſo langer Weg; vom Herzen zur Feder aber giebt es ſo viel Um- und Nebenwege, daß es ſchwer fällt, den rechten Weg zu finden. Heute indeſſen ſoll mich nichts mehr abhalten, mich Dir, wenn auch in abgebrochenen Sätzen, mitzutheilen.

Ich bin jetzt, mein Freund, die Beute einer Leidenſchaft, die ich früher verlacht, vor welcher ich mich ſo ſicher glaubte, daß ich, wie Du weißt, nur immer ſpottend von Denen ſprach, die von ihr beſeſſen waren. Mit einem Wort: ich bin eiferſüchtig. Du wirſt mich fragen, wer den Funken dieſer Leidenſchaft in mein Herz geſchleudert? Ich weiß es nicht, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, daß Juliens Charakter ſich ſeit einiger Zeit merklich verändert hat. Sie, die früher die Häuslichkeit bis zum Uebermaße liebte und nur auf meine inſtändigſten Bitten ſich bewogen fand, die Geſellſchaft mehr aufzuſuchen — ſie iſt jetzt faſt ins Gegentheil verfallen. Sie liebt jetzt den Putz, oder ſpricht wenigſtens häufiger davon. Sie ſieht jetzt viel öfter und, wie ich glaube, mit viel mehr Wohl-

gefallen in den Spiegel, denn sie weiß wohl, daß ihr der Spiegel nur angenehme Wahrheiten sagt. Ihr Geist, der früher allzu bescheiden war und sich gern schüchtern verbarg, ist jetzt, wenn auch nicht gerade herausfordernd, doch muthig genug, auf jeden Zweikampf einzugehen, und wenn sie in Gesellschaft spricht, wird sie von Vielen bewundert, von Manchen beneidet, von Allen mit Interesse betrachtet. Ich würde aber sehr unrecht sein, wenn ich sie auch nur des allergeringsten Verstoßes gegen die weibliche Würde beschuldigte. Sie will gefallen, aber sie geht nicht auf Eroberungen aus; sie will kein Unglück anrichten. Ja, ihre Anmuth ist um so unwiderstehlicher, als Geist und Herz sich bei ihr das Gleichgewicht halten. Du siehst, Julie ist eigentlich erst jetzt, wie ich sie früher haben wollte; aber eben das Bewußtsein, ein solches Weib zu besitzen, erfüllt mich mit der Furcht, es zu verlieren. Sei es nun Scham, oder Eitelkeit, oder Selbstgefühl, kurz, ein gewisses Etwas, dem Du einen beliebigen Namen geben magst, hält mich ab, Julien den Sturm zu verrathen, der in meinem Innern tobt. Um meine Eifersucht nicht merken zu lassen, habe ich die Maske der Gleichgültigkeit vor das Gesicht genommen und ich sinne auf alle nur erdenklichen Mittel, um im Innern meines Weibes dieselbe Leidenschaft zu erregen, die mich zu verzehren droht. Ach, mein theurer Arthur, in welch beklagenswerthen Zustand ist mein Herz gerathen! Und ist eine Krankheit um so gefährlicher, je unbekannter die Mittel gegen dieselbe sind, so wirst Du gestehen müssen, daß ich sehr, sehr krank bin, denn ich weiß in der That nicht, was ich beginnen soll, um mich wieder mit mir selbst in Einklang zu bringen. Könntest Du nicht auf einige Tage zu mir kommen? O wie glücklich würde ich mich schätzen, Dich bei mir zu sehen.

Dein Gustav."

Am folgenden Morgen ging Julie nicht zur Frau von Brunkmann; sie klagte über Kopfschmerzen und wünschte allein

zu sein. Nachdem Gustav das Haus verlassen, schrieb sie folgenden Brief:

„Meine theure Natalie!

Gustav liebt mich nicht. In diesen vier Worten liegt eine Welt voll bittern Schmerzes und nagenden Kummers. Und was meinen Schmerz noch vergrößert, meinen Kummer noch vermehrt, ist meine Ueberzeugung, daß er der Liebe, der heißen innigen Liebe unfähig ist. Ferne sei es von mir, ihn nur im Geringsten anzuklagen. Gustav denkt edel und groß; aber er denkt nur, er fühlt nicht, oder wenigstens nicht wie er sollte, nicht so viel, als ein liebend Weib begehrt. Sein Kopf beherrscht sein Herz. Er versagt mir keinen Wunsch, weil er zu stolz ist, um zu versagen, nicht aber, weil sein Herz zu warm ist, um nicht zu gewähren. Seine Liebkosungen sind mehr conventionell als empfunden. Was mich am meisten unglücklich macht, ist der Gedanke, daß ich ihm gleichgültig bin und daß er zu edelsinnig ist, um diese Gleichgültigkeit anders fühlen zu lassen als durch eine Kälte, die mich desto mehr schmerzt, je mehr er sie zu verbergen strebt.

Du kannst nicht glauben, meine Theuerste, wie sehr ich diesen Mann liebe, wie ich nur in ihm lebe. Er füllt mein Herz so sehr aus, daß in demselben kaum noch eine andere Empfindung als die Liebe für ihn Raum hat. Du weißt, wie still und eingezogen ich früher gelebt. Ich glaubte nun, daß in meiner fast allzu bürgerlichen Bescheidenheit der Grund seiner Kälte läge; denn Gustav liebt die kleinen Verhältnisse nicht. Ich that deshalb meiner innern Neigung Zwang an und besuchte Bälle und Soiréen. Ich strengte meinen Geschmack, ich strengte mein Bischen Geist an, um durch meine Toilette und durch meine Unterhaltung zu glänzen. Aber meine Unterhaltung hat nur den Erfolg, den ich nicht gewünscht, den Erfolg in der Außenwelt. Gustav ist viel kälter als zuvor. Statt eifersüchtig zu sein, freut er sich meiner Siege in der

Gesellschaft und muntert mich durch Geschenke, durch Complimente zu neuen Siegen auf, d. h. zu neuen Niederlagen für mein armes Herz. Ich kann mich jetzt nicht plötzlich der Gesellschaft entziehen, ohne Aufsehen zu erregen, und bin daher verdammt, eine Rolle fortzuspielen, die meinem Innern widerstrebt, die mich vor mir selbst zu erniedrigen anfängt. Ja, so wenig Ursache ich auch zur Eifersucht habe, so kann ich mich doch eines unnennbaren Gefühles nicht erwehren, das der Eifersucht sehr ähnlich ist. Gustav geht oft allein aus und läßt mir volle Freiheit, meine Abende in Gesellschaften zuzubringen. Ich war nun schon oft nahe daran, mich vor ihm auszusprechen; aber ein gewisses Etwas hielt mich immer von diesem Schritte ab; ich glaube, es ist die Furcht, mehr zu erfahren, als ich wünsche. So verwirren und bekämpfen sich tausend Gefühle und Empfindungen in meinem Herzen und gönnen mir keinen Augenblick der Ruhe, des erquickenden Friedens. Um mich von meinen inneren unsäglichen Qualen wenigstens auf einige Zeit zu befreien, weiß ich kein anderes, kein besseres Mittel, als in Deine Arme zu eilen. Schreibe mir also, theuerste Natalie, ob Du mich einige Wochen in Deinem Hause beherbergen willst. Ich werde dann in die Arme meiner besten, meiner liebenswürdigsten Freundin eilen.

Deine Julie."

II.

Gustav und Julie saßen beim Frühstück. Noch niemals hatte der junge Gatte sein Weib schöner und anmuthiger gesehen als jetzt, da sie in dem blendend weißen Morgenanzuge ihm gegenüber saß und ihm den Kaffee einschenkte. Er war so bewegt, daß er die Aufgeregtheit Julien's nicht merkte, deren Hand beim Einschenken zitterte. Gustav hatte so viel auf dem

Herzen; er hatte so viel zu sagen, daß er nicht wußte, auf welche Weise er am besten ein seine Absicht erfüllendes Gespräch einleiten sollte. Endlich begann er:

„Ich werde Dich, meine Theure, auf einige Wochen, vielleicht auf einen Monat, verlassen."

„So?" fragte Julie, indem sie ihn mit jenem forschenden, nur den Frauen eigenthümlichen Blicke ansah.

„Ein Freund hat mich auf seine Jagden eingeladen," fuhr er fort, „und ich kann die Einladung schicklicherweise nicht ablehnen."

„Und warum solltest Du auch?" bemerkte Julie. „Die Bewegung, der Ortswechsel, die frische Luft und die lustige Gesellschaft werden Dich stärken, werden Dich erheitern und zerstreuen."

„Freilich," sagte Gustav; „aber Dich hier allein zurückzulassen, ist doch auch ein Umstand, den ich nicht unberücksichtigt lassen kann."

„Da ich Dich nicht auf die Jagd begleiten kann, so werde ich wohl hierbleiben müssen," sagte Julie. — „Du weißt indessen, daß ich mich zu Hause sehr gut beschäftigen kann. Das Piano, der Zeichenkasten und einige gute Bücher werden mir die paar Wochen Deiner Abwesenheit minder lang werden lassen, und wenn Ton- und Zeichenkunst und Lectüre nicht ausreichen, so werden mir, der Strohwittwe, einige Freundinnen wohl Schutz vor der grausam schleichenden Zeit gewähren."

„Das beruhigt mich. Doch fürchte ich, Du sagst dies nur, um mich nicht eines Vergnügens zu berauben."

„Du traust mir in der That mehr Zartsinn zu, als ich besitze," sagte Julie. „Du weißt, ich habe die Mittel, mich angenehm zu zerstreuen, und wenn auch Deine Abwesenheit nicht ganz zu vergessen, sie doch wenigstens minder drückend zu fühlen."

„Ich weiß aber auch," sagte Gustav bewegt, „daß Frauen

oft aus wahrer Liebe heucheln, und hier iſt der Beweis," fügte er hinzu, indem er, ſeine Frau mit Inbrunſt umarmend, ihr einen Brief überreichte.

„Das iſt der Brief, den ich vor einigen Tagen an Natalie ſchrieb," rief Julie.

„Er iſt heute Morgen unter meiner Adreſſe an mich gelangt," ſagte Guſtav. „Verzeihe, daß ich ihn geleſen. Er hat mir Dein Innerſtes verrathen und macht mich unausſprechlich glücklich."

„Du haſt Dich in mein Geheimniß eingeſchlichen, das war nicht recht," bemerkte Julie.

„Konnte ich widerſtehen?"

„Beruhige Dich!" rief Julie lächelnd. „Ich theile Dein Verbrechen. Hier iſt Dein Brief, den Du vor einigen Tagen an Arthur geſchrieben. Er iſt heute Morgen unter meiner Adreſſe an mich zurückgelangt. Du weißt, Frauen ſind neugierig. Ich habe ihn geleſen und bitte um Verzeihung.

Und mit dieſen Worten ſank ſie in ſeine Arme und bedeckte ihn mit glühenden Küſſen.

„Wir haben uns wieder!" rief Guſtav.

„Um uns nie wieder zu verlieren!" rief Julie.

„Die Freundſchaft hat uns gerettet," ſagte Jener.

„Und die Rettung hätte nicht geiſtvoller, nicht herzvoller ſein können," bemerkte ſeine Gattin.

Während ſie aber unter den innigſten Liebkoſungen ſo ſprachen, wurden ſie durch die Ankunft Arthurs und Nataliens aufs Freudigſte überraſcht.

„Das Experiment iſt alſo vollkommen gelungen, wie ich ſehe!" rief Arthur beim Eintreten.

„Der Einfall macht Euch Ehre!" rief Guſtav, indem er den Freund umarmte.

„Die Ehre gebührt meiner Frau," ſagte Arthur. „Natalie iſt es, die das Mittel erfand, durch die Rückſendung und Ver-

wechslung der Briefe Euch gegenseitig Euer Innerstes zu zeigen und Euch der Liebe, der kummerlosen, der beglückenden Liebe wiederzugeben."

„Das Experiment war doch etwas gewagt!" bemerkte Gustav.

„Nicht so gewagt wie Euer eigenes Experimentiren, das Euch beinahe in unvermeidliches Verderben gestürzt hätte," rief Natalie. „Wir hatten außerdem allen Gefahren vorgebeugt. Hätten sich die Briefe verloren, oder wäre durch irgend einen Zufall deren Wirkung vereitelt worden, so wären wir, Eure aufrichtigen Freunde, ja noch immer da gewesen; denn wie Ihr sehet, sind wir mit den Briefen zu gleicher Zeit abgereist."

Gustav und Julie genossen jetzt des reinsten Glückes, und kein finsterer Dämon drängte sich später auch nur einen Augenblick in den Bund, der mit jedem Tage inniger, unauflöslicher wurde.

Buchdruckerei Brauß, Berlin, Zimmerstraße 96.